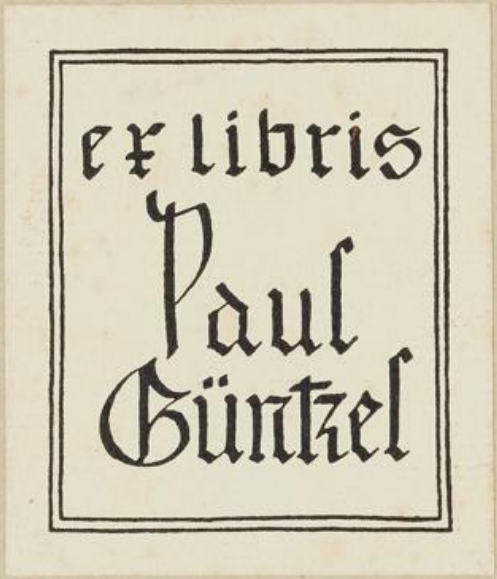

ex libris
Paul
Güntzel

2

Alexan
Basel,
Budap
Chicag
Dorpa
Konsta
handlu
A. Sie
Mailan
Moska
handlu
Odessa,
Aug. D
Pisa,
Wassern
Rom,
D. Bar
F. Bas
Co. —
handlu

Deutsche Rundschau.

Herausgegeben

von

Julius Rodenberg.

Band LXXXI.

DEUTSCHE STAATSBIBLIOTHEK
Theodor Fontane-Archiv

(October — November — December 1894.)

Berlin.
Verlag von Gebrüder Paetel.

Alexandrien, Ernst Gimpel. — **Amsterdam**, Seyffardt'sche Buchhandlung. — **Athen**, Karl Wilberg. — **Basel**, Louis Jenke's Buchhandlung. — **Boston**, Carl Schoenhof. — **Brüssel**, C. Muquardt's Hofbuchhandlung. — **Budapest**, C. Grill's Hofbuchhandlung. — **Buenos-Aires**, L. Jacobsen & Co. — **Bukarest**, Sotschek & Co. — **Chicago**, Kölling & Klappenbach. — **Christiania**, Albert Cammermeyer. — **Cincinnati**, Wilde & Co. — **Dorpat**, Theodor Hoppe. E. J. Karow's Universitäts-Buchhandlung. — **Kapstadt**, A. Braun. — **Konstantinopel**, Lorentz & Keil, Hofbuchhandlung. — **Kopenhagen**, Andr. Fred. Hoest & Sohn, Hofbuchhandlung. Wilh. Prior's Hofbuchhandlung. — **Liverpool**, Scholl & McGee. — **London**, Dulau & Co. D. Nutt. A. Siegle. Trübner & Co. Williams & Norgate. — **Luzern**, Doleschal's Buchhandlung. — **Lyon**, H. Georg. — **Mailand**, Ulrico Hoepli, Hofbuchhandlung. — **Mitau**, Fr. Lucas. — **Montevideo**, L. Jacobsen & Co. — **Moskau**, J. Deubner. Alexander Lang. Sutthoff'sche Buchhandlung. — **Neapel**, Heinrich Detken, Hofbuchhandlung. F. Furchheim. — **New-York**, Gustav E. Stechert. E. Steiger & Co. B. Westermann & Co. — **Odessa**, Emil Berndt's Buchhandlung. — **Paris**, G. Fischbacher. Haar & Steinert. F. Vieweg. — **Petersburg**, Aug. Deubner. Carl Ricker. H. Schmitzdorff's Hofbuchhandlung. — **Philadelphia**, E. Schaefer & Koradi. — **Pisa**, Ulrico Hoepli's Filiale. — **Porto-Alegre**, A. Mazeron. — **Reval**, Kluge & Ströhm. Ferdinand Wassermann. — **Riga**, J. Deubner. N. Kymmel's Buchhandlung. — **Rio de Janeiro**, Laemmert & Co. — **Rom**, Loescher & Co., Hofbuchhandlung. — **Rotterdam**, W. J. van Hengel. — **San Francisco**, Fr. Wilh. & D. Barkhaus. — **Santiago**, C. Brandt. — **Stockholm**, Samson & Wallin. — **Tanunda** (Süd-Australien), F. Basedow. — **Tiflis**, G. Baerenstamm Wwe. — **Valparaiso**, C. F. Niemeyer. — **Warschau**, E. Wende & Co. — **Wien**, Wilhelm Braumüller & Sohn, Hof- & Universitäts-Buchhandlung. Wilhelm Frick, Hofbuchhandlung. Manz'sche k. k. Hofverlags- & Universitäts-Buchhandlung. — **Yokohama**, H. Ahrens & Co. Nachf. — **Zürich**, C. M. Ebell. Meyer & Zeller. Orell Füßli & Co. Sortiment (Albert Müller).

Hf 58/7249 = 1

Nur
Lesesaal-Benutzung

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrechte vorbehalten.

Deutsche Staatsbibliothek
Theodor-Fontane-Archiv

Brandenburgische
Landes- u. Hochschulbibliothek
Potsdam

1958: 7249
[aut. 2.-]

Inhalts-Verzeichniß

zum

Einundachtzigsten Bande (October — December 1894).

		Seite
I.	Effi Briest. Roman von **Theodor Fontane.** I./VI. . .	1
II.	Villa Gloria. Sonette von C. Pascarella. Deutsch von **Paul Heyse**	33
III.	Das römische Heer. Bruchstück aus einer „Geschichte des Unterganges der antiken Welt". Von **Otto Seeck**	48
IV.	Pflanzenleben im Wasser. Von **M. Büsgen**	66
V.	Wer ist musikalisch? Nachgelassene Schrift von **Theodor Billroth**	79
VI.	Afrikanische Eindrücke. Von **Paul Reichard**	107
VII.	Briefe von Ernst Moritz Arndt aus dem Frankfurter Parlament. Mitgetheilt von **Carl Georg Brandis** . . .	117
VIII.	Hermann von Helmholtz	129
IX.	Notizen über Korea	132
X.	Wirthschafts- und finanzpolitische Rundschau . .	136
XI.	Politische Rundschau	145
XII.	Gabriel Monod über Renan, Taine und Michelet. Von **L. Bamberger**	151
XIII.	Literarische Notizen	157
XIV.	Literarische Neuigkeiten	160
XV.	Effi Briest. Roman von **Theodor Fontane.** VII./XI. . .	161
XVI.	Die Reform der preußischen Agrarverfassung und die Berliner Conferenz. Von **A. von Miaskowski** . .	192
XVII.	Erinnerungen an August Mariette. Von **Heinrich Brugsch**	223
XVIII.	Hans Sachs. Ein Gedenkblatt. Von **Erich Schmidt** . .	233
XIX.	Ostasiatische Probleme. Von **M. von Brandt** . . .	241
XX.	Zum zehnten November. „Schiller's Todtenfeyer". Ein dramatischer Entwurf Goethe's. Von **Bernhard Suphan** . .	274
XXI.	Aus den Tagebüchern Theodor von Bernhardi's. Nach dem Tode König Frederik's VII. von Dänemark	294

(Fortsetzung umstehend.)

Seite

XXII. Das Kunstgewerbe auf der Berliner Kunstausstellung. Von **Julius Lessing** 303
XXIII. Politische Rundschau 308
XXIV. Hehn's Culturpflanzen und Hausthiere. Von **L. Friedlaender** 314
XXV. Frau von Bronsart und Bayreuth 317
XXVI. Literarische Notizen 318
XXVII. Literarische Neuigkeiten 320
XXVIII. Effi Briest. Roman von **Theodor Fontane.** XII./XVII. . 321
XXIX. Die Nordlandreise des deutschen Kaiserpaares im Jahre 1894. Von **Paul Güßfeldt** 355
XXX. Ueber Neo-Vitalismus. Rede zur Feier des Leibnizischen Jahrestages in der Akademie der Wissenschaften in Berlin am 28. Juni 1894 gehalten von **E. du Bois-Reymond** 384
XXXI. Das vorarmenische Reich von Van. Von **C. F. Lehmann** 402
XXXII. Ada Negri.
1. Von **Paul Heyse** 419
2. Von **Herman Grimm** 434
XXXIII. Die Berliner Theater von **Carl Frenzel** 437
XXXIV. Der Bierboycott in Berlin. Von **Friedrich Goldschmidt** 448
XXXV. Notizen über Madagaskar 455
XXXVI. Alexander III. 459
XXXVII. Politische Rundschau 461
XXXVIII. Franz Nissel. Von **Moritz Necker** 467
XXXIX. Mrs. Humphry Ward's neuer Roman. Von **Lady Blennerhassett** 472
XL. Berichtigung von Professor Dr. **W. Preyer** 474
XLI. Literarische Notizen 475
XLII. Literarische Neuigkeiten 479

Effi Briest.

Roman

von

Theodor Fontane.

Erstes Capitel.

In Front des schon seit Kurfürst George Wilhelm von der Familie von Briest bewohnten Herrenhauses zu Hohen-Cremmen fiel heller Sonnenschein auf die mittagsstille Dorfstraße, während nach der Park- und Gartenseite hin ein rechtwinklig angebauter Seitenflügel einen breiten Schatten erst auf einen weiß und grün quadrirten Fliesengang und dann über diesen hinaus auf ein großes, in seiner Mitte mit einer Sonnenuhr und an seinem Rande mit Canna indica und Rhabarberstauden besetztes Rondeel warf. Einige zwanzig Schritte weiter, in Richtung und Lage genau dem Seitenflügel entsprechend, lief eine, ganz in kleinblättrigem Epheu stehende, nur an einer Stelle von einer kleinen weiß gestrichenen Eisenthür unterbrochene Kirchhofsmauer, hinter der der Hohen-Cremmener Schindelthurm mit seinem blitzenden, weil neuerdings erst wieder vergoldeten Wetterhahn aufragte. Fronthaus, Seitenflügel und Kirchhofsmauer bildeten ein einen kleinen Ziergarten umschließendes Hufeisen, an dessen offener Seite man eines Teiches mit Wassersteg und angeketteltem Boot und dicht daneben einer Schaukel gewahr wurde, deren horizontal gelegtes Brett zu Häupten und Füßen an je zwei Stricken hing — die Pfosten der Balkenlage schon etwas schief stehend. Zwischen Teich und Rondeel aber und die Schaukel halb versteckend standen ein paar mächtige alte Platanen.

Auch die Front des Herrenhauses — eine mit Aloekübeln und ein paar Gartenstühlen besetzte Rampe — gewährte bei bewölktem Himmel einen angenehmen und zugleich allerlei Zerstreuung bietenden Aufenthalt; an Tagen aber, wo die Sonne niederbrannte, wurde die Gartenseite ganz entschieden bevorzugt, besonders von Frau und Tochter des Hauses, die denn auch heute wieder auf dem im vollen Schatten liegenden Fliesengange saßen, in ihrem Rücken ein paar offene, von wildem Wein umrankte Fenster, neben sich eine vorspringende kleine Treppe, deren vier Steinstufen vom Garten aus in das

Hochparterre des Seitenflügels hinaufführten. Beide, Mutter und Tochter, waren fleißig bei der Arbeit, die der Herstellung eines aus Einzelquadraten zusammenzusetzenden Altarteppichs galt; ungezählte Wollsträhnen und Seidendocken lagen auf einem großen, runden Tisch bunt durcheinander, dazwischen, noch vom Lunch her, ein paar Dessertteller und eine mit großen, schönen Stachelbeeren gefüllte Majolikaschale. Rasch und sicher ging die Wollnadel der Damen hin und her, aber während die Mutter kein Auge von der Arbeit ließ, legte die Tochter, die den Rufnamen Effi führte, von Zeit zu Zeit die Nadel nieder und erhob sich, um unter allerlei kunstgerechten Beugungen und Streckungen den ganzen Cursus der Heil- und Zimmergymnastik durchzumachen. Es war ersichtlich, daß sie sich diesen absichtlich ein wenig ins Komische gezogenen Uebungen mit ganz besonderer Liebe hingab, und wenn sie dann so dastand und langsam die Arme hebend, die Handflächen hoch über dem Kopf zusammenlegte, so sah auch wohl die Mama von ihrer Handarbeit auf, aber immer nur flüchtig und verstohlen, weil sie nicht zeigen wollte, wie entzückend sie ihr eigenes Kind finde, zu welcher Regung mütterlichen Stolzes sie vollberechtigt war. Effi trug ein blau und weiß gestreiftes, halb kittelartiges Leinwandkleid, dem erst ein fest zusammengezogener, broncefarbener Ledergürtel die Taille gab; der Hals war frei, und über Schulter und Nacken fiel ein breiter Matrosenkragen. In Allem, was sie that, paarte sich Uebermuth und Grazie, während ihre lachenden braunen Augen eine große, natürliche Klugheit und viel Lebenslust und Herzensgüte verriethen. Man nannte sie die „Kleine", was sie sich nur gefallen lassen mußte, weil die schöne, schlanke Mama noch um eine Hand breit höher war.

Eben hatte sich Effi wieder erhoben, um abwechselnd nach links und rechts ihre turnerischen Drehungen zu machen, als die von ihrer Stickerei gerade wieder aufblickende Mama ihr zurief: „Effi, eigentlich hättest Du doch wohl Kunstreiterin werden müssen. Immer am Trapez, immer Tochter der Luft. Ich glaube beinah, daß Du so 'was möchtest."

„Vielleicht, Mama. Aber wenn es so wäre, wer wäre schuld? Von wem hab' ich es? Doch nur von Dir. Oder meinst Du von Papa? Da mußt Du nun selber lachen. Und dann, warum steckst Du mich in diesen Hänger, in diesen Jungenskittel? Mitunter denk' ich, ich komme noch wieder in kurze Kleider. Und wenn ich die erst wieder habe, dann knix' ich auch wieder wie ein Backfisch, und wenn dann die Rathenower herüber kommen, setze ich mich auf Oberst Goetze's Schoß und reite hopp, hopp. Warum auch nicht? Dreiviertel ist er Onkel und nur ein Viertel Courmacher. Du bist schuld. Warum kriege ich keine Staatskleider? Warum machst Du keine Dame aus mir?"

„Möchtest Du's?"

„Nein." Und dabei lief sie auf die Mama zu und umarmte sie stürmisch und küßte sie.

„Nicht so wild, Effi, nicht so leidenschaftlich. Ich beunruhige mich immer, wenn ich Dich so sehe . . ." Und die Mama schien ernstlich willens, in Aeußerung ihrer Sorgen und Aengste fortzufahren. Aber sie kam nicht weit

damit, weil in eben diesem Augenblicke drei junge Mädchen aus der kleinen, in der Kirchhofsmauer angebrachten Eisenthür in den Garten eintraten und einen Kiesweg entlang auf das Rondeel und die Sonnenuhr zuschritten. Alle Drei grüßten mit ihren Sonnenschirmen zu Effi herüber und eilten dann auf Frau von Briest zu, um dieser die Hand zu küssen. Diese that rasch ein paar Fragen und lud dann die Mädchen ein, ihnen oder doch wenigstens Effi auf eine halbe Stunde Gesellschaft zu leisten, „ich habe ohnehin noch zu thun, und junges Volk ist am liebsten unter sich. Gehabt Euch wohl." Und dabei stieg sie die vom Garten in den Seitenflügel führende Steintreppe hinauf.

Und da war nun die Jugend wirklich allein.

Zwei der jungen Mädchen — kleine, rundliche Persönchen, zu deren krausem, rothblondem Haar ihre Sommersprossen und ihre gute Laune ganz vorzüglich paßten — waren Töchter des auf Hansa, Skandinavien und Fritz Reuter eingeschworenen Cantors Jahnke, der denn auch, unter Anlehnung an seinen mecklenburgischen Landsmann und Lieblingsdichter und nach dem Vorbilde von Minig und Lining, seinen eigenen Zwillingen die Namen Bertha und Hertha gegeben hatte. Die dritte junge Dame war Hulda Niemeyer, Pastor Niemeyer's einziges Kind; sie war damenhafter als die beiden anderen, dafür aber langweilig und eingebildet, eine lymphatische Blondine, mit etwas vorspringenden, blöden Augen, die trotzdem beständig nach 'was zu suchen schienen, weshalb denn auch Klitzing von den Husaren gesagt hatte: „Sieht sie nicht aus, als erwarte sie jeden Augenblick den Engel Gabriel?" Effi fand, daß der etwas kritische Klitzing nur zu sehr recht habe, vermied es aber trotzdem, einen Unterschied zwischen den drei Freundinnen zu machen. Am wenigsten war ihr in diesem Augenblicke danach zu Sinn, und während sie die Arme auf den Tisch stemmte, sagte sie: „Diese langweilige Stickerei. Gott sei Dank, daß Ihr da seid."

„Aber Deine Mama haben wir vertrieben," sagte Hulda.

„Nicht doch. Wie sie Euch schon sagte, sie wäre doch gegangen; sie erwartet nämlich Besuch, einen alten Freund aus ihren Mädchentagen her, von dem ich Euch nachher erzählen muß, eine Liebesgeschichte mit Held und Heldin, und zuletzt mit Entsagung. Ihr werdet Augen machen und Euch wundern. Uebrigens habe ich Mamas alten Freund schon drüben in Schwantikow gesehen; er ist Landrath, gute Figur und sehr männlich."

„Das ist die Hauptsache," sagte Hertha.

„Freilich ist das die Hauptsache, ‚Weiber weiblich, Männer männlich' — das ist, wie Ihr wißt, einer von Papas Lieblingssätzen. Und nun helft mir erst Ordnung schaffen auf dem Tisch hier, sonst gibt es wieder eine Strafpredigt."

Im Nu waren die Docken in den Korb gepackt, und als Alle wieder saßen, sagte Hulda: „Nun aber, Effi, nun ist es Zeit, nun die Liebesgeschichte mit Entsagung. Oder ist es nicht so schlimm?"

„Eine Geschichte mit Entsagung ist nie schlimm. Aber ehe Hertha nicht von den Stachelbeeren genommen, eh' kann ich nicht anfangen — sie läßt ja kein Auge davon. Uebrigens nimm so viel Du willst, wir können ja hinterher neue pflücken; nur wirf die Schalen weit weg oder noch besser, lege

sie hier auf die Zeitungsbeilage, wir machen dann eine Tüte daraus und schaffen Alles bei Seite. Mama kann es nicht leiden, wenn die Schlusen so überall umher liegen, und sagt immer, man könne dabei ausgleiten und ein Bein brechen."

„Glaub' ich nicht," sagte Hertha, während sie den Stachelbeeren fleißig zusprach.

„Ich auch nicht," bestätigte Effi. „Denkt doch 'mal nach, ich falle jeden Tag wenigstens zwei-, dreimal, und noch ist mir nichts gebrochen. Was ein richtiges Bein ist, das bricht nicht so leicht, meines gewiß nicht und Deins auch nicht, Hertha. Was meinst Du, Hulda?"

„Man soll sein Schicksal nicht versuchen; Hochmuth kommt vor dem Fall."

„Immer Gouvernante; Du bist doch die geborne alte Jungfer."

„Und hoffe mich doch noch zu verheirathen. Und vielleicht eher als Du."

„Meinetwegen. Denkst Du, daß ich darauf warte? Das fehlte noch. Uebrigens, ich kriege schon einen, und vielleicht bald. Da ist mir nicht bange. Neulich erst hat mir der kleine Ventivegni von drüben gesagt: Fräulein Effi, was gilt die Wette, wir sind hier noch in diesem Jahre zu Polterabend und Hochzeit."

„Und was sagtest Du da?"

„Wohl möglich," sagt' ich, „wohl möglich; Hulda ist die älteste und kann sich jeden Tag verheirathen." Aber er wollte davon nichts wissen und sagte: „Nein, bei einer anderen jungen Dame, die gerade so brünett ist, wie Fräulein Hulda blond ist." Und dabei sah er mich ganz ernsthaft an . . . „Aber ich komme vom Hundertsten aufs Tausendste und vergesse die Geschichte."

„Ja, Du brichst immer wieder ab; am Ende willst Du nicht."

„O, ich will schon, aber freilich, ich breche immer wieder ab, weil es Alles ein bißchen sonderbar ist, ja, beinah' romantisch."

„Aber Du sagtest doch, er sei Landrath."

„Allerdings Landrath. Und er heißt Geert von Innstetten, Baron von Innstetten."

Alle Drei lachten.

„Warum lacht Ihr?" sagte Effi piquirt. „Was soll das heißen?"

„Ach, Effi, wir wollen Dich ja nicht beleidigen, und auch den Baron nicht. Innstetten sagtest Du? Und Geert? So heißt doch hier kein Mensch. Freilich, die adligen Namen haben oft so 'was Komisches."

„Ja, meine Liebe, das haben sie. Dafür sind es eben Adlige. Die dürfen sich das gönnen, und je weiter zurück, ich meine der Zeit nach, desto mehr dürfen sie sich's gönnen. Aber davon versteht Ihr nichts, was Ihr mir nicht übel nehmen dürft. Wir bleiben doch gute Freunde. Geert von Innstetten also und Baron. Er ist gerade so alt wie Mama, auf den Tag."

„Und wie alt ist denn eigentlich Deine Mama?"

„Achtunddreißig."

„Ein schönes Alter."

„Ist es auch, namentlich wenn man noch so aussieht wie die Mama. Sie ist doch eigentlich eine schöne Frau, findet Ihr nicht auch? Und wie sie

Alles so weg hat, immer so sicher und dabei so fein und nie unpassend wie Papa. Wenn ich ein junger Lieutnant wäre, so würd' ich mich in die Mama verlieben."

„Aber Effi, wie kannst Du nur so 'was sagen," sagte Hulda. „Das ist ja gegen das vierte Gebot."

„Unsinn. Wie kann das gegen das vierte Gebot sein? Ich glaube, Mama würde sich freuen, wenn sie wüßte, daß ich so was gesagt habe."

„Kann schon sein," unterbrach hier Hertha. „Aber nun endlich die Geschichte."

„Nun, gieb Dich zufrieden, ich fange schon an . . . Also Baron Innstetten! Als er noch keine Zwanzig war, stand er drüben bei den Rathenowern und verkehrte viel auf den Gütern hier herum, und am liebsten war er in Schwantikow drüben bei meinem Großvater Belling. Natürlich war es nicht des Großvaters wegen, daß er so oft drüben war, und wenn die Mama davon erzählt, so kann Jeder leicht sehen, um wen es eigentlich war. Und ich glaube, es war auch gegenseitig."

„Und wie kam es nachher?"

„Nun, es kam, wie's kommen mußte, wie's immer kommt. Er war ja noch viel zu jung, und als mein Papa sich einfand, der schon Ritterschaftsrath war und Hohen-Cremmen hatte, da war kein langes Besinnen mehr, und sie nahm ihn und wurde Frau von Briest . . . Und das Andere, was sonst noch kam, nun, das wißt Ihr . . . das Andere bin ich."

„Ja, das Andere bist Du, Effi," sagte Bertha. „Gott sei Dank; wir hätten Dich nicht, wenn es anders gekommen wäre. Und nun sage, was that Innstetten, was wurde aus ihm? Das Leben hat er sich nicht genommen, sonst könntet Ihr ihn heute nicht erwarten."

„Nein, das Leben hat er sich nicht genommen. Aber ein bißchen war es doch so 'was."

„Hat er einen Versuch gemacht?"

„Auch das nicht. Aber er mochte doch nicht länger hier in der Nähe bleiben, und das ganze Soldatenleben überhaupt muß ihm damals wie verleidet gewesen sein. Es war ja auch Friedenszeit. Kurz und gut, er nahm den Abschied und fing an, Juristerei zu studieren, wie Papa sagt, mit einem „wahren Biereifer"; nur als der siebziger Krieg kam, trat er wieder ein, aber bei den Perlebergern statt bei seinem alten Regiment, und hat auch das Kreuz. Natürlich, denn er ist sehr schneidig. Und gleich nach dem Kriege saß er wieder bei seinen Acten, und es heißt, Bismarck halte große Stücke von ihm und auch der Kaiser, und so kam es denn, daß er Landrath wurde, Landrath im Kessiner Kreise."

„Was ist Kessin? Ich kenne hier kein Kessin."

„Nein, hier in unserer Gegend liegt es auch nicht; es liegt eine hübsche Strecke von hier fort, in Pommern, in Hinterpommern sogar, was aber nichts sagen will, weil es ein Badeort ist (Alles da herum ist Badeort) und die Ferienreise, die Baron Innstetten jetzt macht, ist eigentlich eine Vetternreise, oder doch etwas Aehnliches. Er will hier alte Freundschaft und Verwandtschaft wiedersehen."

„Hat er denn hier Verwandte?"

„Ja und nein, wie man's nehmen will. Innstetten's gibt es hier nicht, gibt es, glaub' ich, überhaupt nicht mehr. Aber er hat hier entfernte Vettern von der Mutter Seite her, und vor Allem hat er wohl Schwantikow und das Belling'sche Haus wiedersehen wollen, an das ihn so viel Erinnerungen knüpfen. Da war er denn vorgestern drüben, und heute will er hier in Hohen-Cremmen sein."

„Und was sagt Dein Vater dazu?"

„Gar nichts. Der ist nicht so. Und dann kennt er ja doch die Mama. Er neckt sie bloß."

In diesem Augenblicke schlug es Mittag, und ehe es noch ausgeschlagen, erschien Wilke, das alte Briest'sche Haus- und Familienfactotum, um an Fräulein Effi zu bestellen: „Die gnädige Frau ließe bitten, daß das gnädige Fräulein zu rechter Zeit auch Toilette mache; gleich nach Eins würde der Herr Baron wohl vorfahren." Und während Wilke dies noch vermeldete, begann er auch schon auf dem Arbeitstisch der Damen abzuräumen und griff dabei zunächst nach dem Zeitungsblatt, auf dem die Stachelbeerschalen lagen.

„Nein, Wilke, nicht so; das mit den Schlusen, das ist unsere Sache . . . Hertha, Du mußt nun die Düte machen und einen Stein hinein thun, daß Alles besser versinken kann. Und dann wollen wir in einem langen Trauerzug aufbrechen und die Düte auf offener See begraben."

Wilke schmunzelte. „Is doch ein Daus, unser Fräulein," so etwa gingen seine Gedanken; Effi aber, während sie die Tüte mitten auf die rasch zusammengeraffte Tischdecke legte, sagte: „Nun fassen wir alle Vier an, jeder an einem Zipfel, und singen 'was Trauriges."

„Ja, das sagst Du wohl, Effi. Aber was sollen wir denn singen?"

„Irgend 'was; es ist ganz gleich, es muß nur einen Reim auf ‚u' haben; ‚u' ist immer Trauervocal. Also singen wir:

Fluth, Fluth
Mach' Alles wieder gut . . ."

und während Effi diese Litanei feierlich anstimmte, setzten sich alle Vier auf den Steg hin in Bewegung, stiegen in das dort angekettelte Boot und ließen von diesem aus die mit einem Kiesel beschwerte Tüte langsam in den Teich niedergleiten.

„Hertha, nun ist Deine Schuld versenkt," sagte Effi, „wobei mir übrigens einfällt, so vom Boot aus sollen früher auch arme unglückliche Frauen versenkt worden sein, natürlich wegen Untreue."

„Aber doch nicht hier."

„Nein, nicht hier," lachte Effi, „hier kommt so 'was nicht vor. Aber in Constantinopel, und Du mußt ja, wie mir eben einfällt, auch davon wissen, so gut wie ich, Du bist ja mit dabei gewesen, als uns Candidat Holzapfel in der Geographiestunde davon erzählte."

„Ja," sagte Hulda, „der erzählte immer so 'was. Aber so 'was vergißt man doch wieder."

„Ich nicht. Ich behalte so 'was."

Zweites Capitel.

Sie sprachen noch eine Weile so weiter, wobei sie sich ihrer gemeinschaftlichen Schulstunden und einer ganzen Reihe Holzapfel'scher Unpassendheiten mit Empörung und Behagen erinnerten. Ja, man konnte sich nicht genug thun damit, bis Hulda mit einem Male sagte: „Nun aber ist es höchste Zeit, Effi; Du siehst ja aus, ja, wie sag' ich nur, Du siehst ja aus, wie wenn Du vom Kirschenpflücken kämst, Alles zerknittert und zerknautscht; das Leinenzeug macht immer so viele Falten, und der große, weiße Klappkragen ... ja, wahrhaftig, jetzt hab' ich es, Du siehst aus wie ein Schiffsjunge."

„Midshipman, wenn ich bitten darf. Etwas muß ich doch von meinem Adel haben. Uebrigens Midshipman oder Schiffsjunge, Papa hat mir erst neulich wieder einen Mastbaum versprochen, hier dicht neben der Schaukel, mit Raaen und einer Strickleiter. Wahrhaftig, das sollte mir gefallen, und den Wimpel oben selbst anzumachen, das ließ' ich mir nicht nehmen. Und Du, Hulda, Du kämst dann von der anderen Seite her herauf, und oben in der Luft wollten wir Hurrah rufen und uns einen Kuß geben. Alle Wetter, das sollte schmecken."

„‚Alle Wetter ...' wie das nun wieder klingt ... Du sprichst wirklich wie ein Midshipman. Ich werde mich aber hüten, Dir nachzuklettern, ich bin nicht so waghalsig. Jahnke hat ganz recht, wenn er immer sagt, Du hättest zu viel von dem Belling'schen in Dir, von Deiner Mama her. Ich bin bloß ein Pastorskind."

„Ach, geh' mir. Stille Wasser sind tief. Weißt Du noch, wie Du damals, als Vetter Briest als Cadett hier war, aber doch schon groß genug, wie Du damals auf dem Scheunendach entlang rutschtest. Und warum? Nun, ich will es nicht verrathen. Aber kommt, wir wollen uns schaukeln, auf jeder Seite Zwei; reißen wird es ja wohl nicht, oder wenn Ihr nicht Lust habt, denn ihr macht wieder lange Gesichter, dann wollen wir Anschlag spielen. Eine Viertelstunde hab' ich noch. Ich mag noch nicht hinein gehen, und Alles bloß, um einem Landrath guten Tag zu sagen, noch dazu einem Landrath aus Hinterpommern. Aeltlich ist er auch, er könnte ja beinah' mein Vater sein, und wenn er wirklich in einer Seestadt wohnt, Kessin soll ja so 'was sein, nun, da muß ich ihm in diesem Matrosencostüm eigentlich am besten gefallen und muß ihm beinah' wie eine große Aufmerksamkeit vorkommen. Fürsten, wenn sie wen empfangen, so viel weiß ich von meinem Papa her, legen auch immer die Uniform aus der Gegend des Anderen an. Also nur nicht ängstlich ... rasch, rasch, ich fliege aus und neben der Bank hier ist frei."

Hulda wollte noch ein paar Einschränkungen machen, aber Effi war schon den nächsten Kiesweg hinauf, links hin, rechts hin, bis sie mit einem Male verschwunden war. „Effi, das gilt nicht; wo bist Du? Wir spielen nicht Versteck, wir spielen Anschlag," unter diesen und ähnlichen Vorwürfen eilten die Freundinnen ihr nach, weit über das Rondeel und die beiden seitwärts stehenden Platanen hinaus, bis die Verschwundene mit einem Male aus ihrem

Verstecke hervorbrach und mühelos, weil sie schon im Rücken ihrer Verfolger war, mit „eins, zwei, drei“ den Freiplatz neben der Bank erreichte.

„Wo warst Du?“

„Hinter den Rhabarberstauden; die haben so große Blätter, noch größer als ein Feigenblatt . . .“

„Pfui . . .“

„Nein, pfui für Euch, weil Ihr verspielt habt. Hulda, mit ihren großen Augen, sah wieder nichts, immer ungeschickt.“ Und dabei flog sie von Neuem, über das Rondeel hin, auf den Teich zu, vielleicht weil sie vor hatte, sich erst hinter einer dort aufwachsenden dichten Haselnußhecke zu verstecken, um dann, von dieser aus, mit einem weiten Umweg um Kirchhof und Fronthaus, wieder bis an den Seitenflügel und seinen Freiplatz zu kommen. Alles war gut berechnet; aber freilich, ehe sie noch halb um den Teich herum war, hörte sie schon vom Hause her ihren Namen rufen, und sah, während sie sich umwandte, die Mama, die, von der Steintreppe her, mit ihrem Taschentuche winkte. Noch einen Augenblick, und Effi stand vor ihr.

„Nun bist Du doch noch in Deinem Kittel, und der Besuch ist da. Nie hältst Du Zeit.“

„Ich halte schon Zeit, aber der Besuch hat nicht Zeit gehalten. Es ist noch nicht Eins; noch lange nicht,“ und sich nach den Zwillingen hin umwendend (Hulda war noch weiter zurück) rief sie diesen zu: „Spielt nur weiter; ich bin gleich wieder da.“

* * *

Schon im nächsten Augenblicke trat Effi mit der Mama in den großen Gartensaal, der fast den ganzen Raum des Seitenflügels füllte.

„Mama, Du darfst mich nicht schelten. Es ist wirklich erst halb. Warum kommt er so früh? Cavaliere kommen nicht zu spät, aber noch weniger zu früh.“

Frau von Briest war in sichtlicher Verlegenheit; Effi aber schmiegte sich liebkosend an sie und sagte: „Verzeih', ich will mich nun eilen; Du weißt, ich kann auch rasch sein, und in fünf Minuten ist Aschenputtel in eine Prinzessin verwandelt. So lange kann er warten oder mit dem Papa plaudern.“

Und der Mama zunickend, wollte sie leichten Fußes eine kleine eiserne Stiege hinauf, die aus dem Saal in den Oberstock hinauf führte. Frau von Briest aber, die unter Umständen auch unconventionell sein konnte, hielt plötzlich die schon forteilende Effi zurück, warf einen Blick auf das jugendlich reizende Geschöpf, das, noch erhitzt von der Aufregung des Spiels, wie ein Bild frischesten Lebens vor ihr stand, und sagte beinahe vertraulich: „Es ist am Ende das Beste, Du bleibst wie Du bist. Ja, bleibe so. Du siehst gerade sehr gut aus. Und wenn es auch nicht wäre, Du siehst so unvorbereitet aus, so gar nicht zurecht gemacht, und darauf kommt es in diesem Augenblicke an. Ich muß Dir nämlich sagen, meine süße Effi . . .“ und sie nahm ihres Kindes beide Hände . . . „ich muß Dir nämlich sagen . . .“

„Aber Mama, was hast Du nur? Mir wird ja ganz Angst und bange.“

„. . . Ich muß Dir nämlich sagen, Effi, daß Baron Innstetten eben um Deine Hand angehalten hat."

„Um meine Hand angehalten? Und im Ernst?"

„Es ist keine Sache, um einen Scherz daraus zu machen. Du hast ihn vorgestern gesehen, und ich glaube, er hat Dir auch gut gefallen. Er ist freilich älter als Du, was Alles in Allem ein Glück ist, dazu ein Mann von Charakter, von Stellung und guten Sitten, und wenn Du nicht ‚Nein' sagst, was ich mir von meiner klugen Effi kaum denken kann, so stehst Du mit zwanzig Jahren da, wo Andere mit vierzig stehen. Du wirst Deine Mama weit überholen."

Effi schwieg und suchte nach einer Antwort. Aber ehe sie diese finden konnte, hörte sie schon des Vaters Stimme von dem angrenzenden, noch im Fronthause gelegenen Hinterzimmer her, und gleich danach überschritt Ritterschaftsrath von Briest, ein wohl conservirter Fünfziger von ausgesprochener Bonhommie, die Gartensalonschwelle — mit ihm Baron Innstetten, schlank, brünett und von militärischer Haltung.

Effi, als sie seiner ansichtig wurde, kam in ein nervöses Zittern; aber nicht auf lange, denn im selben Augenblicke fast, wo sich Innstetten unter freundlicher Verneigung ihr näherte, wurden an dem mittleren der weit offen stehenden und von wildem Wein halb überwachsenen Fenster die rothblonden Köpfe der Zwillinge sichtbar, und Hertha, die Ausgelassenste, rief in den Saal hinein: „Effi, komm."

Dann duckte sie sich, und beide Schwestern sprangen von der Banklehne, darauf sie gestanden, wieder in den Garten hinab, und man hörte nur noch ihr leises Kichern und Lachen.

Drittes Capitel.

Noch an demselben Tage hatte sich Baron Innstetten mit Effi Briest verlobt. Der joviale Brautvater, der sich nicht leicht in seiner Feierlichkeitsrolle zurecht fand, hatte bei dem Verlobungsmahl, das folgte, das junge Paar leben lassen, was auf Frau von Briest, die dabei der nun um kaum achtzehn Jahre zurückliegenden Zeit gedenken mochte, nicht ohne herzbeweglichen Eindruck geblieben war. Aber nicht auf lange; sie hatte es nicht sein können, nun war es statt ihrer die Tochter — Alles in Allem ebenso gut oder vielleicht noch besser. Denn mit Briest ließ sich leben, trotzdem er ein wenig prosaisch war und dann und wann einen kleinen frivolen Zug hatte. Gegen Ende der Tafel, das Eis wurde schon herumgereicht, nahm der alte Ritterschaftsrath noch einmal das Wort, um in einer zweiten Ansprache das allgemeine Familien-Du zu proponiren. Er umarmte dabei Innstetten und gab ihm einen Kuß auf die linke Backe. Hiermit war aber die Sache für ihn noch nicht abgeschlossen, vielmehr fuhr er fort, außer dem „Du" zugleich intimere Namen und Titel für den Hausverkehr zu empfehlen, eine Art Gemüthlichkeitsrangliste aufzustellen, natürlich unter Wahrung berechtigter, weil wohlerworbener Eigenthümlichkeiten. Für seine Frau, so hieß es, würde der Fortbestand von „Mama" (denn es gäbe

auch junge Mamas) wohl das Beste sein, während er für seine Person, unter Verzicht auf den Ehrentitel „Papa", das einfache Briest entschieden bevorzugen müsse, schon weil es so hübsch kurz sei. Und was nun die Kinder angehe — bei welchem Wort er sich, Aug' in Auge mit dem nur etwa um ein Dutzend Jahre jüngeren Innstetten, einen Ruck geben mußte — nun, so sei Effi eben Effi und Geert Geert. Geert, wenn er nicht irre, habe die Bedeutung von einem schlank aufgeschossenen Stamm, und Effi sei dann also der Epheu, der sich darum zu ranken habe. Das Brautpaar sah sich bei diesen Worten etwas verlegen an, Effi zugleich mit einem Ausdruck kindlicher Heiterkeit, Frau von Briest aber sagte: „Briest, sprich was Du willst und formulire Deine Toaste nach Gefallen, nur poetische Bilder, wenn ich Dich bitten darf, laß bei Seite, das liegt jenseits Deiner Sphäre." Zurechtweisende Worte, die bei Briest mehr Zustimmung als Ablehnung gefunden hatten. „Es ist möglich, daß Du recht hast, Luise."

Gleich nach Aufhebung der Tafel beurlaubte sich Effi, um einen Besuch drüben bei Pastors zu machen. Unterwegs sagte sie sich: „Ich glaube, Hulda wird sich ärgern. Nun bin ich ihr doch zuvorgekommen — sie war immer zu eitel und eingebildet." Aber Effi traf es mit ihrer Erwartung nicht ganz; Hulda, durchaus Haltung bewahrend, benahm sich sehr gut und überließ die Bezeugung von Unmuth und Aerger ihrer Mutter, der Frau Pastorin, die denn auch sehr sonderbare Bemerkungen machte. „Ja, ja, so geht es. Natürlich. Wenn's die Mutter nicht sein konnte, muß es die Tochter sein. Das kennt man. Alte Familien halten immer zusammen, und wo 'was is, kommt 'was dazu." Der alte Niemeyer kam in arge Verlegenheit über diese fortgesetzten spitzen Redensarten ohne Bildung und Anstand und beklagte 'mal wieder, eine Wirthschafterin geheirathet zu haben.

Von Pastors ging Effi natürlich auch zu Cantor Jahnke's; die Zwillinge hatten schon nach ihr ausgeschaut und empfingen sie im Vorgarten.

„Nun, Effi," sagte Hertha, während alle Drei zwischen den rechts und links blühenden Studentenblumen auf- und abschritten, „nun, Effi, wie ist Dir eigentlich."

„Wie mir ist? O, ganz gut. Wir nennen uns auch schon Du und bei Vornamen. Er heißt nämlich Geert, was ich Euch, wie mir einfällt, auch schon gesagt habe."

„Ja, das hast Du. Mir ist aber doch so bange dabei. Ist es denn auch der Richtige?"

„Gewiß ist es der Richtige. Das verstehst Du nicht, Hertha. Jeder ist der Richtige. Natürlich muß er von Adel sein und eine Stellung haben und gut aussehen."

„Gott, Effi, wie Du nur sprichst. Sonst sprachst Du doch ganz anders."

„Ja, sonst."

„Und bist auch schon ganz glücklich?"

„Wenn man zwei Stunden verlobt ist, ist man immer ganz glücklich. Wenigstens denk' ich es mir so."

„Und ist es Dir denn gar nicht, ja, wie sag' ich nur, ein bißchen génant?"

„Ja, ein bißchen génant ist es mir, aber doch nicht sehr. Und ich denke, ich werde darüber weg kommen."

Nach diesem, im Pfarr- und Cantorhause gemachten Besuche, der keine halbe Stunde gedauert hatte, war Effi wieder nach drüben zurückgekehrt, wo man auf der Gartenveranda eben den Kaffee nehmen wollte. Schwiegervater und Schwiegersohn gingen auf dem Kieswege zwischen den zwei Platanen auf und ab. Briest sprach von dem Schwierigen einer landräthlichen Stellung; sie sei ihm verschiedentlich angetragen worden, aber er habe jedesmal gedankt. „So nach meinem eigenen Willen schalten und walten zu können, ist mir das Liebste gewesen, jedenfalls lieber (Pardon, Innstetten) als so die Blicke beständig nach oben richten zu müssen. Man hat dann bloß immer Sinn und Merk für hohe und höchste Vorgesetzte. Das ist nichts für mich. Hier leb' ich so frei weg und freue mich über jedes grüne Blatt und über den wilden Wein, der da drüben in die Fenster wächst."

Er sprach noch mehr dergleichen, allerhand Antibeamtliches, und entschuldigte sich von Zeit zu Zeit mit einem kurzen, verschiedentlich wiederkehrenden „Pardon, Innstetten." Dieser nickte mechanisch zustimmend, war aber eigentlich wenig bei der Sache, sah vielmehr, wie gebannt, immer aufs Neue nach dem drüben am Fenster rankenden wilden Wein hinüber, von dem Briest eben gesprochen, und während er dem nachhing, war es ihm, als säh' er wieder die rothblonden Mädchenköpfe zwischen den Weinranken und höre dabei den übermüthigen Zuruf: „Effi, komm'."

Er glaubte nicht an Zeichen und Aehnliches, im Gegentheil, wies alles Abergläubische weit zurück. Aber er konnte trotzdem von den zwei Worten nicht los, und während Briest immer weiter perorirte, war es ihm beständig, als wäre der kleine Hergang doch mehr als ein bloßer Zufall gewesen.

* * *

Innstetten, der nur einen kurzen Urlaub genommen, war schon am folgenden Tage wieder abgereist, nachdem er versprochen hatte, jeden Tag schreiben zu wollen. „Ja, das mußt Du," hatte Effi gesagt, ein Wort, das ihr von Herzen kam, da sie seit Jahren nichts Schöneres kannte, als beispielsweise den Empfang vieler Geburtstagsbriefe. Jeder mußte ihr zu diesem Tage schreiben. In den Brief eingestreute Wendungen, etwa wie „Gertrud und Clara senden Dir mit mir ihre herzlichsten Glückwünsche", waren verpönt; Gertrud und Clara, wenn sie Freundinnen sein wollten, hatten dafür zu sorgen, daß ein Brief mit selbständiger Marke daläge, womöglich — denn ihr Geburtstag fiel noch in die Reisezeit — mit einer fremden, aus der Schweiz oder Karlsbad.

Innstetten, wie versprochen, schrieb wirklich jeden Tag; was aber den Empfang seiner Briefe ganz besonders angenehm machte, war der Umstand, daß er allwöchentlich nur einmal einen ganz kleinen Antwortbrief erwartete. Den erhielt er denn auch, voll reizend nichtigen und ihn jedesmal entzückenden Inhalts. Was es von ernsteren Dingen zu besprechen gab, das verhandelte Frau von Briest mit ihrem Schwiegersohne: Festsetzungen wegen der Hochzeit, Ausstattungs- und Wirthschaftseinrichtungsfragen. Innstetten, schon an die drei Jahre im Amt, war in seinem Kessiner Hause nicht glänzend, aber

doch sehr standesgemäß eingerichtet, und es empfahl sich, in der Correspondenz mit ihm, ein Bild von Allem, was da war, zu gewinnen, um nichts Unnützes anzuschaffen. Schließlich, als Frau von Briest über all' diese Dinge genugsam unterrichtet war, wurde seitens Mutter und Tochter eine Reise nach Berlin beschlossen, um, wie Briest sich ausdrückte, den „trousseau" für Prinzessin Effi zusammenzukaufen. Effi freute sich sehr auf den Aufenthalt in Berlin, um so mehr, als der Vater darein gewilligt hatte, im Hôtel du Nord Wohnung zu nehmen. „Was es koste, könne ja von der Ausstattung abgezogen werden; Innstetten habe ohnehin Alles." Effi — ganz im Gegensatze zu der solche „Mesquinerien" ein für allemal sich verbittenden Mama — hatte dem Vater, ohne jede Sorge darum, ob er's scherz- oder ernsthaft gemeint hatte, freudig zugestimmt und beschäftigte sich in ihren Gedanken viel, viel mehr mit dem Eindruck, den sie beide, Mutter und Tochter, bei ihrem Erscheinen an der Table d'hôte machen würden, als mit Spinn und Mencke, Goschenhofer und ähnlichen Firmen, die vorläufig notirt worden waren. Und diesen ihren heiteren Phantasien entsprach denn auch ihre Haltung, als die große Berliner Woche nun wirklich da war. Vetter Briest vom Alexander-Regiment, ein ungemein ausgelassener, junger Lieutenant, der die „Fliegenden Blätter" hielt und über die besten Witze Buch führte, stellte sich den Damen für jede dienstfreie Stunde zur Verfügung, und so saßen sie denn mit ihm bei Kranzler am Eckfenster oder zu statthafter Zeit auch wohl im Café Bauer und fuhren Nachmittags in den Zoologischen Garten, um da die Giraffen zu sehen, von denen Vetter Briest, der übrigens Dagobert hieß, mit Vorliebe behauptete: „sie sähen aus wie adlige alte Jungfern." Jeder Tag verlief programmmäßig, und am dritten oder vierten Tage gingen sie, wie vorgeschrieben, in die Nationalgalerie, weil Vetter Dagobert seiner Cousine die „Insel der Seligen" zeigen wollte. „Fräulein Cousine stehe zwar auf dem Punkte, sich zu verheirathen, es sei aber doch vielleicht gut, die ‚Insel der Seligen' schon vorher kennen gelernt zu haben." Die Tante gab ihm einen Schlag mit dem Fächer, begleitete diesen Schlag aber mit einem so gnädigen Blick, daß er keine Veranlassung hatte, den Ton zu ändern. Es waren himmlische Tage für alle Drei, nicht zum wenigsten für den Vetter, der so wundervoll zu chaperonniren und kleine Differenzen immer rasch auszugleichen verstand. An solchen Meinungsverschiedenheiten zwischen Mutter und Tochter war nun, wie das so geht, all' die Zeit über kein Mangel, aber sie traten glücklicherweise nie bei den zu machenden Einkäufen hervor. Ob man von einer Sache sechs oder drei Dutzend erstand, Effi war mit Allem gleichmäßig einverstanden, und wenn dann auf dem Heimwege von dem Preise der eben eingekauften Gegenstände gesprochen wurde, so verwechselte sie regelmäßig die Zahlen. Frau von Briest, sonst so kritisch, auch ihrem eigenen geliebten Kinde gegenüber, nahm dies anscheinend mangelnde Interesse nicht nur von der leichten Seite, sondern erkannte sogar einen Vorzug darin. „Alle diese Dinge," so sagte sie sich, „bedeuten Effi nicht viel. Effi ist anspruchslos; sie lebt in ihren Vorstellungen und Träumen, und wenn die Prinzessin Friedrich Karl vorüberfährt und sie von ihrem Wagen aus freundlich grüßt, so gilt ihr das mehr als eine ganze Truhe voll Weißzeug."

Das Alles war auch richtig, aber doch nur halb. An dem Besitze mehr oder weniger alltäglicher Dinge lag Effi nicht viel, aber wenn sie mit der Mama die Linden hinauf- und hinunterging und nach Musterung der schönsten Schaufenster in den Demuth'schen Laden eintrat, um für die gleich nach der Hochzeit geplante italienische Reise allerlei Einkäufe zu machen, so zeigte sich ihr wahrer Charakter. Nur das Eleganteste gefiel ihr, und wenn sie das Beste nicht haben konnte, so verzichtete sie auf das Zweitbeste, weil ihr dies Zweite nun nichts mehr bedeutete. Ja, sie konnte verzichten, darin hatte die Mama Recht, und in diesem Verzichtenkönnen lag etwas von Anspruchslosigkeit; wenn es aber ausnahmsweise 'mal wirklich Etwas zu besitzen galt, so mußte dies immer 'was ganz Apartes sein. Und darin war sie anspruchsvoll.

Viertes Capitel.

Vetter Dagobert war am Bahnhof, als die Damen ihre Rückreise nach Hohen-Cremmen antraten. Es waren glückliche Tage gewesen, vor Allem auch darin, daß man nicht unter unbequemer und beinahe unstandesgemäßer Verwandtschaft gelitten hatte. „Für Tante Therese," so hatte Effi gleich nach der Ankunft gesagt, „müssen wir diesmal incognito bleiben. Es geht nicht, daß sie hier ins Hôtel kommt. Entweder Hôtel du Nord oder Tante Therese; beides zusammen paßt nicht." Die Mama hatte sich schließlich einverstanden damit erklärt, ja dem Lieblinge zur Besiegelung des Einverständnisses einen Kuß auf die Stirn gegeben.

Mit Vetter Dagobert war das natürlich etwas ganz Anderes gewesen, der hatte nicht bloß den Gardepli, der hatte vor Allem auch mit Hülfe jener eigenthümlich guten Laune, wie sie bei den Alexanderofficieren beinahe traditionell geworden, sowohl Mutter wie Tochter von Anfang an anzuregen und aufzuheitern gewußt, und diese gute Stimmung dauerte bis zuletzt. „Dagobert," so hieß es noch beim Abschied, „Du kommst also zu meinem Polterabend, und natürlich mit Cortège. Denn nach den Aufführungen (aber kommt mir nicht mit Dienstmann oder Mausefallenhändler) ist Ball. Und Du mußt bedenken, mein erster großer Ball ist vielleicht auch mein letzter. Unter sechs Kameraden — natürlich beste Tänzer — wird gar nicht angenommen. Und mit dem Frühzug könnt ihr wieder zurück." Der Vetter versprach Alles, und so trennte man sich.

Gegen Mittag trafen beide Damen an ihrer havelländischen Bahnstation ein, mitten im Luch, und fuhren in einer halben Stunde nach Hohen-Cremmen hinüber. Briest war sehr froh, Frau und Tochter wieder zu Hause zu haben, und stellte Fragen über Fragen, deren Beantwortung er meist nicht abwartete. Statt dessen erging er sich in Mittheilung dessen, was er inzwischen erlebt. „Ihr habt mir da vorhin von der Nationalgalerie gesprochen und von der ‚Insel der Seligen' — nun, wir haben hier, während Ihr fort wart, auch so 'was gehabt: unser Inspector Pink und die Gärtnersfrau. Natürlich habe ich Pink entlassen müssen, übrigens ungern. Es ist sehr fatal, daß solche Ge-

schichten fast immer in die Erntezeit fallen. Und Pink war sonst ein ungewöhnlich tüchtiger Mann, hier leider am unrechten Fleck. Aber lassen wir das; Wilke wird schon unruhig."

Bei Tische hörte Briest besser zu; das gute Einvernehmen mit dem Vetter, von dem ihm viel erzählt wurde, hatte seinen Beifall, weniger das Verhalten gegen Tante Therese. Man sah aber deutlich, daß er inmitten seiner Mißbilligung sich eigentlich darüber freute; denn ein kleiner Schabernack entsprach ganz seinem Geschmack, und Tante Therese war wirklich eine lächerliche Figur. Er hob sein Glas und stieß mit Frau und Tochter an. Auch als nach Tisch einzelne der hübschesten Einkäufe vor ihm ausgepackt und seiner Beurtheilung unterbreitet wurden, verrieth er viel Interesse, das selbst noch anhielt, oder wenigstens nicht ganz hinstarb, als er die Rechnung überflog. „Etwas theuer, oder sagen wir lieber sehr theuer; indessen es thut nichts. Es hat Alles so viel chic, ich möchte sagen so viel Animirendes, daß ich deutlich fühle, wenn Du mir solchen Koffer und solche Reisedecke zu Weihnachten schenkst, so sind wir zu Ostern auch in Rom und machen nach achtzehn Jahren unsere Hochzeitsreise. Was meinst Du, Luise? Wollen wir nachexerciren? Spät kommt Ihr, doch Ihr kommt."

Frau von Briest machte eine Handbewegung, wie wenn sie sagen wollte: „unverbesserlich," und überließ ihn im Uebrigen seiner eigenen Beschämung, die aber nicht groß war.

* * *

Ende August war da, der Hochzeitstag (3. October) rückte näher, und sowohl im Herrenhause wie in der Pfarre und Schule war man unausgesetzt bei den Vorbereitungen zum Polterabend. Jahnke, getreu seiner Fritz Reuter-Passion, hatte sich's als etwas besonders „Sinniges" ausgedacht, Bertha und Hertha als Lining und Mining auftreten zu lassen, natürlich plattdeutsch, während Hulda das Käthchen von Heilbronn in der Hollunderbaumscene darstellen sollte, Lieutenant Engelbrecht von den Husaren als Wetter von Strahl. Niemeyer, der sich den Vater der Idee nennen durfte, hatte keinen Augenblick gesäumt, auch die verschämte Nutzanwendung auf Innstetten und Effi hinzuzudichten. Er selbst war mit seiner Arbeit zufrieden und hörte, gleich nach der Leseprobe, von allen Betheiligten viel Freundliches darüber, freilich mit Ausnahme seines Patronatsherrn und alten Freundes Briest, der, als er die Mischung von Kleist und Niemeyer mit angehört hatte, lebhaft protestirte, wenn auch keineswegs aus literarischen Gründen. „Hoher Herr und immer wieder Hoher Herr — was soll das? Das leitet in die Irre, das verschiebt Alles. Innstetten, unbestritten, ist ein famoses Menschenexemplar, Mann von Charakter und Schneid', aber die Briest's — verzeih' den Berolinismus, Luise — die Briest's sind schließlich auch nicht von schlechten Eltern. Wir sind doch nun 'mal eine historische Familie, laß mich hinzufügen Gott sei Dank, und die Innstetten's sind es nicht; die Innstetten's sind bloß alt, meinetwegen Uradel, aber was heißt Uradel? Ich will nicht, daß eine Briest oder doch mindestens eine Polterabendfigur, in der Jeder das Widerspiel unserer Effi erkennen

muß — ich will nicht, daß eine Briest mittelbar oder unmittelbar in einem fort von „Hoher Herr" spricht. Da müßte denn doch Innstetten wenigstens ein verkappter Hohenzoller sein, es gibt ja dergleichen. Das ist er aber nicht, und so kann ich nur wiederholen, es verschiebt die Situation."

Und wirklich, Briest hielt mit besonderer Zähigkeit eine ganze Zeit lang an dieser Anschauung fest. Erst nach der zweiten Probe, wo das „Käthchen", schon halb im Costüm, ein sehr eng anliegendes Sammetmieder trug, ließ er sich — der es auch sonst nicht an Huldigungen gegen Hulda fehlen ließ — zu der Bemerkung hinreißen, „das Käthchen liege sehr gut da," welche Wendung einer Waffenstreckung ziemlich gleich kam oder doch zu solcher hinüber leitete. Daß alle diese Dinge vor Effi geheim gehalten wurden, braucht nicht erst gesagt zu werden. Bei mehr Neugier auf Seiten dieser Letzteren wäre das nun freilich ganz unmöglich gewesen, aber Effi hatte so wenig Verlangen, in die Vorbereitungen und geplanten Ueberraschungen einzudringen, daß sie der Mama mit allem Nachdruck erklärte, „sie könne es abwarten", und wenn diese dann zweifelte, so schloß Effi mit der wiederholten Versicherung: es wäre wirklich so; die Mama könne es glauben. Und warum auch nicht? Es sei ja doch Alles nur Theateraufführung und hübscher und poetischer als „Aschenbrödel", das sie noch am letzten Abend in Berlin gesehen hätte, hübscher und poetischer könne es ja doch nicht sein. Da hätte sie wirklich selber mitspielen mögen, wenn auch nur, um dem lächerlichen Pensionslehrer einen Kreidestrich auf den Rücken zu machen. „Und wie reizend im letzten Act ‚Aschenbrödel's Erwachen als Prinzessin' oder doch wenigstens als Gräfin; wirklich, es war ganz wie ein Märchen." In dieser Weise sprach sie oft, war meist ausgelassener als vordem und ärgerte sich bloß über das beständige Tuscheln und Geheimthun der Freundinnen. „Ich wollte, sie hätten sich weniger wichtig und wären mehr für mich da. Nachher bleiben sie doch bloß stecken, und ich muß mich um sie ängstigen und mich schämen, daß es meine Freundinnen sind."

So gingen Effi's Spottreden, und es war ganz unverkennbar, daß sie sich um Polterabend und Hochzeit nicht allzu sehr kümmerte. Frau von Briest hatte so ihre Gedanken darüber, aber zu Sorgen kam es nicht, weil sich Effi, was doch ein gutes Zeichen war, ziemlich viel mit ihrer Zukunft beschäftigte und sich, phantasiereich wie sie war, Viertelstunden lang in Schilderungen ihres Kessiner Lebens erging, Schilderungen, in denen sich nebenher und sehr zur Erheiterung der Mama, eine merkwürdige Vorstellung von Hinterpommern aussprach oder vielleicht auch, mit kluger Berechnung, aussprechen sollte. Sie gefiel sich nämlich darin, Kessin als einen halb sibirischen Ort aufzufassen, wo Eis und Schnee nie recht aufhörten.

„Heute hat Goschenhofer das Letzte geschickt," sagte Frau von Briest, als sie wie gewöhnlich in Front des Seitenflügels mit Effi am Arbeitstische saß, auf dem die Leinen- und Wäschevorräthe beständig wuchsen, während der Zeitungen, die bloß Platz wegnahmen, immer weniger wurden. „Ich hoffe, Du hast nun Alles, Effi. Wenn Du aber noch kleine Wünsche hegst, so mußt Du sie jetzt aussprechen, womöglich in dieser Stunde noch. Papa hat den Raps vortheilhaft verkauft und ist in ungewöhnlich guter Laune."

„Ungewöhnlich? Er ist immer in guter Laune."

„In ungewöhnlich guter Laune," wiederholte die Mama. „Und die muß benutzt werden. Sprich also. Mehrmals, als wir noch in Berlin waren, war es mir, als ob Du doch nach dem Einen oder Anderen noch ein ganz besonderes Verlangen gehabt hättest."

„Ja, liebe Mama, was soll ich da sagen. Eigentlich habe ich ja Alles, was man braucht, ich meine, was man hier braucht. Aber da mir's nun 'mal bestimmt ist, so hoch nördlich zu kommen ... ich bemerke, daß ich nichts dagegen habe, im Gegentheil, ich freue mich darauf, auf die Nordlichter und auf den helleren Glanz der Sterne ... da mir's nun 'mal so bestimmt ist, so hätte ich wohl gern einen Pelz gehabt."

„Aber Effi, Kind, das ist doch Alles bloß leere Thorheit. Du kommst ja nicht nach Petersburg oder nach Archangel."

„Nein; aber ich bin doch auf dem Wege dahin ..."

„Gewiß, Kind. Auf dem Wege dahin bist Du; aber was heißt das? Wenn Du von hier nach Nauen fährst, bist Du auch auf dem Wege nach Rußland. Im Uebrigen, wenn Du's wünschst, so sollst Du einen Pelz haben. Nur das laß mich im Voraus sagen, ich rathe Dir davon ab. Ein Pelz ist für ältere Personen, selbst Deine alte Mama ist noch zu jung dafür, und wenn Du mit Deinen siebzehn Jahren in Nerz oder Marder auftrittst, so glauben die Kessiner, es sei Maskerade."

* * *

Das war am 2. September, daß sie so sprachen, ein Gespräch, das sich wohl fortgesetzt hätte, wenn nicht gerade Sedantag gewesen wäre. So aber wurden sie durch Trommel- und Pfeifenklang unterbrochen, und Effi, die schon vorher von dem beabsichtigten Aufzuge gehört, aber es wieder vergessen hatte, stürzte mit einem Male von dem gemeinschaftlichen Arbeitstische fort und an Rondeel und Teich vorüber auf einen kleinen, an die Kirchhofsmauer angebauten Balkon zu, zu dem sechs Stufen, nicht viel breiter als Leitersprossen, hinaufführten. Im Nu war sie oben, und richtig, da kam auch schon die ganze Schuljugend heran, Jahnke gravitätisch am rechten Flügel, während ein kleiner Tambourmajor, weit voran, an der Spitze des Zuges marschirte, mit einem Gesichtsausdruck, als ob ihm obläge, die Schlacht bei Sedan noch einmal zu schlagen. Effi winkte mit dem Taschentuch, und der Begrüßte versäumte nicht, mit seinem blanken Kugelstock zu salutiren.

* * *

Eine Woche später saßen Mutter und Tochter wieder am alten Fleck, auch wieder mit ihrer Arbeit beschäftigt. Es war ein wunderschöner Tag; der in einem zierlichen Beet um die Sonnenuhr herumstehende Heliotrop blühte noch, und die leise Brise, die ging, trug den Duft davon zu ihnen herüber.

„Ach, wie wohl ich mich fühle," sagte Effi, „so wohl und so glücklich; ich kann mir den Himmel nicht schöner denken. Und am Ende, wer weiß, ob sie im Himmel so wundervollen Heliotrop haben."

„Aber Effi, so darfst Du nicht sprechen; das hast Du von Deinem Vater, dem nichts heilig ist, und der neulich sogar sagte: Niemeyer sähe aus wie Lot.

Unerhört. Und was soll es nur heißen? Erstlich weiß er nicht, wie Lot ausgesehen hat, und zweitens ist es eine grenzenlose Rücksichtslosigkeit gegen Hulda. Ein Glück, daß Niemeyer nur die einzige Tochter hat, dadurch fällt es eigentlich in sich zusammen. In Einem freilich hat er nur zu sehr Recht gehabt, in all' und jedem, was er über „Lot's Frau", unsere gute Frau Pastorin, sagte, die uns denn auch wirklich wieder mit ihrer Thorheit und Anmaßung den ganzen Sedantag ruinirte. Wobei mir übrigens einfällt, daß wir, als Jahnke mit der Schule vorbei kam, in unserem Gespräche unterbrochen wurden — wenigstens kann ich mir nicht denken, daß der Pelz, von dem Du damals sprachst, Dein einziger Wunsch gewesen sein sollte. Laß mich also wissen, Schatz, was Du noch weiter auf dem Herzen hast?"

„Nichts, Mama."

„Wirklich nichts?"

„Nein, wirklich nichts; ganz im Ernste ... Wenn es aber doch am Ende 'was sein sollte ..."

„Nun ..."

„... So müßt' es ein japanischer Bettschirm sein, schwarz und goldene Vögel darauf, alle mit einem langen Kranichschnabel ... Und dann vielleicht auch noch eine Ampel für unser Schlafzimmer, eine Ampel mit rothem Schein."

Frau von Briest schwieg.

„Nun siehst Du, Mama, Du schweigst und siehst aus, als ob ich etwas besonders Unpassendes gesagt hätte."

„Nein, Effi, nichts Unpassendes. Und vor Deiner Mutter nun schon gewiß nicht. Denn ich kenne Dich ja. Du bist eine phantastische kleine Person, malst Dir mit Vorliebe Zukunftsbilder aus, und je farbenreicher sie sind, desto schöner und begehrlicher erscheinen sie Dir. Ich sah das so recht, als wir die Reisesachen kauften. Und nun denkst Du Dir's ganz wundervoll, einen Bettschirm mit allerhand fabelhaftem Gethier zu haben, Alles im Halblicht einer rothen Ampel. Es kommt Dir vor wie ein Märchen, und Du möchtest eine Prinzessin sein."

Effi nahm die Hand der Mama und küßte sie. „Ja, Mama, so bin ich."

„Ja, so bist Du. Ich weiß es wohl. Aber meine liebe Effi, wir müssen vorsichtig im Leben sein, und zumal wir Frauen. Und wenn Du nun nach Kessin kommst, einem kleinen Ort, wo Nachts kaum eine Laterne brennt, so lacht man über dergleichen. Und wenn man bloß lachte. Die, die Dir ungewogen sind, und solche gibt es immer, sprechen von schlechter Erziehung, und manche sagen auch wohl noch Schlimmeres."

„Also nichts Japanisches und auch keine Ampel. Aber ich bekenne Dir, ich hatte es mir so schön und poetisch gedacht, Alles in einem rothen Schimmer zu sehen."

Frau von Briest war bewegt. Sie stand auf und küßte Effi. „Du bist ein Kind. Schön und poetisch. Das sind so Vorstellungen. Die Wirklichkeit ist anders, und oft ist es gut, daß es statt Licht und Schimmer ein Dunkel gibt."

Effi schien antworten zu wollen, aber in diesem Augenblicke kam Wilke und brachte Briefe. Der eine war aus Kessin von Innstetten. „Ach, von

Geert," sagte Effi, und während sie den Brief bei Seite steckte, fuhr sie in ruhigem Tone fort: „Aber das wirst Du doch gestatten, daß ich den Flügel schräg in die Stube stelle. Daran liegt mir mehr als an einem Kamin, den mir Geert versprochen hat. Und das Bild von Dir, das stell' ich dann auf eine Staffelei; ganz ohne Dich kann ich nicht sein. Ach, wie werd' ich mich nach Euch sehnen, vielleicht auf der Reise schon und dann in Kessin ganz gewiß. Es soll ja keine Garnison haben, nicht einmal einen Stabsarzt, und ein Glück, daß es wenigstens ein Badeort ist. Vetter Briest, und daran will ich mich aufrichten, dessen Mutter und Schwester immer nach Warnemünde gehen — nun, ich sehe doch wirklich nicht ein, warum der die lieben Verwandten nicht auch einmal nach Kessin hin dirigiren sollte. Dirigiren, das klingt ohnehin so nach Generalstab, worauf er, glaub' ich, ambirt. Und dann kommt er natürlich mit und wohnt bei uns. Uebrigens haben die Kessiner, wie mir neulich erst wer erzählt hat, ein ziemlich großes Dampfschiff, das zweimal die Woche nach Schweden hinüberfährt. Und auf dem Schiffe ist dann Ball (sie haben da natürlich auch Musik) und er tanzt sehr gut . . ."

„Wer?"

„Nun, Dagobert."

„Ich dachte, Du meintest Innstetten. Aber jedenfalls ist es an der Zeit, endlich zu wissen, was er schreibt . . . Du hast ja den Brief noch in der Tasche."

„Richtig. Den hätt' ich fast vergessen." Und sie öffnete den Brief und überflog ihn.

„Nun, Effi, kein Wort? Du strahlst nicht und lachst nicht einmal. Und er schreibt doch immer so heiter und unterhaltlich und gar nicht väterlich weise."

„Das würd' ich mir auch verbitten. Er hat sein Alter, und ich habe meine Jugend. Und ich würde ihm mit dem Finger drohen und ihm sagen: ‚Geert, überlege, was besser ist'."

„Und dann würde er Dir antworten: ‚Was Du hast, Effi, das ist das Bessere'. Denn er ist nicht nur ein Mann der feinsten Formen, er ist auch gerecht und verständig und weiß recht gut, was Jugend bedeutet. Er sagt sich das immer und stimmt sich auf das Jugendliche hin, und wenn er in der Ehe so bleibt, so werdet Ihr eine Musterehe führen."

„Ja, das glaube ich auch, Mama. Aber kannst Du Dir vorstellen, und ich schäme mich fast, es zu sagen, ich bin nicht so sehr für das, was man eine Musterehe nennt."

„Das sieht Dir ähnlich. Und nun sage mir, wofür bist Du denn eigentlich?"

„Ich bin . . . nun, ich bin für gleich und gleich und natürlich auch für Zärtlichkeit und Liebe. Und wenn es Zärtlichkeit und Liebe nicht sein können, weil Liebe, wie Papa sagt, doch nur ein Papperlapapp ist (was ich aber nicht glaube), nun, dann bin ich für Reichthum und ein vornehmes Haus, ein ganz vornehmes, wo Prinz Friedrich Karl zur Jagd kommt, auf Elchwild oder Auerhahn, oder wo der alte Kaiser vorfährt, und für jede Dame, auch

für die jungen, ein gnädiges Wort hat. Und wenn wir dann in Berlin sind, dann bin ich für Hofball und Galaoper, immer dicht neben der großen Mittelloge."

„Sagst Du das so bloß aus Uebermuth und Laune?"

„Nein, Mama, das ist mein völliger Ernst. Liebe kommt zuerst, aber gleich hinterher kommt Glanz und Ehre und dann kommt Zerstreuung — ja, Zerstreuung, immer 'was Neues, immer 'was, daß ich lachen oder weinen muß. Was ich nicht aushalten kann, ist Langeweile."

„Wie bist Du da nur mit uns fertig geworden?"

„Ach, Mama, wie Du nur so 'was sagen kannst. Freilich, wenn im Winter die liebe Verwandtschaft vorgefahren kommt und sechs Stunden bleibt oder wohl auch noch länger, und Tante Gundel und Tante Olga mich mustern und mich naseweis finden — und Tante Gundel hat es mir auch 'mal gesagt — ja, da macht sich's mitunter nicht sehr hübsch, das muß ich zugeben. Aber sonst bin ich hier immer glücklich gewesen, so glücklich . . ."

Und während sie das sagte, warf sie sich heftig weinend vor der Mama auf die Knie und küßte ihre beiden Hände!

„Steh auf, Effi. Das sind so Stimmungen, die über einen kommen, wenn man so jung ist wie Du und vor der Hochzeit steht und vor dem Ungewissen. Aber nun lies mir den Brief vor, wenn er nicht 'was ganz Besonderes enthält oder vielleicht Geheimnisse."

„Geheimnisse," lachte Effi und sprang in plötzlich veränderter Stimmung wieder auf. „Geheimnisse! Ja, er nimmt immer einen Anlauf, aber das Meiste könnt' ich auf dem Schulzenamt anschlagen lassen, da, wo immer die landräthlichen Verordnungen stehen. Nun, Geert ist ja auch Landrath."

„Lies, lies."

„Liebe Effi . . ." So fängt es nämlich immer an, und manchmal nennt er mich auch seine ‚kleine Eva'."

„Lies, lies . . . Du sollst ja lesen."

„Also: Liebe Effi! Je näher wir unsrem Hochzeitstage kommen, je sparsamer werden Deine Briefe. Wenn die Post kommt, suche ich immer zuerst nach Deiner Handschrift, aber wie Du weißt (und ich hab' es ja auch nicht anders gewollt) in der Regel vergeblich. Im Hause sind jetzt die Handwerker, die die Zimmer, freilich nur wenige, für Dein Kommen herrichten sollen. Das Beste wird wohl erst geschehen, wenn wir auf der Reise sind. Tapezierer Madelung, der Alles liefert, ist ein Original, von dem ich Dir mit Nächstem erzähle, vor Allem aber, wie glücklich ich bin über Dich, über meine süße, kleine Effi. Mir brennt hier der Boden unter den Füßen, und dabei wird es in unserer guten Stadt immer stiller und einsamer. Der letzte Badegast ist gestern abgereist; er badete zuletzt bei 9 Grad, und die Badewärter waren immer froh, wenn er wieder heil heraus war. Denn sie fürchteten einen Schlaganfall, was dann das Bad in Mißcredit bringt, als ob die Wellen hier schlimmer wären als wo anders. Ich juble, wenn ich denke, daß ich in vier Wochen schon mit Dir von der Piazzetta aus nach dem Lido fahre oder nach Murano hin, wo sie Glasperlen machen und schönen Schmuck. Und der

schönste sei für Dich. Viele Grüße den Eltern und den zärtlichsten Kuß Dir von Deinem Geert."

Effi faltete den Brief wieder zusammen, um ihn in das Couvert zu stecken.

„Das ist ein sehr hübscher Brief," sagte Frau von Briest, „und daß er in Allem das richtige Maß hält, das ist ein Vorzug mehr."

„Ja, das rechte Maß, das hält er."

„Meine liebe Effi, laß mich eine Frage thun; wünschtest Du, daß der Brief nicht das richtige Maß hielte, wünschtest Du, daß er zärtlicher wäre, vielleicht überschwänglich zärtlich?"

„Nein, nein, Mama. Wahr und wahrhaftig nicht, das wünsche ich nicht. Da ist es doch besser so."

„Da ist es doch besser so. Wie das nun wieder klingt. Du bist so sonderbar. Und daß Du vorhin weintest. Hast Du 'was auf Deinem Herzen? Noch ist es Zeit. Liebst Du Geert nicht?"

„Warum soll ich ihn nicht lieben? Ich liebe Hulda und ich liebe Bertha und ich liebe Hertha. Und ich liebe auch den alten Niemeyer. Und daß ich Euch liebe, davon spreche ich gar nicht erst. Ich liebe Alle, die's gut mit mir meinen und gütig gegen mich sind und mich verwöhnen. Und Geert wird mich auch wohl verwöhnen. Natürlich auf seine Art. Er will mir ja schon Schmuck schenken in Venedig. Er hat keine Ahnung davon, daß ich mir nichts aus Schmuck mache. Ich klettre lieber und ich schaukle mich lieber, und am liebsten immer in der Furcht, daß es irgendwo reißen oder brechen und ich niederstürzen könnte. Den Kopf wird es ja nicht gleich kosten."

„Und liebst Du vielleicht auch Deinen Vetter Briest?"

„Ja, sehr. Der erheitert mich immer."

„Und hättest Du Vetter Briest heirathen mögen?"

„Heirathen? Um Gottes Willen nicht. Er ist ja noch ein halber Junge. Geert ist ein Mann, ein schöner Mann, ein Mann, mit dem ich Staat machen kann und aus dem was wird in der Welt. Wo denkst Du hin, Mama."

„Nun, das ist recht, Effi, das freut mich. Aber Du hast noch 'was auf der Seele."

„Vielleicht."

„Nun, sprich."

„Sieh', Mama, daß er älter ist als ich, das schadet nichts, das ist vielleicht recht gut; er ist ja doch nicht alt und ist gesund und frisch und so soldatisch und so schneidig. Und ich könnte beinah' sagen, ich wäre ganz und gar für ihn, wenn er nur . . . ja, wenn er nur ein bißchen anders wäre."

„Wie denn, Effi."

„Ja, wie. Nun, Du darfst mich nicht auslachen. Es ist Etwas, was ich erst ganz vor Kurzem aufgehorcht habe, drüben im Pastorhause. Wir sprachen da von Innstetten, und mit einem Male zog der alte Niemeyer seine Stirn in Falten, aber in Respects- und Bewunderungsfalten, und sagte: ‚Ja, der Baron! Das ist ein Mann von Charakter, ein Mann von Principien'."

„Das ist er auch, Effi."

„Gewiß. Und ich glaube, Niemeyer sagte nachher sogar, er sei auch ein Mann von Grundsätzen. Und das ist, glaub' ich, noch etwas mehr. Ach, und ich . . . ich habe keine. Sieh', Mama, da liegt Etwas, was mich quält und ängstigt. Er ist so lieb und gut gegen mich und so nachsichtig, aber . . . ich fürchte mich vor ihm."

Fünftes Capitel.

Die Hohen-Cremmer Festtage lagen zurück; Alles war abgereist, auch das junge Paar, noch am Abend des Hochzeitstages.

Der Polterabend hatte Jeden zufrieden gestellt, besonders die Mitspielenden, und Hulda war dabei das Entzücken aller jungen Officiere gewesen, sowohl der Rathenower Husaren wie der etwas kritischer gestimmten Kameraden vom Alexander-Regiment. Ja, Alles war gut und glatt verlaufen, fast über Erwarten. Nur Bertha und Hertha hatten so heftig geschluchzt, daß Jahnke's plattdeutsche Verse so gut wie verloren gegangen waren. Aber auch das hatte wenig geschadet. Einige feine Kenner waren sogar der Meinung gewesen, „das sei das Wahre; Steckenbleiben und Schluchzen und Unverständlichkeit — in diesem Zeichen (und nun gar, wenn es so hübsche rothblonde Krausköpfe wären) werde immer am entschiedensten gesiegt." Eines ganz besonderen Triumphes hatte sich Vetter Briest in seiner selbstgedichteten Rolle rühmen dürfen. Er war als Demuth'scher Commis erschienen, der in Erfahrung gebracht, die junge Braut habe vor, gleich nach der Hochzeit nach Italien zu reisen, weshalb er einen Reisekoffer abliefern wolle. Dieser Koffer entpuppte sich natürlich als eine Riesenbonbonnière von Hövel. Bis um drei Uhr war getanzt worden, bei welcher Gelegenheit der sich mehr und mehr in eine höchste Champagnerstimmung hineinredende alte Briest allerlei Bemerkungen über den an manchen Höfen immer noch üblichen Fackeltanz und die merkwürdige Sitte des Strumpfband-Austanzens gemacht hatte, Bemerkungen, die nicht abschließen wollten und sich immer mehr steigernd, am Ende so weit gingen, daß ihnen durchaus ein Riegel vorgeschoben werden mußte. „Nimm Dich zusammen, Briest," war ihm in ziemlich ernstem Tone von seiner Frau zugeflüstert worden; „Du stehst hier nicht, um Zweideutigkeiten zu sagen, sondern um die Honneurs des Hauses zu machen. Wir haben eben eine Hochzeit und nicht eine Jagdpartie." Worauf Briest geantwortet, „er sähe darin keinen so großen Unterschied; übrigens sei er glücklich."

Auch der Hochzeitstag selbst war gut verlaufen. Niemeyer hatte vorzüglich gesprochen, und einer der alten Berliner Herren, der halb und halb zur Hofgesellschaft gehörte, hatte sich auf dem Rückwege von der Kirche zum Hochzeitshause dahin geäußert, es sei doch merkwürdig, wie reich gesät in einem Staate, wie der unsrige, die Talente seien. „Ich sehe darin einen Triumph unserer Schulen und vielleicht mehr noch unserer Philosophie. Wenn ich bedenke, dieser Niemeyer, ein alter Dorfpastor, der Anfangs aussah wie ein Hospitalit . . . ja, Freund, sagen Sie selbst, hat er nicht gesprochen wie ein Hofprediger. Dieser Tact und diese Kunst der Antithese, ganz wie Kögel und an Gefühl ihm noch über. Kögel ist zu kalt. Freilich ein Mann in seiner

Stellung muß kalt sein. Woran scheitert man denn im Leben überhaupt? Immer nur an der Wärme." Der noch unverheirathete, aber wohl eben deshalb zum vierten Male in einem „Verhältniß" stehende Würdenträger, an den sich diese Worte gerichtet hatten, stimmte selbstverständlich zu. „Nur zu wahr, lieber Freund," sagte er. „Zu viel Wärme! . . . ganz vorzüglich . . . Uebrigens muß ich Ihnen nachher eine Geschichte erzählen."

* * *

Der Tag nach der Hochzeit war ein heller Octobertag. Die Morgensonne blinkte; trotzdem war es schon herbstlich frisch, und Briest, der eben gemeinschaftlich mit seiner Frau das Frühstück genommen, erhob sich von seinem Platz und stellte sich, beide Hände auf dem Rücken, gegen das mehr und mehr verglimmende Kaminfeuer. Frau von Briest, eine Handarbeit in Händen, rückte gleichfalls näher an den Kamin und sagte zu Wilke, der gerade eintrat, um den Frühstückstisch abzuräumen: „Und nun, Wilke, wenn Sie drin im Saal, aber das geht vor, Alles in Ordnung haben, dann sorgen Sie, daß die Torten nach drüben kommen, die Nußtorte zu Pastors und die Schüssel mit kleinen Kuchen zu Jahnke's. Und nehmen Sie sich mit den Gläsern in Acht. Ich meine die dünn geschliffenen."

Briest war schon bei der dritten Cigarette, sah sehr wohl aus und erklärte, „nichts bekomme einem so gut wie eine Hochzeit, natürlich die eigene ausgenommen."

„Ich weiß nicht, Briest, wie Du zu solcher Bemerkung kommst. Mir war ganz neu, daß Du darunter gelitten haben willst. Ich wüßte auch nicht warum."

„Luise, Du bist eine Spielverderberin. Aber ich nehme nichts übel, auch nicht einmal so 'was. Im Uebrigen, was wollen wir von uns sprechen, die wir nicht einmal eine Hochzeitsreise gemacht haben. Dein Vater war dagegen. Aber Effi macht nun eine Hochzeitsreise. Beneidenswerth. Mit dem Zehn-Uhr-Zug ab. Sie müssen jetzt schon bei Regensburg sein, und ich nehme an, daß er ihr — selbstverständlich ohne auszusteigen — die Hauptkunstschätze der Walhalla herzählt. Innstetten ist ein vorzüglicher Kerl, aber er hat so 'was von einem Kunstfex, und Effi, Gott, unsere arme Effi, ist ein Naturkind. Ich fürchte, daß er sie mit seinem Kunstenthusiasmus etwas quälen wird."

„Jeder quält seine Frau. Und Kunstenthusiasmus ist noch lange nicht das Schlimmste."

„Nein, gewiß nicht; jedenfalls wollen wir darüber nicht streiten; es ist ein weites Feld. Und dann sind auch die Menschen so verschieden. Du, nun ja, Du hättest dazu getaugt. Ueberhaupt hättest Du besser zu Innstetten gepaßt als Effi. Schade, nun ist es zu spät."

„Ueberaus galant, abgesehen davon, daß es nicht paßt. Unter allen Umständen aber, was gewesen ist, ist gewesen. Jetzt ist er mein Schwiegersohn, und es kann zu nichts führen, immer auf Jugendlichkeiten zurückzuweisen."

„Ich habe Dich nur in eine animirte Stimmung bringen wollen."

„Sehr gütig. Uebrigens nicht nöthig. Ich bin in animirter Stimmung."

„Und auch in guter?"

„Ich kann es fast sagen. Aber Du darfst sie nicht verderben. Nun, was hast Du noch? Ich sehe, daß Du 'was auf dem Herzen hast."

„Gefiel Dir Effi? Gefiel Dir die ganze Geschichte? Sie war so sonderbar, halb wie ein Kind, und dann wieder sehr selbstbewußt und durchaus nicht so bescheiden, wie sie's solchem Manne gegenüber sein müßte. Das kann doch nur so zusammenhängen, daß sie noch nicht recht weiß, was sie an ihm hat. Oder ist es einfach, daß sie ihn nicht recht liebt? Das wäre schlimm. Denn bei all' seinen Vorzügen, er ist nicht der Mann, sich diese Liebe mit leichter Manier zu gewinnen."

Frau von Briest schwieg und zählte die Stiche auf dem Canevas. Endlich sagte sie: „Was Du da sagst, Briest, ist das Gescheidteste, was ich seit drei Tagen von Dir gehört habe, Deine Rede bei Tisch mit eingerechnet. Ich habe auch so meine Bedenken gehabt. Aber ich glaube, wir können uns beruhigen."

„Hat sie Dir ihr Herz ausgeschüttet?"

„So möcht' ich es nicht nennen. Sie hat wohl das Bedürfniß zu sprechen, aber sie hat nicht das Bedürfniß, sich so recht von Herzen auszusprechen, und macht Vieles in sich selber ab; sie ist mittheilsam und verschlossen zugleich, beinah' versteckt; überhaupt ein ganz eigenes Gemisch."

„Ich bin ganz Deiner Meinung. Aber wenn sie Dir nichts gesagt hat, woher weißt Du's?"

„Ich sagte nur, sie habe mir nicht ihr Herz ausgeschüttet. Solche Generalbeichte, so Alles von der Seele herunter, das liegt nicht in ihr. Es fuhr Alles so bloß ruckweis und plötzlich aus ihr heraus, und dann war es wieder vorüber. Aber gerade weil es so ungewollt und wie von ungefähr aus ihrer Seele kam, deshalb war es mir so wichtig."

„Und wann war es denn und bei welcher Gelegenheit?"

„Es werden jetzt gerade drei Wochen sein, und wir saßen im Garten, mit allerhand Ausstattungsdingen, großen und kleinen, beschäftigt, als Wilke einen Brief von Innstetten brachte. Sie steckte ihn zu sich, und ich mußte sie eine Viertelstunde später erst erinnern, daß sie ja einen Brief habe. Dann las sie ihn, aber verzog kaum eine Miene. Ich bekenne Dir, daß mir bang' ums Herz dabei wurde, so bang', daß ich gern eine Gewißheit haben wollte, so viel, wie man in diesen Dingen haben kann."

„Sehr wahr, sehr wahr."

„Was meinst Du damit?"

„Nun, ich meine nur . . . Aber das ist ja ganz gleich. Sprich nur weiter; ich bin ganz Ohr."

„Ich fragte also rund heraus, wie's stünde, und weil ich bei ihrem eigenen Charakter einen feierlichen Ton vermeiden und Alles so leicht wie möglich, ja beinah' scherzhaft nehmen wollte, so warf ich die Frage hin, ob sie vielleicht den Vetter Briest, der ihr in Berlin sehr stark den Hof gemacht hatte, ob sie den vielleicht lieber heirathen würde . . ."

„Und?"

„Da hättest Du sie sehen sollen. Ihre nächste Antwort war ein schnippisches Lachen. Der Vetter sei doch eigentlich nur ein großer Cadett in Lieutenants-

uniform. Und einen Cadetten könne sie nicht einmal lieben, geschweige heirathen. Und dann sprach sie von Innstetten, der ihr mit einem Male der Träger aller männlichen Tugenden war."

„Und wie erklärst Du Dir das?"

„Ganz einfach. So geweckt und temperamentvoll und beinahe leidenschaftlich sie ist, oder vielleicht auch weil sie es ist, sie gehört nicht zu Denen, die so recht eigentlich auf Liebe gestellt sind, wenigstens nicht auf das, was den Namen ehrlich verdient. Sie redet zwar davon, sogar mit Nachdruck und einem gewissen Ueberzeugungston, aber doch nur, weil sie irgendwo gelesen hat, Liebe sei nun 'mal das Höchste, das Schönste, das Herrlichste. Vielleicht hat sie's auch bloß von der sentimentalen Person, der Hulda, gehört und spricht es ihr nach. Aber sie empfindet nicht viel dabei. Wohl möglich, daß es Alles 'mal kommt, Gott verhüte es, aber noch ist es nicht da."

„Und was ist da? Was hat sie?"

„Sie hat nach meinem und auch nach ihrem eigenen Zeugniß zweierlei: Vergnügungssucht und Ehrgeiz."

„Nun, das kann passiren. Da bin ich beruhigt."

„Ich nicht. Innstetten ist ein Carrièremacher — vom Streber will ich nicht sprechen, das ist er auch nicht, dazu ist er zu wirklich vornehm — also Carrièremacher, und das wird Effi's Ehrgeiz befriedigen."

„Nun also. Das ist doch gut."

„Ja, das ist gut! Aber es ist erst die Hälfte. Ihr Ehrgeiz wird befriedigt werden, aber ob auch ihr Hang nach Spiel und Abenteuer? Ich bezweifle. Für die stündliche kleine Zerstreuung und Anregung, für Alles, was die Langeweile bekämpft, diese Todfeindin einer geistreichen kleinen Person, dafür wird Innstetten sehr schlecht sorgen. Er wird sie nicht in einer geistigen Oede lassen, dazu ist er zu klug und zu weltmännisch, aber er wird sie auch nicht sonderlich amüsiren. Und was das Schlimmste ist, er wird sich nicht einmal recht mit der Frage beschäftigen, wie das wohl anzufangen sei. Das wird eine Weile so gehen, ohne viel Schaden anzurichten, aber zuletzt wird sie's merken, und dann wird es sie beleidigen. Und dann weiß ich nicht, was geschieht. Denn so weich und nachgiebig sie ist, sie hat auch 'was Rabiates und läßt es auf Alles ankommen."

In diesem Augenblicke trat Wilke vom Saal her ein und meldete, daß er Alles nachgezählt und Alles vollzählig gefunden habe; nur von den feinen Weingläsern sei eins zerbrochen, aber schon gestern, als das Hoch ausgebracht wurde — Fräulein Hulda habe mit Lieutenant Nienkerken zu scharf angestoßen.

„Versteht sich, von alter Zeit her immer im Schlaf, und unterm Hollunderbaum ist es natürlich nicht besser geworden. Eine alberne Person, und ich begreife Nienkerken nicht."

„Ich begreife ihn vollkommen."

„Er kann sie doch nicht heirathen."

„Nein."

„Also zu was?"

„Ein weites Feld, Luise."

* * *

Dies war am Tage nach der Hochzeit. Drei Tage später kam eine kleine gekritzelte Karte aus München, die Namen alle nur mit zwei Buchstaben angedeutet. „Liebe Mama! Heute Vormittag die Pinakothek besucht. Geert wollte auch noch nach dem andern hinüber, das ich hier nicht nenne, weil ich wegen der Rechtschreibung in Zweifel bin, und fragen mag ich ihn nicht. Er ist übrigens engelsgut gegen mich und erklärt mir Alles. Ueberhaupt Alles sehr schön, aber anstrengend. In Italien wird es wohl nachlassen und besser werden. Wir wohnen in den Vier Jahreszeiten, was Geert veranlaßte, mir zu sagen, „draußen sei Herbst, aber er habe in mir den Frühling." Ich finde es sehr innig. Er ist überhaupt sehr aufmerksam. Freilich ich muß es auch sein, namentlich wenn er 'was sagt oder erklärt. Er weiß übrigens Alles so gut, daß er nicht einmal nachzuschlagen braucht. Mit Entzücken spricht er von Euch, namentlich von Mama. Hulda findet er etwas zierig; aber der alte Niemeyer hat es ihm ganz angethan. Tausend Grüße von Eurer ganz berauschten, aber auch etwas müden Effi."

Solche Karten trafen nun täglich ein, aus Innsbruck, aus Verona, aus Vicenza, aus Padua, eine jede fing an: „Wir haben heute Vormittag die hiesige berühmte Galerie besucht," oder, wenn es nicht die Galerie war, so war es eine Arena oder irgend eine Kirche „Santa Maria" mit einem Zunamen. Aus Padua kam, zugleich mit der Karte, noch ein wirklicher Brief. „Gestern waren wir in Vicenza. Vicenza muß man sehen wegen des Palladio; Geert sagte mir, daß in ihm alles Moderne wurzle. Natürlich nur in Bezug auf Baukunst. Hier in Padua (wo wir heute früh ankamen) sprach er im Hôtelwagen etliche Male vor sich hin: ‚Er liegt in Padua begraben', und war überrascht, als er von mir vernahm, daß ich diese Worte noch nie gehört hätte. Schließlich aber sagte er, es sei eigentlich ganz gut und ein Vorzug, daß ich nichts davon wüßte. Er ist überhaupt sehr gerecht. Und vor Allem ist er engelsgut gegen mich und gar nicht überheblich und auch gar nicht alt. Ich habe noch immer das Ziehen in den Füßen, und das Nachschlagen und das lange Stehen vor den Bildern strengt mich an. Aber es muß ja sein. Ich freue mich sehr auf Venedig. Da bleiben wir fünf Tage, ja, vielleicht eine ganze Woche. Geert hat mir schon von den Tauben auf dem Markusplatze vorgeschwärmt, und daß man sich da Düten mit Erbsen kauft und dann die schönen Thiere damit füttert. Es soll Bilder geben, die das darstellen, schöne, blonde Mädchen, „ein Typus wie Hulda," sagte er. Wobei mir denn auch die Jahnke'schen Mädchen einfallen. Ach, ich gäbe 'was drum, wenn ich mit ihnen auf unsrem Hof auf einer Wagendeichsel sitzen und unsere Tauben füttern könnte. Die Pfauentaube mit dem starken Kropf dürft ihr aber nicht schlachten, die will ich noch wiedersehen. Ach, es ist so schön hier. Es soll ja auch das Schönste sein. Eure glückliche, aber etwas müde Effi."

Frau von Briest, als sie den Brief vorgelesen hatte, sagte: „Das arme Kind. Sie hat Sehnsucht."

„Ja," sagte Briest, „sie hat Sehnsucht. Diese verwünschte Reiserei . . ."

„Warum sagst Du das jetzt? Du hättest es ja hindern können. Aber das ist so Deine Art, hinterher den Weisen zu spielen. Wenn das Kind in den Brunnen gefallen ist, decken die Rathsherren den Brunnen zu."

Brandenburgische
Landes- u. Hochschulbibliothek
Potsdam

„Ach, Luise, komme mir doch nicht mit solchen Geschichten. Effi ist unser Kind, aber seit dem 3. October ist sie Baronin Innstetten. Und wenn ihr Mann, unser Herr Schwiegersohn, eine Hochzeitsreise machen und bei der Gelegenheit jede Galerie neu katalogisiren will, so kann ich ihn daran nicht hindern. Das ist eben das, was man sich verheirathen nennt."

„Also jetzt gibst Du das zu. Mir gegenüber hast Du's immer bestritten, immer bestritten, daß die Frau in einer Zwangslage sei."

„Ja, Luise, das hab' ich. Aber wozu das jetzt. Das ist wirklich ein zu weites Feld."

Sechstes Capitel.

Mitte November — sie waren bis Capri und Sorrent gekommen — lief Innstetten's Urlaub ab, und es entsprach seinem Charakter und seinen Gewohnheiten, genau Zeit und Stunde zu halten. Am 14. früh traf er denn auch mit dem Courierzuge in Berlin ein, wo Vetter Briest ihn und die Cousine begrüßte und vorschlug, die zwei bis zum Abgange des Stettiner Zuges noch zur Verfügung bleibenden Stunden zum Besuche des St. Privat-Panoramas zu benutzen und diesem Panoramabesuch ein kleines Gabelfrühstück folgen zu lassen. Beides wurde dankbar acceptirt. Um Mittag war man wieder auf dem Bahnhof und nahm hier, nachdem, wie herkömmlich, die glücklicherweise nie ernst gemeinte Aufforderung „doch auch 'mal herüberzukommen," ebenso von Effi wie von Innstetten ausgesprochen worden war, unter herzlichem Händeschütteln Abschied von einander. Noch als der Zug sich schon in Bewegung setzte, grüßte Effi vom Coupé aus. Dann machte sie sich's bequem und schloß die Augen; nur von Zeit zu Zeit richtete sie sich wieder auf und reichte Innstetten die Hand.

Es war eine angenehme Fahrt, und pünktlich erreichte der Zug den Bahnhof Klein-Tantow, von dem aus eine Chaussée nach dem noch zwei Meilen entfernten Kessin hinüberführte. Bei Sommerzeit, namentlich während der Bademonate, benutzte man statt der Chaussée lieber den Wasserweg und fuhr, auf einem alten Raddampfer, das Flüßchen Kessine, dem Kessin selbst seinen Namen verdankte, hinunter; am 1. October aber stellte der „Phönix", von dem seit lange vergeblich gewünscht wurde, daß er in einer passagierfreien Stunde sich seines Namens entsinnen und verbrennen möge, regelmäßig seine Fahrten ein, weshalb denn auch Innstetten bereits von Stettin aus an seinen Kutscher Kruse telegraphirt hatte: „Fünf Uhr, Bahnhof Klein-Tantow. Bei gutem Wetter offener Wagen."

Und nun war gutes Wetter, und Kruse hielt in offenem Gefährt am Bahnhof und begrüßte die Ankommenden mit dem vorschriftsmäßigen Anstand eines herrschaftlichen Kutschers.

„Nun, Kruse, Alles in Ordnung?"

„Zu Befehl, Herr Landrath."

„Dann, Effi, bitte, steig' ein." Und während Effi dem nachkam, und einer von den Bahnhofsleuten einen kleinen Handkoffer vorne beim Kutscher

unterbrachte, gab Innstetten Weisung, den Rest des Gepäcks mit dem Omnibus nachzuschicken. Gleich danach nahm auch er seinen Platz, bat, sich populär machend, einen der Umstehenden um Feuer und rief Kruse zu: „Nun vorwärts, Kruse.“ Und über die Schienen weg, die vielgleisig an der Uebergangsstelle lagen, ging es in Schräglinie den Bahndamm hinunter und gleich danach an einem schon an der Chaussée gelegenen Gasthause vorüber, das den Namen „Zum Fürsten Bismarck“ führte. Denn an eben dieser Stelle gabelte der Weg und zweigte, wie rechts nach Kessin, so links nach Varzin hin ab. Vor dem Gasthause stand ein mittelgroßer breitschultriger Mann in Pelz und Pelzmütze, welch letztere er, als der Herr Landrath vorüberfuhr, mit vieler Würde vom Haupte nahm. „Wer war denn das?“ sagte Effi, die durch Alles, was sie sah, aufs Höchste interessirt und schon deshalb bei bester Laune war. „Er sah ja aus wie ein Starost, wobei ich freilich bekennen muß, nie einen Starosten gesehen zu haben.“

„Was auch nicht schadet, Effi. Du hast es trotzdem sehr gut getroffen. Er sieht wirklich aus wie ein Starost und ist auch so 'was. Er ist nämlich ein halber Pole, heißt Golchowski, und wenn wir hier Wahl haben oder eine Jagd, dann ist er oben auf. Eigentlich ein ganz unsicherer Passagier, dem ich nicht über den Weg traue, und der wohl viel auf dem Gewissen hat. Er spielt sich aber auf den Loyalen hin aus und wenn die Varziner Herrschaften hier vorüberkommen, möcht' er sich am liebsten vor den Wagen werfen. Ich weiß, daß er dem Fürsten auch widerlich ist. Aber was hilft's? Wir dürfen es nicht mit ihm verderben, weil wir ihn brauchen. Er hat hier die ganze Gegend in der Tasche und versteht die Wahlmache wie kein Anderer, gilt auch für wohlhabend. Dabei leiht er auf Wucher, was sonst die Polen nicht thun; in der Regel das Gegentheil.“

„Er sah aber gut aus.“

„Ja, gut aussehen thut er. Gut aussehen thun die Meisten hier. Ein hübscher Schlag Menschen. Aber das ist auch das Beste, was man von ihnen sagen kann. Eure märkischen Leute sehen unscheinbarer aus und verdrießlicher, und in ihrer Haltung sind sie weniger respectvoll, eigentlich gar nicht, aber ihr Ja ist Ja und Nein ist Nein, und man kann sich auf sie verlassen. Hier ist Alles unsicher.“

„Warum sagst Du mir das? Ich muß nun doch hier mit ihnen leben.“

„Du nicht, Du wirst nicht viel von ihnen hören und sehen. Denn Stadt und Land hier sind sehr verschieden, und Du wirst nur unsere Städter kennen lernen, unsere guten Kessiner.“

„Unsere guten Kessiner. Ist es Spott, oder sind sie wirklich so gut?“

„Daß sie wirklich gut sind, will ich nicht gerade behaupten, aber sie sind doch anders als die Andern; ja, sie haben gar keine Aehnlichkeit mit der Landbevölkerung hier.“

„Und wie kommt das?“

„Weil es eben ganz andere Menschen sind, ihrer Abstammung nach und ihren Beziehungen nach. Was Du hier landeinwärts findest, das sind sogenannte Kaschuben, von denen Du vielleicht gehört hast, slavische Leute, die

hier schon tausend Jahre sitzen und wahrscheinlich noch viel länger. Alles aber, was hier an der Küste hin in den kleinen See- und Handelsstädten wohnt, das sind von weither Eingewanderte, die sich um das kaschubische Hinterland wenig kümmern, weil sie wenig davon haben und auf etwas ganz Anderes angewiesen sind. Worauf sie angewiesen sind, das sind die Gegenden, mit denen sie Handel treiben und da sie das mit aller Welt thun und mit aller Welt in Verbindung stehen, so findest Du zwischen ihnen auch Menschen aus aller Welt Ecken und Enden. Auch in unserem guten Kessin, trotzdem es eigentlich nur ein Nest ist."

„Aber das ist ja entzückend, Geert. Du sprichst immer von Nest, und nun finde ich, wenn Du nicht übertrieben hast, eine ganz neue Welt hier. Allerlei Exotisches. Nicht wahr, so was Aehnliches meintest Du doch?"

Er nickte.

„Eine ganz neue Welt, sag' ich, vielleicht einen Neger oder einen Türken, oder vielleicht sogar einen Chinesen."

„Auch einen Chinesen. Wie gut Du rathen kannst. Es ist möglich, daß wir wirklich noch einen haben, aber jedenfalls haben wir einen gehabt; jetzt ist er todt und auf einem kleinen eingegitterten Stück Erde begraben, dicht neben dem Kirchhof. Wenn Du nicht furchtsam bist, will ich Dir bei Gelegenheit 'mal sein Grab zeigen; es liegt zwischen den Dünen, bloß Strandhafer drum 'rum und dann und wann ein paar Immortellen, und immer hört man das Meer. Es ist sehr schön und sehr schauerlich."

„Ja, schauerlich, und ich möchte wohl mehr davon wissen. Aber doch lieber nicht, ich habe dann immer gleich Visionen und Träume und möchte doch nicht, wenn ich diese Nacht hoffentlich gut schlafe, gleich einen Chinesen an mein Bett treten sehen."

„Das wird er auch nicht."

„Das wird er auch nicht. Höre, das klingt ja sonderbar, als ob es doch möglich wäre. Du willst mir Kessin interessant machen, aber Du gehst darin ein bißchen weit. Und solche fremde Leute habt ihr viele in Kessin?"

„Sehr viele. Die ganze Stadt besteht aus solchen Fremden, aus Menschen, deren Eltern oder Großeltern noch ganz wo anders saßen."

„Höchst merkwürdig. Bitte, sage mir mehr davon. Aber nicht wieder was Gruseliges. Ein Chinese, find' ich, hat immer was Gruseliges."

„Ja, das hat er," lachte Geert. „Aber der Rest ist, Gott sei Dank, von ganz anderer Art, lauter manierliche Leute, vielleicht ein bißchen zu sehr Kaufmann, ein bißchen zu sehr auf ihren Vortheil bedacht und mit Wechseln von zweifelhaftem Werth immer bei der Hand. Ja, man muß sich vorsehen mit ihnen. Aber sonst ganz gemüthlich. Und damit Du siehst, daß ich Dir nichts vorgemacht habe, will ich Dir nur so eine kleine Probe geben, so eine Art Register oder Personenverzeichniß."

„Ja, Geert, das thu'."

„Da haben wir beispielsweise keine fünfzig Schritt von uns, und unsere Gärten stoßen sogar zusammen, den Maschinen- und Baggermeister Macpherson, einen richtigen Schotten und Hochländer."

„Und trägt sich auch noch so?"

„Nein, Gott sei Dank nicht, denn es ist ein verhutzeltes Männchen, auf das weder sein Clan noch Walter Scott besonders stolz sein würden. Und dann haben wir in demselben Hause, wo dieser Macpherson wohnt, auch noch einen alten Wundarzt, Beza mit Namen, eigentlich bloß Barbier; der stammt aus Lissabon, gerade daher, wo auch der berühmte General de Meza herstammt, — Meza, Beza, Du hörst die Landesverwandtschaft heraus. Und dann haben wir flußaufwärts am Bollwerk, — das ist nämlich der Quai, wo die Schiffe liegen — einen Goldschmied Namens Stedingk, der aus einer alten schwedischen Familie stammt; ja, ich glaube, es gibt sogar Reichsgrafen, die so heißen, und des Weiteren, und damit will ich dann vorläufig abschließen, haben wir den guten alten Doctor Hannemann, der natürlich ein Däne ist und lange in Island war und sogar ein kleines Buch geschrieben hat über den letzten Ausbruch des Hekla oder Krabla."

„Das ist ja aber großartig, Geert. Das ist ja wie sechs Romane, damit kann man ja gar nicht fertig werden. Es klingt erst spießbürgerlich und ist doch hinterher ganz apart. Und dann müßt ihr ja doch auch Menschen haben, schon weil es eine Seestadt ist, die nicht bloß Chirurgen oder Barbiere sind oder sonst dergleichen. Ihr müßt doch auch Capitaine haben, irgend einen fliegenden Holländer oder . . ."

„Da hast Du ganz recht. Wir haben sogar einen Capitain, der war Seeräuber unter den Schwarzflaggen."

„Kenn' ich nicht. Was sind Schwarzflaggen?"

„Das sind Leute weit dahinten in Tonkin und an der Südsee . . . Seit er aber wieder unter Menschen ist, hat er auch wieder die besten Formen und ist ganz unterhaltlich."

„Ich würde mich aber doch vor ihm fürchten."

„Was Du nicht nöthig hast, zu keiner Zeit und auch dann nicht, wenn ich über Land bin oder zum Thee beim Fürsten, denn zu allem Andern, was wir haben, haben wir ja Gott sei Dank auch Rollo . . ."

„Rollo?"

„Ja, Rollo. Du denkst dabei, vorausgesetzt, daß Du bei Niemeyer oder Jahnke von dergleichen gehört hast, an den Normannenherzog, und unserer hat auch so 'was. Es ist aber bloß ein Neufundländer, ein wunderschönes Thier, das mich liebt und Dich auch lieben wird. Denn Rollo ist ein Kenner. Und so lange Du den um Dich hast, so lange bist Du sicher und kann nichts an Dich heran, kein Lebendiger und kein Todter. Aber sieh 'mal den Mond da drüben. Ist es nicht schön?"

Effi, die, still in sich versunken, jedes Wort halb ängstlich, halb begierig eingesogen hatte, richtete sich jetzt auf und sah nach rechts hinüber, wo der Mond, unter weißem, aber rasch hinschwindendem Gewölk, eben aufgegangen war. Kupferfarben stand die große Scheibe hinter einem Erlengehölz und warf ihr Licht auf eine breite Wasserfläche, die die Kessine hier bildete. Oder vielleicht war es auch schon ein Haff, an dem das Meer draußen seinen Antheil hatte.

Effi war wie benommen. „Ja, Du hast recht, Geert, wie schön; aber es hat zugleich so 'was Unheimliches. In Italien habe ich nie solchen Eindruck gehabt, auch nicht als wir von Mestre nach Venedig hinüberfuhren. Da war auch Wasser und Sumpf und Mondschein, und ich dachte, die Brücke würde brechen; aber es war nicht so gespenstig. Woran liegt es nur? Ist es doch das Nördliche?"

Innstetten lachte. „Wir sind hier fünfzehn Meilen nördlicher als in Hohen-Cremmen, und eh' der erste Eisbär kommt, mußt Du noch eine Weile warten. Ich glaube, Du bist nervös von der langen Reise und dazu das St. Privat-Panorama und die Geschichte von dem Chinesen."

„Du hast mir ja gar keine erzählt."

„Nein, ich hab' ihn nur eben genannt. Aber ein Chinese ist schon an und für sich eine Geschichte . . ."

„Ja," lachte sie.

„Und jedenfalls hast Du's bald überstanden. Siehst Du da vor Dir das kleine Haus mit dem Licht? Es ist eine Schmiede. Da biegt der Weg. Und wenn wir die Biegung gemacht haben, dann siehst Du schon den Thurm von Kessin oder richtiger beide . . ."

„Hat es denn zwei?"

„Ja, Kessin nimmt sich auf. Es hat jetzt auch eine katholische Kirche."

* * *

Eine halbe Stunde später hielt der Wagen an der ganz am entgegengesetzten Ende der Stadt gelegenen landräthlichen Wohnung, einem einfachen, etwas altmodischen Fachwerkhause, das mit seiner Front auf die nach den Seebädern hinausführende Hauptstraße, mit seinem Giebel aber auf ein zwischen der Stadt und den Dünen liegendes Wäldchen, das die „Plantage" hieß, hernieder blickte. Dies altmodische Fachwerkhaus war übrigens nur Innstetten's Privatwohnung, nicht das eigentliche Landrathsamt, welches letztere, schräg gegenüber, an der anderen Seite der Straße lag.

Kruse hatte nicht nöthig, durch einen dreimaligen Peitschenknips die Ankunft zu vermelden; längst hatte man von Thür und Fenstern aus nach den Herrschaften ausgeschaut, und ehe noch der Wagen heran war, waren bereits alle Hausinsassen auf dem die ganze Breite des Bürgersteiges einnehmenden Schwellstein versammelt, vorauf Rollo, der im selben Augenblicke, wo der Wagen hielt, diesen zu umkreisen begann. Innstetten war zunächst seiner jungen Frau beim Aussteigen behülflich und ging dann, dieser den Arm reichend, unter freundlichem Gruß an der Dienerschaft vorüber, die nun dem jungen Paare in den mit prächtigen alten Wandschränken umstandenen Hausflur folgte. Das Hausmädchen, eine hübsche, nicht mehr ganz jugendliche Person, der ihre stattliche Fülle fast ebenso gut kleidete, wie das zierliche Mützchen auf dem blonden Haar, war der gnädigen Frau beim Ablegen von Muff und Mantel behülflich und bückte sich eben, um ihr auch die mit Pelz gefütterten Gummistiefel auszuziehen. Aber ehe sie noch dazu kommen konnte, sagte Innstetten: „Es wird das Beste sein, ich stelle Dir gleich hier unsere gesammte Hausgenossenschaft vor, mit Ausnahme der Frau Kruse, die sich — ich vermuthe

sie wieder bei ihrem unvermeidlichen schwarzen Huhn — nicht gerne sehen läßt." Alles lächelte. „Aber lassen wir Frau Kruse . . . Dies hier ist mein alter Friedrich, der schon mit mir auf der Universität war . . . Nicht wahr, Friedrich, gute Zeiten damals . . . und dies hier ist Johanna, märkische Landsmännin von Dir, wenn Du, was aus Pasewalker Gegend stammt, noch für voll gelten lassen willst, und dies ist Christel, der wir Mittags und Abends unser leibliches Wohl anvertrauen, und die zu kochen versteht, das kann ich Dir versichern. Und dies hier ist Rollo. Nun, Rollo, wie geht's?"

Rollo schien nur auf diese specielle Ansprache gewartet zu haben, denn im selben Augenblicke, wo er seinen Namen hörte, gab er einen Freudenblaff, richtete sich auf und legte die Pfoten auf seines Herrn Schulter.

„Schon gut, Rollo, schon gut. Aber sieh da, das ist die Frau; ich hab' ihr von dir erzählt und ihr gesagt, daß du ein schönes Thier seiest und sie schützen würdest." Und nun ließ Rollo ab und setzte sich vor Innstetten nieder, zugleich neugierig zu der jungen Frau aufblickend. Und als diese ihm die Hand hinhielt, umschmeichelte er sie.

Effi hatte während dieser Vorstellungsscene Zeit gefunden, sich umzuschauen. Sie war wie gebannt von Allem, was sie sah und dabei zugleich geblendet von der Fülle von Licht. In der vorderen Flurhälfte brannten vier, fünf Wandleuchter, die Leuchter selbst sehr primitiv, von bloßem Weißblech, was aber den Glanz und die Helle nur noch steigerte. Zwei mit rothen Schleiern bedeckte Astrallampen, Hochzeitsgeschenk von Niemeyer, standen auf einem zwischen zwei Eichenschränken angebrachten Klapptisch, in Front davon das Theezeug, dessen Lämpchen unter dem Kessel schon angezündet war. Aber noch viel, viel Anderes und zum Theil sehr Sonderbares kam zu dem Allen hinzu. Quer über den Flur fort liefen drei, die Flurdecke in ebenso viele Felder theilende Balken; an dem vordersten hing ein Schiff mit vollen Segeln, hohem Hinterdeck und Kanonenluken, während weiterhin ein riesiger Fisch in der Luft zu schwimmen schien. Effi nahm ihren Schirm, den sie noch in Händen hielt und stieß leis an das Ungethüm an, so daß es sich in eine langsam schaukelnde Bewegung setzte.

„Was ist das, Geert?" fragte sie.

„Das ist ein Haifisch."

„Und ganz dahinten das, was aussieht wie eine große Cigarre vor einem Tabaksladen?"

„Das ist ein junges Krokodil. Aber das kannst Du Dir Alles morgen viel besser und genauer ansehen; jetzt komm und laß uns eine Tasse Thee nehmen. Denn trotz aller Plaids und Decken wirst Du gefroren haben. Es war zuletzt empfindlich kalt."

Er bot nun Effi den Arm, und während sich die beiden Mädchen zurückzogen und nur Friedrich und Rollo folgten, trat man, nach links hin, in des Hausherrn Wohn- und Arbeitszimmer ein. Effi war hier ähnlich überrascht wie draußen im Flur; aber ehe sie sich darüber äußern konnte, schlug Innstetten eine Portière zurück, hinter der ein zweites, etwas größeres Zimmer, mit Blick auf Hof und Garten gelegen war. „Das, Effi, ist nun also Dein.

Friedrich und Johanna haben es, so gut es ging, nach meinen Anordnungen herrichten müssen. Ich finde es ganz erträglich und würde mich freuen, wenn es Dir auch gefiele."

Sie nahm ihren Arm aus dem seinigen und hob sich auf die Fußspitzen, um ihm einen herzlichen Kuß zu geben.

„Ich armes kleines Ding, wie Du mich verwöhnst. Dieser Flügel und dieser Teppich, ich glaube gar, es ist ein türkischer, und das Bassin mit den Fischchen und dazu der Blumentisch. Verwöhnung, wohin ich sehe."

„Ja, meine liebe Effi, das mußt Du Dir nun schon gefallen lassen, dafür ist man jung und hübsch und liebenswürdig, was die Kessiner wohl auch schon erfahren haben werden, Gott weiß woher. Denn an dem Blumentisch wenigstens bin ich unschuldig. Friedrich, wo kommt der Blumentisch her?"

„Apotheker Gieshübler . . . Es liegt auch eine Karte bei."

„Ah, Gieshübler, Alonzo Gieshübler," sagte Innstetten und reichte lachend und in beinahe ausgelassener Laune die Karte mit dem etwas fremdartig klingenden Vornamen zu Effi hinüber. „Gieshübler, von dem hab' ich Dir zu erzählen vergessen — beiläufig, er führt auch den Doctortitel, hat's aber nicht gern, wenn man ihn dabei nennt, das ärgere, so meint er, die richtigen Doctors bloß, und darin wird er wohl recht haben. Nun, ich denke, Du wirst ihn kennen lernen und zwar bald; er ist unsere beste Nummer hier, Schöngeist und Original und vor Allem Seele von Mensch, was doch immer die Hauptsache bleibt. Aber lassen wir das Alles und setzen uns und nehmen unsern Thee. Wo soll es sein? Hier bei Dir oder drin bei mir? Denn eine weitere Wahl gibt es nicht. Eng und klein ist meine Hütte."

Sie setzte sich ohne Besinnen auf ein kleines Ecksopha. „Heute bleiben wir hier, heute bist Du bei mir zu Gast. Oder lieber so: den Thee regelmäßig bei mir, das Frühstück bei Dir; dann kommt Jeder zu seinem Recht, und ich bin neugierig, wo mir's am Besten gefallen wird."

„Das ist eine Morgen- und Abendfrage."

„Gewiß. Aber wie sie sich stellt, oder richtiger, wie wir uns dazu stellen, das ist es eben."

Und sie lachte und schmiegte sich an ihn und wollte ihm die Hand küssen.

„Nein, Effi, um Himmels willen nicht, nicht so. Mir liegt nicht daran, die Respectsperson zu sein, das bin ich für die Kessiner. Für Dich bin ich . . ."

„Nun was?"

„Ach laß. Ich werde mich hüten, es zu sagen."

(Fortsetzung folgt.)

Villa Gloria.

Sonette von C. Pascarella.

Deutsch
von
Paul Heyse.

[Nachdruck untersagt.]

„Sonette in römischer Volksmundart, ganz eigenartige — was nach Belli unmöglich schien — hat hier Cesare Pascarella gedichtet. Schon in den Sonetten seines Morto di campagna und der Serenata, die vor etlichen Jahren erschienen, hat er gezeigt, daß er die Fähigkeit besitzt, die herbe Wahrheit zu erkennen und wiederzugeben. In denen der Villa Gloria erhebt er auf einmal den Dialekt zu epischer Höhe. Hier ist Alles wahr. Nicht der Dichter spricht; ein Trasteveriner hat Alles gesehen und mitgehandelt. So entsteht das Epos naturgemäß, nicht künstlich beabsichtigt, in der Form der Mundart. Der Trasteveriner war selbst einer der Siebzig, die bei Villa Gloria gekämpft haben. Mit sicherem und scharfem Blick, in lebhafter Erregung überschaut er die Ereignisse und die handelnden Personen, mit entschlossener, aber mitfühlender Seele, und erzählt ohne Beschreibungen, Abschweifungen, phantastische Ausschmückungen, wozu nicht Zeit war, aber mit Beachtung aller Einzelheiten — denn Alles war wichtig für ein Häuflein, wie sie waren, wenn sie siegen oder mit Ehren sterben sollten. Und in der verklärenden Ferne von achtzehn Jahren beleuchtet ihm die wieder auflodernde Gluth seiner kühnen Jugend die Erzählung mit dem Glanz eines starken Phantasiegebildes. In seinem Bericht von dem, was geschehen war im Angesichte Roms, zwischen Tiber und Anio, in jenem offenen Felde mit jenen Namen, in jener herbstlichen Jahreszeit erhebt und bewegt sich der epische Umriß in monumentaler Größe durch die fünfundzwanzig Sonette, wie nie zuvor eine mundartliche italienische Dichtung. Groß war die Kunst und das Talent eines Porta[1]) und Belli, aber in einem verneinenden, verspottenden, zerstörenden Genre; classisch so viel man will die Dichtung Meli's[2]), aber dem Leben entfremdet, eine arkadische Fiction. Den heroischen Idealismus der Italiener, die fürs Vaterland sterben, in einer Dialektdichtung darzustellen mit der innigen Bewegung eines hochherzigen

[1]) Der Mailänder Carlo Porta.
[2]) Der Sicilianer Giovanni Meli.

Mannes aus dem Volke, der Schlichtheit eines Mithandelnden, hatte Niemand versucht, Niemand für möglich gehalten. Ich freue mich, daß der Versuch gerade in diesen Tagen gelungen ist, in denen wir den Niedergang der Poesie zu erkennen glauben, und daß ein Römer ihn gewagt hat."

So Giosuè Carducci in seinem Geleitswort zu „Villa Gloria". Ueber die Art der Entstehung dieses epischen Sonetten-Cyclus äußert sich der Dichter selbst in seinem kurzen Vorbericht:

„Eines Abends, während wir uns in einer Osterie in Trastevere befanden, näherte sich uns ein Mann aus dem Volk, der uns kannte, und setzte sich an unsern Tisch. Zufällig kam das Gespräch auf das Ereigniß von Villa Gloria, und da er selbst einer der Siebzig der heiligen Schar gewesen war, fing er an, in seiner schlichten römischen Mundart, indem er den beiden Brüdern Cairoli die Kosenamen Righetto und Ninetto gab, die Wechselfälle jenes kühnen Zuges zu erzählen.

„Die rohe und treuherzige, in ihrer Bescheidenheit erhabene Sprache dieses Mannes aus dem Volk, der, ohne es zu ahnen, seiner Erzählung einen epischen Stil verlieh, erregte mir eine solche Bewunderung, daß ich mich entschloß, Alles, wie ich es gehört, wiederzugeben.

„So sind diese Sonette entstanden."

Sie haben in Italien, wo die heroische Episode des Befreiungskampfes, die sie schildern, unvergänglich in Aller Gedächtniß lebt, den Namen des Dichters auf Einen Schlag bekannt gemacht. In kurzer Zeit waren mehrere Auflagen vergriffen. An dieser Stelle aber wird es nöthig sein, an die näheren Umstände zu erinnern, unter denen das blutige Abenteuer von Villa Gloria sich vollzog.

Kaum war am 11. December 1866 die französische Besatzung Roms unter General Montebello nach den Abmachungen zwischen Italien und Frankreich vom 15. September 1864 abgezogen, so erließ das römische Actionscomité einen Aufruf (vom 16. December), in welchem es „alle wahren Liberalen" aufforderte, sich zusammenzuschließen und zum Kampf um die Befreiung Roms von der päpstlichen Herrschaft bereit zu machen, zugleich aber sich vor jeder Uebereilung zu hüten. „Wenn die Stunde der Erhebung geschlagen haben wird, werden wir euch zu den Waffen rufen."

Wenige Monate später, am 22. Februar 1867, verließ Garibaldi Caprera und erschien plötzlich in Florenz, um sich an die Spitze der Bewegung zu stellen.

Die Kunde von diesen Ereignissen, die das ganze junge Italien zu stürmischen Hoffnungen und Entschlüssen aufregte, erreichte in Paris, wohin sie auf einer Bildungsreise durch Europa eben gelangt waren, auch die beiden Brüder Cairoli, Enrico und Giovanni. Zwei ältere Söhne hatte die hochherzige Frau — donna di stampo antico, Cornelia nuova[1]) — in den Freiheitskämpfen Italiens bereits sich aufopfern sehen: den ältesten, Ernesto, geb. 1832, der 1859 bei Varese gefallen war; den dritten in der Reihe, Luigi, geb. 1838, der unter Garibaldi an dem Feldzug im Süden Theil genommen hatte und den Folgen eines forcirten Marsches unter der glühenden Sonne Calabriens 1860 in Neapel erlag.

[1]) Storia della insurrezione di Roma nel 1867 per Felice Cavallotti. Milano 1869. S 534.

Drei Söhne blieben ihr noch: Benedetto, der spätere Minister, Enrico und Giovanni.

Enrico, geb. am 20. Februar 1840, hatte Medicin studiert, aber von seiner glühenden Vaterlandsliebe fortgerissen, die Universität verlassen, um als einer der Cacciatori delle Alpi bei Varese mitzukämpfen. Das folgende Jahr, 1860, fand ihn unter den „Tausend" in Sicilien als Unteroffizier in der Compagnie seines Bruders Benedetto, mit dem zugleich er bei der Einnahme von Palermo schwer verwundet wurde. 1862 kämpfte er bei Aspromonte, 1866 in Tirol. Nicht allein seine Tapferkeit, der Adel seiner Erscheinung und die eherne Festigkeit seines Charakters gewannen ihm die Achtung und Bewunderung seiner Kameraden, sondern auch an Kenntnissen in der Kriegswissenschaft und all' den Eigenschaften, die dem Führer im Kampfe nothwendig sind, war er den Meisten überlegen. Man versprach ihm eine glänzende militärische Zukunft; sein früher Heldentod hat die Erfüllung dieser Hoffnungen vereitelt.

Sein um zwei Jahre jüngerer Bruder Giovanni hatte Mathematik studiert, ebenfalls in Pavia, wo Enrico zum Doctor der Medicin promovirt worden war, seine Kenntnisse aber dazu benutzt, in das Pontoniercorps einzutreten, wo er bald zum Capitän befördert wurde. Obwohl aber auch er fast an allen Feldzügen Theil nahm, kam er doch niemals ins Feuer und empfand es als eine schmerzliche Zurücksetzung, der Einzige der Familie zu sein, der ohne ehrenvolle Narben herumging.

Nur zu bald sollte er das Versäumte in reichem Maße nachholen.

Der erste Gedanke der beiden jungen Männer bei der Nachricht von dem, was in Rom sich vorbereitete, war gewesen, sich dem dortigen Actionscomité zur Verfügung zu stellen. Aber die römische Polizei, die freilich blind genug war, nur in dem einen, dem jüngeren der Brüder, einen gefährlichen Feind zu wittern, da er Capitänsrang hatte, fand es doch bedenklich, auch dem älteren den Aufenthalt in Rom zu gestatten, und wies beide Cairoli aus. Sie wandten sich nun sofort nach Terni, das zur Operationsbasis gewählt worden war, und nahmen Theil an der mühevollen Arbeit des General Fabrizi, die Armee der Befreiung zu organisiren.

Ihre Blicke blieben dabei stets auf das Hauptziel, die Begünstigung des Aufstandes in Rom, gerichtet.

Da ereignete sich's, daß ein Waffentransport, der von Terni abging, um den Aufständischen in Rom die nöthigen Gewehre zu liefern, durch die Zerstörung der Eisenbahn zwischen Orte und Passo Corese abgeschnitten wurde. Jeder Erfolg einer Erhebung in Rom schien dadurch auf lange Zeit vereitelt.

Unter Denen aber, die es für durchaus nothwendig hielten, daß der Anstoß zu der allgemeinen Erhebung um jeden Preis von Rom ausginge, um der Regierung in Florenz, der durch die Convention mit Frankreich die Hände gebunden waren, Muth zu energischem Handeln zu machen, befanden sich auch die Brüder Cairoli.

In Gemeinschaft mit ihren Vorgesetzten faßten sie den Beschluß, etwa hundert muthige Leute zu versammeln, auf zwei oder drei Barken heimlich so viel Gewehre als möglich zu verladen und die kostbare Fracht den Tiber

hinuntergleiten zu lassen, um am Abend des 22. October, wo der Aufstand in Rom ausbrechen sollte, bei Porta del Popolo anzulangen. Hier, an der Ripetta, sollten sie dann von den entschlossensten ihrer Freunde empfangen werden, und, einmal in der Stadt, hofften sie allen Widerstand der Besatzungstruppen niederzuwerfen.

Alles schien aufs Vorsichtigste angeordnet, der glückliche Erfolg des Unternehmens gesichert.

Das Ansehen, dessen die Brüder Cairoli genossen, verschaffte ihnen, sobald ihr Vorhaben ruchbar wurde, eine Schar von Genossen, deren Zahl sich anfangs über Hundert belief, nach und nach aber bis auf einige Siebzig herabschmolz. Nur die Besorgtesten und Zuverlässigsten waren ja auch den Gefahren des waghalsigen Unternehmens gewachsen.

Der Aufbruch war auf den 20. October festgesetzt. Kurz vorher versammelte Enrico seine Schar und redete sie folgendermaßen an:

„Ich hoffe, ich werde meine Schuldigkeit thun. Wenn ich mich aber schwach zeigen sollte, ist Jeder von euch ermächtigt, mir eine Kugel vor den Kopf zu schießen, wie ich es dem Ersten von euch thun werde, der nicht seine Pflicht thut."

Von nun an lassen wir dem Dichter das Wort. Der ausführliche Bericht Guerzoni's über das so verhängnißvoll gescheiterte Unternehmen (in der Nuova Antologia von 1868) klärt, berichtigt und ergänzt zwar Manches in der schlichten Erzählung des Trasteveriners. Doch widerstrebt es mir, hier, wo es sich nicht um einen Generalstabsbericht handelt, sondern um das ergreifende Fragment eines Heldengedichts, die einzelnen Strophen durch einen prosaischen Commentar in ihrem unmittelbaren Eindruck abzuschwächen.

Nur, da Carducci an Belli erinnert hat, sei noch bemerkt, daß die Uebersetzung dieser Sonette andere, wenn auch nicht geringere Schwierigkeiten bot, als die Nachdichtung jener humoristischen Genrebilder des römischen Satirikers. Nicht die unnachahmliche Fülle und Frische der Localfarben, der Reichthum an höchst ergötzlichen populären Ausdrücken und sprichwörtlichen Redensarten, deren ganze Würze nur im Dialekt zu empfinden ist, erschwerte die treue Wiedergabe der folgenden Sonette, sondern die völlig schmucklose, oft lapidare Kürze und Sachlichkeit, die es fast unmöglich machte, zu Gunsten des Reims sich eine Freiheit zu gestatten. Der Reiz der Mundart dagegen tritt hier zurück. Mit Ausnahme weniger, dem Dialekt angehörender Worte bewegt sich die Erzählung in schlichtem, allgemein gültigem Italienisch, und nur die Lautform erinnert daran, daß der Erzähler ein Trasteveriner ist[1]).

---

[1]) Seit dies geschrieben wurde, hat Cesare Pascarella durch eine neue größere Dialektdichtung die Hoffnungen, die man auf ihn setzte, bestärkt. Bei Enrico Voghera in Rom erschien „La scoperta de l'America", fünfzig Sonette, in denen der Dichter einen römischen Bürger die Schicksale des Columbus in seiner Mundart erzählen läßt, wie eben ein welthistorisches Ereigniß im Kopf eines ungebildeten Mannes sich spiegelt, der sich Personen und Thatsachen nach seinen naiven Begriffen zurechtlegt. Die Dichtung, die eine Fülle glücklichster humoristischer Züge und drolliger Wendungen enthält und in echt künstlerischer Mäßigung alle Uebertreibungen vermeidet, welche die Illusion zerstören könnten, einen in gutem Glauben Berichtenden erzählen zu hören, hat einen großen, einstimmigen Erfolg gehabt, und wieder und wieder wird der bescheidene Dichter bestürmt, sein Werk öffentlich vorzulesen.

1.

In Terni, das zum Sammelplatz ersehen,
Stellt' uns Righetto auf in einem Feld
Und sagte: Wie wir mit einander stehen,
Weiß ich, so daß mich keine Furcht befällt.

Doch, Freunde, offen muß ich euch gestehen:
Um unsre Sach' ist's zweifelhaft bestellt.
Rom werden wir 'nen Augenblick nur sehen,
Dann heißt's wohl: gute Nacht, du schnöde Welt!

Deshalb, bevor wir die Gewehre fassen:
Fühlt Einer sich nicht dazu aufgelegt,
So tret' er aus den Reihen ungenirt.

Nun? sagt' er. Will nicht Einer uns verlassen? —
Und da kein Einziger den Mund bewegt,
Sind wir nach Tisch, wir Siebzig, abmarschirt.

2.

So bis zum andern Tag — die ganze Nacht! —
Marschirten wir. Sodann im Morgengrauen
Auf einer Wiese wurde Halt gemacht,
Die ganz quatschnaß von Nebelreif und Thauen.

Dann setzten wir durch einen Bergstrom sacht,
Und da wir nicht der Straße durften trauen,
Ging's durch 'nen Wald und weiter mit Bedacht
Durch der Sabina weitgestreckte Auen.

Uns zum Geleit fuhr immer hinterher
Ein alter Omnibus, ein invalider,
Drin Alle nach einander Zuflucht nahmen.

Der Himmel überzog sich trüb und schwer,
Und unablässig goß es auf uns nieder,
Bis wir zuletzt nach Cantalupo kamen.

3.

In Cantalupo, in 'nem Kirchlein drinnen,
Theilt' uns Righetto in drei Trupps. Sodann
Verlas die Instruction er und begann:
Noch einmal mahn' ich euch, euch zu besinnen.

Fühlt Einer sich nicht fest, der geh' von hinnen
Und thue weiter keinen Zwang sich an! —
Es muckte Keiner. Er darauf: Wohlan!
Ihr seid entschlossen, und nun kann's beginnen.

Und daß Bescheid ihr wißt für alle Fälle:
Fall' ich — warum nicht sag' ich's unverhohlen? —
So tritt, der nach mir kommt, an meine Stelle.

Und weiter ging der Marsch. Auf blut'ge Tänze
Gefaßt und mit geladenen Pistolen
Passirten bei Corese wir die Grenze.

4.

Früh, während Ungewitter niedergingen,
Anlangten von Florenz die Kisten schon
Mit den Gewehren[1]), die nach Convention
Wir von der dort'gen Bürgerwehr empfingen.

Erst hatten wir sie in ein Haus zu bringen
Und dann zugleich mit andrer Munition[2])
In die zwei Barken, die uns der Patron
Der Tiberschiffahrt gab auf unser Dringen.

Nach der Verladung wurden gleich die Masten
In beiden Barken aufgestellt, so wie's
In allen Kähnen Brauch, die Kohlen laden;

Daß Keiner merken konnte, was sie faßten.
Dann duckt' man sich im Kielraum hin und ließ
Vom Strom sich treiben sacht längs den Gestaden.

5.

Ganz vorn in einer Luke, gleich als thäten
Sie dort den Wachtdienst für die Kohlen, standen
Die zwei Cairoli, die ins Weite spähten.
Wir Andern, die wir unten uns befanden,

Hörten vom Strand herüber die Trompeten
Der Papstsoldaten, bis zu Nacht wir landen
Beim Teverone[3]). In drei kleinen Böten
Vertheilt man uns, die dort zum Glück vorhanden.

Und ich erinnre mich: das eine war
Voll Löcher, und mit talggetränkten Fetzen
Mußt' es kalfatert werden erst am Lande.

Dann zu den Douaniers. Von ihrer Schar
Wagte nicht Einer sich zur Wehr zu setzen,
Und so gefangen ward die ganze Bande.

---

[1]) Im Original foconi. So heißen die Zündpfannen an den Flinten oder die Zündlöcher an den Kanonen. Was der Ausdruck hier bedeutet, ist mir nicht klar geworden. Mehrere Kisten voll Zündpfannen anzunehmen, hätte keinen Sinn, so daß hier wohl pars pro toto, die Waffen selbst gemeint sind. Da aber der Transport (vergl. die Einleitung) schon auf der Eisenbahn unterwegs gewesen und nur durch die Zerstörung des Schienenweges aufgehalten worden war, bleibt es räthselhaft, warum nicht diese Waffensendung weiter geschafft, sondern eine andere von der guardia nazionale in Florenz hier in Empfang genommen wurde.

[2]) Assieme a l'antre munizzioni, danach gehörten auch die foconi zur „Munition", was die Stelle noch dunkler macht. Oder wäre Munition hier nicht im technischen Sinne zu verstehen?

[3]) Der Anio, der in den Tiber mündet.

6.

Nachdem uns dieser erste Streich geglückt
Und auf den Fluß die Nacht herniedersank,
Ward schwer die Luft. Wir fühlten uns bedrückt
Von feuchtem Moderduft und Theergestank.

Das Steuer, das im dicken Schlamm erstickt,
Hörten wir knirren auf der Ruderbank,
Und fern am Horizont von Rom her blickt'
Ein Licht herüber, still und ohne Wank,

Das einen Schimmer um sich her ergoß.
Und ringsum auf dem Fluß im dunklen Schweigen
War nur des Wassers Rauschen zu verspüren.

Doch tief aus der Campagna schwarz und groß
Sah man Sanct Peters Dom gen Himmel steigen,
Als könnte man ihn mit der Hand berühren.

7.

Beim Blute der Madonna, welche Nacht!
Mir ist noch heute, denk' ich wieder dran,
Als hört' ich ein Geschichtchen nur mit an,
Das irgend Einer sich so ausgedacht.

Eindringen wollten wir in Rom mit Macht,
Zu siegen oder sterben, Mann für Mann.
Und Tags darauf — in Villa Gloria dann!
Schicksal! — Genug: wo sich das Ufer flacht,

Hält man um Mitternacht, in Stromes Mitte.
Wir warten auf ein Werda? scharf gespannt,
Wir warten, warten, warten — immer nichts!

Lang' spähten wir umher auf tausend Schritte —
Kein Mensch zu sehn. Da fuhren wir ans Land
Und harrten dort des ersten Morgenlichts.

8.

Bei Tagesgraun verließen wir den Kahn
Und sachte, sacht — wir rührten kaum die Glieder,
Damit man nicht entdeckte unsern Plan —
In einem Röhricht kauerten wir nieder.

Zum Bruder aber sprach Righetto wieder:
Steigt euer Fünf im Eichwald dort hinan
Und späht umher, ob da für unsre Brüder
Ein Unterschlupf sich zeigt und frei die Bahn,

Daß wir zunächst in einem sichern Nest
Abwarten können, bis gewisse Kunde
Uns kommt, ob hier ein Feind sich blicken läßt. —

Wir aber hörten, da wir aufwärts gingen,
Von Rom die Glocken hallen in der Runde,
Als wollten sie den Morgengruß uns bringen.

9.

Im Walde trafen wir ein Bäuerlein.
Aufs Antlitz, Kerl! Daß dich der Henker hole! —
Wir schnürten ihn in seinen Mantel ein
Und hielten vor die Brust ihm die Pistole.

Und Giuvannino: Seid Ihr hier allein? —
Da zittert' er vom Scheitel bis zur Sohle.
„Erbarmen! — Meine Frau — nach Rom hinein
Mit unserm Karr'n — ein armer Vignarole —

Familienvater — hab' nichts zu entdecken!" —
Sind hier die Päpstlichen? — „Ich weiß von Nichts." —
Thut Ihr Spionendienste? — „Nie im Leben! —"

Dann ist es gut, dann helft uns hier verstecken! —
Und zur Beruhigung des armen Wichts
Ward ihm ein Goldstück in die Hand gegeben.

10.

Und dieser Alte, noch ganz bleich vor Schrecken,
Führt' uns den Berg hinauf zu einem Haus,
Das eher sah wie eine Villa aus,
Zur Sommerfrische drin sich zu verstecken.

Nachdem wir visitirt an allen Ecken
Die Mauern und den Innenraum des Baus
Und ihn geeignet fanden überaus
Durch Art und Lage, uns darin zu decken,

So riefen wir herbei die Schar am Strom,
Stellten ringsum Vorposten im Revier,
Und dann nach kurzem Kriegsrath ward beschlossen,

Wir schickten an das Comité in Rom
'nen Boten, im Versteck hier blieben wir,
Bis wir zurückgekehrt sähn den Genossen.

11.

Righetto dann und Giuvannino traten
Zusammen aus dem Haus und hielten Spähe,
Und da sie nun ein Häuschen in der Nähe
Entdeckten, hielten sie es für gerathen,

Drei Posten dort zu stellen, falls Soldaten
Des Papsts sich zeigten, uns hier auf der Höhe
Zu allarmiren in der Villa. Ehe
Wir's ahnten, kurze Zeit nach Mittag, nahten

Zwei von den Wachen in der größten Hast
Und riefen: Möchten sie zu Schanden werden!
Dragoner haben wir gesehn. Sie zogen

Recognoscirend bis zur Mauer fast,
Dann gaben sie die Sporen ihren Pferden
Und fort wie's Wetter durch den „dunklen Bogen".

12.

Righetto, der erkennt, nun werd' es bald
Ernst werden, da die Streifpatrouille schon
Hier ausgewittert unsern Aufenthalt,
Ruft seinen Bruder auf und die Section,

Zu der auch ich gehört', und sagt ganz kalt:
Besetzt das Häuschen, nehmt die Position! —
Wir gehn. Kaum sind wir drinnen, als es schallt:
An die Gewehre! — Schön! — Ein Bataillon! —

Wir aus dem Haus und rasch uns aufgestellt
(Mich dünkt, im Ganzen unser siebzehn Schützen)
Und ausgeschaut hinab durch Wies' und Feld.

Ha! zwischen Weißdornhecken dort beginnt's
Von blanken Bajonetten jetzt zu blitzen . . .
Italien hoch! Die Papstsoldaten sind's!

13.

Nun bis ans Gitterthor herangekommen,
„Feuer! Und vor!" trompetet das Signal.
Ein Halt — dann wird die Mauer überklommen,
Und Feuer gibt der ganze Trupp zumal.

Wir haben Stellung vor dem Haus genommen,
Indessen drin im Flure leichenfahl
Der Vignerol knierutschend seine frommen
Angst-Litaneien murmelt ohne Zahl.

Doch während sacht der Feind uns näher rückt,
Die Kugeln pfeifend ihres Zieles fehlen,
Feuert uns Giuvannino schreiend an.

Furchtlos, vom Schloßenwetter rings umzückt,
Ruft er: Bedenkt, daß wir nur Siebzig zählen,
Und sechs Patronen kommen auf den Mann!

14.

Nicht einen Schuß, eh' sie ganz nahe sind! —
Und während näher kommt ein Bataillon,
Sehn wir von andern Papstsoldaten schon
'nen Trupp, der aufwärts seinen Marsch beginnt.

Herrgott! schmeißt nicht das Pulver in den Wind!
Schreit Biuvannino. Subordination
Und Ruhe! Ruhe! Der ist ein Coujon,
Der Feuer gibt, eh' sie ganz nahe sind. —

Fürwahr, wie so die Feinde avanciren
Und immer näher auf den Leib uns rücken,
War's in dem Kugelsausen nicht geheuer.

Doch erst, als wir so nah ins Aug' uns stieren,
Daß wir uns konnten fast ins Antlitz spucken,
Brüllte Ninetto: Hoch Italien! Feuer!

15.

Und wie nun das Scharmützel recht begann
Und Brust an Brust wir uns gesetzt zur Wehr,
Saus't Arighetto wie der Wind daher
Und sieht das Ding 'nen Augenblick sich an.

Zurück, zum Henker! donnert er sodann.
Zurück, Ninetto! Soll'n sie euch noch mehr
Umklammern und zerquetschen? Im Carrière
Hinab zur Villa! Fort und drauf und dran! —

Da machten wir Quarré, so gut es ging,
Trotz der Blessirten, und Righetto nach
Im Laufschritt stürmten wir des Wegs dahin.

Und bei der Villa, die voll Rosen hing,
Umduftet von Limonen bis ans Dach,
Duckten wir uns, gespannt auf den Beginn.

16.

Nach diesem rückte nun der Gegner, weil
Er sich nicht träumen ließ, wir foppten ihn,
Vielmehr, wir flöh'n im Ernst in wilder Eil',
Sofort uns nach. Wir sahn ihn näher ziehn

Und hörten, während wir an unserm Theil
Ganz stille lagen, wie die Kerle schrien —
Besessne nur vollführen solch Geheul!
Indessen lag Righetto auf den Knien

Und winkt' uns: Achtung! Aufgepaßt! — Darauf,
Wie sie uns jetzt dicht vor der Nase waren,
Mit einem Satz sprang unser Führer auf,

Warf fort die Mütze, schrie voll Ungestüm:
Viva l'Italia! stürmt den Feindesscharen
Entgegen, und wir Andern hinter ihm.

17.

Da sie uns aus dem Platz vorbrechen sahn,
Wie Feuer, das aus einem Krater fährt,
So in der Front gefaßt macht eilig Kehrt
Das Regiment und flieht zum Haus hinan.

Wir, die wir unsern Vortheil rasch ersahn,
Auf einem Umweg, von Begier verzehrt,
Daß unser Bajonett sie mores lehrt,
Zum Flankenangriff klimmen wir voran.

Doch da wir schon ganz dicht herangekommen,
Herrgott! da geht's bum-bum! Ein Hagelschauer,
Und wir von einer Feuerwolk' umflossen.

Ein dicker Dampf hat uns das Sehn benommen.
Die Mörder hatten, unten auf der Lauer,
Aus nächster Näh' uns auf den Pelz geschossen.

18.

Wir Andern nun, so Viel noch aufrecht standen,
Beschlossen unsres Wegs zurückzukehren,
Und da wir sahen den Verlust, den schweren,
Bei unsrer Villa wiederum zu landen.

Doch da der General nicht gleich vorhanden,
So sagten wir: Wenn uns der Feind die Ehren
Des Kriegs bewilligt, woll'n wir uns nicht wehren,
Wo nicht — was thut's, wenn wir den Tod hier fanden!

Die Nacht brach ein, und während wir im Haus
Uns sammeln und getrost den Feind erwarten,
War's uns, als hörten wir ein Stöhnen draus.

Wir eilen sämmtlich nach der Hausthür Stufen
Und lauschen bang hinaus in Feld und Garten —
Gott! die Verwundeten, die Unsern rufen!

19.

Da rannten wir hinunter durchs Revier
Und suchten zwischen Bäumen, wo versteckt
Die Wunden lagen. Und zu Tod erschreckt
Im dichten Unkraut auf dem Wahlplatz hier

Bei einem dürren Baumstamm fanden wir
Righetto! — Weit die Arme ausgereckt,
Lag er so da, die Brust vom Blut befleckt,
Das vom Gesicht ihm rann. Und da noch stier

Und starr wir stehn, zum Abschied grüßend nur
Den Todten, hören wir fern von der Halde
Herüber einen Klagruf sich erheben.

Zu einem Oelbaum leitet uns die Spur,
Da finden wir Freund Mantovani balde,
In einem See von Blut — doch noch am Leben.

20.

Im Haus auf einen Divan legt man ihn
Und schnallt ihm die Patrontasch' ab. Doch er
Weis't mit der Hand nach seiner Hüfte hin,
Als ob da drinnen eine Wunde wär'.

Geschwinde bringt man 'ne Laterne her
Und fängt behutsam an, ihn auszuziehn.
Barmherz'ger Gott! die Wunde war so schwer,
Ein ganzer Mannsarm hatte Platz darin.

Wir sinken neben ihm aufs Knie. Darauf
Fährt er sich an die Kehle mit der Hand
Und sieht uns an, weit aufgesperrt die Lider,

Gibt sich 'nen Ruck — hebt sich vom Lager auf,
Als schwebt' ein Wort noch an der Lippen Rand,
Dann sinkt der Kopf ihm auf die Brust hernieder.

21.

Wir trugen dann die Andern, die wir todt
Im Felde fanden, in die Küche, dann
Die Wunden in die Kammer nebenan,
Zuerst, die wir am schwersten sahn bedroht.

Und harrend, daß der Morgen käm' heran,
Verbanden wir und pflegten sie zur Noth.
Kein Tropfen Medicin, gerechter Gott!
's war zum Verzweifeln, wie die Nacht verrann.

Dem Einen war ein Arm gebrochen. Den
Ihm zu verbinden, mußten wir in Streifen
Die Hemden selbst uns auf dem Leib zertrennen.

Welch eine Qual, die Leute leiden sehn
Mit Jammerblicken, die ans Herz uns greifen,
Und so dabeistehn und nicht helfen können!

22.

'nen Schritt zurück! — Als in der schlimmen Stund'
So mörderisch die tück'sche Salve krachte,
Stürzten die Brüder, denen Tod sie brachte,
Zusammen nieder, vorwärts auf den Mund.

Doch während eilig durch den Wiesengrund
Das Regiment sich aus dem Staube machte,
Da kehrten ihrer Sieben oder Achte
Noch einmal um, da sie Righetto und

Den Bruder liegen sahn. Und Der, im Schrecken
Des Handgemengs, da sie ihn übermannten,
Will mit der eignen Brust den Bruder decken.

Doch nach verzweiflungsvollem Widerstand,
Indeß die Truppen wiederum sich wandten,
Sanken die Brüder in den blut'gen Sand.

23.

Righetto, da er sah das Abendroth,
Indeß von Rom Ave Maria klang
Wie Grabgeläut und ihm das Sterblied sang,
Rief: Mutter! — Benedetto! — Tröst' sie Gott!

Dann, als ihn heft'ger packt die Todesnoth,
Keucht er: Begrabt daheim mich, wenn's gelang,
Mich fortzuschaffen — — Noch ein Stöhnen drang
Ihm aus der wunden Brust, dann war er todt.

Ninetto rief ihn an . . . verzweifelt gellte
Sein Ruf . . . kein Laut! Er faßte seine Hand . . .
Wie Eis die Hand! Es war die Todeskälte.

Da küßt' er ihn, und mühsam nur, mit Lallen,
Hoffend, man sollt' ihn hören weit im Land,
Todt! schrie er. Mein Erigo ist gefallen!

24.

Ein Summen vieler Stimmen nähert sich,
Da rief er wieder: 's ist um uns geschehen.
Mein Bruder ist gefallen, und auch ich
Muß sterben; doch ich werde zu ihm gehen! —

Und da der Trupp im Finstern näher schlich
Und ihn anredet', ohne ihn zu sehen,
Rief er: Bringt nach Groppello ihn und mich,
Wenn ihr entrinnt! Dort soll die Gruft uns stehen. —

Und da die Kräfte schwanden mehr und mehr,
Und er empfand, daß ihn der Tod umgraute,
Rief er: Viva l'Italia! — Rings umher

Klang nach der Ruf. Der Geist verließ die Hülle.
Dann hörte man noch andre Klagelaute,
Und dann war Alles wieder Nacht und Stille.

25.

Doch wir, gewärtig, jeden Augenblick
Vorm Feind zu stehn, — als bis zum Tagesschein
Er sich nicht sehn ließ, kamen überein,
Uns aufzulösen, bis auf bessres Glück.

Nur Einer blieb im Hause noch zurück,
Um hülfreich den Verwundeten zu sein;
Wir Andern gingen auseinander. Ein'
Und Andrer hatte dann das Mißgeschick,

Daß man ihn fing auf Piazza Barberina.
Die Andern ließen sich vom Zufall führen
Und irrten hin und her durch die Sabina.

Die Meisten schlossen sich in Gottes Namen
Zusammen, um durchs Bergland zu marschiren,
Bis grade durch sie nach Mentana kamen.

Giovanni Cairoli erlag den vielen Wunden, die er in dem furchtbaren Gemetzel erhalten hatte, nicht, wie es nach dem vierundzwanzigsten Sonett den Anschein hat. Der starke Blutverlust, da ihn an zehn Stellen Schüsse und Bajonettstiche getroffen hatten, verursachte nur eine schwere Ohnmacht. Als ihm das Bewußtsein zurückkehrte und er sich ein wenig erholte, war er nur besorgt um die Freunde, besonders Mantovani, der bald darauf verschied. Dann schwankte er mit einem anderen, ebenfalls aus Pavia gebürtigen Freunde mühsam nach dem Landhause und bestand darauf, daß den Ueberlebenden, so weit sie noch marschfähig waren — von siebzig war die Schar auf fünfzig zusammengeschmolzen — sich entfernten, während er selbst zur Pflege der Verwundeten zurückblieb, mit drei Kameraden, die gleich ihm die mit dem Tode ringenden Freunde nicht im Stich lassen wollten.

So behaupteten sie über Nacht das Schlachtfeld, da die Päpstlichen, in der Meinung, es mit einer Uebermacht zu thun zu haben, die Flucht ergriffen hatten. Der größere Theil der Schar wandte sich nach Norden und suchte das Lager Menotti Garibaldi's zu erreichen. Erst kurz vor der Mittagsstunde des folgenden Tages kehrten die päpstlichen Truppen zurück, und der Anblick der Todten und Verwundeten stimmte sie zur Milde, so daß sie erst die Todten begruben und die Uebrigen gegen Abend nach Rom brachten. Hier wurden sie in die Gefängnisse von San Michele geliefert und die Meisten nach Mentana entlassen. Giovanni Cairoli allein erwies man, wohl seines Namens wegen, die Ehre, ihn bis gegen die Mitte des December gefangen zu halten.

Seine Freunde waren in großer Sorge um ihn, da sich abenteuerliche Gerüchte verbreitet hatten und man nicht wußte, ob er überhaupt noch am Leben sei [1]). Da erschien er unerwartet in Florenz, mit geschorenem Kopf, die Kleider schmutzig und zerrissen, doch sonst in leidlich guter Verfassung für einen Mann, der vor nur sechs Wochen einen Schuß in den Kopf und vier Bajonettstiche in den Körper erhalten hatte. Einige dieser Wunden waren noch offen.

Man hatte ihn in Rom nicht als Kriegsgefangenen, sondern als politischen Gefangenen behandelt und sich die größte Mühe gegeben, ihm das Ehrenwort abzudringen, nie mehr gegen die päpstliche Regierung die Waffen zu ergreifen. Eines schönen Tages wurde er dann nach Florenz entlassen, hielt sich aber hier nicht auf, sondern reis'te unverzüglich nach Groppello [2]), wohin kurz zuvor die Gebeine seines Bruders Enrico überführt worden waren.

Ueber ein Jahr hoffte man, seine Wunden würden nicht unheilbar sein. Zu Anfang 1869 jedoch zeigten sich bedenkliche Symptome, die das Schlimmste befürchten ließen. Und in der That waren die folgenden acht Monate nur ein einziger langer Todeskampf. Giovanni Cairoli kämpfte ihn ohne einen Klagelaut. Auch in den wildesten Fieberparoxysmen, durch die heftigen Schmerzen seiner Wunden verursacht, entfuhr ihm kein Seufzer darüber, daß er auf alle Hoffnungen seines jungen Lebens verzichtet hatte, nur um für Rom zu sterben. Was ihm allein Kummer machte, war der Gedanke, durch den Anblick seiner Qualen der Mutter Schmerz zu bereiten. Noch in seiner letzten Stunde sprach er von Italien, Garibaldi, Enrico, von Sieg und von Rom. Am 11. September 1869 verschied er, wenige Tage nach seinem sechsundzwanzigsten Geburtstage. Die Kopfwunde war längst geheilt. Er erlag den Folgen der Bajonettstiche, die ihm die päpstlichen Soldaten beigebracht hatten, als er blutend am Boden lag und auf die letzten Worte seines sterbenden Bruders horchte.

Bald nach den Söhnen starb die Mutter, am 17. März 1871 — die italienische „Mutter der Makkabäer", wie sie oft genannt worden ist. Sie war die Tochter eines Grafen Bono von Belgirate und mit achtzehn Jahren an Carlo Cairoli von Pavia vermählt worden, der an der dortigen Universität

---

[1]) Das Folgende nach einer aus dem Englischen übersetzten Schrift La famiglia Cairoli, Napoli 1879, die einen Artikel der „Westminster Review" vom Januar 1879 wiedergibt.

[2]) Groppello liegt in dem piemontesischen District Lomellina, nahe der lombardischen Grenze. Die Familie besaß dort ein kleines Landgut und die Gruft, in welcher schon der Vater ruhte.

einen Lehrstuhl der Chirurgie einnahm und bald darauf als Präsident der Scuola di Chirurgia sich eines großen, segensreichen Wirkungskreises erfreute. Neben seinen Verdiensten als Operateur und hülfreicher Freund der Armee erwarb er sich durch seine patriotische Gesinnung die allgemeinste Achtung und Verehrung, so daß er nach den heroischen „fünf Tagen", die Mailand der österreichischen Herrschaft entrissen (19. bis 23. März 1848) einstimmig zum Bürgermeister von Pavia erwählt wurde. Doch bekleidete er dieses Amt nur ein Jahr. Arbeit und Aufregungen aller Art hatten seine Kräfte erschöpft; die Nachrichten von der verlorenen Schlacht bei Novara erschütterten den Schwerkranken dergestalt, daß er die Trauerbotschaft nur wenige Tage überlebte.

Seine Gattin ertrug ihr schweres Geschick mit einer Seelenstärke, die ihr von nah und fern Beweise der innigsten Liebe und Bewunderung eintrugen. Auf eine der Adressen, die ihr nach dem Trauerspiel von Villa Gloria zukamen, antwortete sie:

„Möchte das Blut meines Enrico und meiner anderen Söhne, unserer anderen Märtyrer, nicht umsonst vergossen sein. In der festen Hoffnung, daß für unser unglückliches Land bessere Tage kommen werden, und zwar bald, finde ich den Muth, weiter zu leben und zu kämpfen, unterstützt durch die treue Liebe der Theuren, die mir noch geblieben sind."

Am 24. October 1875 wurde in Groppello, im Garten des Kinderasyls, die Statue einer bejahrten Frau mit sympathischen Zügen enthüllt, deren Sockel unter anderen Inschriften auch die Worte trägt: „A Cairoli-Bono Adelaide .... Benemerita del Comune per la fondazione dell' Asilo Infantile."

Die brüderlichen Helden von Villa Gloria ehrte das dankbare Italien durch ein Denkmal auf dem Monte Pincio.

Das römische Heer.

Bruchstück aus einer „Geschichte des Unterganges der antiken Welt".

Von

Otto Seeck

[Nachdruck untersagt.]

I.

Als mit der Wanderung der Cimbern und Teutonen unsere Vorfahren zuerst in den Gesichtskreis Roms eintraten, war es eben im Begriff, sich eine neue Wehrverfassung zu schaffen, wie sie gerade diesen Feinden gegenüber nicht wirksamer erdacht werden konnte. Auf langem Solddienste beruhend, stellte sie der rohen Kraft jener Naturkinder die hochentwickelte Kunst gewerbsmäßiger Soldaten entgegen und sorgte zugleich, indem sie zum ersten Male das Princip der allgemeinen Wehrpflicht aufstellte, daß hinter den geschulten Heeren unerschöpfliche Volksmassen als Reserve standen. Der Begründer dieses Systems war Marius; seine volle Ausbildung sollte es durch Augustus erhalten.

Das römische Heerwesen wurzelte in einer Zeit, da Steuern und Finanzen noch unbekannte Begriffe waren, der Staat also nur solche Krieger brauchen konnte, die ihn nichts kosteten. Daher lastete die Wehrpflicht nicht auf allen Bürgern, sondern nur auf denjenigen, welche im Stande waren, sich selbst für den Krieg auszurüsten; der besitzlose Proletarier blieb davon befreit. Plünderten Volsker oder Etrusker den römischen Acker, oder wollte man zur Vergeltung den ihrigen verwüsten, so hoben die Consuln so viele der Pflichtigen aus, wie ihnen für den Zweck erforderlich schienen; der Bauer nahm Schild und Speer von der Wand, hing ein Säckchen mit Brod über den Rücken und stellte sich in Reih und Glied. Da der Kriegsschauplatz kaum ein paar Meilen vor den Thoren lag, konnte man hoffen, in wenigen Tagen wieder daheim zu sein. Zog sich die Sache etwas länger hin und begann die Nahrung spärlich zu werden, so schickte man Botschaft nach Hause, und Frau oder Söhnchen kam ins Lager, um den leeren Brodbeutel mit einem vollen zu vertauschen. Nach Beendigung des Kampfes löste sich das Heer auf und stand im Falle eines neuen Bedürfnisses ebenso schnell wieder bereit.

Nur solange die Kriege sich in der nächsten Umgebung Roms abspielten, konnten diese einfachen Zustände dauern; aber die Grundsätze, welche sich aus

ihnen für das Heerwesen ergaben, hat man mit echt römischer Zähigkeit festgehalten, auch als ihre Bedingungen schon seit Jahrhunderten geschwunden waren. Wie die Stadt ihr Machtgebiet ausdehnte und ihre Waffen in immer weitere Fernen trug, hörte für den Soldaten die Möglichkeit auf, sich während des Feldzuges aus eigenen Mitteln zu unterhalten. Der Staat mußte für seine Verpflegung sorgen, ja er entschloß sich sogar zu Soldzahlungen; auch in Rom fand die Lehre Anerkennung, daß zum Kriege Geld und dreimal Geld gehört. Trotzdem blieb es dabei, daß der Krieger seine Waffenrüstung selber stellen mußte, nicht um der geringen Ersparniß willen, die sich hieraus ergab, sondern nur, weil es seit Urväterzeiten so gewesen war. Kaum in der allerdringendsten Noth griff man dazu, auch die Proletarier auszuheben und auf öffentliche Kosten zu bewaffnen; doch in solchen Fällen stellte man auch wohl die Sklaven ein, obgleich sie sonst vom Militärdienste streng ausgeschlossen waren. Die Kriegsmacht Roms wuchs also keineswegs in demselben Verhältniß, wie seine Bürgerschaft sich ausbreitete. Denn mit der Steigerung seiner Macht ging auch die Hebung seiner Cultur, die Entwicklung der materiellen Hülfsquellen Hand in Hand, und die nächste Folge eines solchen Aufschwungs ist immer, daß die Kluft zwischen Arm und Reich weiter gerissen wird und zugleich mit den großen Vermögen auch die Masse der Besitzlosen sich vermehrt. Unter König Servius dürften noch die meisten Bürger kleine Grundbesitzer gewesen sein, welche die Vorbedingung für den Kriegsdienst erfüllten; nach den punischen Kriegen hatte sich die Zahl der freien römischen Bauern ohne Zweifel bedeutend vergrößert, aber unverhältnißmäßig stärker das bürgerliche Proletariat.

Auch die fremden Gebiete, welche dem Reiche nach und nach angegliedert wurden, trugen zur Vermehrung seiner Kriegsstärke nicht in dem Maße bei, wie man es nach ihrem Umfang und ihrer Volkszahl erwarten müßte. Wo man auf dem gewonnenen Lande Römer ansiedelte, ohne ihnen ihr Bürgerrecht zu nehmen, da verwandelte man allerdings Proletarier in Grundbesitzer und machte sie damit waffenfähig. Auch die Gründung latinischer Colonien verminderte zwar die Bürgerschaft — denn wer sich in die neue Stadt aufnehmen ließ, wurde Latiner und hörte auf, Römer zu sein —; doch traf dieser Verlust fast nur die besitzlose Masse und schuf zugleich den Gewinn einer neuen Bundesgemeinde, deren Krieger Seite an Seite mit den römischen kämpften. Aber diese beiden Arten, eroberte Gebiete nutzbar zu machen, blieben mit wenigen Ausnahmen auf Italien beschränkt und kamen auch hier nicht überall zur Anwendung. Meistens erklärte man das unterworfene Land und seine Bewohner für Staatseigenthum, machte also jenes zur Domäne, diese zu öffentlichen Sklaven. Das klang sehr hart, war aber nicht so gar schlimm gemeint. Denn fast immer überließ man den Grund und Boden seinen früheren Eigenthümern zur Nutznießung und machte die Rechte des Eroberers nur insofern geltend, als man von ihnen Kopf- und Grundsteuern erhob. Im Rechtssinne blieben sie nichtsdestoweniger Knechte, was für sie die sehr annehmbare Folge hatte, daß sie zum Kriegsdienst gar nicht oder doch nur in seltenen Ausnahmefällen verwendet wurden. Viele Landschaften Italiens und die große Masse des

Provinzialgebietes vermehrten die militärische Macht Roms also nur durch ihre Tribute, nicht durch ihre waffenfähige Mannschaft.

In einer anderen Lage befanden sich diejenigen Staaten, welche nicht durch Eroberung, sondern durch Bündniß zu Rom in Abhängigkeit getreten waren. Steuern konnte man ihnen nicht abverlangen; dafür nahm man ihre Kriegshülfe bis zu dem Maße in Anspruch, wie es der Vertrag jedes Einzelnen erlaubte. Je nach den Verpflichtungen, welche sie übernommen hatten, waren also ihre Leistungen sehr verschieden, bei den meisten aber ziemlich gering. Wenn man in Spanien Krieg führte, wurden wohl auch die spanischen Verbündeten mit herangezogen, wenn in Syrien, die syrischen, aber während der römische Bürger überall kämpfte, wo es Noth that, wurde der Bundesgenosse nur selten fern von seiner Heimath verwendet. Ganz abgesehen von den Schwierigkeiten des Transportes, wußte man eben mit so buntscheckigen Heeren nichts anzufangen, wie sie sich aus den Contingenten aller der Völkerschaften, welche den Römern dienstbar waren, nothwendig ergeben hätten; der Feldherr hätte die Kampfart, welche jeder seiner Truppen eigenthümlich war, nicht gekannt, der fremde Soldat das lateinische Commando nicht verstanden. Regelmäßigen Zuzug verlangte man daher nur von den Verbündeten, welche den Römern an Sprache, Sitten und Bewaffnung gleichartig waren. Wenn man die Hülfe der außeritalischen Bundesstaaten nur gelegentlich anrief, fehlten die Cohorten der Latiner in keinem römischen Heere.

Die Streitmacht, welche man einem Consuln anvertraute, bestand in der Regel aus zwei Legionen und zwei Alae, so benannt, weil ihnen im Kampfe die Ehrenplätze auf den beiden Flügeln eingeräumt wurden. Jene wurden aus römischen Bürgern gebildet, diese setzten sich aus den Cohorten zusammen, deren jede das Contingent einer italischen Bundesstadt umfaßte. Die Legion zählte je nach dem Bedürfniß 4—6000 Mann, und die Ala pflegte ihr gleich zu sein. Der beherrschende Staat stellte also regelmäßig die volle Hälfte der Armee. Ja seit im Jahre 89 v. Chr. das Bürgerrecht allen Italikern verliehen war, fiel das bundesgenössische Element, wenigstens soweit es ständig gewesen war, ganz hinweg. Die Unterthanen und die provinzialen Verbündeten bot man zwar noch hin und wieder auf, doch liegt es in der Natur der Sache, daß diese Streitkräfte um so unbrauchbarer geworden waren, je weniger man sie gebraucht hatte.

So lastete der Kriegsdienst mit voller Schwere auf Römern und Latinern, und unter diesen ausschließlich auf den Besitzenden, d. h. in erster Linie auf den Bauern und Ackerbürgern. Denn der städtische Gewerbebetrieb war unbedeutend, und die Zahl der großen Grundbesitzer natürlich viel zu klein, um für die Zusammensetzung der Heere irgendwie in Betracht zu kommen. So lange Rom sich noch mit seinen nächsten Nachbarn herumschlagen mußte, erschien es ganz natürlich, daß der Bauer, der durch die Verwüstung der Aecker und das Wegtreiben von Vieh und Knechten am schwersten geschädigt wurde, zur Vertheidigung von Hab und Gut selbst die Waffen ergriff. Auch war diese Pflicht nicht eben drückend, da die Kriege sich meist in kurzen Sommerfeldzügen abspielten. Bot sich eine militärische Aufgabe, so hob der Beamte, dem ihre

Lösung übertragen war, die nöthige Anzahl von Bürgern aus und befahl zugleich den Bundesgenossen, ein entsprechendes Contingent zu stellen. War der Kampf beendet oder wurde der Feldherr abberufen, so kehrten mit ihm meist auch seine Krieger in die Heimath zurück. Der neue Magistrat hatte für ein neues Heer zu sorgen und stellte, soweit es anging, nur solche Leute ein, die bei dem früheren Ausmarsch zu Hause geblieben waren. Dies änderte sich, als die punischen Kriege das Reich zwangen, seine ganze Wehrkraft bis aufs Aeußerste anzustrengen. Lange Jahre mußte jetzt der Bauer seinem Acker fern bleiben; das Gut verkam, die Familie darbte und mußte Schulden machen, und kehrte er endlich schlachtenmüde heim, so war aus dem behäbigen Grundbesitzer oft ein Proletarier geworden. Dies ertrug man mit opferfreudiger Hingebung, solange die Existenz des Staates auf dem Spiele stand; man ließ es sich seufzend gefallen, solange noch große Ziele winkten, deren Bedeutung auch der gemeine Mann begriff. Aber seit dem Ende der makedonischen Kriege fand man kaum noch einen Feind, dessen Besiegung solcher Opfer würdig schien. Zwar ruhten auch jetzt die Waffen nie; immer wieder mußte der Römer Weib und Kind verlassen, um in Afrika oder Makedonien, in Spanien oder Syrien ein jahrelanges Lagerleben zu führen. Doch die Aufgaben, welche ihm jetzt gestellt waren, konnten ihn nicht dazu begeistern. Es galt Aufstände niederzuschlagen oder wilde Horden zu züchtigen, welche die Provinzen gebrandschatzt hatten. Die Unterthanen, welche für den stolzen Bürger nur als Steuerzahler ein Interesse hatten, wollten doch von ihm vertheidigt sein; und um ihre Aecker zu schützen, sollte er den seinen dem Verfall überlassen!

Zum Ruin des kleinen Besitzes in Italien wirkten viele Gründe zusammen, aber ohne Zweifel war der Kriegsdienst einer der gewichtigsten. Was half es, daß die Gracchen durch ihre Ackergesetze einige Tausend neuer Bauernhöfe schufen, wenn durch die lange Abwesenheit ihrer Herren die Wirthschaft vernachlässigt wurde, Schulden sich auf den Besitz häuften und er zuletzt doch in capitalkräftige Hände übergehen mußte. Die Heilmittel, welche die vornehmen Herren Demokraten anwandten, richteten sich nur gegen Symptome; das Uebel an der Wurzel zu fassen, blieb dem Bauernsohne Marius vorbehalten, der aus eigener Erfahrung wußte, wo den kleinen Mann der Schuh drückte. Auch seine Reform sollte sich freilich in ihren schließlichen Folgen unheilvoll erweisen, doch schuf sie wenigstens die erste Bedingung für ein ruhiges Gedeihen der Landwirthschaft. Wenn nur nicht derselbe Marius zugleich das Elend der Bürgerkriege über sein Vaterland heraufbeschworen und so mit der einen Hand genommen hätte, was er mit der andern gab!

Während sich der kleine Eigenthümer in fernen Kriegen ruinirte, war der Besitzlose noch immer vom regelmäßigen Dienste ausgeschlossen. Und doch wären Sold und Beute, welche die Verarmung des Bauern oder Handwerkers nur in den seltensten Fällen aufzuhalten vermochten, dem Proletarier als köstlicher Preis erschienen. Wäre es ihm nur gestattet gewesen, mit Freuden hätte er die Waffen ergriffen, unter deren Druck die gesetzlich Berufenen seufzten. Diesen Zustand beseitigte Marius, indem er die Wehrpflicht zu einer allgemeinen machte und ohne Rücksicht auf den Besitz in erster Linie diejenigen

einstellte, welche sich selber anboten. Scheinbar war diese Neuerung sehr unbedeutend; sie brauchte nicht einmal durch Gesetz eingeführt zu werden, sondern vollzog sich einfach auf dem Wege der Verwaltung. Denn zu allen Zeiten hatten die Consuln das Recht gehabt, die Proletarier auf Staatskosten zu bewaffnen; doch pflegten sie nur in der äußersten Nothlage des Staates Gebrauch davon zu machen. Marius that es ohne solchen Zwang und erhob dadurch zur Regel, was früher Ausnahme gewesen war. Denn natürlich war das Verfahren, welches er zuerst bei der Aushebung verwandte, so populär, daß auch seine Nachfolger, obgleich sie gesetzlich nicht behindert waren, auf die frühere Uebung zurückzugreifen, sich doch durch die Stimmung des Volkes zur Nachahmung gezwungen sahen.

So unscheinbar sich diese Neuerung einführte, bedeutete sie doch nichts Geringeres, als eine Umkehrung aller militärischen Verhältnisse Roms, welche bald auch auf die politischen einwirken sollte. Nach wie vor war jeder Bürger verpflichtet, unter die Fahnen zu treten, sobald die Obrigkeit es ihm befahl. Die Möglichkeit der Aushebung fand ihre Grenze allein in der Zahl der Römer, welche Waffen tragen konnten; ihr Material war also fast unerschöpflich. Aber der gesetzliche Zwang kam nur zur Anwendung, soweit die freiwilligen Meldungen nicht genügten. Diese liefen natürlich nur von solchen Leuten ein, die, wenn sie ins Feld zogen, zu Hause nichts versäumten. Außer dem kleinen Häuflein vornehmer Jünglinge, welche durch den Kriegsdienst ihre politische Laufbahn einleiteten, waren es Landstreicher und arme Teufel. Hatte man früher die Proletarier nur in der dringendsten Noth aufgeboten, so bildeten sie jetzt den regelmäßigen Bestand der Heere, und statt ihrer waren die Eigenthümer zur Reserve geworden, auf die man nicht ohne zwingendes Bedürfniß zurückgriff. Im Drange der Bürgerkriege geschah dies zwar sehr oft, aber der Charakter der römischen Heere bestimmte sich nicht nach solchen Ausnahmen, so zahlreich sie auch sein mochten, sondern nach den Elementen, aus welchen ihr dauernder Kern bestand. Wie früher die Blüthe des Volkes, so repräsentirten sie jetzt dessen Hefe.

Politisch mochte dies schwere Bedenken haben: militärisch war es zunächst ein unverkennbarer Fortschritt. Wer nicht daneben noch Bauer oder Handwerker, sondern nur Soldat ist, der ist gewiß nicht der schlechteste Soldat. Daß auch auf kriegerischem Gebiete nur der Specialismus zur Vollkommenheit führt, hatte Rom schon vor Jahrhunderten aus mancher schweren Erfahrung lernen können. Nach jedem Feldzuge hatte man das Heer aufgelöst; eine militärische Ausbildung im Frieden war unbekannt gewesen, und in den frühesten Zeiten hatte man auch kaum Gelegenheit gehabt, ihren Mangel zu empfinden. Denn die kleinen Nachbarvölker, mit denen man sich herumschlug, wußten ebenso wenig von Kriegskunst und soldatischer Schulung, wie ihre römischen Gegner. Doch während man hier mit Volskern, Aequern und Etruskern in naturwüchsiger Rohheit Hiebe wechselte, waren im höher entwickelten Osten Heere von Berufssoldaten entstanden, welche durch lebenslange Uebung die Technik des Waffenhandwerks bis zur höchsten Vollendung entwickelten. Zwar war es zusammengelaufenes Gesindel ohne Vaterland und Pflichtgefühl. Von schlechten

Feldherren geführt, zerfielen sie daher leicht in wilde, ordnungslose Banden und wurden dem Staate, welchen sie vertheidigen sollten, oft gefährlicher, als seinen Feinden. Trat aber der rechte Mann an ihre Spitze, so besaß er in diesen Söldnerscharen ein Werkzeug von unvergleichlicher Sicherheit und Schneidigkeit: jeder Mann ein studirter Fechtmeister, jede Truppe durch vieljähriges, nie unterbrochenes Exercitium zusammengeschweißt und auf die schwierigsten Manöver eingedrillt. Und dann hatte das Leben dieser Vagabunden an sich gar keinen Werth; je weniger man nach dem Friedensschlusse abzulöhnen hatte, desto vortheilhafter für den Staat. Man brauchte sie also nur zu schonen, soweit der Krieg selbst dies erforderte. Für den Feldherrn spielten sie ganz dieselbe Rolle, wie Pferde oder todtes Material, und keiner hatte die Verantwortung zu fürchten, wenn er eine Entscheidung mit ungeheurem Menschenverlust erzwang. In den Händen eines Pyrrhus und Xanthippus, eines Hamilkar und Hannibal waren solche Heere eine Waffe, der die ungeschulte Naturkraft römischer Bauern unmöglich widerstehen konnte. Trotzdem blieben diese Bauern, nachdem sie Niederlage auf Niederlage ertragen hatten, am Schlusse des Kampfes dennoch Sieger, und der Grund für diesen Sieg war ebenso, wie für die Niederlagen, ihre primitive Wehrverfassung.

Die Anwerbung und der Unterhalt von Söldnern sind äußerst kostspielig; ein Heer, das sich aus solchen Elementen zusammensetzt, kann daher niemals sehr zahlreich sein, ohne die finanziellen Kräfte des Staates zu erschöpfen. Für die Entscheidung der einzelnen Schlacht kam die Ueberzahl, mit welcher die römischen Milizen auftreten konnten, freilich nur bei ungeschickten Feldherren in Betracht. Im Winter 1870/71 haben wir selbst es erlebt, wie ungeheure Massen wenig geübter Rekruten an der Disciplin und Schulung unserer kleinen Heere immer wieder zu Schanden wurden, und im Alterthum mußte das Uebergewicht der Ausbildung über die Menge sich noch mehr fühlbar machen. Wenn man auf eine Million Flintenkugeln nur mit hunderttausend erwidern kann, so ist die Wahrscheinlichkeit dafür, daß jene vielleicht nicht zehnmal, aber doch wenigstens fünfmal so viel Verheerungen anrichten werden, selbst wenn sie von ungeschickteren Händen abgeschossen sind. Dagegen konnte in der geschlossenen Ordnung des antiken Nahkampfes immer nur die erste Reihe von ihren Waffen Gebrauch machen, und hier fand der einzelne Mann nicht mehr als einen Gegner vor sich, weil seine Nebenmänner die anderen von ihm abzogen. Im reinen Frontalangriff, welcher die Regel bildete, konnte sich die Uebermacht nur darin äußern, daß in die Stellen der Gefallenen und Verwundeten immer frische Kräfte nachdrängten; sie kam also nur successive, nicht gleichzeitig zur Geltung. Da nun ein geübter Fechter sehr schnell mit dem rohen Naturkämpfer fertig wird und die steten Exercitien, denen die Söldner sich unterzogen, auch ihre Ausdauer stählen mußten, konnten wohl die meisten, ohne sehr zu ermatten, drei oder vier Bürgersoldaten nach einander abthun. Dazu mußten Männer, welche den Krieg zu ihrem Gewerbe gemacht hatten, schon durch die Gewohnheit der Gefahr eine größere Kaltblütigkeit besitzen, und dies Moment spielte in den Kämpfen des Alterthums eine viel bedeutendere Rolle als heut zu Tage. Ist durch Aufregung der Kopf benommen und das Auge

getrübt, so kann man wohl noch Kugeln ins Blaue hinein versenden, von denen doch immer die eine oder die andere trifft, aber wohlgezielte Stöße pariren und die Blößen des Gegners erspähen wird dann zur Unmöglichkeit. Und begann die Furcht erst an einer Stelle ihre Wirkung zu äußern, so war auch dies den antiken Heeren verhängnißvoller als den modernen. Bei uns wird fast jedes Bataillon gesondert in den Kampf geführt; es siegt für sich oder flieht für sich. Die Schlachtordnung des Alterthums dagegen bildete eine fest geschlossene Masse, in der jeder Stimmungswechsel des einzelnen Theiles sich durch die unmittelbare Berührung schnell über das Ganze fortpflanzte. Was half es da, daß die hinteren Reihen noch gar nicht ins Gefecht gekommen waren? Wenn ihre vorn stehenden Kameraden sie mit angstverzerrten Gesichtern rückwärts drängten, so vermochten sie nur in den seltensten Fällen der moralischen Ansteckung zu widerstehen, und schnell wurde die Flucht eine allgemeine. Und während heute die Verfolgung einen ganz neuen Abschnitt des Gefechtes bildet und oft erst beginnt, wenn die Fühlung mit dem Feinde schon verloren ist, schloß sie sich damals unmittelbar an den heißesten Kampf. Der Soldat sah dicht vor sich plötzlich den Rücken desselben Gegners, der ihm eben noch die Brust gezeigt hatte, und schlug mit erneuter Freudigkeit drauf los, bis ihm der Arm erlahmte. Daher die grauenvollen Verluste, welche der Besiegte fast immer zu erleiden pflegte, auch wenn der Sieger nur wenige Mann einbüßte. Unter diesen Umständen ist es nicht zu verwundern, wenn uns die alte Geschichte so häufig von der Vernichtung ungeheurer Massen durch ganz kleine, aber tüchtige Heere zu berichten weiß.

Etwas anders gestaltete sich der Kampf, wenn man nicht einfach Front gegen Front stritt, sondern durch Ueberflügelung, Flankenangriff, Hinterhalt oder andere künstlichere Mittel zu wirken suchte. Doch auch diese waren den Söldnerführern, welche den Krieg als Kunst studirt hatten, viel geläufiger, als den jährlich wechselnden Bürgergeneralen Roms, und zugleich waren ihre Truppen zu jedem Manöver complicirterer Art auch viel besser zu brauchen. So mußten sie trotz ihrer geringeren Menge im Anfang des Krieges fast ausnahmslos die überlegenen sein; aber in seinem weiteren Verlaufe hörte dies nach und nach auf. Denn jede Schlacht, auch die siegreiche, riß Lücken in die ohnehin schon dünnen Reihen der Söldnerschar, und geschulte Soldaten ließen sich nicht so leicht ersetzen, wie die rohen Fäuste der Landmiliz. Hatte das Leben der Landsknechte für den Staat keinen Werth: für den Krieg war es um so kostbarer. So wurde auf der einen Seite das Heer immer schlechter, je mehr Rekruten in die leergewordenen Stellen einrückten, und auf der anderen bildeten sich die Bürger und Bauern im Verlaufe des Kampfes allmälig zu geübten Soldaten aus. Denn war der Krieg lang und schwer, so konnte man nicht, wie man sonst pflegte, für jeden Feldzug neue Leute ausheben, sondern der gediente Mann mußte wieder und wieder gegen den Feind, und die Truppenmacht gewann den Charakter eines stehenden Heeres. Auf diese Weise kamen die Gegner in der Qualität ihrer Soldaten einander immer näher; da nun das Uebergewicht der Zahl auf Seiten der Miliz verblieb, mußte diese zum Schlusse doch den Sieg gewinnen. Freilich kam er meist so spät und

kostete jedesmal so unermeßliche Opfer, daß man an der Vorzüglichkeit dieses Wehrsystems dennoch irre werden mußte.

II.

Seit der Reform des Marius kämpfte auch Rom mit Berufssoldaten. Denn der Proletarier, welcher freiwillig in das Heer eintrat, wollte vom Kriegsdienst leben und wird sich daher, auch nachdem er entlassen war, doch bei jeder neuen Aushebung wieder gemeldet haben. Es ist deshalb kein Zufall, daß erst in dieser Zeit ein kunstgemäßer Fechtunterricht in der römischen Armee eingeführt wurde. War es doch nur durch jahrelange Uebung erreichbar, daß alle Handgriffe desselben dem Soldaten zur zweiten Natur wurden und das Bewußtsein seiner Geschicklichkeit ihm jenes kalte Blut verlieh, welches die Legionen der ersten Kaiserzeit so unwiderstehlich machte. Ihre Schlachten unterschieden sich nur dadurch von Exercitien, daß Blut floß; jede Bewegung des Einzelnen und der Massen wurde dabei mit solcher Sicherheit und Ruhe ausgeführt, wie auf dem Paradefelde.

Diese Vollkommenheit ließ sich freilich nur erreichen, wenn die Mannschaften dauernd in dem gleichen Truppenverbande blieben, und solange die republikanische Staatsform bestand, war dies keineswegs die Regel. Der Soldat leistete seinen Eid nicht dem Staate, sondern dem Feldherrn; wurde dieser abberufen, was bei dem schnellen Wechsel der römischen Beamten meist schon nach ein bis zwei Jahren geschah, so pflegte das Heer entlassen zu werden. Mochten auch zum Theil dieselben Leute sich in die neugebildeten Legionen aufnehmen lassen, so war doch ihr früherer Zusammenhang verloren; der Einzelne focht noch ebenso gut wie vorher, aber die Präcision der Massenbewegungen konnte nicht mehr die alte sein. Allen Anforderungen entsprachen also diese Söldnerheere nur, wenn ihre Führer lange Zeiträume hindurch dieselben blieben; aber solche dauernde Gewalten, wie die des Marius, Sulla, Pompejus, Caesar, waren nicht mehr republikanisch, sondern Vorläufer der Monarchie, welche allein im Stande war, alle Consequenzen der marianischen Reform zu ziehen.

Gelangte bei den kurzen Commandos die Ausbildung der Söldnerheere nicht zum Abschluß, so machte sich bei den langen ihre Kostspieligkeit in drückendster Weise geltend. Hatte der Soldat erst mehrere Jahre nacheinander unter demselben Feldherrn gedient, so erhob er den Anspruch, daß dieser auch nach der Entlassung seine Zukunft vor Noth sichere, und die öffentliche Meinung gab ihm ein Recht zu dieser Forderung. Schon seit den frühesten Urzeiten war jeder vornehme Römer mit Scharen armer Clienten umgeben. Sie bildeten sein Gefolge, wenn er öffentlich erschien, agitirten bei Wahlen und sonstigen Volksversammlungen in seinem Sinne und suchten überhaupt Einfluß und Ansehen ihres Patrons in jeder Weise zu heben. Dafür verlangten sie aber nicht nur, daß die Macht, welche zum großen Theil ihr Werk war, auch vor Gericht oder wo sich sonst Protection wirksam zeigen konnte, zu ihren Gunsten angewandt werde, sondern auch, daß ihr Schutzherr für ihren materiellen Unterhalt sorge. Diese Pflicht wurde allgemein anerkannt, und

der fürstliche Reichthum, welchen damals fast jeder angesehene Senator besaß, setzte ihn auch in den Stand, sie einigermaßen zu erfüllen. Die entlassenen Soldaten betrachteten sich allesammt als Clienten ihres früheren Feldherrn; von ihm erwarteten sie, daß er sie nicht im Elend verkommen lasse, und dieses Verlangen war bei denjenigen, deren Blut ihm Ruhm und dem Vaterlande Schutz gewährt hatte, gewiß viel berechtigter, als bei all den Pflastertretern, welche sich auf dem Markt um ihn drängten und seinen Volksreden Beifall brüllten. Aber für so viele reichte das Vermögen eines Einzelnen nicht hin; er mußte den Staat zu Hülfe rufen. So endete im letzten Jahrhundert der Republik kaum ein länger dauerndes Commando, ohne daß große Ackervertheilungen beantragt wurden, um den Veteranen zu Grundbesitz zu verhelfen.

Nachdem Rom seine ganze Domäne in dieser Weise vergeudet hatte, sah es sich gezwungen, für ungeheure Summen Landankäufe zu machen, und was es damit erreichte, war nur eine Minderung seiner Wehrkraft. Denn die Ansprüche, welche man an die militärische Ausbildung stellte, hatten sich unterdessen so gesteigert, daß der Rekrut zum Kampfe kaum noch als brauchbar galt. Und doch mußte man sich mit diesem geringwerthigen Material begnügen, wenn Leute, die nach zehn- bis zwölfjährigem Dienst noch in der Blüthe ihres Lebens standen und einen trefflichen Kern für neue Heere hätten abgeben können, es in heißen politischen Kämpfen erzwangen, daß man sie aus guten Soldaten zu schlechten Landwirthen machte.

So heftig die Ackergesetze in Senat und Volksversammlung auch immer wieder bekämpft wurden, die Veteranenversorgung setzte sich durch; die öffentliche Meinung sprach zu laut dafür, als daß sie sich trotz der unerschwinglichen Kosten hätte beseitigen lassen. Wohl aber konnte man sie erträglicher machen, wenn die Zahl der Empfangenden mit einiger Gleichmäßigkeit über die verschiedenen Jahre vertheilt und zugleich beträchtlich vermindert wurde. Beides war dadurch zu erreichen, daß man den Soldaten länger unter der Fahne hielt und daß Aushebung und Entlassung nicht mehr nach dem zeitweiligen Bedürfniß, sondern nach einer festen Regel stattfanden. Drängte so schon die finanzielle Noth auf die Gründung eines stehenden Heeres hin, so wirkten die militärischen Aufgaben, welche dem Reiche damals gestellt waren, gleichfalls nach derselben Richtung.

Ebenbürtige Feinde besaß Rom nicht mehr, und doch kamen seine Waffen niemals zur Ruhe. Denn überall war das unterworfene Gebiet theils umgeben, theils auch durchbrochen von den Wohnsitzen kleiner, unabhängiger Stämme, die ihre barbarische Raubsucht immer wieder auf Kosten der Provinzen zu befriedigen suchten. Sie zu besiegen, war leicht genug: desto schwerer, sie auszurotten oder zu dauernder Ruhe zu zwingen. Denn sie hausten in Wüsten, sumpfigen Urwäldern oder wilden Gebirgen, wo ein civilisirtes Heer kaum eindringen, geschweige denn alle Schlupfwinkel durchsuchen und ihre Bewohner unschädlich machen konnte. So ließ man sie denn meist, wo sie waren, und sorgte nur dafür, daß sie die friedlichen Landschaften nicht zu schwer belästigten. In der Mehrzahl der Provinzen fand also der römische Soldat sehr wenig zu kämpfen, ohne daß doch seine Anwesenheit entbehrlich gewesen

wäre; denn nur die Furcht vor seinen Waffen hielt die räuberischen Nachbarn etwas im Zaume. Für diesen Polizeidienst genügten sehr kleine Truppen, nur ständig mußten sie sein, und wenn der Krieger das Gebiet und die Kampfweise derjenigen Feinde, mit denen er sich immer wieder zu messen hatte, durch langjähriges Verweilen in derselben Garnison ganz genau kennen lernte, so war er für seine Aufgabe jedenfalls brauchbarer, als wenn er fast alljährlich mit den Proconsuln wechselte.

So zwingend diese Gründe auch scheinen, konnte es die römische Republik, obgleich sie immerfort Soldaten unter den Waffen hatte, doch nicht zu einem stehenden Heere bringen. Denn wie die Rekruten nicht dem Staate, sondern dem Feldherrn Treue und Gehorsam schwuren, so fanden auch die Veteranen nicht im Staate, sondern in seiner Person die Bürgschaft ihrer Versorgung. Ein gesetzliches Recht darauf besaßen sie ja nicht, und ihr moralischer Anspruch ließ sich nur durchfechten, wenn ein starker politischer Einfluß ihm seinen Schutz lieh. Sie waren daher nicht geneigt, den persönlichen Zusammenhang mit ihrem General zu opfern, indem sie in die Dienste seines Nachfolgers übertraten, der vielleicht minder angesehen und mächtig war. Die Voraussetzung des stehenden Heeres war daher der stehende Feldherr, und dieser fand sich erst im Kaiser.

Augustus knüpfte das Recht auf Altersversorgung an eine bestimmte, ziemlich hoch bemessene Zahl von Dienstjahren, und auch wenn diese erfüllt war, begründete sie nur einen Anspruch, dessen Befriedigung noch recht lange auf sich warten lassen konnte. Denn der Soldat war nicht berechtigt, seinen Abschied zu fordern; er mußte warten, bis der Imperator, dem er geschworen hatte, ihn seines Eides entband, und dies geschah nicht leicht, so lange er zum Kampfe noch tauglich war. So füllten sich die Legionen mit kriegsgewohnten Graubärten, unter denen die kleine Anzahl von Rekruten, welche zu ihrer Ergänzung nöthig war, ganz verschwand. Brachte schon dies bedeutende Ersparnisse, so wurden sie noch gesteigert durch die neuen Rangunterschiede der Truppen, nach denen sich der Sold während des Dienstes und die Geschenke nach der Entlassung mannigfach abstuften.

Ehe das Bürgerrecht allen Italikern verliehen war, hatte man immer die Hälfte der Kriegslast auf nichtrömische Schultern abgewälzt. Auf diese alte Sitte griff Augustus wieder zurück, nur in Formen, welche den veränderten Zeitverhältnissen angepaßt waren. Früher hatte man nur die Verbündeten zur Hülfe herangezogen; die Unterthanen blieben vom Militärdienst, der als Ehrenpflicht des freien Mannes galt, in der Regel ausgeschlossen. Seitdem aber hatten sich die italischen Bundesstaaten in Bürgergemeinden verwandelt, und die provinziellen waren zu wenig zahlreich, ihre Einwohner auch meist zu unkriegerisch, als daß sie dem römischen Heere eine nennenswerthe Verstärkung hätten bieten können. So bildete denn Augustus die nichtbürgerliche Hälfte seiner Armee aus den unterworfenen Volksstämmen, was große Vortheile mit sich brachte. Diese Soldaten waren aus Knechten des römischen Volkes hervorgegangen; sie durften also keine Ansprüche machen, wie die stolzen Bürger, sondern mußten, was man ihnen gewährte, als Gnade hinnehmen.

Sie bekamen den Sold, der für ihren Unterhalt genügte — natürlich einen geringeren als die Legionare —, doch ihre Altersversorgung ging den römischen Staat nichts an. Der Kaiser that genug, wenn er nach fünfundzwanzigjähriger Dienstzeit ihnen und ihren Familien das Bürgerrecht verlieh, wodurch sie Steuerfreiheit und eine Sonderstellung innerhalb ihrer Heimathgemeinden erlangten; wie sie sich nach ihrer Entlassung ernähren wollten, war ihre Sache.

Unter diesen Umständen konnte man freilich nicht erwarten, daß sich die Leute zum Kriegsdienst drängen würden. Während sich das Bürgerheer noch immer zumeist aus Freiwilligen rekrutirte, bildete man die unterthänigen Truppen durch zwangsweise Aushebung. Die Stellung ihrer jungen Mannschaft wurde als eine Art Blutsteuer betrachtet, die auf den unterworfenen Völkern lastete, und einzelnen, welche man besonders stark heranzog, vergalt man diese Leistung durch Freiheit von allen sonstigen Abgaben.

Trotzdem war dieser Theil des Heeres recht wohlfeil, dafür aber nicht sehr zuverlässig; denn er ging aus halb oder ganz barbarischen Völkerschaften hervor, in denen sich die Neigung zum Aufstande immer wieder regte. Ein gewisses Mißtrauen gegen ihn gibt sich daher schon in seiner Organisation kund. Die Einheit des Bürgerheeres war die Legion, welche in zehn Cohorten von je sechs Centurien zerfiel. Obgleich sie ihre Normalstärke von fünftausend Mann wohl nur selten erreichte, blieb sie doch immer eine Körperschaft von ansehnlichem Umfange, welche schon für sich allein den bescheidenen Anforderungen des Alterthums als fertiges Heer gelten konnte. Dagegen besaßen die unterthänigen Truppen keine größeren Corps als diejenigen, welche man beim Fußvolk Cohorten, bei der Reiterei Alae nannte; beide zählten höchstens je tausend, in der Regel nur fünfhundert Mann. Offenbar scheute man bei diesen Soldaten den Zusammenhang großer Massen und das Kraftgefühl, welches er zu erwecken pflegt. Der Bürgerlegion gegenüber sollte jeder einzelne Truppenkörper ohnmächtig sein, und daß nicht gar zu viele sich zu gemeinsamem Handeln vereinigten, dafür sorgte unter gewöhnlichen Umständen die Verschiedenheit der Nationalitäten und Interessen, welche die meisten von einander trennte.

In der bevorzugten Hälfte der Armee lassen sich drei Hauptbestandtheile unterscheiden, deren Privilegien sich danach abstuften, wie alt das Bürgerrecht ihrer Werbebezirke war. Zum Dienst in der Garde wurden nur diejenigen zugelassen, welche aus Rom selbst oder aus den ihm zunächst gelegenen Landschaften, Latium, Etrurien und Umbrien, oder aus den ältesten Bürgercolonien herstammten; die Legionen rekrutirten sich aus dem übrigen Italien; die Bürger der Provinzen und die Freigelassenen wurden in die Freiwilligencohorten eingestellt. Allerdings galten diese Regeln nur, soweit die Meldungen aus den betreffenden Bezirken in genügender Zahl einliefen. Entsprach das Ergebniß der Werbungen nicht dem Bedürfniß, so füllte man die Lücken aus den minder berechtigten Landschaften. Denn die Bürgerschaft durch erzwungene Aushebungen zu drücken, vermied man, solange die Verhältnisse dies irgend gestatteten. Alle drei Klassen besaßen das Recht, nach ihrer Entlassung auskömmlichen Grundbesitz aus öffentlichen Mitteln zu fordern; doch die Prätorianer erhielten doppelten Sold und brauchten nur sechzehn Jahre zu dienen, während zwanzig dem Legionar

gesetzlich auferlegt waren und diese Zahl mitunter bis zum Doppelten überschritten wurde. Für die Cohorten der Freiwilligen scheint der Minimalsatz, wie für die Unterthanen, fünfundzwanzig Jahre gewesen zu sein; auch erwies man ihnen nicht das Vertrauen, sie in große Heerkörper zusammenzufassen.

Die Garde bestand während des größten Theiles der Kaiserzeit aus zehn Cohorten von je tausend Mann. Die Zahl der Legionen schwankte zwischen fünfundzwanzig und dreißig. Freiwillige Cohorten gab es unter den julischen Kaisern mindestens zweiunddreißig, was der Kopfzahl von drei bis vier Legionen gleichkam; später gingen sie zum Theil ein, zum Theil füllten sie sich mit Unterthanen und sanken so auf den Rang der gewöhnlichen Cohorten herab. Alles in Allem werden die Bürgersoldaten bis auf Diocletian kaum je die Zahl von 180000 erreicht haben. Das gesammte Reichsheer darf man auf 300—350000 schätzen, sehr wenig für ein Gebiet, das sich von Schottland bis Mesopotamien ausdehnte und von feindlichen Stämmen überall umgeben und durchsetzt war.

Doch diese kleine Macht hat sich drei Jahrhunderte lang zu behaupten gewußt und wäre auch weiter auf ungemessene Zeit allen ihren Gegnern überlegen geblieben, wenn ihre Organisation sich unverändert hätte erhalten können. Denn für die Abwehr wilder Barbaren, welche zwar überall verbreitet und in ihrer Gesammtheit unendlich zahlreich waren, aber immer nur vereinzelt angriffen, war sie von unübertrefflicher Wirksamkeit. Ein kleiner Theil der Legionen und ihrer unterthänigen Hülfstruppen stand im Innern der Provinzen, aber nur dort, wo die Bevölkerung noch zum Aufstande geneigt war, oder wo unbezwungene Räuberstämme in ihrer Mitte hausten. Die große Masse reihte sich an der römischen Grenze auf. Bei deren ungeheurer Ausdehnung konnte jeder einzelne Punkt natürlich nur schwach besetzt sein; aber hinter den großen Strömen, zum Theil auch hinter künstlichen Befestigungslinien gedeckt, vermochten selbst einzelne Cohorten den Plünderungszügen kleinerer Raubscharen, wie sie in diesen Kämpfen die Regel bildeten, ohne Schwierigkeit Einhalt zu gebieten. Vereinigten sich mehrere Stämme zu gemeinsamem Angriff oder brach von Osten der Partherkönig mit seiner gesammelten Macht in das römische Gebiet ein, so zog meistens der Kaiser persönlich ins Feld, und mit ihm kamen aus Rom die 10000 Prätorianer, welche nicht nur als seine Leibwache, sondern zugleich als allgemeine Armeereserve dienten. Diese Kerntruppe repräsentirte trotz ihrer kleinen Zahl doch eine ganz bedeutende Macht, die wohl die Entscheidung bringen konnte. Freilich verging eine lange Zeit, bis sie zur Stelle war, und unterdessen konnte die schwache Grenzbefestigung von übermächtigen Feinden vernichtet sein. Doch vor solchen Schlägen ist keine Militärmacht sicher, und die meisten anderen hätten sie schwerer getroffen, als das römische Reich in seiner gewaltigen Ausdehnung. Denn niemals drohten ja alle seine Feinde zugleich; man hatte daher immer die Möglichkeit, von denjenigen Grenzen, welche zur Zeit in Frieden waren, Verstärkungen an die gefährdeten Stellen zu schicken. Bis die Legionen vom Rhein an den Euphrat marschirten oder umgekehrt, verflossen allerdings lange Monate, in denen die schlecht beschützten Provinzen furchtbar

verwüstet sein konnten; in der geringen Zahl und weiten Verzettelung seiner Streitkräfte lag für das Reich also zweifellos ein Moment der Schwäche. Doch große Katastrophen, in denen es sich fühlbar machte, ereigneten sich im Jahrhundert, wenn's hoch kam, drei oder vier Mal. Man mußte sie hinnehmen wie Pest oder Erdbeben; denn die Wehrverfassung des Reiches auf so seltene Ausnahmen einzurichten, erlaubten die Geldmittel nicht.

Uebrigens brauchten die römischen Heere durch die Vorzüglichkeit ihrer Organisation auch große Uebermachten nicht zu scheuen. Ein erheblicher Vortheil für sie lag schon in der Unterscheidung von Bürgertruppen und Hülfsvölkern. Von den letzteren waren viele in der eigenthümlichen Kampfart ihrer Nation weiter ausgebildet und lieferten so Specialwaffen von großer Mannigfaltigkeit und Brauchbarkeit. Als Beispiele seien nur die balearischen Schleuderer, die orientalischen Bogenschützen, die arabischen Kameeltreiber angeführt. Die meisten waren leichter bewaffnet als die Bürgersoldaten und taugten daher gut zu Recognoscirungen, plötzlichen Ueberfällen, und wo sonst Schnelligkeit erforderlich war. Außerdem war das Blut dieser Barbaren in den Augen des Römers ziemlich werthlos, und es ist immer bequem für den Feldherrn, wenn er Truppen besitzt, welche er wichtigen Zwecken zu Liebe ohne Bedenken aufopfern kann. Die eigentliche Kraft des Heeres aber ruhte in den Bürgersoldaten, nicht nur weil ihre Ausrüstung mit Schutz- und Trutzwaffen so vollkommen war, wie sie die Technik des Alterthums nur herstellen konnte, sondern noch mehr, weil sie das civilisirteste Element der römischen Kriegsmacht darstellten. Den Vortheil langjähriger Schulung hatte auch der Auxiliare vor den Feinden jenseit der Reichsgrenzen voraus; ihnen gegenüber besaß auch er die Fechtkunst und Manövrirgewandtheit, welche den Söldnern Hannibal's eine so große Ueberlegenheit über die römischen Milizen verliehen hatte. Doch blieb er immer der Barbar, welcher ungezähmten Trieben blindlings gehorchte und sich ebenso leicht von panischer Furcht, wie von wilder Begeisterung hinreißen ließ. Prätorianer und Legionare waren geworbene Landsknechte, d. h. Gesindel; moralisch standen sie tief unter den Soldaten der Cohorten und Alae, welche der Zwang der Aushebung ihrem Volk entrissen hatte; ihre Unbotmäßigkeit und Habgier hat das Reich oft in schwere Wirren gestürzt. Doch sie besaßen in viel höherem Grade die sichere Haltung, leichte Findigkeit und ruhige Kaltblütigkeit gebildeter Menschen, und diese Eigenschaften, mochten sie auch nach modernem Maßstabe noch immer schwach genug in ihnen ausgebildet sein, sicherten doch ihr militärisches Uebergewicht gegen alle Barbaren.

III.

Wohl hatten die römischen Krieger gezittert, da sie zum ersten Mal die halbnackten Riesengestalten der Deutschen mit den wallenden blonden Mähnen vor sich sahen. Grauenvoll tönte ihr Kriegsgesang, der in die Schilde hineingebrüllt und dumpf von ihrer Wölbung zurückgeworfen wurde. Und als dann die Keile ihrer ungefügen Schlachtordnung wild vorstürmend in die Legionen eindrangen, als der grasse Blick ihrer blauen Augen aus nächster Nähe auf die kleinen Südländer herabdrohte und ihre wuchtigen Hiebe niedersausten, hatte

selbst der Muthigste nicht Stand gehalten. In dem Kampfe Mann gegen Mann, wo man ruhig die Stöße des Gegners abwehren und seine Blößen treffen muß, ist Kraftgefühl und ruhiges Blut die erste Bedingung des Sieges. Jeder neue sinnliche Eindruck, der beängstigend auf die Phantasie der Soldaten wirkte, ist daher in den Schlachten des Alterthums verhängnißvoll geworden. Doch alle diese Schrecken wurden unschädlich, sobald man sich an sie gewöhnt hatte. Der fechtgewandte Legionar merkte schnell, daß die grimmigen Hiebe der Germanen sehr ungeschickt geführt waren und meist an Helm und Schild wirkungslos abglitten, daß sein kurzes Schwert leicht die nackte Brust des Gegners durchdrang und keine künstlichen Paraden ihm wehrten. Furchtbar war ihr erster begeisterter Ansturm, doch hatte man ihn ausgehalten, so war die Gefahr auch schon beinahe vorüber. Denn schnell erlahmte ihre ungeschulte Kraft, und begann ihr Muth zu schwinden, so packte die Todesangst die rohen Naturkinder bald mit unwiderstehlicher, elementarer Gewalt. Von geschickten Manövern, um den Feind zu überflügeln oder im Rücken zu fassen, von Reserven, welche die halbverlorene Schlacht vielleicht herstellen konnten, wußte ihre Seele nichts. Alle Kunstmittel des Krieges waren nur auf Seiten ihrer Gegner, und alle wirkten auf sie mit der vollen Wucht der Ueberraschung. So blieben die Römer selbst gegen weit überlegene Massen fast immer Sieger, falls nicht die Legionen, wie beim Aufstande des Civilis, durch innere Wirren zerrüttet und entmuthigt waren. Sonst vermochte nur ganz erdrückende Ueberzahl, große Ungunst des Geländes oder plötzlicher Ueberfall, wie sie alle drei im Teutoburger Walde zusammenwirkten, den Deutschen hin und wieder einen Erfolg zu verschaffen; aber immer blieb er vereinzelt und wurde in der Regel bald wieder wett gemacht.

Doch die Ueberlegenheit Roms beruhte zum großen Theil auf der höheren Civilisation des Menschenmaterials, welches die Bürger des Reiches, vor Allem die Italiker, für den Kriegsdienst stellten, und dieses begann allmälig zu versagen. Die Söldnerheere erschöpften sich, wie die des Pyrrhus und Hannibal gethan hatten, nur daß der Proceß sich hier viel langsamer vollzog. Gewiß wäre es nicht schwer gewesen, die kleine Zahl von 5000—7000 Mann, welche man jährlich zur Ergänzung der Garde und der Legionen brauchte, dauernd aus Italien zu rekrutiren, wenn man Zwang hätte anwenden wollen. Doch nach den Leiden der Bürgerkriege hielt es Augustus für geboten, dem tief erschöpften Lande Erholung zu gönnen. Er wollte ihm nur die überschüssigen Kräfte entziehen, welche sich freiwillig darboten, nicht den Bauern, der seinen verwüsteten Acker eben wieder urbar machte, vom Pfluge wegnehmen. Auch hatte die lange Kriegszeit Landstreicher genug hinterlassen, welche sich zu den Fahnen drängten. Einstweilen lieferten daher die Werbungen sogar noch einen Ueberschuß. Man mußte Rekruten, welche durch ihre Abstammung zum Prätorianerdienst qualificirt waren, in die Legionen einstellen, weil die Garde überfüllt war, und einzelne Freiwilligen-Cohorten konnten aus Italikern gebildet werden, die in den Legionen keinen Platz mehr fanden. Der regelmäßige Ersatz bot also noch keine Schwierigkeiten; wohl aber traten sie ein, sobald sich ein außergewöhnliches Bedürfniß geltend machte. Mit Staunen lesen wir,

welchen Schrecken die Niederlage des Varus in Rom hervorrief, und wie schwer jene 15 000 Bürgersoldaten, die seine Legionen gebildet hatten, zu ersetzen waren. Zum Theil lag dies freilich daran, daß Heere, welche den damaligen Anforderungen als brauchbar galten, sich nicht mehr, wie zur Zeit der punischen Kriege, improvisiren ließen; denn der Rekrut brauchte Jahre, bis er zum ausgebildeten Soldaten wurde. Daher entschloß sich Augustus, eine galatische Truppe, die nach römischem Muster organisirt und eingeübt war, mit dem Bürgerrecht zu beschenken und zur Legion zu erheben. Doch war hiermit nur eine der drei untergegangenen ersetzt. An Stelle der beiden anderen trat eine einzige, die noch dazu aus Rekruten bestand; aber selbst die ärmliche Zahl von 5000 Mann ließ sich aus Italien nur gewinnen, indem man auch die nichtbürgerlichen Elemente der Bevölkerung heranzog. Dabei ist allerdings zu berücksichtigen, daß durch die Furcht, welche jene Niederlage hervorrief, die Zahl der freiwilligen Meldungen wahrscheinlich sehr zurückging; doch das gleiche Moment mußte immer seine Wirkung äußern, sobald ein großer Krieg plötzliche Verstärkungen des römischen Heeres nöthig machte. In solchen Fällen mußte man jedesmal zum Zwange der Aushebung greifen, und da man Italien mit dieser harten Maßregel gern verschonte, fanden dann immer Provinziale und Nichtbürger in den Legionen Aufnahme.

Dies waren zwar Ausnahmen, welche im Ganzen recht selten vorkamen und die Zusammensetzung der Heere nur auf kurze Zeit beeinflußten; doch unter Tiberius begann auch die regelmäßige Ergänzung schon schwierig zu werden, und selbst für die Garde reichten bald ihre ursprünglichen Werbebezirke nicht mehr aus. Unter Claudius nahm man schon die Prätorianer aus ganz Italien; in die Legionen drangen provinzielle Bürger ein, und die Freiwilligen-Cohorten füllten sich mit Unterworfenen. In einzelne Provinzen sandte man lange Jahre hindurch keine bürgerlichen Rekruten; erst wenn ein Theil der Legionare so greisenhaft geworden war, daß die Schlagfertigkeit der Truppen ernstlich darunter litt, entließ man mit einem Schlage größere Massen und mußte dann Ersatz durch die verhaßten Aushebungen schaffen, welche wieder nicht Italien, sondern die Provinzen trafen. Jenes konnte unter Trajan kaum noch die Mannschaften der Garde stellen, unter denen zur Zeit Hadrian's auch schon zahlreiche Provinziale auftraten; aus den Legionen waren unterdessen die Italiker ganz verschwunden, doch setzten sie sich noch immer aus Bürgern zusammen. Von Antoninus Pius wird auch dieser Grundsatz aufgegeben. Man wirbt die Legionen in denjenigen Landschaften an, in welchen sie stehen, ohne nach der Rechtsstellung der Rekruten zu fragen. Sie können Bürger, Verbündete oder Unterthanen sein; von dem Soldaten der Cohorte oder Ala unterscheidet sich der Legionar nur noch dadurch, daß er das Bürgerrecht schon beim Eintritt in das Heer, nicht erst bei der Entlassung erhält.

Wir haben oben dargelegt, wie im langen Verlauf des hannibalischen Krieges sich die Armeen der Römer und ihrer Gegner immer ähnlicher wurden. Entsprechendes wiederholte sich jetzt bei den Legionen und den Heerkeilen der Deutschen. Jene barbarisirten sich immer mehr, diese civilisirten sich in der Berührung mit dem gebildeten Nachbarn. Denn natürlich konnten die Fecht-

künste und Exercitien der Römer jenseit des Rheines kein Geheimniß bleiben, und nichts hat unser Volk schon seit den Urzeiten mehr ausgezeichnet, als die Erkenntniß und geschickte Aneignung fremdländischer Vorzüge. Römische Disciplin zu lernen, war die wilde Ungebundenheit der Germanen freilich noch außer Stande; ein wichtiges Moment der Ueberlegenheit blieb also auf Seiten ihrer Feinde. Doch dafür waren die Heere der Römer klein und konnten nicht jeden Augenblick beliebig vermehrt werden, während den Germanen eine unerschöpfliche Volksmenge zur Verfügung stand. Häufiger und häufiger wurden die Siege, welche sie über die Legionen errangen, obgleich die gesammelte Kraft des Weltreiches mit ihren vereinzelten Stämmen zum Schlusse immer noch fertig wurde.

Nichts ist verhängnißvoller für den Bestand des römischen Reiches geworden, als diese allmälige Barbarisirung seiner Heere, welche langsam, aber unaufhaltsam seine Ueberlegenheit den wilden Nachbarn gegenüber untergrub. Was waren die Gründe dieser merkwürdigen Erscheinung? Die Entvölkerung Italiens hatte zwar mit dem Ende der Bürgerkriege keineswegs ihren Abschluß gefunden; auch die zwei friedlichen Jahrhunderte, welche der Begründung der Monarchie folgten, hatten die Blüthe des verödeten Landes nicht herstellen können. Dennoch ist es ganz undenkbar, daß die Volkszahl jemals so herabgegangen sei, um die 700 Freiwilligen, deren die Garde jährlich zu ihrer Ergänzung bedurfte, nicht mehr stellen zu können. Aber selbst wenn wir dies glauben wollten, so bliebe es dennoch unbegreiflich, warum zur Füllung der Legionen auch die Bürger der Provinz endlich nicht mehr genügten; denn diese hatten sich nicht vermindert, sondern schnell vermehrt. Unter Claudius hatte man im ganzen Reiche sechs Millionen waffenfähige Bürger gezählt; seitdem war jeder Soldat, der aus den Alae und Cohorten entlassen wurde, mit dem Bürgerrecht beschenkt worden und hatte es auf seine Nachkommen fortgepflanzt. Zahlreichen Städten, ja mitunter selbst ganzen Provinzen war es durch kaiserliche Gnade verliehen, so daß gegen Ende des zweiten Jahrhunderts nur wenige Gebiete innerhalb des Reiches existirten, die sich einer höheren Civilisation rühmen konnten und nicht von Bürgern bewohnt waren. Wenn man sich also mit den Werbungen immer mehr auf die Unterthanen, d. h. auf halbwilde Barbaren, angewiesen sah, so bedeutet dies nichts Anderes, als daß, wo die Cultur herrschte, die Waffentüchtigkeit allmälig schwand.

Sollen wir daraus schließen, wie es wohl die Alten selbst gethan haben, daß die Civilisation als solche die Völker entnerve? Ich denke, unsere eigenen Erfahrungen müssen uns das Gegentheil beweisen. Oder sind es etwa unter den Nationen des modernen Europa, von den anderen Welttheilen ganz zu geschweigen, die mindest civilisirten, welche die größte militärische Kraft entfalten? Auch die Heere Roms fanden ihre Stärke nicht in den barbarischen Hülfsvölkern, sondern in den Legionen, und es war gewiß nicht ohne Grund, daß man diese, so lange es noch anging, aus denjenigen Landschaften rekrutirte, welche in der Cultur am höchsten standen. Von Augustus bis auf Mark Aurel hatte sich in Italien die Civilisation nicht erhöht, war vielmehr auf allen Gebieten zurückgegangen. Wenn also das Land unter jenem nach einer langen

Epoche verheerender Bürgerkriege noch 150000 Freiwillige stellen konnte und dann nach zwei Jahrhunderten friedlicher Erholung kaum noch 10000, so müssen die Gründe andere gewesen sein.

Ein großer Krieg kann zwar viele tausend Menschen verschlingen, doch setzt er die Wehrkraft einer Nation nicht mehr herab, als sich aus der Minderung ihrer Kopfzahl von selbst ergibt, und dieser Verlust ist unter normalen Verhältnissen in wenigen Generationen wieder eingebracht. Bei den Aushebungen der letzten Jahre hat man sowohl in Frankreich als auch in Deutschland die Beobachtung gemacht, daß unter den Wehrpflichtigen, welche bald nach dem großen Kriege von 1870/71 gezeugt waren, die Zahl der Untauglichen auffallend gering und überhaupt die ganzen Jahrgänge von hervorragender Kraft und Tüchtigkeit waren. Die Kämpfer, welche die Strapazen des Feldzuges überstanden hatten, waren eben gehärtet in Wind und Wetter; sie hatten Hunger und Müdigkeit ertragen lernen, ihren Körper in steter Anstrengung geübt und vererbten die kriegerische Stärke, welche sie so erworben hatten, auch auf ihre Nachkommen. Aehnliche Folgen müssen auch die Kriege Roms gehabt haben, so lange Bürger und Bauern sie führten und nach ihrer Beendigung wieder in den Schoß der Familie zurückkehrten. Zwar der Ersatz für die Gefallenen vollzog sich nicht so schnell, wie unter den Germanen alter und neuer Zeit; denn die socialen und wirthschaftlichen Zustände waren der Volksvermehrung zu ungünstig. Doch was man an Zahl einbüßte, wurde ersetzt durch die größere Tüchtigkeit des Nachwuchses, und trotz aller Verluste blieben die Italiker das erste Kriegsvolk der damaligen Welt. Aber die Söldner der Kaiserzeit hinterließen keinen Nachwuchs; denn so lange sie unter den Fahnen standen, war ihnen das Heirathen verboten, und wurden sie endlich entlassen, so waren sie zu alt und zu sehr an das wilde Lagerleben gewohnt, um eine Familie zu gründen. Freilich unterhielten sie oft Verhältnisse mit den Weibern, welche in der Nähe ihrer Standlager wohnten, und in der späteren Zeit, als man nach der bürgerlichen Qualität der Rekruten nicht mehr fragte, haben die Bastarde, welche aus diesen Verbindungen hervorgingen, beinahe die halbe Mannschaft der Legionen gebildet. Dies ist um so beachtenswerther, als ihre Zahl niemals sehr groß gewesen sein kann. Selbst heute, wo das Leben jedes menschlichen Wesens durch das Gesetz geschützt ist, pflegt die Sterblichkeit unter den Bastarden viel bedeutender zu sein, als unter den ehelich Geborenen. Im Alterthum war Jeder befugt, einen Sprößling, der ihm unbequem kam, zu tödten oder auszusetzen, und es läßt sich kaum bezweifeln, daß ein ansehnlicher Bruchtheil jener Lagerkinder, wenn nicht gar die Mehrzahl, auf solche Art ihren Untergang fand. Wenn sie trotzdem in so hervorragender Weise zum Bestande der späteren Legionen beitrugen, so ist dies ein sprechender Beweis, welchen Einfluß das Gesetz der Erblichkeit, das die ganze organische Natur beherrscht, auch auf das römische Heerwesen ausübte. Aber vor Antoninus Pius konnten sie zum bürgerlichen Kriegsdienst nicht zugelassen werden, da sie fast alle von unterthänigen Weibern, viele wohl gar von Sklavinnen geboren waren, also das Bürgerrecht nicht besaßen. So verstärkten sie höchstens die Alae und Cohorten; den Legionen ging einstweilen

noch ihre tüchtige Kraft verloren. Doch auch als sie in das Bürgerheer eintreten konnten, haben sie die Barbarisirung desselben nicht aufgehalten. Denn von barbarischen Müttern abstammend und an den fernen Reichsgrenzen aufgezogen, können sie mit der römischen Civilisation nur sehr geringe Fühlung gehabt haben.

Man erinnere sich, daß der Legionsdienst Jedem, der ihn ergriff, genügenden Unterhalt für seine kräftigen Jahre und nach der Entlassung ein sicheres Alter gewährleistete. Für arme Teufel — und solche bilden überall die große Mehrheit der Bevölkerung — mußten diese Lockmittel stark genug sein, um fast Jeden, der Kraft und Muth in sich fühlte, unter die Fahnen zu ziehen; die zu Hause blieben, waren, im großen Durchschnitt genommen, die Schwachen und Feiglinge. Aber nur diese durften sich fortpflanzen, während die kräftigsten Elemente der Bevölkerung entweder gar keine oder doch keine bürgerlichen Nachkommen hinterließen. Ist es da zu verwundern, daß die Bürgerschaft, welche sich immer wieder aus so schlechtem Blut erneute, von Generation zu Generation unkriegerischer wurde? Der Dienst in der Garde trug jeden Tag anderthalb Mark nach unserem Gelde und verlieh schon nach sechzehn Jahren die Anwartschaft auf ein hübsches Bauerngut. Wenn sich hierfür im zweiten Jahrhundert nicht 700 Freiwillige jährlich aus Italien gewinnen ließen, so kann dies nicht an der Entvölkerung des Landes gelegen haben, sondern nur an der Entartung seiner Bewohner, denen kein Vortheil mehr groß genug schien, um ihren schwächlichen Seelen die Anstrengungen und Gefahren des Soldatenlebens erträglich zu machen. Und wie das Bürgerrecht sich über die Provinzen verbreitete, folgte ihm überall das Werbesystem mit seinem verderblichen Einfluß und entnervte eine Landschaft nach der andern. Hatte im ersten Jahrhundert die Stärke Roms in seinen bürgerlichen Legionen gelegen, so galt im fünften nur noch der Barbar für einen brauchbaren Soldaten.

Denn die Unterthanen wurden von dieser Verderbniß nicht in dem gleichen Maße ergriffen, weil bei ihnen die Aushebung, nicht die Werbung herrschend war. Da die kostspielige Veteranenversorgung für sie nicht bestand, hatte man auch keinen Grund, sie sehr lange über die gesetzliche Dienstzeit unter den Fahnen zu halten. Sie standen daher bei ihrer Entlassung meist noch im kräftigsten Mannesalter und konnten ihre militärische Tüchtigkeit auf Kinder und Enkel fortpflanzen. Zwar verlieh ihnen Caracalla allen das Bürgerrecht, aber gleich darauf brach die zweite Periode innerer Kriege über das Reich herein, und das Bedürfniß nach Rekruten wurde zu groß, als daß man auf die Aushebung hätte verzichten können. So erhielt sich in der barbarischen Bevölkerung ein Theil der alten militärischen Kraft, und durch neuen Zuzug verstärkt, sollte sie aus ihrer Mitte die Elemente hervorgehen lassen, welche dem Reich im vierten Jahrhundert noch einmal eine kurze Blüthe brachten.

Pflanzenleben im Wasser.

Von

M. Büsgen.

[Nachdruck untersagt.]

Lassen wir in Gedanken flüchtig den Blick über die Pflanzendecke schweifen, welche die starre Kruste unseres Erdballs belebt, so erscheint uns die ganze Pflanzenwelt in einige wenige große Gruppen gesondert. Wir denken des Urwaldes mit seinen moderbedeckten Baumriesen, den schlanken Lianen und der vielgestaltigen Pracht der Orchideen; die Steppe kommt uns in den Sinn mit ihren harten, stechenden Gräsern, aber auch die saftige Matte der Alpenflora mit Enzian und duftenden Heilkräutern. Am längsten haftet das Auge auf den einheimischen Pflanzengruppen; die bunte Bevölkerung unserer Wiesen steigt vor uns auf, der Wald mit seiner beerenreichen Bodenflora, vielleicht auch ein dichtbewachsenes Flußufer oder die schwankende unterbrochene Pflanzendecke eines Teiches.

Jede der genannten Pflanzengesellschaften trägt ein besonderes, ihr vor allen anderen eigenes Gepräge; die Angehörigen einer jeden haben gewisse gemeinsame Züge, deren Gesammtheit eben das Charakteristische der einzelnen Gruppen ausmacht. Dabei umfassen sie Gewächse, welche ihrer natürlichen Verwandtschaft nach durchaus nichts miteinander zu thun haben. Epheu ist nicht verwandt mit Immergrün, die Erdbeere nicht mit Heidelbeeren, und diese wiederum stehen weit ab von Farnen, Moosen und Fliegenpilzen; und doch empfindet man die Zusammengehörigkeit dieser Pflanzen, indem man sie als Glieder einer bestimmten Pflanzengesellschaft, als unsere Waldflora sich vorstellt. So läßt auch bei den anderen genannten Vegetationsbildern, dem tropischen Urwald, der Steppe und der Alpenmatte, nicht Blutsverwandtschaft die sie aufbauenden Pflanzen zusammengehörig erscheinen. Die äußeren Verhältnisse, die Lebensbedingungen, haben ihnen ihren besonderen Charakter aufgedrückt. Der Waldesschatten, die Regengüsse der Tropen, die kurzen Sommer der Alpen, der Wassermangel der Steppe — sie alle sind Faktoren, welche den ihnen ausgesetzten Pflanzen zunächst mehr empfundene als erkannte gemeinsame Eigenschaften sozusagen anerzogen haben, indem sie sowohl auf ihre äußere

Gestalt wie auf ihre Lebensvorgänge einzuwirken vermochten. So sind jene Pflanzengesellschaften als Lebensgemeinschaften entstanden, Illustrationen des Goethe'schen Wortes, daß die Weise des Lebens auf alle Gestalten mächtig zurückwirkt.

Sehen wir uns eine dieser Lebensgemeinschaften, die Pflanzenwelt des Wassers, näher an und untersuchen wir, in welchem Zusammenhange einige ihrer hervorstechendsten Eigenthümlichkeiten mit den im Wasser gebotenen Lebensbedingungen stehen.

Treten wir ans Ufer eines größeren, reichen Pflanzenwuchs bergenden Teiches oder eines buchtenreichen Flusses, so scheidet sich uns ihre pflanzliche Bevölkerung auf den ersten Blick in drei Gesellschaften: an den Rändern die Strandpflanzen, auf dem Wasserspiegel selbst die schwimmenden Blätter und Blüthen der Oberflächengewächse und endlich in der schwer mit dem Auge zu durchdringenden Tiefe die untergetauchte Flora, aus wenigen sonderbar geformten Blüthenpflanzen und vielen niederen, großentheils der mikroskopisch kleinen Welt angehörenden Gewächsen zusammengesetzt.

Die Strandpflanzen bilden das Uebergangsglied zwischen der Pflanzenwelt des Landes und der des Wassers. Im nassen Uferboden oder selbst unter Wasser wurzelnd, erheben sie doch den größten Theil ihrer Sprosse mit Blättern und Blüthen über den Wasserspiegel empor, in ihren Wachsthums-, Athmungs- und Ernährungsverhältnissen der Landflora sich zugesellend. Zwischen Weidengebüsch, überragt von einzelnen, graustämmigen Erlen, erscheinen kleine Wälder rauschenden Rohrschilfs, beides durchsetzt von einem bunten Gemenge der verschiedensten Kräuter, unter welchen scharfkantige Rietgräser und rundstengelige Binsen neben dem duftenden Calmus, den Schwertlilien und doldenblüthigen hohen Wasserviolen die erste Stelle einnehmen. Mehr auf dem Lande treten die zierlichen weißen Rispen der Sumpfspirstauden hervor, am Boden begleitet von den graugrünen Blättern und violetten Blüthen des bittersüßen Nachtschattens. Auch die weißen Sterne der weidenblättrigen Aster können wir nicht übersehen, die Zeichen des beginnenden Herbstes, und die große Winde, deren fadendünne Stengel an den starren Halmen des Rohrschilfs eine willkommene Stütze finden.

Alles in Allem ein buntes, vielgestaltiges Bild, dessen charakteristische Züge sich nur schwer aus dem Gesammteindruck herauslösen lassen würden. Leichter ist dies bei zwei anderen Formen von Strandfloren, welche unter eigenthümlicheren Bedingungen, als sie unsere Gewässer bieten, entstanden sind: Der Flora des sandigen Strandes unserer Meere und der des unergründlichen beweglichen Morastes tropischer Flußmündungen. Im ersten Falle ist es der Salzgehalt des Bodens, welcher der Pflanzenwelt ein auffallendes Aussehen gegeben hat. Meist Kräuter mit unscheinbaren Blüthen, aber auch eine schöne blaue Aster haben sich hier dem Leben am Salzwasser angepaßt. Sie sind oft ausgezeichnet durch fleischige Blätter, deren innere Eigenschaften in so genauer Beziehung zu dem Salzreichthum ihrer Wohnorte stehen, daß man auch fern vom Meere, wo man jene Pflanzen antrifft, auf Salzgehalt des Bodens schließen kann.

Für die tropischen Küstenmoräste charakteristisch sind die Mangroven, eine Gesellschaft baumartiger Pflanzen, welche auf langen, an allen ihren Stammtheilen entspringenden Stützwurzeln wie auf Stelzen im Wasser stehen. Die Samen dieser Mangroven keimen bereits am Baume. Die Keimlinge werden zu dolchförmigen bis meterlangen schweren Körpern, welche schließlich herabfallen und sich in aufrechter Stellung so im Schlamme einbohren, daß sie von den strömenden Bewegungen des Wassers nicht umgerissen und im Schlamme erstickt werden können.

An beiden genannten Strandgebieten also finden wir im Zusammenhange mit den Eigenthümlichkeiten des Standortes eigenthümliche Gestaltverhältnisse entwickelt.

Traten uns bei dem kurzen Ueberblick der Ufervegetation nur unter besonderen Verhältnissen leicht kenntliche Anpassungen entgegen, so finden wir solche gehäuft bei den eigentlichen Wasserpflanzen.

Um sie zu verstehen, müssen wir indeß, ehe wir auf Einzelheiten eingehen, der Herkunft der Wasserflora einige Worte widmen.

Auch sie setzt sich aus Vertretern der verschiedensten Ordnungen und Classen des Gewächsreichs zusammen; wir können sie aber eintheilen in Pflanzen, welche vom Lande ins Wasser gewandert sind, und in solche, die in dem flüssigen Elemente ihre Urheimath besitzen.

Die Lehre griechischer Philosophen, daß Alles aus dem Wasser entstanden sei, ist für die Pflanzenwelt insofern richtig, als die ersten Pflanzen, welche auf unserer Erde auftraten, gewiß dem Wasser angehörten.

Mikroskopisch kleine Geschöpfe mögen es gewesen sein, die das eben genügend abgekühlte Wasser der alten Meere bevölkerten, ehe noch irgend eine Landbildung lebenden Wesen einen geeigneten Aufenthalt bot: ungeformten Eiweißklümpchen ähnliche „Organismen ohne Organe", die es, wie manche Bakterien, verstanden, aus todtem Gestein ihre Nahrung zu entnehmen.

Wie ihre jetzt lebenden Verwandten, die niederen Algen und Amöben, waren sie zu zarter Natur, um in den Absätzen des Meeresschlammes erhalten bleiben zu können. Die ersten, in den ältesten Schichtgesteinen der Erdrinde uns aufbewahrten wunderlichen Reste anscheinend pflanzlicher Natur gehören deshalb schon verhältnißmäßig großen tangartigen Gewächsen an. Ihre Existenz läßt auf eine bereits reich ausgebildete Algenflora schließen, wie eine solche noch heute in den seichteren Theilen unserer Meere vorhanden ist. Moose, Farnkräuter und Blüthenpflanzen fehlten noch gänzlich. Sie erscheinen erst viel später auf der Weltbühne und zwar unter Verhältnissen, welche mit Sicherheit erkennen lassen, daß sie nicht im Meere, sondern auf sumpfigem Lande zur Entwicklung gelangten.

Die geologische Urkunde zeigt uns somit, daß nur die Algen und Tange im Wasser und von Anfang an für das Wasser entstanden sind. Die übrigen Wasserpflanzen, zumal die im Wasser lebenden Blüthenpflanzen, sind durch die wachsende Concurrenz in der immer größer werdenden Zahl und Vielfältigkeit der Landpflanzen gleichsam ins Wasser gedrängt worden, und haben

während dieser nothgedrungenen Wanderung und in Folge des Wasserlebens die sie jetzt von den Landpflanzen unterscheidenden Eigenthümlichkeiten angenommen.

Eine Pflanze gibt es, welche uns diese Vorgänge heute noch vor Augen führt. Es ist der ortswechselnde Knöterich, ein Verwandter des Buchweizens, des kleinblüthigen, mit seinen ausgebreiteten Aesten an allen Wegen wachsenden Vogelknöterichs und der Otternwurzel, deren steif aufrechte walzliche rosarothen Blüthenstände einen häufigen Schmuck sumpfiger Wiesen bilden.

Der ortswechselnde Knöterich wächst am Rande von Gräben und Teichen, oft halb auf dem Lande und halb im Wasser, und keinem aufmerksamen Beobachter kann es entgehen, daß die Pflanze im Wasser ganz anders aussieht, als auf dem Lande. Hier steifhaarig und mit kurzgestielten Blättern versehen, wird sie im Wasser kahl und glatt und entwickelt sehr lange Blattstiele, welche in flach auf seiner Oberfläche schwimmende Spreiten endigen.

Ist hiernach eine Pflanze, welche nur gelegentlich und oft nur theilweise ins Wasser übersiedelt, im Stande, so weitgehende Veränderungen zu erleiden, so kann es uns nicht mehr Wunder nehmen, Pflanzen, die ganz im Wasser heimisch geworden sind, ihren auf dem Lande zurückgebliebenen Gattungsgenossen kaum noch ähnlich zu finden. Bei manchen kann man in der That nicht mehr sagen, welcher Landpflanzenfamilie sie eigentlich entstammen. Selbst so genau bekannten Pflanzen, wie dem Seegras und den Wasserlinsen, sieht auf den ersten Blick gewiß Niemand die Verwandtschaft mit den Aaronsstabähnlichen Gewächsen an. Um sie herauszubringen, waren langwierige Untersuchungen und Vergleichungen nothwendig.

Aehnlich steht es mit den Wasserhahnenfüßen, die wir zum Ausgangspunkt einer näheren Betrachtung der Eigenheiten der Wasserpflanzen nehmen wollen.

Allbekannt sind die kleinen weißen Blüthen, welche im Sommer viele unserer Teiche, aber auch rasch fließende Gewässer bedecken.

Bald dicht über dem Wasserspiegel, bald auf längeren Stielen sitzend, breiten diese Blümchen ihre fünf Blätter aus, die sie im Verein mit den vielen Staubfäden und Griffeln als Verwandte unserer Butterblumen, als Wasserranunkeln erkennen lassen. An anderen Theilen jener Pflanzen würden wir freilich vergeblich nach Aehnlichkeiten mit den übrigen Ranunkeln suchen. Ziehen wir z. B. den in rasch fließendem Wasser wachsenden fluthenden Hahnenfuß aus seinem Elemente heraus, so fällt die ganze Pflanze zusammen, und wir halten nur ein Bündel langer Fäden in der Hand, an welchen zunächst von Stengeln und Blättern nichts zu unterscheiden ist. Breiten wir jetzt einen Theil des Bündels auf einem Steine aus, so erkennen wir freilich, daß wir verzweigte, mit Blattgebilden besetzte Sprosse vor uns haben; beiderlei Organe aber sind von denen ihrer nächsten Gattungsverwandten weit verschieden. Bei den Ranunkeln unserer Wiesen sind die Stengel aufrechte harte, skelettartige Gebilde, welche, dank ihrer Festigkeit, Wind und Wetter zu trotzen und die Last der Blätter, Blüthen und Früchte zu tragen vermögen. Die Stengel der Wasserranunkeln sind schlaff und weich. Widerstandslos lassen

sie sich von den Wellen schaukeln; indem sie hierhin und dorthin schlängelnde Bewegungen ausführen, je nach der Seite, auf welche sie gerade der Stoß des Wassers hintreibt. Fest sind sie nur in ihrer Längsrichtung, weil andernfalls der Zug des strömenden Wassers sie zerreißen würde. Auch tragfähig brauchen die Stengel der Wasserranunkel nicht zu sein. Die ganze Pflanze ist von zusammenhängenden Luftcanälen durchzogen, welche alle ihre Theile zum Schweben im Wasser oder zum Schwimmen befähigen. Das Wasser selbst nimmt hier die Last auf sich, welche bei Landpflanzen die Stengel und Stämme zu tragen haben. — Schwimmende Wasserpflanzen brauchen also kein Skelett und wirklich ergibt sich bei der Zerlegung und mikroskopischen Untersuchung, daß in ihrem Inneren alle die Gebilde fehlen können, welche sonst, wie dem Thiere die Knochen, dem Pflanzenkörper Haltung und Tragkraft verleihen.

Aber noch enger mit den Lebensprocessen verknüpfte Organe fehlen vielen Wasserpflanzen. Wir können uns kein höheres Thier vorstellen, das keine Gefäße, keine Adern und Lymphwege hätte. Bei Wasserpflanzen aber vermissen wir nicht selten gerade die langen und weiten Röhren, welche das Gefäßsystem der Landpflanzen ausmachen. Allerdings vermitteln im Reich der Gewächse die Gefäße nicht in dem Maße wie im Thierreich die Circulation der Lebenssäfte. Sie dienen hauptsächlich der Leitung des Wassers von der Wurzel zu den Blättern, und so wird es uns verständlich, daß die lebensnothwendigen Organe der Landpflanzen den Wasserpflanzen entbehrlich sein können. Bedürfen diese doch einer besonderen Wasserleitung nicht, weil sie allseitig von dem flüssigen Elemente umgeben sind.

Im höchsten Maße tritt uns der Mangel an inneren Organen bei einer Alge entgegen, welche auf dem Boden seichter Stellen im Mittelmeere grüne Wiesen bildet. Sie hat einen dünnen, vielverzweigten, horizontal kriechenden Stengel, der nach oben ins Wasser Blätter, nach unten in den Sand feine Faserwurzeln entwickelt. Die ganze, oft viele Fuß lange Pflanze aber besteht nur aus einer einzigen riesengroßen Zelle. Eine zähe Haut umschließt ihre lebendige Substanz, welche in einem zusammenhängenden Strome Stengel, Blätter und Wurzeln des wunderbaren Gewächses durchzieht, hier mineralische Stoffe durch die Haut hindurch aufnehmend und verarbeitend, dort organische Substanzen erzeugend und umwandelnd und zugleich Wachsthum und Vermehrung des Ganzen vermittelnd.

Nicht minder absonderlich als der innere Bau und das Aussehen der Stengel, ist die Gestalt der Blätter der Wasserpflanzen beschaffen. Ihrer Leistung für den Organismus nach stimmen sie mit denen anderer Pflanzen überein. Auch bei den Wasserpflanzen sind die Blätter dazu da, mit Hülfe des Sonnenlichtes Stoffe zu bereiten, welche die Pflanze zum Aufbau ihres Körpers nöthig hat. Unter dem Wasserspiegel gestalten sich die Bedingungen für diese Thätigkeit wenig günstig, da die Lichtstrahlen schon in dünnen Schichten Wassers eine beträchtliche Schwächung erleiden. Im Zusammenhange damit sind eben unter Wasser wachsende Blätter, wie beim fluthenden Hahnenfuß, häufig nicht flächenförmig entwickelt, nicht eiförmig oder herzförmig oder

rundlich, wie die meisten sonstigen Blattgebilde, sondern in lauter fadendünne Zipfel zerschlitzt, die bei großer Oberflächenentwicklung doch einander möglichst wenig Licht wegnehmen und außerdem den Wasserströmungen leicht nachgeben.

Anders verhält es sich mit Blättern, die an der Wasseroberfläche zu leben bestimmt sind. Sie beschatten sich nicht gegenseitig, und das Sonnenlicht wird ihnen in ungeschwächter Fülle zu Theil. Sie brauchen es nur mit einer möglichst breiten Fläche aufzufangen und dafür zu sorgen, daß die Last der in ihrem Inneren tagsüber sich anhäufenden Nahrungsstoffe sie nicht zum Untertauchen bringe. Jene Blätter zeigen daher weder Zerschlitzung noch auch nur eine Verzweigung wie die Blätter der Rosen und Akazien. Sie bilden nierenförmige oder ovale Scheiben, die dem Wasser flach aufliegen. Das weiß ein Jeder, der sich einmal an dem Anblick der gelben und weißen Seerosen erfreut hat. Auch die braun-grünen Laichkräuter und der weißblühende zierliche Froschbiß haben Schwimmblätter, und bei einem Sumpfhahnenfuß finden wir sogar solche mit untergetauchten zerschlitzten Blättern an einem und demselben Zweige vereinigt. Auch die Wasserlinsen sind hier zu nennen. Sie haben jeden Unterschied zwischen Stengel und Blättern aufgegeben und sind ganz zu flachen Scheiben geworden, welche nur auf der Unterseite einige unbedeutende Würzelchen hervorbringen. Einer Art fehlen selbst diese. Sie ist nichts als ein kleines Schwimmblatt, mit einer Tasche zur Aufnahme der ärmlich ausgestatteten Blüthen.

Besonders schön entwickelt sind die Schwimmblätter bei der bekannten Victoria regia. Hier besitzen sie die Gestalt flacher Teller mit einem niedrigen aufgebogenen Rand, der ihnen das Schwimmen noch erleichtert. Sie bieten einen merkwürdigen Anblick, diese oft über meterbreiten grünen Schüsseln mit den dazwischen gestreuten röthlich-weißen, riesigen Seerosen ähnlichen Blüthen. So sieht man die Pflanze bei uns in größeren Warmhäusern, und so bedeckt sie in ihrer Heimath auf weite Strecken die Wasser des Amazonenstroms.

Die merkwürdigste Eigenthümlichkeit der Schwimmblätter unserer Wasserpflanzen ist die, daß sie niemals über den Wasserspiegel hinauswachsen. Die Pflanze scheint es zu empfinden, wann die Wasseroberfläche erreicht ist. Wie wir selbst bei plötzlicher Berührung kalten Wassers zurückzucken, stellen die Blattstiele bei der Berührung mit der Luft ihr Wachsthum ein. Sie werden gerade so lang, daß die Blattspreite den Wasserspiegel erreicht. Dort entfaltet sie sich im vollen Lichte und liegt schließlich flach auf dem Wasser, durch einen glänzenden, feinen Wachsüberzug gegen Benetzung geschützt.

Wunderbar ist es, wie große Massen organisirten Materials eine Wasserpflanze mit Hülfe solcher Schwimmblätter in einer Vegetationsperiode bilden kann. Die ganze große Victoria regia entwickelt sich im Laufe eines einzigen Jahres aus einem kleinen Samenkorn. Fast ihre ganze Masse wird während des Wachsthums in den Blättern bereitet, die eine solche Arbeit allerdings nur in dem mächtigen Licht und der Wärme der Tropensonne zu leisten vermögen Untergetauchte Pflanzen sind überall, wie schon gesagt, hinsichtlich der Beleuchtung schlechter gestellt, als solche mit Schwimmblättern. Es sind daher meist kleine Formen, welche wir auf dem Boden unserer Ge-

wässer antreffen. Unter ihnen spielen die Algen eine Hauptrolle. Es gibt wohl auf der ganzen Erde keine feuchte, nur einigermaßen helle Stelle, wo nicht Algen ihren Wohnsitz aufgeschlagen hätten. Gegen Hitze wie gegen Kälte in hohem Maße unempfindlich, vermögen sie auf dem Schnee der Alpen wie am Rande heißer Quellen zu vegetiren. Wir finden sie auf den Steinen reißender Gebirgsbäche mitten im stärksten Gefälle, wie in der Brandung der Meeresküste; andererseits aber auch auf dem Grunde des kaum bewegten Wassers von Gräben und Tümpeln. Der Mannigfaltigkeit ihrer Standorte entspricht die unermeßliche Menge ihrer Formen. Bald verwandeln sie in Gestalt mikroskopisch kleiner Kügelchen das ganze Wasser eines Teiches oder Sees zeitweise in eine häßlich trüb grüne, manchmal übelriechende Flüssigkeit, bald schwimmen sie als grüne oder gelbliche, mit Gasblasen durchsetzte Watten an seiner Oberfläche; bald erscheinen sie auf dem Grunde des Wassers als dicke rundliche Polster ineinander gewirrter grüner Fäden, bald als schlüpfrige braune Ueberzüge.

Die schönsten Algen der deutschen Flora sind die Armleuchtergewächse, welche hier und da den Boden stehender Gewässer bedeckende Wäldchen grüner, bis zu mehreren Decimetern hoher, mit quirlig gestellten Aestchen etagenweise gezierter Bäumchen bilden.

Die Meeresalgen oder Tange fallen durch ihren Farbenreichthum auf. Neben grünen finden sich im Meere fast schwarze, braune und rothe Formen, und gerade die letzteren erreichen auch unter weniger günstigen Beleuchtungsverhältnissen oft beträchtliche Größe. Sie scheinen durch ihre besonderen Farbstoffe zu einer eigenthümlichen Ausnutzung des gedämpften blauen Lichtes der tieferen Wasserschichten befähigt zu sein.

Große Tiefen erreicht, eben des Lichtmangels wegen, die Pflanzenwelt des Meeres überhaupt nicht.

Schon hundert Meter unterhalb des Wasserspiegels treten nur noch wenige Algen auf. Es sind Schattenpflanzen, die, wie das Immergrün und andere Pflanzen schattiger Standorte, nur wenig Licht bedürfen. Manche halten sogar in der dreimonatlichen Polarnacht Spitzbergens aus, ohne eine Unterbrechung ihrer Vegetation eintreten zu lassen. Sie entwickeln zu dieser Zeit, bei einer Wassertemperatur von — 1° C. ihre unscheinbaren Blüthen und Früchte.

Die Riesen der Algenwelt freilich müssen suchen, sich den ungetrübten Genuß des Sonnenlichts zu verschaffen. Sie wachsen in dem seichten Wasser nahe dem Ufer und entwickeln aufsteigende dünne Stämme, welche am Wasserspiegel erst in langgestreckte, zerschlitzte Blattgebilde übergehen. Solche Algen bilden z. B. an der chilenischen Küste submarine Wälder, in welchen Exemplare von mehr als zweihundert Metern Länge gefunden werden.

Kehren wir, nach unserer Abschweifung in die fremdartige Welt der Algen, zu den höheren Pflanzen zurück und untersuchen wir jetzt, ob sie nicht auch in ihren Blüthenverhältnissen besondere Einrichtungen für das Wasserleben getroffen haben.

Die Phanerogamenblüthe ist im Allgemeinen für das Leben an Luft und Licht geschaffen. Wir finden deshalb, daß die Blüthen vieler Wasserpflanzen mit den Schwimmblättern das Bestreben gemein haben, den Wasserspiegel zu erreichen. Bedürfen sie doch zur Uebertragung des Blüthenstaubes auf die Narben der Mithülfe des Windes oder der Insecten, welche sich dicht über dem Wasserspiegel umhertummeln. Ihr Emportauchen geschieht mit Hülfe von Schwimmeinrichtungen mannigfaltigster Art, für welche hier nur an ein viel citirtes Beispiel erinnert sei.

Bei der Vallisnerie, deren lange grasartige Blätter auf dem Grunde südeuropäischer, ja schon südtyrolischer Gewässer kleine Rasen bilden, entstehen die unscheinbaren männlichen Blüthen in kolbigen, von einem bauchigen Schutzblatt umhüllten Blüthenständen am Grunde des Wassers. Die weiblichen Blumenkronen sitzen einzeln auf sehr langen fadenförmigen Stielen, welche sie eben über den Wasserspiegel emportauchen lassen. Ist der Blumenstaub gereift, so thut das Schutzblatt des männlichen Blüthenstandes sich auf, und die einzelnen Blüthchen lösen sich in Gestalt kleiner kugeliger Gebilde los, um, vermöge ihrer Leichtigkeit, ebenfalls an die Wasseroberfläche emporzusteigen. Hier entfalten sie drei weiße Blättchen, welche, um ein Kerner'sches Bild zu gebrauchen, wie blüthenstaubbeladene Kähne auf dem Wasser umherschwimmen und so dem Wind gestatten, ihre Fracht den weiblichen Blüthen zuzuführen. Zur Zeit der Fruchtbildung rollen sich die Stiele der letzteren spiralig zusammen, wodurch der Samen in die schützende Tiefe hinuntergezogen wird, um dort ungestört die Zeit bis zur Keimung zu verbringen. Die Blüthen vieler Wasserpflanzen bleiben übrigens zeitlebens unter dem Wasser verborgen. Sie bringen dann alle die Einrichtungen nicht zur Ausbildung, welche nur in der Luft Bedeutung besitzen. Ohne Farbe und Duft pflegen sie unscheinbare, erst bei genauer Besichtigung zu entdeckende Gebilde zu sein, welche nur durch Blüthenstaub und Samenbildung sich als wirkliche Blüthen kennzeichnen.

Mit der Samenreife erwachsen den Wasserpflanzen abermals besondere Aufgaben. Einem jeden Gewächse liegt daran, sich möglichst auszubreiten und seine Nachkommen an neue Ansiedelungsplätze zu bringen, damit sie Raum zu freier Entfaltung gewinnen und nicht im Schatten der Stammeltern zu verkümmern brauchen. Die Samen dürfen nicht da liegen bleiben, wo sie zur Reife gelangt sind. Sie müssen möglichst zerstreut und namentlich aus der nächsten Nähe ihrer Mutterpflanze hinweggebracht werden. Die Früchte oder Samen der Wasserpflanzen sind daher häufig mit Schwimmapparaten begabt, mit deren Hülfe sie weite Reisen machen können. Sie theilen diese Einrichtung mit vielen Strandpflanzen, deren ganzes Dasein in mehr als einer Beziehung mit dem Wasser verknüpft ist. Zu ihnen gehört die Cocospalme, an deren riesengroßen Früchten die verhältnißmäßige Leichtigkeit auffällt. Innen mit Cocosmilch und Cocosbutter, der Nahrung für die junge Keimpflanze, erfüllt, besitzen sie eine aus lufthaltigem Fasergeflecht bestehende dicke Rinde, welche als ausgezeichnetes Schwimmkissen die Frucht oft weit übers Meer trägt, bis sie an einer Insel strandet und dort zum neuen Baume erwächst. So erscheint die Cocospalme unter den ersten Besiedlern neu aus dem Ocean auftauchender

Korallenriffe und wird zu einem charakteristischen Bestandtheil tropischer Strandlandschaften.

Andere Wasserpflanzensamen benutzen Thiere als Transportmittel. Sie lassen sich von Fischen verschlucken, deren Darmkanal sie unverdaut zu passiren vermögen.

Ganz besonders interessant ist die Verbreitungsweise vieler Algen. Diese Pflanzen entwickeln Schwärmzellen, die wie Infusionsthierchen mit freier Beweglichkeit begabt, ziemlich rasch im Wasser umherschießen, bis sie einen geeigneten Punkt gefunden haben, an dem sie sich ansetzen und aufs Neue zu einer Alge heranwachsen können. Auf einem Steine im Bach oder auf einem hineingefallenen dürren Aste zeigt uns die Lupe eine kleine Gruppe etwa ein Centimeter hoher dünner Fäden, deren jeder aus einer Reihe aufeinandergesetzter cylindrischer Zellchen besteht. Nehmen wir die Pflänzchen sammt ihrer Unterlage in feuchtes Papier oder Moos eingeschlagen mit nach Hause und bringen sie in eine Schale mit frischem Wasser, so gelingt es oft nach kurzer Zeit, das Schauspiel der Schwärmerbildung zu beobachten. Man sieht, dazu ist freilich das Mikroskop nöthig, die einzelnen Zellchen zerbrechen und ihren Inhalt in Gestalt ovaler Körperchen aus dem Risse herauskriechen. Am vorderen Ende dieser Schwärmer gewahren wir eine Anzahl feiner Fäden, welche lebhaft hin und her schwingen und sie dadurch in eine drehende Bewegung versetzen, mit deren Hülfe sie im Wasser in einer Schraubenlinie vorwärts schwimmen. Der österreichische Botaniker Unger, welcher unter den Ersten die Schwärmzellenbildung beobachtete, glaubte damals, „die Pflanze im Momente der Thierwerdung" überrascht zu haben, und in der That besitzen die pflanzlichen Schwärmer mit kleinen Wasserthierchen oft überraschendste Aehnlichkeit. Manche von ihnen führen sogar rothe Flecken am Vorderende, welche man mit viel Grund als lichtempfindliche Organe, als Augen einfachster Art auffaßt.

Eindringlicher als an anderen Stellen des unendlichen Gewächsreiches tritt uns hier die Frage nach der Beseelung der Pflanzen entgegen. Wenn wir sehen, wie Schwärmzellen auf Nahrungsstoffe zuschwimmen, Giften aus dem Wege gehen, schwaches Licht suchen, allzu starkes Licht fliehen, endlich auch ihres Gleichen von Schwärmern anderer Pflanzen unterscheiden, so finden wir thatsächlich den Bewegungen der niedersten Thiere gegenüber keinen Unterschied. Wir müssen uns gestehen, hier wie dort sind dieselben Empfindungen und Empfindungsäußerungen vorhanden, und wenn man jenen Thieren eine Art von Seele zuschreibt, so darf man eine solche auch den Pflanzen nicht absprechen. Gedanken und Bewußtsein freilich können wir in diesen einfachsten Lebenskreisen nicht zu finden erwarten. Sie sind das Vorrecht der höchst organisirten Erdbewohner. Das ganze Dasein jener niederen Wesen besteht in der unbewußten Aufnahme von Eindrücken und dadurch veranlaßten ebenso unbewußten Bewegungen. —

Mit der Samenbildung ist die Lebensthätigkeit der einjährigen Wasserpflanzen abgeschlossen. Sie sterben ab und fallen der Zersetzung durch die Wasserbakterien anheim, deren Thätigkeit ihre Substanz erneuter Belebung im Kreislauf der Stoffe entgegenführt. Unter den mehrjährigen Wasserpflanzen

unterbrechen bei uns die meisten wenigstens ihre Vegetation im Winter. Zum Theil besitzen sie, wie die Teichrose, lange Wurzelstöcke, in welchen im Laufe des Sommers, wie in einer Vorrathskammer, überschüssig gebildete Nährstoffe niedergelegt werden, die im Frühling zum Aufbau neuer beblätterter Triebe dienen sollen; andere bilden besondere Winterknospen, die, ebenfalls mit Nährstoffen beladen, sich von ihren Mutterpflanzen loslösen und zu Boden sinken oder auch im Eise einfrieren, bis die wiederkehrende Sonnenwärme sie zu neuem Leben erweckt.

Haben wir bisher einen Einblick in die Geheimnisse des Haushalts der Wasserpflanzen zu gewinnen gesucht, so müssen wir nun noch, soll anders ihr Lebensbild einigermaßen vollständig werden, ihren Beziehungen zu anderen Lebensgemeinschaften, ihrer äußeren Politik, wenn der Ausdruck erlaubt ist, einige Augenblicke widmen. Keine Organismengruppe hat sich unabhängig von allen anderen lebenden Wesen entwickeln können. In stetem Kampfe haben ihre Individuen die nützlichen Eigenschaften erwerben müssen, welche wir an ihnen bewundern, die Pflanzen speciell auch im Kampfe mit der Thierwelt, dem Wassergewächse ebenso ausgesetzt sind, wie alle anderen. Von den Fischen ganz zu geschweigen, finden wir die Wasserschnecken vor Allem, aber auch die unzähligen Scharen großer und kleiner krebsartiger Thiere mit ihrer Ernährung auf die Wasserpflanzen angewiesen. Freunde von Zimmeraquarien wissen die kleinen Gäste zu schätzen, deren Thätigkeit sie im Reinhalten der Wasserzierpflanzen unterstützt. Sie kennen aber auch ebenso genau den Schaden, welche zu große oder zu viele Schnecken anrichten können. Jene kleineren Wasserbewohner leben von den grünen und braunen Algen, die den wesentlichsten Theil des Unkrauts der Aquarien ausmachen, während die größeren auch andere Pflanzen angehen.

Zum Schutz gegen die Schnecken führen viele Pflanzen allerlei Stoffe, welche ihren Blättern einen bitteren Geschmack verleihen. Andere, z. B. die Seerosen, machen durch vielzackige im Innern ihrer Blattstiele angebrachte Stachelzellen das Durchbeißen derselben ihren Feinden unmöglich. Die meisten Tange sind mit schleimigen Zellwänden ausgestattet, an welchen die Zähne der gefräßigen Wasserschnecken sich vergeblich versuchen.

Den besten Schutz genießen die Kalkalgen des Meeres, oft unförmliche knollige oder korallenartige Gebilde, die Pflanzen kaum ähnlich sehen und durch Einlagerung von kohlensaurem Kalk in ihre Zellwände zu wahren Steinen geworden sind. Nur wenige Meeresthiere verstehen es, ihnen beizukommen; darunter eine Seeschnecke, welche jenen Kalk durch Abscheidung von Schwefelsäure auflöst. Da sie mit demselben Mittel, wie Semon gezeigt hat, auch die harten Seeigel und Seesterne sich verdaulich macht, so verfügt sie über ein ungemein großes Nahrungsmaterial, das ihr nur von den kräftigen Scheren der Hummern geneidet wird.

Uebrigens gibt es auch thierfangende Pflanzen unter den Wassergewächsen, wie den gemeinen Wasserschlauch, ein gelbblühendes Pflänzchen mit fadendünnen Stengeln und vielfach zerschlitzten Blättern, welches im Hochsommer in still-

stehenden Gewässern manchmal massenhaft vorhanden ist. Seine Blätter tragen an und zwischen ihren Zipfeln etwa stecknadelkopfgroße, runde Blasen, welche die Rolle von Thierfallen spielen. Ihr interessantester Theil ist ein elastischer Deckel, der sich nur nach ihrem hohlen Innern hin öffnen läßt. Ein Kranz den Blaseneingang umstehender Drüsenhaare sondert einen schleimigen Stoff ab, der die kleinen Wasserkrebschen zum Verzehren anlockt. Neugierig kommen sie herbeigeschwommen und sammeln sich an der Blasenmündung an, um ihre Mahlzeit zu halten. Jetzt wagt einer der Besucher, den Blasendeckel zu betreten. Er bleibt anfangs ruhig geschlossen; auf eine etwas heftigere Bewegung des Gastes hin aber öffnet er sich plötzlich mit einem weiten Spalt, um das Thierchen zu verschlucken und dann sich sofort wieder zu schließen. Der Gefangene versucht eine Zeit lang vergebens aus der Blase zu entkommen; allmälig werden indessen seine Bewegungen matter; er erstickt schließlich, und nun beginnt die Thätigkeit der die Wände des Blaseninnern bekleidenden Haare, welche die aus den Weichtheilen des Thieres entstehende Flüssigkeit als erwünschte Nahrung aufsaugen. Bedenkt man, daß ein anderthalb Finger langes Zweiglein des Wasserschlauchs über zweihundert der kleinen Krebschen zu sich nehmen kann, so findet man es begreiflich, daß die Pflanze der Wurzeln entbehrt, die sonst im Gewächsreiche die Zuführung der stickstoffhaltigen Nahrungsbestandtheile zu besorgen haben.

Einige, auch in weiteren Kreisen bekannt gewordene Unternehmungen, die sich die Erforschung der Wasser-Flora und -Fauna zur besonderen Aufgabe gemacht haben, veranlassen mich, noch etliche Worte über die Bedeutung der Wasserflora im Naturhaushalt beizufügen. Von allgemeinster Bedeutung sind auch hier die niederen Gewächse, und zwar vornehmlich die mikroskopisch kleinen, welche in ungezählten Scharen weite Strecken aller, besonders der nördlichen Meere bevölkern. Bald in Schwärmen, bald mehr vereinzelt bewegen sie sich im Wasser umher, die tiefblaue Farbe seiner organismenleeren Stellen in Grün und selbst in schmutziges Gelb verwandelnd. Am zahlreichsten unter den so im Meere treibenden Pflänzchen sind die Diatomeen oder Kieselalgen, deren Formenreichthum alle Phantasie übersteigt. Sie bestehen aus einem Klümpchen lebender Substanz, welches wie in einer Schachtel zwischen zwei kieseligen Schalen ruht. Diese Schalen aber weisen so feine Zeichnungen auf, daß sie gleich dem Staub der Schmetterlingsflügel als Prüfstein für die Schärfe unserer besten Mikroskope im Gebrauch sind. Mit Hülfe eigenthümlicher Schwebevorrichtungen durchziehen diese Wesen das Wasser, bis sie absterbend auf seinen Boden herabsinken und sich dort an der Bildung des Schlammes betheiligen, welcher für die Entwicklungsgeschichte unserer Erdrinde von großer Bedeutung ist. Auch im süßen Wasser gibt es Diatomeen. Sie bilden den wesentlichsten Bestandtheil der braungelben schlüpfrigen Ueberzüge auf den Steinen der Bachbetten, von welchen oben schon die Rede war.

Die Rolle dieser und anderer ähnlich lebender Wesen im Naturhaushalt ist nicht damit erschöpft, daß sie mit ihren todten Resten die feste Erde auf-

bauen helfen und zukünftigen Geschlechtern den Boden bereiten. Auch ihren Mitgeschöpfen kommt ihr Dasein zu Gute. Wie auf dem Lande sind es im Meere die Pflanzen, welche die unbelebten Substanzen der Luft und des Steinreichs verarbeiten und in Stoffe umwandeln, welche sich dazu eignen, Bestandtheile der Körper lebender Wesen zu werden. Indem sie selbst als Nahrung dienen oder indem die von ihnen ernährten Thiere größeren Thieren zum Opfer fallen, sind sie es, welche das gesammte Thierleben der Oceane unterhalten. Wenn man sich freilich vergegenwärtigt, daß zwölf Millionen Individuen einer Art jener kleinen pflanzlichen Meeresbewohner kaum ein halbes Gramm organischer Substanz enthalten, so ist wahrlich die unendliche Menge von Leben unfaßbar, welche zu Grunde gehen mußte, um beispielsweise das Material zu einem einzigen Walfisch zu liefern; dennoch sind wir bei einer Betrachtung der Ernährungsverhältnisse dieser Thiere neben dem Seegras und den größeren Algen der Küstengebiete nicht in letzter Linie auf jene mikroskopischen Wesen angewiesen. Sie bilden einen sehr wichtigen Theil der Urnahrung des Meeres, welche der Existenz seiner thierischen Bewohnerschaft zu Grunde liegt.

Die eben berührte Frage hat vor wenig Jahren die Planktonexpedition veranlaßt, eine der interessantesten wissenschaftlichen Reisen, welche von Deutschland ausgegangen sind. Im Sommer 1889 stach von Kiel, dem Sitz der Commission zur wissenschaftlichen Untersuchung der deutschen Meere, mit reichen Mitteln ausgestattet, der deutsche Dampfer „National" in See mit keiner geringeren Aufgabe, als die Menge des Plankton, d. h. der im Meere schwimmenden und treibenden Organismen zu bestimmen, um dadurch einen Ueberblick über die „Ertragsfähigkeit des Meeres an organischer Substanz" zu gewinnen. Mit sinnreich eingerichteten Netzen wurde eine große Anzahl von Fängen ausgeführt, dann die Beute nach den in ihr enthaltenen Organismengruppen gesondert und jede Gruppe einem Specialforscher zur Bearbeitung übergeben. Die Arbeit des Untersuchens und Zählens der Pflanzen und Thiere ist noch im Gang. Selbst wenn aber auch die Expedition jene Hauptfrage nicht exact sollte beantworten können, ist doch so viel sicher, daß die Reihe von Abhandlungen, in welchen ihre Ergebnisse zu erscheinen im Begriffe sind, eine Menge neuer Thatsachen enthält, die für die Lehre von den Verwandtschaftsverhältnissen, der Lebensweise und der Verbreitung jener kleinen Lebewesen große Bedeutung besitzen.

Mit weniger beträchtlichen Mitteln ist die systematische Erforschung der Flora und Fauna von Binnengewässern in Angriff genommen worden. Am meisten von sich reden macht die Untersuchung des Plöner Sees in Holstein, an dessen Ufer Preußen eine eigene Forschungsstation errichtet hat. Auch der Bodensee wird von sämmtlichen Uferstaaten aus systematisch studirt. In der jüngsten Zeit endlich hat Pettenkofer die allgemeine Aufmerksamkeit auf die Pflanzenwelt unserer Flüsse gelenkt, da sie hauptsächlich es ist, welche jene durch ihren Lebensproceß von den Verunreinigungen befreit, die ihnen von den Uferstädten her zugeführt werden. Auch hier handelt es sich wesentlich um mikroskopisch kleine Gewächse, da einigermaßen rasch fließende Gewässer, von

der Uferflora abgesehen, arm an größeren Pflanzen sind. Im Rhein z. B. enthält nach Schenk das fließende Wasser nur die zahllosen Wasserbakterien. Die gelegentlich mitgerissenen Algen oder Uferpflanzen finden keine Gelegenheit zum Festsetzen, so daß das Rheinbett von der Mitte bis zur Uferzone fast vegetationslos erscheint. Nur die kleinen verzweigten Fäden einer violetten Alge, deren Verwandte meist im Meere leben, finden sich an tieferen Standorten, zusammen mit den unvermeidlichen kieselschaligen Diatomeen. Auch die Uferpartieen des Flußbettes sind, soweit sie aus beweglichem Sande bestehen, vegetationslos. Nur festliegende Steine führen unbedeutende, blaugrüne Algenüberzüge. Anders aber gestaltet sich der Anblick in der Nähe der Mündungen der von einer Stadt herkommenden Abzugskanäle. Hier, in dem schmutzigen Wasser, finden eine Unzahl fadenförmiger Bakterien geeignete Lebensbedingungen. Oft sind weite Strecken des schwarzgrauen Schlammes überzogen von einer milchweißen Masse, förmlichen Rasen von Wasserpilzen und Fadenbakterien, und diese, dem Auge unerfreulichen Pflanzen, sind in besonders hohem Maße an der Reinigung des Wassers betheiligt. Sie bilden somit nützliche Verbündete der Strompolizei. Aber diese praktischen Fragen liegen außerhalb des Rahmens meiner Aufgabe.

Es kam mir besonders darauf an, die Arbeitsweise einer sehr verbreiteten Richtung der modernen Botanik durch ein Beispiel zu illustriren. Augenblicklich erscheint kaum eine botanische Arbeit, in welcher nicht die Frage nach der Bedeutung irgend einer pflanzlichen Eigenthümlichkeit für das Leben ihres Trägers berührt würde, und man darf es als eine der schönsten Folgen der durch Darwin gegebenen Begründung der Descendenzlehre betrachten, daß diese lebensvolle und außerordentlich fruchtbar gewordene Fragestellung in der strengen Wissenschaft sich Heimathsberechtigung erworben hat. In der Hand geschickter Experimentatoren immer mehr von dilettantischem Beiwerk befreit, hält sie, als Biologie im engeren Sinne, gleichen Schritt mit älteren naturwissenschaftlichen Disciplinen im Streben nach dem gemeinsamen Ziele eines immer umfassenderen Verständnisses der weislichen Ordnung der Dinge dieser Welt.

Wer ist musikalisch?

Nachgelassene Schrift
von
Theodor Billroth.

Vorwort des Herausgebers.

[Nachdruck untersagt.]

Liebe und Talent für Musik zeigten sich bei Billroth früh entwickelt; er pflegte diese Eigenschaft als eine ererbte zu betonen. Seine Großmutter, Frau Wilckens, geb. Willich, hatte als Sopransängerin an der Berliner Oper gewirkt neben dem seiner Zeit berühmten Tenoristen Eunicke, dem ersten „Florestan" in Berlin. Dieser war der Großvater von Billroth's Frau. „So bin ich," schrieb mir Billroth, „eigentlich ein Musik- und Bühnenkind." Als Knabe äußerte Billroth den lebhaften Wunsch, sich ganz der Musik zu widmen, ein Vorhaben, das an einem entschiedenen Widerspruch seiner Mutter scheiterte. Er ist ihr späterhin dankbar dafür gewesen. Keineswegs hat jedoch die willensstarke, treffliche Frau die Liebe zur Musik in ihren Kindern unterdrücken wollen; im Gegentheil. Es ist noch ein Brief von ihr vorhanden, in welchem sie aus Bergen nach Berlin, wo ihre Söhne studierten, an Theodor die Mahnung richtet, pünktlich zu den von ihr bestimmten Stunden seinem jüngeren Bruder Clavierunterricht zu geben! Für Billroth ist die Musik bis zu seinen letzten Tagen die treue, geliebte Begleiterin seines Lebens geblieben. Als junger Professor in Zürich versammelte er regelmäßig ein Quartett in seinem Hause und spielte dabei die Bratsche oder die zweite Violine. Auch Musikreferate schrieb er für die „Züricher Zeitung" und nahm überhaupt einen belebenden Einfluß auf die damals recht dürftigen Musikverhältnisse dieser Stadt. Da er nicht bloß ein tüchtiger Violin- und Clavierspieler war, sondern auch ein feiner Kenner und ernster Denker in musikalischen Dingen, so drängte es ihn in den letzten Lebensjahren, seine Ideen über Musik zu ordnen, zu präcisiren und zu Papier zu bringen. In diesem Vorhaben eiferte ich ihn gerne an, schien er mir doch durch seine Doppelstellung als gründlicher Musiker und genialer Physiolog in ganz einziger Weise berufen, das geheimnißvolle

Grenzgebiet zu beleuchten, auf welchem musikalische Wirkungen mit unserem Nervenleben zusammentreffen.

Billroth's Arbeit nahm einen sehr unterbrochenen, stückweisen Fortgang. Er konnte sie stets nur in seiner Ferienzeit — in St. Gilgen oder in Abbazia — nach längerer Pause wieder aufnehmen. Im Sommer 1888 scheinen seine Ideen über Musik ihn zuerst anhaltender und zusammenhängender beschäftigt zu haben. Er schrieb mir damals aus St. Gilgen:

„Wer ist musikalisch? Das wäre so eine Ueberschrift für einen Essay für Dich. Wie complicirt ist dieser Begriff! Der eine hat vorwiegend rhythmisches Talent und Empfindung (das elementar-rhythmische Moment im Menschen ist der Herzschlag), der Andere hat vorwiegend melodisches Talent (Melodie ist vom Rhythmus nicht zu trennen; die Gliederung des menschlichen Körpers, seine Doublirung nach horizontaler und verticaler Richtung ist ein Theil seiner elementaren Grundlage); wieder ein Anderer erscheint musikalisch durch ein eminent technisches und mechanisches Talent (elementares Moment: die Freude an der Ueberwindung von Schwierigkeiten als Hauptprincip des gesteigerten Selbstbewußtseins); wieder ein Anderer erscheint musikalisch durch eine Uebertragung seines intensiven Temperamentes im dramatischen Ausdruck (elementares Moment: Wunsch, so großartig wie möglich zu erscheinen, wie etwa der Pfau, der sein Rad vor dem Weibchen schlägt); wieder ein Anderer durch colossales Tonformen- und Rhythmengedächtniß; wieder ein Anderer durch Hingabe an die sinnliche Gehörswirkung u. s. w. — In mir ist Alles Chaos. Ich täusche mich gern darüber, daß ich nur phantasmagorire; ich könnte auch einmal etwas Vernünftiges über Dinge schreiben, die außer meinem Beruf liegen; die kurzen Ferien seien nur daran schuld, daß sich nichts in mir zur Reife ausbildet. Ich bilde mir, wie gesagt, solche Dinge gerne ein. Doch bin ich mir dieser Einbildung bewußt. Auch in meiner Specialwissenschaft habe ich nur anregend, nur als Pionier und Mineur gewirkt; doch wenn das Terrain geebnet, der Weg gefunden, die Mine gesprengt war, dann ließ ich gern Andere dort bauen und Früchte ernten."

In einem Briefe vom September 1890 kommt Billroth wieder auf seine Arbeit zurück:

„Deine freundliche Aufmunterung hat denn doch endlich zu dem Anfang einer Gestaltung von Ideen geführt, die mich seit Jahren erfüllen. Ich schreibe im Augenblick einen Essay: ‚Anatomisch-physiologische Aphorismen über Musik. Wer ist musikalisch?' — Es soll einen Theil jener Reihe von Essays bilden, welche ich unter dem Titel: ‚Grübeleien eines Spaziergängers am Abersee' zusammenfassen möchte, falls sich die Dinge zu meiner Zufriedenheit gestalten. Vorläufig schwillt mir das Ding auf wie der Faust'sche Pudel hinter dem Ofen, und ich fürchte, des Pudels Kern wird auch nichts mehr als ein fahrender Scholast sein. Doch das Ding macht mir Spaß; ob es auch Anderen Spaß machen würde, ist freilich eine andere Frage."

Wieder ein Jahr später, im September 1891, schreibt Billroth aus St. Gilgen:

„Vor einem Jahre habe ich hier und in Abbazia ein ziemlich dickes Manuscript zu Papier gebracht: ‚Aphorismen zur Anatomie und Psycho-Physiologie des Musikalischen'. Es lag unberührt ein Jahr; nun nahm ich es hier wieder vor. Das erste Capitel: ‚Ueber den Rhythmus als eines der wesentlichsten, mit dem Organismus des Menschen innig verbundenen Elemente der Musik' passirte meine Kritik leidlich, so daß ich es ins Reine schrieb. Auch der Anfang des zweiten Capitels: ‚Ueber die Beziehungen von Tonhöhe und -Tiefe zum menschlichen

Organismus' war noch erträglich. Doch dann kamen die Fragen: Sprache, Gesang, Vocale, Obertöne. Ich ward unsicher über die Richtigkeit einiger Sätze. So fing ich an, in Helmholtz' Buch zu blättern, machte eine Excursion in Landois' Buch über Thierstimmen, kam wieder zu Helmholtz zurück, und zwar zur vierten Auflage, die gegenüber der ersten Auflage, die ich früher studirte, doch viel Neues enthält. Mit den Vocalen, Obertönen, Sprache ꝛc. kam ich ins Psychologische, in die Entwicklung der Sprache und des Gesanges beim Kinde und so in Preyer's dickes, dabei höchst interessantes Buch von fundamentaler Bedeutung. Ich will ja nichts Gelehrtes schreiben, sondern nur den Dilettanten in diesen Dingen die Illusionen abschütteln. Beruht das Componiren auf einem Act, der mehr den Hallucinationen oder Illusionen zugehört? Dies führte mich wieder zu einem Buche über Hallucinationen, über Schlaf, Träume ꝛc., ja in die Geisteskrankheiten hinein. Ich möchte nicht einen Satz schreiben, der eine Unklarheit über diese Dinge verräth, nicht ein Wort falsch oder für den Kenner zweifelhaft anwenden. — Nun habe ich so viel Vorzügliches gelesen, daß ich mich gar nicht traue, mein Manuscript vorläufig weiter anzusehen. Du siehst, lieber Hans, daß ich nicht zum populären Schriftsteller geboren bin. Bei Anderen gehe ich leicht über Ungenauigkeiten hinweg, wenn mich die Persönlichkeit des Schriftstellers anzieht; ich nehme bei mir jeden Satz bleiern schwer. So wird wohl nichts aus meinem projectirten Essay werden. Schadet nichts! Wenn es nothwendig ist, wird es doch geschrieben, von irgend einem Anderen. Was in einer Zeit Einer denkt, denken Hunderte mit ihm."

Endlich, am 21. November 1891, sendet mir Billroth ein Stück seiner Abhandlung mit folgendem Brief:

„So oft Du mich auch ermuntert hast, mancherlei meines gelegentlichen Geplauders über Musik niederzuschreiben, schicke ich Dir doch beiliegendes Manuscriptfragment mit etwas Herzklopfen. Willst Du es gelegentlich durchlesen, so wird es mich freuen. Ich habe diese Gedanken niedergeschrieben, um mich über ihren Inhalt klar zu denken, und auch aus Freude am Gestalten selbst, denke aber dabei nicht — oder wenigstens noch lange nicht — ans Druckenlassen. Beim Niederschreiben dachte ich an ein allgemein gebildetes Publicum, habe mich aber möglichst bemüht, weder in den medicinischen noch philosophischen Jargon zu verfallen . . . Mit den beiden ersten Capiteln, die ich Dir schicke, ist, meiner Auffassung nach, Alles erschöpft, was man als ‚Physiologie der Musik' oder ‚Physiologie des Musikalischen' bezeichnen kann. Alles Uebrige ist auf Convention basirt. Da aber die Convention wieder auf der Psychologie des Menschen als Gesellschafts- oder Heerdenthier (Zoon politikon) — und bei der Untrennbarkeit von Psyche und Physis schließlich auf Psycho-Physiologie beruht, so ist die Fortsetzung dieser Betrachtungen im Sinne der Inhaltsübersicht (letztes Blatt) doch vielleicht erlaubt."

Rührend an einem Manne von Billroth's Bedeutung ist die zaghafte Bescheidenheit, mit der er in mehreren Briefen an mich von seiner Arbeit spricht — das Mißtrauen in seine Kenntnisse und in seine stilistische Kunst. Die Besorgniß, zu gelehrt und pedantisch zu schreiben, mag ihn auch veranlaßt haben, den einzelnen Capiteln seiner Abhandlung ursprünglich musikalisch-humoristische Ueberschriften zu geben, und zwar: I. Marcia. II. Allegro serioso, ma non troppo. III. Grave. IV. Thema con Variazioni. V. Serenata. VI. Intermezzo. VII. Finale, tempo giusto. Diese auf der ersten Skizze befindlichen Aufschriften strich er später weg. Die Ueberschrift „Wer ist musikalisch?" trug ursprünglich nur das letzte Capitel. Billroth hat sie dann endgültig (vielleicht weniger zutreffend, weil zu eng) zum Titel der ganzen Abhandlung gewählt.

Wenige Tage, nachdem Billroth in Abbazia entschlafen war (6. Februar 1894) überbrachte mir sein Schwiegersohn Dr. Otto Gottlieb das ziemlich umfangreiche Manuscript, auf dessen Umschlag mit fester Hand die Worte geschrieben stehen:

„Dieses Manuscript soll meinem lieben Freunde Ed. Hanslick übergeben werden, und mag er darüber verfügen, was damit geschehen soll.
Abbazia, 3. Februar 1894. Th. Billroth."

Die beiden ersten Capitel waren von Billroth's Hand als „fertig" bezeichnet. Ich hatte ihm schon im Jahre 1891 den Vorschlag gemacht, seine Abhandlung in der „Deutschen Rundschau" zu veröffentlichen. Billroth war damit ganz einverstanden, wollte aber die Veröffentlichung noch aufgeschoben wissen, bis die Arbeit weiter vorgeschritten und nochmals gefeilt sei. Es geschieht also in seinem Sinne und mit ausdrücklicher Zustimmung seiner Familie, daß ich hier die beiden von Billroth als druckfertig bezeichneten Capitel der „Deutschen Rundschau" übergebe. Sie erscheinen, von unwesentlichen stilistischen Aenderungen abgesehen, unverändert nach Billroth's Manuscript. Die übrigen, aus losen Blättern und verschiedenen Einlagen bestehenden, auch in Folge vieler Correcturen nicht überall lesbaren Capitel, sind in diesem Zustande nicht druckfertig. Ich kann noch nicht sagen, ob sie, ohne dem Originale Gewalt anzuthun, ganz oder nur theilweise für die Oeffentlichkeit hergestellt werden können, und behalte mir vor, darüber zu berichten.

Eduard Hanslick.

An Eduard Hanslick.

„Oh weh! Oh weh! Schon wieder eine Broschüre über Musik! Und dazu mit einem Programm! Keine Ruh' bei Tag und Nacht!" So höre ich Dich, schmerzlich bewegt, brummen. „Schreck' nicht! Schreck' nicht! Liebster Freund! Du brauchst ja nicht Alles zu lesen und nicht darüber zu schreiben," erwidere ich. Nun entwickelt sich eine vierstimmige Fuge der zukünftigen Leser: „Ich brauch' ja nicht Alles zu lesen. Er, Sie braucht ja nicht Alles zu lesen. Wir brauchen ja nicht Alles zu lesen." Gegenthema: „Ist Alles schon dagewesen."

Oft hast Du mich aufgefordert, was ich Dir gelegentlich in Briefen schrieb, in Zusammenhang zu bringen und zu einem „Essay" zu verarbeiten. Ich habe es nicht ganz abgelehnt, doch lange gezögert, daran zu gehen; kann ich doch nur in den Ferien solche Allotria treiben. Allein denkt man an so Etwas oft, so thut man es am Ende auch. Ich fing an, dies und das niederzuschreiben, aber es wollte sich lange nicht recht gestalten. Eine musikalisch-historische oder -psychologische oder -sociologische Symphonie zu schreiben, dazu fehlt mir zu viel, das zu erlernen ich keine Zeit und keine Geduld mehr habe. So konnte ich nur zur freieren und lockeren Form der „Suite" greifen.

Ich mache nicht die Prätension, etwas Neues gesagt zu haben. Ebenso wenig bestehe ich darauf, daß meine Auffassung immer die richtige oder gar die einzig richtige sein soll. Doch mag das Gewagte als Ausdruck unserer Zeitströmung ein bißchen mit gelten. Wiederholungen glaubte ich nicht immer

vermeiden zu sollen. Die Wiederholung bleibt immer die stärkste Redeformel; hoffentlich ist sie so eingefügt, daß sie nicht langweilig wirkt. Eher fürchte ich Monotonie durch den sociologischen Orgelpunkt, auf welchem sich das Meiste bewegt. Schalte daher Generalpausen bei der Lectüre ein, wo sie Dir erwünscht sind. Auch das langsame Tempo mehrerer Sätze dieser Suite empfiehlt dies. Der behaglich grübelnde Charakter der folgenden Meditationen ließ eben kein Allegro appassionato, presto und prestissimo zu. Es muß nun schon so bleiben, wie es ist.

Hat man erst einige hundert Kilo Druckerschwärze verbraucht, wie ich, so kommt es auf einige Deka mehr nicht an, und so habe ich mein kleines Opus drucken lassen. Hoffentlich ist es kein Klex auf meinen chirurgischen Namen. Das Publicum kennt viele Kinder aus meiner legitimen Ehe und hat sie über mein und ihr Verdienst gütig aufgenommen; vielleicht wird es neugierig sein, auch dies Kind meiner Alterslaune anzusehen. Nimm freundlichst Pathenstelle bei ihm an; es ist noch nicht viel, doch kann Pflege und gute Erziehung durch Andere im Lauf der Zeiten etwas aus ihm machen. Vielleicht hast Du es schon seiner Großväter wegen ein bißchen gern. Du kennst sie: ihre Namen fangen beide mit einem H an[1]).

In alter Liebe und Verehrung Dein

Theodor Billroth.

Programm.

I. Ueber den Rhythmus als ein wesentliches mit unserem Organismus innig verbundenes Element des Musikalischen.
II. Ueber die Beziehungen von Tonhöhe, Tonklang und Tonstärke zu unserem Organismus.
III. Die Entwicklung des Musikalischen zur Tonkunst.
IV. In welcher Weise wirkt die Musik auf uns?
V. Musik in Verbindung mit anderen Künsten (Musik mit aufgezwungenen Associationen).
VI. Intermezzo. Die Sinne und die Künste.
VII. Wer ist musikalisch?

I.

Ueber den Rhythmus als ein wesentliches mit unserem Organismus innig verbundenes Element des Musikalischen.

Eintönige rhythmische Bewegung ist schon eine Art Musik. — Rhythmische Bewegungen in unserm Körper: Rhythmus des Athmens. Rhythmus des Herzschlags. — Die Rhythmik unserer gesammten Körperbewegungen: Das Gehen, Marschiren, Tanzen. — Gesetz der Mitbewegung. Die rhythmischen Bewegungen vieler höheren Thiere. Beziehungen des Rhythmus zu anderen Eigenschaften unseres Nervensystems. — Das Volksthümliche wie auch die Langlebigkeit und das Interessante einer Musik beruht hauptsächlich auf dem Rhythmus. — Das Phantasiespiel mit Rhythmen. — Specifische Freude daran ist ein wesentliches Kennzeichen musikalischer Begabung. — Andere dazu gehörige individuelle Eigenschaften. — Wirkung rhythmischer Wahrnehmungen auf die Association von mannigfaltigen Vorstellungen.

Der ruhende Rhythmus. Symmetrie.

[1]) „Helmholtz" und „Hanslick".

In Capri sah ich vor einiger Zeit im Hôtel Quisisana die Tarantella von drei prächtigen jugendlichen Paaren tanzen; eine alte dicke Neapolitanerin gab dazu den Takt nur mit dem Tamburin; kein anderes Instrument wurde dazu gespielt, noch wurde dazu gesungen. Der Rhythmus war ein etwas anderer, als wir ihn von der Tarantelle in der „Stummen von Portici" kennen, und auch anders, als ihn die Tarantelle von Chopin bringt; es war eben die Tarantelle von Capri. Der nur durch das Tamburin hervorgebrachte Rhythmus wirkte allein schon als Musik; Musik ohne Melodie, ohne Harmonie.

Ich erinnere mich, schon öfter solche Eindrücke gehabt zu machen: so in Alexandrien. Gegenüber dem Balkon meines Hôtelzimmers wurden die Fundamente eines Hauses gebaut; ägyptische und arabische Frauen in aufgeschürztem schwarzem Gewande, den unteren Theil des Gesichtes nach Landessitte verhüllt, trugen auf dem Kopfe die Steine zu. Bei glühender Sonnenhitze stiegen sie in Reihen gravitätisch hinter einander auf und ab und sangen dazu Worte in langsamem, immer wiederkehrendem gleichen Rhythmus, immer in gleichem Ton. Es war eine unendlich schwermüthige, im strengsten Sinne monotone Musik[1]). Man vermuthete nach dem Eindruck, die Worte dieses Gesanges müßten eine tief melancholische orientalische Poesie enthalten. Ich erkundigte mich danach; sie lauteten etwa: „Wie schwer haben wir Armen zu arbeiten; möchte uns der Bauherr doch mehr Geld für unsere Arbeit geben!" — Melancholisch, ja! doch mehr social- als poetisch-melancholisch! —

Auch der zum Marsch der Soldaten ertönende Trommelschlag ist eine Art Musik, welche durch die ihn zuweilen begleitenden Querpfeifen ihren Charakter wenig ändert, trotzdem diese doch eine Melodie blasen; die Wirkung würde dieselbe bleiben, wenn die Querpfeifen immer nur einen Ton in wiederkehrenden Rhythmen bliesen.

In allen diesen und vielen anderen Fällen wirkt der tönende wiederkehrende Rhythmus mächtig erregend auf die Körperbewegungen, und wenn Tanzende die Instrumente selbst spielen oder schlagen, so können Körper- und Tonbewegungen gegenseitig derart steigernd aufeinander wirken, daß es zur völligen Raserei kommt, wie bei der Tarantella. Aehnliches beobachtet man bei den heulenden und tanzenden Derwischen, die sich durch ihr mit rhythmischen Bewegungen verbundenes Geschrei in eine Ekstase treiben, welche derjenigen eines modernen Opern- oder Concertpublicums kaum nachstehen dürfte[2]).

Daß eine in abwechselnde Töne, in eine „Melodie" geformte rhythmische Bewegung als Tanzlied oder als instrumentale Tanzmusik, als Marschlied oder als Bandamusik auf uns noch angenehmer, noch erregender wirkt, ist gewiß; doch ob dies ebenso bei uncultivirten Völkern der Fall sein würde,

---

[1]) Mozart baut sowohl den ersten als den letzten Satz seiner D-dur-Sinfonie, Beethoven den zweiten Satz seines großen F-dur-Streichquartetts auf einen monotonen Rhythmus.

[2]) Wir sprechen hier vorläufig nur von dem bewegten Rhythmus oder der rhythmischen Bewegung. Später soll auch vom ruhenden Rhythmus (der Symmetrie) die Rede sein. Aristides (1½ Jahrhundert v. Chr.) hat bereits beide Arten des Rhythmus unterschieden und besprochen.

möchte ich bezweifeln; bei ihnen ist das Musikalische, was sie von Natur in sich haben, mit dem Gefühl für rhythmische Bewegung so ziemlich erschöpft. Melodie und Harmonie sind erworbene Producte der Cultur.

Fast alle Menschen und auch viele Thiere werden von wiederkehrenden Rhythmen angenehm berührt; die Menschen fühlen sich veranlaßt, mit ihrem Körper, zumal mit Kopf und Händen gleiche rhythmische Bewegungen auszuführen. Dies muß doch wohl seinen Grund darin haben, daß die als Rhythmus empfundene Bewegung auf gewisse Eigenschaften unseres Körpers trifft, die uns aus Erfahrung bekannt und durch Uebung bereits gewohnt sind, so daß die Wahrnehmung eines Rhythmus sich sofort ohne Reflexion in eine rhythmische Bewegung umsetzen kann. Hierüber läßt sich Folgendes sagen:

Rhythmische Bewegungen gehören zu den wichtigsten, zum Leben nöthigsten Eigenschaften unseres Körpers. Vor Allem ist es das rhythmische Athmen, an welches wir für gewöhnlich freilich nicht denken, dessen Wechsel in Geschwindigkeit und Tiefe uns aber sofort in seiner ganzen Wichtigkeit für das Behagen unserer Existenz bemerkbar wird, sobald es irgendwie gehemmt ist. Die rasche Erhitzung unseres Körpers durch schnell aufeinander folgende Muskelzusammenziehungen beim Laufen, beim Bergaufsteigen, zwingt uns, den Rhythmus unserer Athembewegungen zu beschleunigen, ebenso wie jedes krankhafte Hemmniß für die Tiefe der Züge uns zu häufigeren Bewegungen veranlaßt. Wird uns ein beschleunigtes Athmen zum Bedürfniß, so bringt dies eine gewisse seelische Erregtheit mit sich, ist auch bisweilen durch eine solche hervorgerufen. Diese kann uns, zumal wenn sie sich nach und nach einstellt, und ihre Ursache eine erfreuliche ist, bis zu einem gewissen Grade angenehm sein, so lange die Regelmäßigkeit des Athem-Rhythmus nicht gestört, und die Schnelligkeit desselben keine allzugroße wird. Sie steigert sich aber zum Angstgefühl, sowie das Athmen unrhythmisch wird, und einen gewissen Grad von Schnelligkeit überschreitet, oder sowie der Wechsel ein sehr unvermittelter ist. Dieses Angstgefühl ist zweifellos bedingt durch einen allmälig sich entwickelnden oder plötzlichen Lufthunger; wir fürchten zu ersticken; es kommt uns zum Bewußtsein, daß wir wieder regelmäßig und ruhig athmen müssen, um dieses Angstgefühl zu verlieren. Soweit ich es an mir selbst beobachten konnte, ist es jedoch nicht der mangelhafte Chemismus, nicht der Sauerstoffhunger, dessen wir uns direct bewußt werden, und von welchem doch nur Aerzte und Naturforscher etwas wissen, sondern das Gefühl der leichteren oder schwierigeren Bewegung unserer Athemmuskel, jene feinste Empfindung für den jedesmaligen Grad der Zusammenziehung unserer Muskel, welche, wenn auch von Jugend auf erfahren, uns für gewöhnlich nicht zum Bewußtsein kommt, weil wir nicht darauf achten. Je weniger wir uns des rhythmischen Athmens bewußt sind, um so behaglicher fühlen wir uns, so bei vollkommener Ruhelage, vor dem Einschlafen. Am langsamsten und ruhigsten athmet der schlafende Mensch, wenn er nicht etwa durch Träume beängstigt wird. Alle Thiere, welche mit Lungen athmen, vollziehen diese Function in bestimmtem Rhythmus und bekommen durch die Erfahrung, daß die Athembewegung bis zu einem gewissen Grade ihrem Willen unterworfen ist, das Bewußtsein einer rhythmischen Be-

wegung. Auch die Kiemenathmer, die Fische, machen ganz genau abzählbare Oeffnungen und Schließungen ihrer Kiemendeckel, wodurch eine rhythmische Athmung und deren Bewußtsein auch bei ihnen wahrscheinlich wird.

Eine andere rhythmische Bewegung, deren wir uns freilich nur sehr selten bewußt werden, macht das Herz in uns. Es schlägt von dem ersten Moment seiner Thätigkeit an den Tact zu dem Trauermarsch, der uns das ganze Leben hindurch zum Grabe leitet. Der bei Krankheiten vorkommenden, sich langsam entwickelnden Unregelmäßigkeiten in Rhythmus und Gleichheit der Energie jedes Herzschlages sind wir uns selten bewußt. Die meisten Empfindungen, welche die Menschen in die sogenannte Herzgrube verlegen und als Druck am Herzen bezeichnen, haben im nervösen Sonnengeflecht in der Gegend des Magens ihren Ursprung und haben mit den Herzbewegungen direct nichts zu thun. Doch ist die Empfindung eines beschleunigten Rhythmus der Herzaction, das sogenannte Herzklopfen, allerdings häufig auch objectiv wahrnehmbar. Die meisten Angstgefühle, welche die Menschen in das Herz verlegen, haben ihre Ursachen weit häufiger in Unregelmäßigkeit der Athmung als des Herzschlags. Ebenso werden die durch Erkrankung der Herzklappen entstehenden Störungen in den Blutdruckverhältnissen kaum je im Herzen selbst empfunden, sondern vielmehr in ihren Folgen auf die Blutüberfüllung und -Stauung in den Lungen, als dauernde Athemnoth, oder bei starker Beschleunigung und Unregelmäßigkeit des Herzschlags als Erstickungsangst. Bewußte Herzmuskel-Gefühle dürften sehr selten sein. Ich will es vorläufig dahingestellt sein lassen, ob diese uns meist unbewußten Bewegungen bei der Musik in Betracht kommen.

Geläufiger als die Rhythmik unserer Athem- und Herzbewegungen ist unserm Bewußtsein die Rhythmik unserer gesammten Körperbewegungen beim Gehen, Laufen, Springen, Tanzen u. s. w. Hier ist die Rhythmik das Gewöhnliche, die Arythmie das Ungewöhnliche. Sieht man einen Menschen gehen, der etwa zwei große, ungleich rasche, dann einen kleinen, dann wieder einen großen Schritt macht, nun still steht, dann wieder kleine Schritte macht, und so ohne allen Rhythmus sich fortbewegt, — so denkt man unwillkürlich, der muß betrunken oder verrückt sein. Eine wie große Freude der Mensch an seinen eigenen rhythmischen Bewegungen (ohne alle Nebenbeziehungen) hat, zeigt die reine Lust am Tanzen und Marschiren, zumal bei Kindern. Einen unrhythmischen Tanz, ein unrhythmisches Marschiren können wir uns gar nicht vorstellen, und würden auch keine andere Freude daran haben als etwa am Umherrasen.

Wir haben bei der bisherigen Betrachtung wohl nur an die rhythmischen Bewegungen der Beine gedacht; doch braucht man nur ein bißchen genauer zu beobachten, zumal nackte Menschen, z. B. vor dem Baden am Strand, um zu sehen, daß die Rhythmik dieser Bewegungen sich fast allen Theilen des Körpers mittheilt. Der Tanz der Griechen erstreckte sich, wie auch der Tanz der jetzigen Orientalen und vieler Naturvölker, am allerwenigsten auf die Beine, weit mehr auf die Arme und den Rumpf. Es ist ein vollkommen sachgemäßer Ausdruck, wenn man sagt, eine Tanz- oder Marschmusik fahre uns

durch alle Glieder, d. h. sie veranlaßt uns, den durchs Ohr aufgenommenen Rhythmus in Bewegungen des ganzen Körpers umzusetzen: wir werden nach dem Gesetze der Mitbewegungen zur Bewegung mit fortgerissen. Dies geht nicht nur von den Gehörsempfindungen aus; auch das Sehen von Tanzenden und Marschirenden kann rhythmische Mitbewegungen bei uns auslösen. Das „psycho-physiologische Gesetz der Mitbewegungen und Mitempfindungen" hat in der gesammten animalischen Welt eine so weite Verbreitung, ist zumal von so eminenter Bedeutung für unsere ganze sociale und ethische Cultur, daß es uns den Eindruck eines fundamentalen Naturgesetzes für die gesammte organisirte Materie macht; die Wirkung der Menschen auf einander beruht wesentlich darauf[1]).

Es würde uns zu weit ab von unserem Gegenstande führen, wenn wir näher auf die mächtigen socialen Folgen der Mitbewegungen und Mitempfindungen eingehen wollten, in welchen nach meiner Auffassung eines der stärksten Fundamente der Ethik besteht.

Nicht nur die gegenseitige Beobachtung der Menschen, sondern auch die Beobachtung der Thiere, mit welchen der Mensch am meisten in Berührung kommt, steigert, wenn uns auch nicht immer klar bewußt, unser Gefühl für rhythmische Bewegung, unsern Drang zur Mitbewegung; wir nehmen diese Beobachtungen, ohne es direct zu wollen, in unser Gedächtniß auf. Weitere Empfindungen und Beobachtungen knüpfen sich daran leicht an und erscheinen uns dadurch weniger fremdartig, sogar natürlich — weil uns Alles natürlich erscheint, was sich an die Vorstellungen anschließt, die wir in unser Gedächtniß bereits aufgenommen haben, die gewissermaßen den Grundstock unseres geistigen „Ichs" bilden.

Die rhythmischen Bewegungen eines Pferdes beim Gehen (Andante $^2/_4$), Traben (Allegro $^2/_4$), Galopiren (Allegro con brio $^3/_8$ mit $^1/_{16}$ Auftact), beim Carrièrelaufen (Presto $^2/_4$) gewähren uns ein besonderes Vergnügen, nicht minder die wundervollen rhythmischen Bewegungen laufender großer edler Hunde. Komisch wirkt auf mich immer die rhythmische Mitbewegung von Kopf und Hals bei gravitätisch daherschreitenden Hühnern; bei jedem Schritt wird der ganze Körper in Bewegung versetzt. In der Vogelwelt tritt uns z. B. beim Ruf des Kuckucks, beim Schlag der Wachtel, beim Krähen des Hahnes auch ein sehr entschiedener Rhythmus entgegen; er wirkt aber weniger musikalisch auf uns wie der Lauf des Pferdes, des Hundes, weil er sich nicht immer regelmäßig wiederholt.

---

[1]) Ich brauche die Ausdrücke „Mitbewegung" und „Mitempfindung" immer in der Bedeutung, daß sich eine Bewegung oder eine Empfindung durch sinnliche Wahrnehmung von einem Individuum auf das andere überträgt, bezeichne also damit einen „psycho-physischen" Vorgang. In dem „rein physiologischen" Sprachgebrauch versteht man unter „Mitbewegung" den Vorgang des Ueberspringens von Erregung eines Bewegungsnerven auf einen anderen Bewegungsnerven desselben Individuums, und unter „Mitempfindung" das Ueberspringen der Erregung eines Empfindungsnerven auf einen anderen Empfindungs- oder Sinnesnerven desselben Individuums. Dieser rein physische Vorgang hat zu unserem Gegenstande nur wenig Beziehung, doch werden wir am Ende des nächsten Abschnittes auch davon kurz zu sprechen haben.

Ich möchte demnach behaupten, daß den Menschen und auch sehr vielen Thieren ein fundamentales Moment der Musik, nämlich eine mehr oder weniger bewußte Fähigkeit für das Auffassen rhythmischer Bewegungen angeboren ist [1]). Daß dieselbe den Menschen in sehr verschiedenen Graden zum Bewußtsein kommt, und ob sie eventuell zu Mitbewegungen führt, hängt einerseits von der Beobachtung und Erfahrung, andererseits von der größeren oder geringeren Erregbarkeit des Nervenstromes, sowie von dem mehr oder weniger leichten Ueberspringen der Erregung von den Sinnesbahnen auf die Bewegungsbahnen ab. Diese schnellere oder langsamere Fortpflanzung der Nervenerregung, sowie die schnellere oder langsamere Erregbarkeit der Nerven ist wiederum theils angeboren, theils durch die Sitte anerzogen. Jeder hat wohl den Unterschied zwischen lebhaften und phlegmatischen Naturen aus eigener Erfahrung kennen gelernt. Die meisten europäischen Culturvölker, zumal die romanischen, südgermanischen und südslawischen Völkerstämme sind im Ganzen mehr von raschem, lebhafterem Naturell und lieben dies auch an anderen Menschen, während die Nordländer, sowie auch die Orientalen ein ruhigeres Temperament haben und diesem auch bei anderen Menschen den Vorzug geben. Natürlich gibt es immer individuelle Ausnahmen. Die Religionen und Sitten großer Völkerstämme erhoben sogar den möglichsten Indifferentismus, nicht nur die Unterdrückung jeder individuellen Regung, sondern auch die möglichste Unabhängigkeit von allen Reizen zum höchsten Ideal menschlicher Vollkommenheit. Aehnliche Principien durchströmen auch die Erziehung bei der englischen Nation. Als freies Individuum, unabhängig von allen äußeren Einflüssen, wie ein Fels im tosenden Meer stehen, gilt als höchste Vollkommenheit. Wer sich von dem, was um ihn vorgeht, irgendwie erregt oder mitbewegt fühlt, wird lächerlich: so will es die Sitte. Es liegt ein orientalischer Zug darin, der die Neugierde und das Vergnügen am Wechsel der äußeren Erscheinungen freilich nicht ganz ausschließt; nur darf dadurch keine Aeußerung der Empfindung hervorgerufen werden. Wir unterschätzen die mächtige Bedeutung solcher angeborenen oder anerzogenen Charaktereigenschaften für das praktische Leben keinesfalls; doch für die Freude an der Musik ist solchen Menschen eines der wichtigsten Momente entzogen. Wer wenig angeborene Freude an Mitempfindungen und Mitbewegungen hat, und bei wem die Aeußerung einer solchen Freude durch Erziehung nach und nach auch noch abgetödtet wird, der muß unmusikalisch werden.

Es ist eine ziemlich allgemein verbreitete Annahme, daß jedem Menschen das Gefühl für Rhythmus angeboren ist. Ich halte diese Annahme nicht für richtig, weil ich mich aus meiner Militärdienstzeit erinnere, daß es Menschen gibt, welchen das rhythmische Marschiren ebenso wenig beizubringen ist wie etwa das richtige Singen. Ich habe dann vor Kurzem genaue Erkundigungen über diesen Punkt eingezogen, so daß ich in der Lage bin, folgendes Authentische

---

[1]) Der Leser wird leicht herausfühlen, daß diese Frage mit dem Problem zusammenhängt, ob uns die Anschauungen von Raum und Zeit angeboren (a priori im Sinne Kant's) sind. Ich bin der Meinung, daß die Fähigkeit, diese Anschauungen zu bilden, uns angeboren sein müsse, daß sie uns aber nur durch die Erfahrung zur Vorstellung werden, und daß wir sie nur als solche bewußt (praktisch) verwenden können.

von Unterofficieren und höheren Officieren über das Erlernen des rhythmischen Marschirens mitzutheilen:

1. Von einem Divisions-Commandanten: Es gibt Recruten, welche nie lernen rhythmisch zu marschiren; diese können nur als Handwerker, Wärter ꝛc. verwandt werden, oder werden zur Cavallerie transferirt. Es gibt sehr Ungeschickte, welche erst in 8—10 Wochen, Ungeschickte, welche erst in 4—6 Wochen marschiren lernen, aber in der Truppe immer als schlecht marschirend kenntlich sind und dieselbe verunstalten. Es sind ungefähr 20—30 Procent, zumal unter den Soldaten aus den Gebirgsländern. Rumänen und Bosnier meinen oft gut zu marschiren, und marschiren doch tactlos.

2. Von einem deutsch-böhmischen Regiment: Es gibt Soldaten, welche nie den Tact erlernen; solche müssen bei jeder Parade zurückbleiben. Ungeschickte brauchen 3—5 Wochen, um marschiren zu lernen. Wer nach sechs Wochen Uebung nicht im Tact marschiren kann, erlernt es nicht mehr. Die Zahl der Ungeschickten beträgt etwa 2 Procent. — Es gibt intelligente Soldaten, welche glauben, gut zu marschiren; sie berühren aber immer zu früh den Boden. Es gibt sogar Unterofficiere, welche nicht an der Spitze marschiren können, weil sie den Tact nicht einhalten. Die Gebirgsbewohner marschiren im Allgemeinen tactfest, aber immer mit gebogenen Knien, daher nie elegant.

3. Von einem ungarischen Regiment: Es gibt Soldaten, die das Marschiren schwer lernen; Temperament und Beschäftigung spielen dabei eine Rolle. Die Ungeschicktesten erlangen nie Sicherheit. Die Ungeschickten werden bei sehr viel Abrichtung und gesondertem Unterricht in vier Wochen schon etwas Sicherheit erlangt haben, und nach acht Wochen (Schluß der ersten Abrichtungsperiode) den gestellten Anforderungen entsprechen. Die Zahl der Ungeschickten dürfte etwa 0,1—0,4 Procent betragen. Es gibt Recruten, die gut zu marschiren glauben, aber aus Mangel an Tactsinn immer zu früh oder zu spät die Erde berühren. Der Flachländler geht dem Gebirgsländler in dem Erlernen des Marschirens weit voran.

4. Von einem slovenischen Regiment: Es gibt Leute, die nach 1½ Wochen vollkommen marschiren. Andere lernen es in sechs Wochen kaum und machen immer Fehler. Zahl der Ungeschickten etwa 33 Procent. — Manche glauben gut zu marschiren und sind verwundert, wenn man sie tadelt.

5. Von der Sanitätstruppe (national gemischtes Material): Die Abrichtung dauert sechs Wochen. Die Besten sind nach zwei, die Schlechtesten nach 8—10 Wochen fertig. Wer nach dieser Zeit noch nicht marschiren kann, wird womöglich entlassen. Die Niederösterreicher (Flachländler) sind am geschicktesten, wenn auch die Wiener früher gut marschiren zu können glauben, als sie es wirklich thun. Am schlimmsten sind die Polen und Slovaken; unter ihnen sind mindestens 33 Procent Ungeschickte.

6. Von einem polnischen Regiment: Es gibt nicht nur Recruten, sondern auch Leute, die schon 10—12 Jahre dienen, und sich doch nie klar über das rhythmische Marschiren werden. Die Allerungeschicktesten lernen es aber gar nie. Es gibt Leute, die in Reih und Glied ganz leidlich marschiren, so lange sie auf die Füße Anderer sehen können und vom Auge aus die Bewegungen mitmachen, die aber einzeln keinen Tact halten können. Am schwersten unter den Polen lernen es die Bewohner gebirgiger Gegenden (Huzulen).

Der erste Bericht über das Marschiren gibt merkwürdig richtig die Summe der folgenden Einzelbeobachtungen. Man wird nach diesen wohl kaum die Behauptung aufrecht halten können, daß rhythmisches Gefühl allen Menschen eigen ist; es gibt Menschen, denen das rhythmische Gefühl nicht angeboren und auch nicht beizubringen ist. Sie müssen absolut unmusikalisch sein, denn die Fähigkeit, die rhythmische Gliederung der Töne zu einer Melodie aufzufassen, ist die erste Bedingung zum Erfassen von Musik. Die interessanten Einzelheiten sich aus den Berichten hervorzuholen, überlasse ich dem Leser. Auf die aus dem Gedächtniß entnommenen Zahlen der absolut und relativ Ungeschickten möchte ich nicht zu viel Werth legen.

Die allgemeinere Verbreitung, das Volksthümliche, sowie auch die Langlebigkeit gewisser Musik, beruht weit mehr auf dem Rhythmischen als dem Melodischen der betreffenden Musikstücke. Alle zu Volksliedern gewordenen und werdenden Melodieen sind von einfachem, für die Mehrzahl der Menschen leicht faßbarem Rhythmus. Früher waren es meist Tanzlieder, Wanderlieder, die zu Volksliedern wurden. Das in Ruhe zu singende Stimmungslied fängt als Liebeslied freilich schon bei den Griechen an und wurde im Mittelalter von den Troubadours besonders cultivirt, freilich auch wieder vorwiegend als Tanzlied (Ballade). Es hat aber in unserem Jahrhundert mehr Boden in der Stadtbevölkerung, als sentimentaler Gassenhauer; ob es im Niederland noch blüht, darüber habe ich keine Erfahrung; im Gebirge wird es durch das Jodeln ersetzt; die Liebeslieder sind da vorwiegend Gesellschafts- und Tanzlieder. Der Rhythmus einer Melodie muß nicht nur kurz und einfach sein, sondern sich auch in gleicher Weise oft wiederholen, wenn sie zum Volkslied werden soll. Die bei unseren Gebirgsbewohnern noch immer neu entstehenden, meist improvisirten „Vierzeiligen" sind die letzten Reste der früher so sehr verbreiteten Tanzlieder. Die Körper- wie die Gedankenbewegungen waren im Mittelalter, wie mir nach allen historischen Ueberlieferungen scheint, selbst beim Ausdruck des Vergnügens weit langsamer als jetzt. Die Menuetten, Sarabanden und Gavotten, welche zum Tanz, auch wohl von den Tanzenden selbst gesungen wurden, machen uns jetzt einen fremdartigen, ernsten, oft melancholischen Eindruck, gleich geistlichen Liedern. Etwas davon steckt noch in den Tänzen unserer Gebirgsbevölkerung; dieselben sind vorwiegend langsam, gravitätisch. Die Tanzenden legen ihre Hände einander auf die Schultern oder an den Leib und bleiben stets in einer gewissen Entfernung von einander. Daneben haben sich auch Tänze mit schnellerer Bewegung („Schleunige") eingebürgert, wobei mehr gehüpft als geschleift wird. Dazu wird rhythmisch theils von den Tanzenden, theils von den Zuschauern in die Hände geklatscht, oder mit den Füßen gestampft, auf die Kniee, die Waden, die „Schuhblatteln" (Schuhsohlen) geschlagen. Die Melodie spielt dabei gar keine Rolle; nur die Tonhöhe, in welcher die zuweilen begleitende möglichst schrill erklingende Clarinette, gleichsam mitjuchzend und mittanzend, ihre Theilnahme äußert, steigert die gesammte Lustigkeit, bei welcher über allem Schreien, Klatschen und Klappern von der Melodie nichts mehr gehört wird. Der Gesammteindruck bleibt derselbe, wie ich ihn bei der Tarantella in Capri hatte: Rhythmus allein kann schon als Musik erscheinen[1]).

---

[1]) Es ist sehr interessant, dem Zusammenhange unserer Gebirgstänze und Tanzlieder mit denjenigen des Mittelalters nachzuspüren, die ihrerseits wiederum einen unverkennbaren Zusammenhang mit griechischer Musik, Tanzmimik und Recitation haben. Man unterschied: Umgänge und getretene Tänze (langsam feierlich), dann Ringeltänze (bei den Griechen um den Altar herum, später um ein Grab, ein verlobtes Paar, eine Chorgruppe); zu diesen Arten von Tänzen trat auch das Wort (als gesprochene oder gesungene Poesie) hinzu; endlich Springtänze (Satirtänze, Hopser, Schleunige) mit instrumentaler Begleitung (bei den Griechen Flöte, unserem Clarinett entsprechend, Hirten- oder Satirflöte, gleich unserer Papagenoflöte). Die sogenannten „deutschen Tänze" in den Tanz- und Zunftstuben der Städte bestanden zuerst in einem langsamen,

Auch für die Langlebigkeit der Composition ist die Rhythmik weitaus entscheidender als die Melodik, weil erstere das Elementare, unmittelbar mit gewissen Eigenschaften unseres Körpers Verbundene ist, während letztere immer von Convention, d. h. von Gewohnheit, Mode, Zeitverhältnissen abhängt, wie später näher erörtert werden soll. Wer hierüber im Zweifel ist, schlage einen Band Händel, Marcello, Bach, Scarlatti auf. Die scharf ausgeprägte Energie und die colossal reiche Erfindung der Rhythmen ist es vorwiegend, welche diese Meister, deren Melodik uns theilweise schon etwas fremd geworden, und deren Harmonik uns bei oberflächlichem Hören monoton, zuweilen sogar häßlich, bizarr erscheint, so lange am Leben erhält, und durch welche sie uns zuweilen noch lebhaft zu interessiren vermögen. Neben ihnen und nach ihnen lebten viele große Meister, welche den Genannten nahe kamen. Doch viel Neues und zumal Gewaltigeres konnten sie in der Rhythmik kaum erfinden. Es ist damit, wie mit der Zeichnung in der Malerei und der Raumgestaltung in der Architektur; beide scheinen seit den großen Meistern der Renaissance fast erschöpft. So sehr auch bei den Volksliedern, welche sich lange erhalten, Text und Melodie mit in Frage kommen, — ohne einen sehr deutlich decidirten Rhythmus lebt kein Volkslied besonders lange (Tanzlied). — R. Wagner verdankt seine musikalischen Erfolge, seine wenn auch nicht sehr weit reichende musikalische Popularität, zum größten Theil seiner hohen Begabung für die Erfindung rhythmisch schön gestalteter Motive. Daß Meyerbeer's vier große Opern sich immer noch auf dem Repertoir halten, liegt meines Erachtens nach hauptsächlich in der großen (gewiß sehr bewußten) Sorgfalt, welche er der rhythmischen Gestaltung seiner Musik widmete. Die rhythmisch zu gleichartigen Melodien der eine Zeit lang so populären Italiener (Bellini, Donizetti ꝛc.) sind rasch veraltet, nur die an Rhythmik interessanteste Oper Rossini's „Der Barbier von Sevilla" hat sich noch ihre ursprüngliche Frische bewahrt.

Sobald uns früher oder später die Empfindung für Rhythmus zu einer angenehmen Wahrnehmung und Vorstellung geworden ist, Mitbewegungen und Mitempfindungen der verschiedensten Art angeregt hat, und sobald diese angenehme Wahrnehmung dem Gedächtniß einverleibt ist, beginnen wir diese inneren Vorstellungen zu combiniren, mit ihnen zu „spielen"; dies Spiel unserer Phantasie wird uns nach und nach immer interessanter, es wird zum „Lustgefühl", zum Vergnügen, es wird damit ein „ästhetisches" Moment unseres Lebens.

---

getretenen „Vortanz" (4/4), dann in einem lebhaften „Nachtanz" (Springtanz in 3/4); ähnlich wurde auch die „Allemande" als Hoftanz behandelt. Der später als deutscher Landtanz oder Volkstanz bezeichnete „Ländler" (aus welchem der städtische „Walzer" hervorging), war ein Schleifer (in 3/4 Tact), wie er jetzt noch auf dem Lande mit den ernstesten Mienen getanzt wird. Gesellt sich ihm das Wort hinzu, das „Schnadern" (Schnattern), dann wird er zum „Schnadahüpferl", zum munteren Tanz, mit vielem Juchzen und Springen der Männer verbunden (Hopser), doch nur der Männer — während die Frauen, entweder in der Mitte eine Gruppe oder durch Anfassen einen „Ringel" bilden und höchstens lächeln, nie aber mitlachen oder mithopsen dürfen.

Ich will gleich ein für allemal bemerken, daß ich das Wort „Spielen" hier nicht im Sinne von „Spielerei oder Tändelei" fasse, sondern damit das Hin- und Herwogen und Sichverbinden (Associiren) aller in unserem Gedächtniß angehäuften Empfindungen, Vorstellungen, Gedanken unter einander bezeichne. Ich finde eben kein passenderes Wort dafür; eigentlich müßte man sagen: es spielt in uns, oder auf gut Wienerisch „es spielt sich in uns"; doch ist uns die Ausschaltung des „Ich" dabei nicht geläufig; die meisten Menschen halten noch etwas auf ihr wollendes und handelndes „Ich". — Lassen wir es also bei dem „Spielen" als einem theils unbewußten, theils bewußten activen Vorgange in uns. Philosophen und Dichter spielen mit Sprachvorstellungen (Wortgedanken), der Mathematiker spielt mit Zahlen oder geometrischen Formen, der Maler mit Gesichtsvorstellungen (Formen und Farben), der Tonkünstler mit rhythmisch gegliederten Tonvorstellungen, der Koch mit Geruchs- und Geschmacksvorstellungen u. s. w. — Alles ist Spiel mit den aus unseren Sinnesempfindungen hervorgegangenen Wahrnehmungen und Vorstellungen. Warum nun ein Individuum vorwiegend mit diesen, ein anderes mit jenen Vorstellungen spielt, und warum bei dem Einen diese, bei einem Anderen jene Vorstellungen im Gedächtniß haften bleiben, hängt in erster Linie von seiner körperlichen Organisation ab; und da er doch immer ein von seinen Eltern abgelöstes Stück Materie ist, von seinen angeerbten Charaktereigenschaften. In jedem Menschen fixiren sich vorwiegend diejenigen Sinneswahrnehmungen, erst unbewußte, dann bewußte, für welche die größte Aufnahmslust und -Fähigkeit angeboren ist. Zu welchen Resultaten und Handlungen das Vorstellungsspiel des wachsenden Menschen führt, ist freilich vorwiegend durch seine Anlagen und seinen Charakter, dann aber besonders durch den Kreis von Menschen bedingt, in welchen er zu einer bestimmten Zeit hineingeboren und in welchem er erzogen wurde. Dadurch wird ihm ein Stempel aufgedrückt, durch welchen er kenntlich ist, solange wir noch Spuren seines Denkens und Handelns in uns überkommenen Werken haben. An den bedeutendsten derselben bewundern wir die Schärfe und Klarheit der Prägung dieses Stempels. Ihre Schöpfer werden in der Geschichte zu hervorragenden Typen ihrer Zeit, zu Heroen, durch welche uns wiederum das Verständniß für jene Zeit erschlossen wird.

Daß Jemand eine besondere Freude an dem Spiel seiner rhythmischen Vorstellungen findet, und diese in sich möglichst ausbildet, ist gewiß eine angeborene Anlage, die man schon als eine „musikalische" bezeichnen kann. Von den einfachen zwei- und dreitheiligen Rhythmen kommt man zu Untertheilungen, zur Doublirung und Triplirung, dann zum Abwechseln der einzelnen Rhythmen, zur Verkürzung und Verlängerung, zum Aufbau mehrerer über und unter einander gelegten Gruppen von Rhythmen, zu einem regelmäßig angeordneten, rhythmisch gegliederten größeren Ganzen. Dem in gleichzeitiger Wahrnehmung verschiedener tönender Rhythmen Ungeübten wird ein complicirter Bau der Art keine Freude machen, weil er ihn nicht übersieht, respective ihn nicht aus einander und doch zusammen hört[1]), während der Geübte, den alle ein-

[1]) Den Ausdruck „überhören" gleich „überblicken" dürfen wir leider nicht gebrauchen, da er durch den Sprachgebrauch eine ganz andere Bedeutung erhalten hat.

facheren Formen nicht mehr interessiren und erfreuen, Vergnügen an jeder ihm neuen, complicirten Form findet, wie an einem Räthsel, dessen Lösung ihn ganz abgesehen von dem Werthe seines Inhalts, eben nur durch die Lösungsarbeit aufs Intensivste beschäftigt.

Hierzu sind nun drei theils angeborene, theils anerzogene Eigenschaften des Geistes und Charakters besonders nothwendig, auf deren Bedeutung für unsere geistige Ausbildung überhaupt wir noch oft zurückkommen werden.

1. Gedächtniß (hier also für die rhythmischen Formen). Wer dies nicht hat, oder nicht zu erwerben im Stande ist, wer in der fortlaufenden Bewegung eines Tonstückes die da und dort auftretenden und sich wiederholenden einzelnen rhythmischen Gliederungen nicht wieder zu erkennen vermag, beim Ende des musikalischen Satzes den Anfang schon vergessen hat, kann nie eine Freude an complicirteren rhythmischen Combinationen haben. —

2. Freude am Wechsel der Vorstellungen. Diese ist dem Menschen ganz besonders eigenthümlich; sie kommt in der Schöpfungswelt sonst nur bei hochentwickelten, dem Menschen nahe stehenden, und mit ihm verkehrenden Thieren vor, und fehlt nur bei äußerst trägen, indolenten Menschen.

3. Freude an der Vermehrung der Vorstellungen und des Gedächtnißinhaltes, Freude an der Ueberwindung von Schwierigkeiten.

Neugierde hängt mit den beiden letzten Charaktereigenschaften innig zusammen; sie ist angeboren; kann durch Erziehung zu Wißbegierde und Ehrgeiz entwickelt werden, und bildet eins der mächtigsten Mittel für die Culturentwicklung. Ein Mensch, der absolut keine Neugierde, keine Wißbegierde, keine Freude an der Vermehrung seiner Kenntnisse und seiner Leistungen hat — mögen ihm dieselben an und für sich, oder ihrer praktischen Verwerthung wegen besitzenswerth erscheinen — ist überhaupt nicht bildungsfähig, oder hört auf, es zu sein, wenn ihm die erwähnten Eigenschaften verloren gehen. —

Welche große Bedeutung Neuheit und Wechsel des Rhythmus für uns moderne musikalische Menschen im Lauf der Zeiten bekommen hat, davon überzeugt man sich am besten bei längeren Tonstücken, und bei rascher Aufeinanderfolge von Tonstücken, wie sie in der Kammermusik üblich ist, noch mehr bei der Oper. Erscheint uns solche Musik langweilig, und versuchen wir, uns die Ursache einer solchen Langenweile klar zu machen, so werden wir sehr oft finden, daß es eine uns schon allzu bekannte und nicht genug wechselnde Rhythmik ist, die es zu keinem rechten Interesse an dem neuen Stück kommen läßt. Ein Uebermaß im Wechsel der Rhythmen, ein Uebermaß in dem gleichzeitigen Auftreten verschiedener Rhythmen beunruhigt uns wiederum und läßt uns nicht zu rechter Freude kommen. Wir pflegen dann zu sagen: „Ich verstehe diese Musik nicht". Wir geben es dann auf, zuzuhören; der stete Wechsel wirkt wie Monotonie auf uns[1]). Die Grenzen zwischen dem angenehmen Maß und dem unangenehmen Uebermaß des Wechsels sind in jeder Zeitepoche und innerhalb dieser in jedem Individuum verschiedene. Sie sind abhängig von dem,

[1]) „Bunt aneinander Gereihtes ergötzt zwar, doch es ermüdet." Platen.

was wir in unserer Jugend als Fertiges aufgenommen, und was wir durch weiteres Interesse und Uebung erworben haben. Interessirt uns ein complicirtes Musikstück aus irgend einem Grunde, ohne daß wir es gleich in dem oben genannten Sinne „verstehen", und treibt es uns dann, es genauer zu studiren, die Rhythmen zu zergliedern, ihren Zusammenhang zu erfassen, so gewinnen wir oft noch große Freude an einer Musik, die wir Anfangs nicht „verstanden". Zuweilen finden wir das Verständniß nicht selbst, sondern es muß uns von Anderen erschlossen werden. —

Wer über die elementare Bedeutung der Rhythmen und der Takteintheilung für das, was wir heutzutage „Musik" nennen, noch im Unklaren sein sollte, möge sich vergegenwärtigen, daß das reizvolle Zusammenwirken mehrerer Stimmen oder mehrerer Instrumente mit einander ohne Rhythmus und Takteintheilung überhaupt undenkbar ist.

Weit mehr Interesse als der Untersuchung über die eigentlichen Quellen des Rhythmus in der Organisation des menschlichen Körpers hat man der Wirkung zugewandt, welche verschiedene Rhythmen auf die Hervorrufung gewisser Empfindungen und Vorstellungen ausüben. Dieser Vorgang erfolgt in verschiedener Weise. Es kann ein gehörter Rhythmus oder eine gesehene rhythmische Bewegung uns direct zu Mitbewegungen anregen: wir fangen z. B. an, bei dem Hören von Musik mit der Hand den Takt zu schlagen, oder wir fühlen uns veranlaßt, eine rhythmische Bewegung, die Andere machen, mitzumachen. Die gleichen Erregungsquellen können aber auch durch Association Vorstellungen wachrufen, welche früher einmal durch oder mit dem wahrgenommenen Rhythmus in uns deponirt wurden, z. B. die Erinnerung an einen fröhlichen Tanz oder ein Begräbniß bei dem Hören einer Tanz- oder Begräbnißmusik. Ja, es können diese Erinnerungsbilder durch weitere Association uns sogar Vorstellungen von bestimmten Personen ins Gedächtniß rufen, die wir bei dem Tanz oder bei dem Begräbniß sahen; oder wir sehen mit einmal eine bestimmte Landschaft oder einen Raum, ein Zimmer, eine Kirche mit allem Detail vor unserem Geist erscheinen, und werden von den gleichen Empfindungen ergriffen, welche uns erfüllten, als wir ähnliche Musik mit gleichem Rhythmus zuerst wahrnahmen u. s. w.

Der Rhythmus kann aber auch einen fördernden oder hemmenden Einfluß auf den psychischen Bewegungszustand (Stimmung) ausüben, in welchem wir uns momentan befinden. —

Ein munterer sich leicht bewegender Rhythmus kann uns, wenn wir heiter gestimmt sind, sehr willkommen sein, indem er unsere Heiterkeit steigert, vielleicht bis zur Ausgelassenheit. Ein langsam dahinströmender Rhythmus kann uns in solcher Stimmung vielleicht unmittelbar unsympathisch berühren, kann uns aber auch aus einem Zustande höchster Aufregung allmälig herausführen, uns sänftigen und ruhig zufrieden stimmen. Hier dürfen wir wohl die Frage nicht umgehen, ob die rhythmische Bewegung als solche etwas auszudrücken (mitzutheilen) vermag, da dies wesentlich mit der Frage zusammenhängt, ob die Musik (ohne Worte) etwas auszudrücken im Stande ist. Dies ist zweifellos bis zu einem gewissen Grade möglich. Ueber die Be-

deutung und hohe Entwicklungsfähigkeit der Körperbewegungen zu einer Gebärdensprache bei Thier und Mensch überhaupt brauche ich ja keine Worte zu verlieren. Es handelt sich hier nur darum, ob speciell durch Art und Folge, durch Schnelligkeit oder Langsamkeit rhythmischer Bewegungen seelische Bewegungen gewissermaßen nachgeahmt, also ausgedrückt werden können. Auch daran ist keinen Moment zu zweifeln. Ein gravitätischer Gang, ein behagliches Dahinschlendern, ein Laufen, ein Springen, ein rhythmisches Klatschen mit den Händen und ähnliche rhythmische Bewegungen können sehr wohl absichtslos als Mitbewegungen von langsamen, schnellen ꝛc. psychischen Bewegungen und in diesem Sinne als Ausdruck derselben auftreten, vielleicht sogar den seelischen Vorgang wider Absicht des sich Bewegenden verrathen; ja, wenn dies in einer bestimmten uns bekannten Situation des Beobachteten vorkommt, uns selbst über den Ausgang eines Ereignisses in Kenntniß setzen. Noch viel ausgedehnter kann eine rhythmische Gebärdensprache verwendet werden, wenn die Bedeutung der verschiedenen rhythmischen Gebärden vorher durch Convention festgesetzt wird. Dadurch kann eine solche rhythmische Gebärdensprache gewiß einen hohen Grad der Ausdrucksfähigkeit erreichen. — Ohne eine solche Convention wird sie stets ein beschränktes Ausdrucksmittel für den Menschen bleiben.

Wir sind mit diesen Betrachtungen schon aus dem Gebiet des Physiologischen herausgetreten, in welchem wir nur einige wenige, wenn auch wichtige Beziehungen zum Rhythmus vorfanden.

Dadurch, daß das aufmerksame Verfolgen von rhythmischen Gehörs- und Gesichtswahrnehmungen und die rhythmische Bewegung des eigenen Körpers den meisten Menschen mehr oder weniger Vergnügen bereitet, wird der Rhythmus zu einem wichtigen ästhetischen, zumal musikalischen Element. Wir können ihn mit drei Sinnen zugleich wahrnehmen: wir können ihn hören, sehen und in unseren Muskeln fühlen. Erfolgt die Einwirkung von allen drei Sinnen her zugleich, so ist der größte Theil unseres Nervensystems davon in Anspruch genommen; daher die mächtige Wirkung auf unseren ganzen Organismus[1]).

Es erübrigt noch, von dem sogenannten ruhenden Rhythmus zu sprechen. Als solcher erscheint uns die Symmetrie, diese Gliederung des Raumes, wie der bewegte Rhythmus Gliederung der Zeit ist. Die Vorstellung der „Symmetrie" hängt wesentlich mit der Empfindung und Vorstellung von „Gleichgewicht" zusammen. Wir besitzen (auch viele Thiere) ein durch die interessanten Arbeiten von Goltz und Breuer uns näher bekannt gewordenes „Gleichgewichtsorgan" in den halbcirkelförmigen Canälen des inneren Ohres; sie sind der Sitz des spezifischen Gleichgewichtsgefühls, durch welches wir stets in Kenntniß über die Gleichgewichtslage unseres Körpers, zumal unseres Kopfes erhalten werden. Wir sind uns aber des Besitzes dieses eigen-

[1]) Auch diese Beziehung des Rhythmus zu mehreren Sinnen zugleich ist schon von Aristides angeführt (Westphal, Griechische Rhythmik, S. 47).

thümlichen Sinnes so wenig bewußt, daß es mindestens sehr zweifelhaft ist, ob wir denselben praktisch für andere Wahrnehmungen, z. B. des Gesichts- und Gehörssinnes wirklich verwerthen. Sollte dies der Fall sein, so würde es ganz unbewußt geschehen. Zum Theil beruht die Vorstellung der Symmetrie und des Gleichgewichts auf instinctiver Anlage. Ein Storch wird sein breites Nest auf einem Strohdach oder einem hohen Baum immer so bauen, daß es von unten her nach allen Seiten genügende Unterstützung hat, um zu verhindern, daß die Störchin eventuell mit ihrer unruhigen jungen Familie Gefahr läuft, sammt dem Neste herunterzustürzen. Dasselbe gilt von dem Bau vieler Vogelnester, deren symmetrische Abrundung oder Röhrenbildung immer aufs Neue unsere Bewunderung erweckt. Auch ein Theil der Biberbehausungen ist von regelmäßiger, außen gewölbartiger, bienenkorbähnlicher Construction. Und was sollen wir erst von den Nestern der Wespen- und Bienencolonien, und gar von manchen Spinngeweben sagen, welche an Regelmäßigkeit den künstlerischen Schöpfungen der geschicktesten Weber Concurrenz machen. Der Mensch besitzt einen solchen Instinct nicht; er kommt durch Gesichtsbeobachtung und durch Erfahrung zu den Vorstellungen von Symmetrie und zur Vorahnung statischer Gesetze. In Berg- und Hügelformen bietet sich wenig in dieser Beziehung für ihn Brauchbares. Die Bergformen sind meist unregelmäßig. Mehr Symmetrie bieten die Formen des Pflanzenreiches, insbesondere Tannen und andere Coniferen; auch große Buchen zeigen häufig einen symmetrischen Bau: einen geraden Stamm in der Mitte, von welchem sich nach allen Richtungen hin gleich lange Aeste ausbreiten. Der Bau der Thiere, welche theils als Objecte der Jagd, theils als gezähmte, als Hausthiere die Aufmerksamkeit des Menschen fesseln, prägt sich ihm vor Allem ein und führt ihn unter Anderem auch zu dem Begriff von symmetrischem Bau. Wie der Vierfüßler, sei es von der Seite, sei es von vorn gesehen, dasteht, wie er sich langsam oder schnell rhythmisch bewegt, immer im Gleichgewicht bleibend; — die gleiche Länge der Beine, im Gesicht die beiden gleichstehenden Augen, die beiden gleichstehenden Ohren am Kopf; — dann die Beobachtung der anderen Menschen, die gleichlangen Arme, die gleichen Hände, — dann das Fallen bei gewissen Stellungen u. s. w.: das Alles muß im Urmenschen, und zum Theil auch bei höher entwickelten Thieren die Vorstellung des Gleichgewichts und der Symmetrie zur Entwicklung bringen. Dann gar, wenn der Mensch anfängt, sich Behausungen zu bauen, zuerst auf Bäumen, dann in die Erde, endlich auf dem Boden oder ins Wasser hinein (Pfahlbauten). Es muß sich die Erfahrung herausbilden, daß zwei schräg an einander gelegte Baumstämme stehen bleiben, ohne umzufallen, ferner, daß zwei Balken mit unten fußartig anhaftenden Stücken, oder in die Erde getrieben, gleich zwei Beinen eines von vorne gesehenen Thieres stehen bleiben, und daß ihr Stand ein noch sicherer wird, wenn ein Querbalken darüber fixirt ist. So kommt der Mensch durch Probiren und Erfahrung zur Empfindung von statischen Gesetzen. Die symmetrisch runden Formen werden ihm durch den Anblick des Mondes, dann des menschlichen Schädels geläufig. So denke ich mir, ist der Begriff des Symmetrischen, des ruhenden Rhythmus, im Menschen entstanden. Wie sich derselbe bei der

Ausbildung der Künste verfeinert, davon mehr im letzten Satz dieser Suite. Wir werden dort auch weiter darauf kommen, welche Bedeutung die, wenn auch relativ freie symmetrische Ordnung für die musikalischen Kunstformen hat.

II.

Ueber die Beziehungen von Tonhöhe, Tonklang und Tonstärke zu unserem Organismus.

Die peripherischen und centralen Endorgane unserer Nerven bestimmen die Modalität unserer Sinnesempfindungen. Subjective Sinneswahrnehmungen, Sinneserregungen durch Vorstellungen. Hallucinationen.

Der Hörapparat des Menschen. Das Corti'sche Organ. Seine möglichen individuellen Verschiedenheiten. Mögliche Verkümmerung durch Krankheitsprocesse. Seine Beziehungen zu anderen individuellen Eigenschaften des Nervensystems. Hypothesen über die Art seiner physiologischen Wirkung. Obertöne. Klangfarbe. Tonstärke. Dämpfungsvorrichtungen.

Ueberspringen von Tonempfindungen auf andere Nerven. Beziehungen zwischen Gehörs- und Vibrationsempfindungen. Rein physiologische Mitempfindungen. Reflectorisch hervorgerufene Bewegungen. Tonwirkungen auf Hunde.

Alle Sinneserregungen werden durch eigenartig geformte, kleinste, nervöse, periphere Endorgane je in einer besonderen Weise aufgenommen, dem Gehirn durch verschiedene Nerven zugeleitet und im Gehirn durch besondere Gruppen von Zellen (Ganglienzellen) als von einander verschieden empfunden und unterschieden: centrale Endorgane. — Die Druck- und Temperaturempfindungen werden als solche durch die Tastkörperchen und vielleicht noch durch andere Nervenendigungen in allen Theilen des Körpers — die Geschmacks- und Geruchsempfindungen durch wiederum eigenartig geformte Gebilde in der Zungen- und Nasenschleimhaut — die Licht- und Farbenempfindungen durch die Stäbchen und Zapfen der Netzhaut des Auges zum Gehirn geleitet. So werden dem Gehirn die Schwingungen der Luft, wie sie immer entstanden sein mögen, durch einen besonderen nervösen Endapparat, welcher tief im schneckenartig geformten Theil des Labyrinthes (so nennt man den innersten Theil des Gehörorgans) verborgen und geschützt liegt, in specifischer Form zugeleitet und je nach ihrer physikalischen Beschaffenheit als Geräusche oder als Töne von anderen Empfindungen unterschieden, bewußt wahrgenommen.

Alle diese Endorgane der Sinnesnerven (periphere und centrale) können aber auch durch stärkeren oder schwächeren Druck erregt werden; ein solcher Druck kann z. B. durch eine stärkere Füllung der feinsten Blutröhrchen ausgeübt werden. Ferner können die Endorgane erregt werden durch Beimischungen mancher Gifte zum Blut; z. B. kann Ohrensausen durch Chinin, allerlei beunruhigende Thier- und Menschenerscheinungen können durch Chloroform, Alkohol und Anderes, Jucken und Brennen in der Haut durch Genuß gewisser Speisen hervorgerufen werden. Auf diese Weise entstehen die sogenannten subjectiven Sinneswahrnehmungen; es sind Resultate wirklich vorhandener Erregungen der nervösen Endorgane, welche wir nach außen verlegen, weil wir gewöhnt sind, dergleichen Erregungen vornehmlich von außen her zu empfangen: Sinneshallucinationen. Die ins Gedächtniß aufgenommenen und dort aufgespeicherten Sinneswahrnehmungen treiben aber auch ohne objective

von außen oder innen kommende Erregungen der nervösen Endorgane ihr Spiel in uns. Es entstehen dann ohne physikalisch nachweisbare Ursache Sinnesvorstellungen, die eine solche Lebhaftigkeit erreichen können, daß wir wirklich zu sehen, zu hören, zu riechen, zu schmecken, zu fühlen glauben. Diese Phantasmen können solchen Eindruck auf uns machen, daß sie uns mächtig ergreifen, uns weinen, lachen, springen, tanzen machen, unser ganzes Nervensystem, Körper und Seele fast ebenso, ja manchmal noch heftiger ergreifen und erschüttern als Vorstellungen, welche durch objective Wahrnehmungen erzeugt wurden.

Die Ausdrücke „empfinden", „wahrnehmen", dann „Vorstellung", „Phantasma", „Hallucination" werden von verschiedenen Schriftstellern so verschieden gebraucht, daß es mir zweckmäßig erscheint, dem Leser zu sagen, wie ich sie verwende. Ein Sinneseindruck kann empfunden werden, ohne daß er zum Bewußtsein kommt. Wenn man einen enthaupteten Frosch an einem Bein mit einer Pincette kneipt, so zuckt das Bein (reflectorische Bewegung); wir nehmen deshalb an, daß der Froschrumpf „empfindet", sprechen ihm aber das Bewußtsein ab, da er kein Gehirn hat, welches man als Sitz des Bewußtseins annimmt. „Wahrnehmen" nennen wir eine „bewußte Empfindung", ein Ich „nimmt" die Empfindung als „wahr" an. Das „Wahrnehmen" ist zugleich mit einer Vorstellung verbunden „ist ein psychischer" (seelischer) Vorgang; wir „stellen" das wahrgenommene Bild „vor uns", außer uns. (Die Seele ein Spiegel der Welt. Leibniz.) Diese Vorstellungen werden in unserer Seele fixirt, verbleiben in unserem Gedächtniß; wenn wir ihrer „gedenken" (absichtlich oder unabsichtlich), so werden sie zu „inneren Vorstellungen" von mehr oder weniger Deutlichkeit. Sind sie so deutlich, daß wir sie nachbilden (copiren) können, so nennt man sie wohl „Phantasmen". Die Partitur, welche der Componist niederschreibt, das Bild, welches der Maler componirt, ist die Copie eines Phantasma: der Künstler phantasirt mit seinen Gedächtnißbildern (Töne, Toncombination, Linien, Farben, Bilder); er weiß, daß seine Phantasmen nicht real sind; er will sie aber in die Außenwelt versetzen, damit sie ihm und Anderen zu objectiven Wahrnehmungen werden. Die innere (subjective) Vorstellung kann so lebhaft werden, daß sie den Eindruck einer äußeren (objectiven) macht: „Hallucination"; der Hallucinirende weiß nicht, daß seine deutliche Vorstellung nur eine innere ist, er hält sie für eine äußerliche, eine reelle. Dieser Vorgang ist in vielen Fällen ein pathologischer. Der Geisteskranke sieht und hört wirklich Menschen, die ihn anreden, und mit denen er spricht. Hamlet sieht den Geist seines Vaters wirklich. Auch der mit Alkohol acut Vergiftete (der Betrunkene) hat Hallucinationen. Ebenso werden die Traumbilder als Wirklichkeit genommen, sind daher als Hallucinationen zu bezeichnen. Bei der „Illusion" wird immer an eine Vorstellung (äußere oder innere) angeknüpft; sie kann bei klarem Bewußtsein auftreten. Wenn Jemand, der nie im Theater war, eine Walddecoration für einen wirklichen Wald hält, so ist das eine Illusion; ebenso, wenn Jemand von seiner Composition, etwa einer Oper, sich die innere Vorstellung bildet, daß sie sehr gefallen müßte, und dann durchfällt, so war seine Vorstellung eine „Illusion". Man kann „Illusion" meist mit „Täuschung", „falsche Vorstellung" übersetzen. Man sieht leicht, daß alle diese Vorgänge langsam eine aufsteigende Straße wandeln, an welcher man einzelne Stationen mit Namen bezeichnet hat, die vom reisenden Publicum acceptirt wurden und zur Mittheilung dienen, wo und wie weit man war. Es gibt zwischen den Stationen auch noch manche benannte Haltestelle. So acceptiren wir z. B. mit Leibniz-Wundt „Perception" und „Apperception", und sind bei letzterer schon um ein Stück über das bloße „Wahrnehmen" hinaus. Man nimmt nämlich mit den Sinnen, zumal mit dem Auge, oft Vielerlei zugleich wahr (percipirt); wendet man einer oder mehreren dieser Wahrnehmungen die specielle Aufmerksamkeit zu (stellt sie in den inneren Blickpunkt), so nennt man diesen Vorgang „appercipiren". Wie viele Gegenstände oder Vorgänge kann man zugleich appercipiren? Kann man Gesichts-, Gehörseindrücke, vielleicht auch noch Gefühlseindrücke zugleich appercipiren? Gibt es da Naturgesetze, oder ist es Sache der Individualität und individueller Uebung? Ich selbst kann darin nicht viel leisten, wie ich bei Melodram, Lied und Oper (Abschnitt V) berichten werde. Kann man die Vorstellung der Fortbewegung zweier Punkte in gekreuzter Linie zugleich appercipiren? Werden

in dem bewegten Phantasma eines polyphonen Musikstücks alle Stimmen und alle dadurch entstehenden Harmonien zugleich erfunden und appercipirt, oder entsteht erst eine und dann die andere Stimme? Können wir beim Anhören von polyphonen Musikstücken wirklich allen Stimmen zugleich denselben Grad von Aufmerksamkeit zuwenden? Ich kann es nicht, halte es aber nicht für unmöglich, daß es Andere können, zumal wenn sie sich bei hoher musikalischer Begabung darauf einüben.

Beschäftigen wir uns nun etwas näher mit dem Endorgan des Gehörnerven (nach seinem Entdecker Corti'sches Organ benannt), so finden wir, daß die letzten Ausbreitungen desselben beim Menschen und anderen hoch organisirten Thieren sich an einem feinen, in der Schnecke (einem schneckenartig gewundenen Canal) liegenden Häutchen (Basilarmembran) verlieren, welches feinste, saitenartig neben einander straff gespannte, kürzere und längere, gleich den Saiten eines Claviers gelagerte Fasern enthält. Jede dieser Fasern oder Saiten kann immer nur in Schwingungen von einer bestimmten Dauer gerathen, mag der erregende Anstoß noch so stark oder noch so schwach sein. Man öffne einen Flügel und singe nach Aufhebung des Pedals einen Ton kräftig gegen die Saiten; die Saite, welche auf diesen Ton gestimmt ist, wird vornehmlich laut und deutlich erklingen, d. h. in Mitschwingung gerathen; das ist ein längst bekanntes physikalisches Phänomen. Wir vermuthen nun, daß nach dem gleichen physikalischen Gesetze alle tönenden Luftschwingungen eine Anzahl der erwähnten saitenartig gespannten Fasern der Schneckenmembran, nämlich diejenigen, welche auf diesen Ton gewissermaßen eingestimmt sind, in Mitschwingung versetzen. Da nun die Zahl dieser Saiten im Ohr natürlich eine beschränkte, wenn auch sehr große ist, so ist auch die Zahl der Töne, die der Mensch mit seinem Ohr wahrzunehmen vermag, eine begrenzte; sie umfaßt etwa sieben Octaven. Thiere, welche kein, wenn auch noch so unvollkommenes Corti'sches Organ haben, sondern welchen nur eine mit Flüssigkeit und einigen kleinsten Steinchen (Otolithen) versehene Blase als Gehörorgan dient, vermögen wahrscheinlich überhaupt keine eigentlichen „Töne", d. h. Luftschwingungen von bestimmter Wellenlänge und regelmäßig periodischen Wellenbewegungen wahrzunehmen, sondern nur „Geräusche" zu empfinden. Ja, es ist zweifelhaft, ob man bei den allereinfachsten von uns als Hörorgane gedeuteten Bildungen überhaupt von einem „Hören" in unserem Sinne sprechen kann, ob da nicht vielmehr nur eine durch Luft- und Wasserwellen erzeugte Vibration wahrgenommen wird, welcher dem „Fühlen" näher steht als dem Hören. Wir kommen auf diesen Punkt noch zurück.

Diese Fasern (Saiten) der Schneckenmembran stehen nun weiter mit Zellen, und diese Zellen wieder mit den Nervenfasern des Hörnerven in Verbindung. Das Alles zusammen bildet das Endorgan des Hörnerven. Die Hörnervenfasern leiten dann die specifische Tonempfindung wiederum zu den specifischen centralen Hörzellgruppen, und von da zu den Zellenschichten, in welchen das einheitliche (Ich-) Bewußtsein liegt. Diese Seelenzellengruppen breiten sich als sogenannte Rindenschicht (Corticalschicht, von dem lateinischen Worte cortex, die Rinde) über die ganze Oberfläche des Hirns aus. Ja, das ist ein complicirtes, wunderbares Bauwerk; jedes Sinnesorgan ist in ähnlicher Weise construirt und gruppirt sich folgendermaßen: 1. Endorgan, welches nur durch eine bestimmte Art

von äußerer Einwirkung in Erregung versetzt wird, z. B. durch wellenförmige Luft- oder Wasserbewegungen = Ton — oder wellenförmige Aetherbewegungen = Licht, Farbe ꝛc.; 2. centrale (d. h. im Gehirn oder Rückenmark liegende) Nervenzellen, welche z. B. nur Ton oder Licht empfinden; 3. Nervenfasern, welche die Verbindung zwischen 1 und 2 herstellen; 4. seelische (psychische, Cortical-) Zellen, durch deren Erregung z. B. Ton und Licht erst zu unserem Bewußtsein kommen; 5. Nervenfasern, welche 2 und 4 verbinden. — Von Geburt an können schwach (unvollkommen) entwickelt oder durch Krankheit zerstört sein: 1. 2. 4. — Ebenso die Leitungsbahnen 3 und 5. — Aus jeder dieser Störungen kann Schwerhörigkeit hervorgehen, wobei die Zuleitungswege des Schalles im äußeren und Mittelohr noch gar nicht berücksichtigt sind.

Die individuellen Unterschiede in der Beschaffenheit des Corti'schen Organs sind vielleicht nicht sehr groß, doch wohl mindestens ebenso mannigfaltig wie bei der Netzhaut. Es hat wenig Wahrscheinlichkeit, daß von dem genannten Organ oben und unten oder in der Mitte ein Stück angeboren fehlt, wohl aber könnte dies durch ganz beschränkte Krankheitsprocesse veranlaßt werden.

Doch selbst bei der rigorosesten Vorsicht in der Verwendung von Analogieschlüssen wird wohl jeder Anatom und Physiolog zugeben, daß, wie bei allen übrigen Organen, so auch in einem normalen Corti'schen Organ die Dichtigkeit, Dicke, sowie der Wassergehalt der Schneckenmembran nicht nur bei verschiedenen Individuen, sondern selbst bei ein und demselben Individuum, sei es unter dem Einfluß des Lebensalters, sei es unter dem Einfluß von Blutgehalt und wechselndem Wohlbefinden innerhalb gewisser Breite verschieden sein kann. Dies muß natürlich einen Einfluß auf die Elasticität und Schwingungsfähigkeit der Membran, sowie auf das leichtere oder schwerere Ingangkommen ihrer Schwingungen ausüben; und wenn es sich dabei auch nur um minimale, für das Mikroskop nicht mehr wahrnehmbare Differenzen handelt, so können dieselben doch bei der unendlichen Zartheit und Complication des Organs zu bedeutenden Unterschieden in Betreff der Empfindlichkeit gegenüber dem raschen Wechsel der Tonklänge führen und auf die Freude an Musik einen wesentlichen Einfluß ausüben.

Weiterhin ist zu bedenken, daß auch das Uebergehen der Schwingungen der Ohrsaiten auf die entsprechenden Nervenfasern in Betreff seiner Geschwindigkeit manchen individuellen Differenzen unterliegen kann, ebenso die Schnelligkeit, mit welcher die Gehörsempfindung von den Nervenfasern zum Gehirn fortgeleitet wird.

Endlich ist auch noch ein psychologisches Moment von Wichtigkeit. Es muß nämlich die Tonempfindung dem Hörenden je in ihrer speciellen Form zum Bewußtsein kommen und sich zu einer besonderen Tonvorstellung gestalten. Hierbei kann angeboren schwere Erregbarkeit durch Uebung in früher Jugend zu etwas leichterer Erregbarkeit erzogen werden, wenn dadurch auch selten derjenige Grad von Auffassungsleichtigkeit erreicht wird, wie er bei vielen Menschen angeboren besteht. Bis ein psychisch unerzogener Bauer etwas ihm an und für sich nicht Unverständliches begreift, obgleich er ordentlich gehört hat, dauert oft sehr lange. Spricht man sehr rasch zu ihm, so versteht

Brandenburgische
Landes- u. Hochschulbibliothek
Potsdam

er gar nichts, weil er im Auffassen schnell gesprochener Worte nicht geübt ist. Ich bin überzeugt, daß wir eine schnell gespielte Scala auch nur durch lange Uebung so zu hören vermögen, daß wir jeden einzelnen Ton deutlich unterscheiden, und es dann noch lange währt, bis wir eine besondere Freude an solchen schnellen Tonbewegungen haben. Leute mit schwerer Nervenerregbarkeit erscheinen uns oft als dumm, Leute mit leichter Nervenerregbarkeit als klug. Hierin trügt der Schein häufig. Ob das Empfindungs- und Gedankenspiel langsam oder schnell vor sich geht, hat auf die Intensität des Empfindens und Denkens, auf das Erkennen des Wesentlichen und Beiseiteschieben des Unwesentlichen (Urtheil), auf die Hervorrufung mehrerer oder weniger Associationen (Phantasie), und auf das schließliche Resultat dieser Vorgänge: Vorstellung, Wille und Handlung keinen Einfluß. Nur sind uns Menschen, in welchen alle Bewegungen im Nervensystem sehr langsam vorgehen, im Verkehr sehr unbequem; sie machen uns ungeduldig.

Noch eins darf nicht unerwähnt bleiben. Es kann Jemand ein noch so fein ausgebildetes Corti'sches Organ, eine noch so leichte Nervenerregbarkeit besitzen, und doch keinen Vortheil davon haben, wenn nämlich die Wege, auf welchen der Schall zu dem Endorgan des Gehörnerven sich fortpflanzen muß, verlegt oder schwer passirbar sind. Denn wir wissen, daß die Schallwellen der Luft zunächst das Trommelfell treffen, durch welches sie vermöge der mit Gelenken unter einander verbundenen Gehörknöchelchen auf das Labyrinthwasser fortgesetzt werden; dies umspült das Corti'sche Organ, und erst seine Wellenbewegungen versetzen direct die erwähnte Basilarmembran in Schwingungen. Es kann ein Kind mit verwachsenem Gehörgang geboren werden; es können sich durch Krankheit Verdickungen am Trommelfell und im sogenannten Mittelohr bilden; letzteres ist die Ursache der häufig im Alter auch ohne Krankheit auftretenden Schwerhörigkeit. Treten solche Veränderungen im Mittelohr schon im frühen Kindesalter auf, so kommt der nervöse Apparat des Ohres kaum in volle Thätigkeit; er mag dann auch wohl einer Art von Inactivitätsatrophie unterliegen, d. h. einem Verkümmern und Schwinden in Folge von Nichtgebrauch[1]).

Auf alle Fälle ist ein gesundes Gehörorgan eine wesentliche Bedingung für die Entwicklung der Tonempfindungen, des Tonsinns, des Musiksinns, wenn ich auch später auseinandersetzen werde, daß das Wesen des Musiksinns im Gehirn liegt. Sehr früher Verlust des Gehörs muß den Musiksinn nach und nach wohl vollständig ertödten, denn die wenigen in der ersten Kindheit aufgenommenen Klänge werden wie alle nicht von Zeit zu Zeit wieder hervorgerufenen Erinnerungsbilder bald verblassen, endlich ganz verschwinden. Beim Erlöschen des Gehörs im späteren Lebensalter ist, wenn das Spiel mit den aufgenommenen Klängen einigermaßen lebhaft und intensiv war, die Menge der fest eingeprägten Erinnerungsbilder eine so große und das willkürliche Hervorrufen derselben ein so leicht und rasch vor sich gehen-

---

[1]) Es war mir sehr interessant, eine Bestätigung dieser meiner Vermuthung durch exacte Beobachtungen von Urbantschitsch in einer seiner neuesten hochwichtigen Arbeiten zu finden.

der Proceß, daß es der von außen angeregten Tonwahrnehmungen nicht bedarf, um eventuell neue Combinationen von Tonbildern (musikalischen Compositionen) zu gestalten. Ich bin überzeugt, daß Beethoven in seiner letzten Periode nicht wesentlich anders, wenn auch vielleicht Anderes componirt hätte, wenn es ihm vergönnt gewesen wäre, sein Gehör in voller Integrität bis zu seinem Lebensende zu behalten. Daß der (für mich wenigstens) so oft häßliche Klang mancher polyphonen Sätze aus seiner letzten Zeit, und eine gewisse nervöse Unruhe in manchen seiner letzten Compositionen direct durch seine Taubheit bedingt gewesen sein sollte, ist höchst unwahrscheinlich, weil er daneben doch auch wieder wunderbar schön klingende Melodien und Harmonien schuf. Die Ursache der genannten Erscheinung liegt vielmehr in seinem grübelnden, immer Ungewöhnliches suchenden Charakter und den sprungweisen Stimmungen, denen er unterlag und worauf seine Taubheit gewiß einen sehr wesentlichen Einfluß hatte. Man wird es doch auch nicht für wahrscheinlich halten, daß ein Dichter, der ein Menschenalter hindurch besonders klangschöne Verse gemacht hat oder gar eine besondere Freude am Klang und Rhythmus der Sprache hatte wie etwa Rückert, anders gedichtet hätte, wenn er später taub geworden wäre. R. Wagner's „Lohengrin" wurde in Deutschland aufgeführt, während der Dichtercomponist im Exil lebte; es ist mir nicht bekannt, daß er etwas an der oft so eigenartig schönen und interessanten Klangwirkung seiner sehr complicirten Partitur geändert hätte, nachdem er später seine Oper zum ersten Male hörte. Meyerbeer änderte freilich viel nach den ersten Proben; doch diese Aenderungen bezogen sich fast ausschließlich auf die theatralischen Wirkungen und waren meist Kürzungen. Wagner hätte meiner Empfindung nach gut gethan, sein Beispiel nachzuahmen; haben doch auch Goethe und Schiller nach den Proben, selbst nach den ersten Aufführungen, häufig genug zu Gunsten der Bühnenwirkung geändert und gekürzt.

Die hypothetische physiologische Deutung, welche wir nach Helmholtz und Hensen dem Corti'schen Organ seines eigenthümlichen Baues wegen geben, zieht weitere Consequenzen nach sich. Wir sind ja nicht nur im Stande, verschiedene einfache Töne wahrzunehmen, sondern wir unterscheiden auch Tonklänge, d. h. verschiedene Klangarten der Töne, den sogenannten Tontimbre, die Klangfarbe. Helmholtz hat nachgewiesen, daß die Klangfarbe abhängig ist von dem stärkeren oder schwächeren Mitklingen dieser oder jener Obertöne. Es ist nämlich jeder Ton von einem bestimmten Timbre, aus mehreren Tönen zusammengesetzt, von welchen der Grundton der tiefste ist und besonders deutlich von uns wahrgenommen wird; mit ihm zugleich entstehen die Obertöne; die Stärke der verschiedenen Obertöne ist von dem schwingenden Material (Saiten, Membranen, Zungen, Luftsäulen) abhängig. Die Obertöne sind keine rein subjectiven individuellen Mitempfindungen, sondern werden durch Schallwellen erzeugt gleich und zugleich mit dem Grundton, durch eine Zerlegung der Schwingungen in immer gleiche Abschnitte z. B. einer angezupften Saite. Da nun einfache Töne (ohne Obertöne) nur selten vorkommen (Stimmgabeln), sondern jeder Ton, den wir wahrzunehmen

gewohnt sind, immer mit Obertönen verbunden ist, einen „Tonklang" darstellt, so können wir in Consequenz unserer Hypothese die Obertöne nur dadurch wahrnehmen, daß sie gleich dem Grundton eine gewisse Anzahl von Saiten in unserem Ohr in Mitschwingungen versetzen, und daß dies zu unserer Wahrnehmung gelangt, wenn wir unsere Aufmerksamkeit darauf richten. Wir müssen aber noch weiter gehen; wir müssen nämlich auch noch annehmen, daß die Excursion (die Amplitude) der Saitenschwingungen der Excursion der Labyrinthwasserwellen und diese der Excursion der Luftschallwellen außerordentlich genau entspricht. Wir wären sonst weder im Stande, die verschiedene Stärke eines Grundtones, noch die verschiedene Stärke der Obertöne wahrzunehmen. Ist die Fähigkeit, mehrere Töne in verschiedener Stärke gleichzeitig wahrzunehmen, schon an sich merkwürdig genug[1]), so grenzt es geradezu ans Wunderbare, daß wir auch noch verschiedene zugleich erklingende Töne mit verschieden starken Obertönen relativ leicht unterscheiden können; denn selbst Menschen, die sonst unmusikalisch sind, besitzen die Fähigkeit, bei einer Orchestermusik die Klänge einer Oboe, einer Flöte, eines Hornes neben den übrigen Instrumenten zu erkennen. Welche enorme Menge von Saiten in unserem Ohr müssen dabei in Schwingungen gerathen! welche Menge von Wellen im Labyrinthwasser müssen da entstehen! und doch unterscheiden wir dabei die von den verschiedenen Instrumenten erzeugten Systeme von Tonwellen, wie wir jedes einzelne Wellensystem unterscheiden, welches sich um ein Steinchen bildet, auch wenn wir eine Hand voll Steinchen zugleich ins Wasser werfen.

Die Erfahrung zwingt uns ferner anzunehmen, daß es für die in unserem Ohre schwingenden Theile besonders exact wirkende Hemmungs- oder Dämpfungsvorrichtungen geben muß. Schnell hintereinander erfolgende Töne werden nach Helmholtz noch bei 132 Intermissionen in der Secunde isolirt wahrgenommen. Wodurch diese raschen Abdämpfungen zu Stande kommen, darüber hat man wohl verschiedene Hypothesen aufgestellt; daher ist die Richtigkeit keiner derselben über jeden Zweifel erhaben. Ob sie in dieser Vollkommenheit angeboren sind, möchte ich bezweifeln; der Apparat wird, wie viele andere Vorrichtungen unseres Körpers, wahrscheinlich durch Uebung verfeinert. Daß diese Dämpfungsvorrichtungen, die übrigens für die tiefen und tiefsten Töne weniger exact wirken als für die hohen und höchsten Töne, für den Genuß unserer heutigen Musik von der allerhöchsten Wichtigkeit sind, ist klar; ohne dieselben würden wir einen ähnlich undeutlichen Eindruck von rasch bewegten Tonformen haben, wie wenn dieselben in einer stark hallenden Kirche oder auf einem Flügel mit stets aufgehobenem Pedal hervorgebracht würden; die einzelnen Töne würden so ineinander verschwimmen, daß wir nichts mehr deutlich hören, und dies würde um so ärger werden, je lauter eine solche Musik ist und je länger sie andauert; ja, es würde uns endlich betäuben, schwindlig machen, vielleicht bis zur Ohnmacht.

---

[1]) Das Auge besitzt nicht die Fähigkeit, zwei sich deckende Farben einzeln zu erkennen, sondern die beiden Farben verbinden sich zu einer Mischfarbe, roth und gelb zusammen empfinden wir als orange; c und e mischt sich nie etwa zu d.

Bohrt man in schnellen rhythmischen Bewegungen mit dem kleinen Finger in den Gehörgang und zieht ihn dann rasch heraus, so erklingt zuweilen im Ohr ein hoher Ton. Man könnte glauben, hier liege eine Erscheinung vor, welche möglicherweise auf mangelhafter Dämpfung im Ohr beruhe. Diese Erklärung der erwähnten Erscheinung ist aber gewiß nicht richtig; ich vermuthe eher, daß durch die genannten Bewegungen das Trommelfell in Schwingungen geräth und daß wir seinen Eigenton oder den Eigenton des äußeren Gehörganges wahrnehmen[1]).

Im Anschluß an das Gesagte möchte ich noch einiger rein physiologischer, von unserem Gehörorgane ausgehender Wirkungen Erwähnung thun, welche freilich keine directe Verbindung mit der Musik haben, doch aber bei sehr reizbaren Menschen gelegentlich mit in Betracht kommen können, nämlich das Ueberspringen von Tonempfindungen auf andere Nerven. Ich habe schon früher erwähnt (S. 99), daß niedere Thiere (und vielleicht neugeborene Menschen) möglicherweise Wahrnehmungen haben, bei denen es schwer sein dürfte, zu entscheiden, ob sie von Gehörs- oder Erschütterungs- (Vibrations-) Empfindungen ausgehen. Beide Empfindungsarten scheinen sich auch bei dem ausgebildeten Menschen zuweilen mit einander zu combiniren. Wir haben bei einem starken Donnerschlage, selbst bei einem starken Trommel- oder Paukenschlage, zumal aber, wenn uns ein starker Posaunen- oder Trompetenton nahe ins Ohr geblasen wird, die Empfindung, als geriethe unser Schädel in Vibration und könnte bei noch stärkeren und wiederholten Bewegungen zerspringen. Das ist nun aus physikalischen Gründen nicht zu befürchten. Es läßt sich Folgendes über die möglichen Ursachen solcher subjectiven Erscheinungen sagen. Man hat durch Versuche festgestellt, daß sehr hohe Töne, zumal solche, die über der Grenze liegen, an welcher wir noch Töne als von einander verschieden zu unterscheiden vermögen (Preyer), eine schmerzhafte Empfindung erzeugen[2]); eine Erklärung dafür hat man nicht. Man kann nur als Vergleich anführen, daß auch sehr grelles Licht schmerzhafte Empfindungen im Auge erzeugt. Bei der Einwirkung sehr starker Töne (Trompete, Posaune) könnte man vermuthen, daß die in Schwingung versetzten Theile des inneren Ohres so starke Excursionen machen, daß sie an den Gebilden, an welchen sie angeheftet sind (also auch den knöchernen Wandungen der Schnecke, an den Wänden des Labyrinthes ꝛc.), Zerrungen ausüben, welche uns durch die in diesen Gebilden liegenden und den Gehörsnerven selbst beigefügten Empfindungsnerven als (schmerzhafte) Vibrationsempfindungen zur Wahrnehmung kommen. Dies würde der Combination von Gehörs- und Vibrationsempfindung am meisten entsprechen. Doch ist noch eine andere Auffassung möglich, nämlich daß wir es hier nur mit den so häufigen Associationsvorgängen zu thun haben, welche ja auch vielfach als rein physiologische Mitempfindungen oder secundäre Sinnesempfindungen in die Erscheinung treten. Danach müßte man dann annehmen, daß die starke

[1]) Urbantschitsch ist der Meinung, daß das Klingen der Effect der gesammten auf einmal erregten Basilarmembran ist.

[2]) Ich kenne eine ziemlich musikalische Dame, welcher schon alle über a liegenden Töne einer, wenn auch noch so schönen Sopranstimme, ein unangenehmes, fast schon schmerzhaftes Gefühl erregen.

Erregung der Ohrsaiten nicht nur ins akustische Gehirncentrum gelangt und dort verbleibt, sondern daß ein gewisser Ueberschuß der Erregung auf naheliegende Gefühlscentren überspringt[1]). Zu diesem Ueberspringen von einem Sinnescentrum zu einem andern ist freilich keineswegs immer eine besonders starke Erregung nothwendig. So soll es Menschen geben, welche auch bei mäßigem Trompetenklange die Wahrnehmung von Gelb im Auge haben. Bei Andern ruft der Pfeifenton die Vorstellung von Gelb, der Ton der Kirchenglocke die von Violett, der Violinton von Rothviolett vor. Den Vocalen entsprechen bei Anderen folgende Farben: A = schwarz, E = hellviolett, I = hellgelb, O = dunkelviolett, U = braungrau.

Daß Menschen bei dem Hören von bestimmten Tönen einen sauren, süßen oder bittern Geschmack empfinden, oder Maiglöckchen, Veilchen oder Rosen riechen, ist bis jetzt nicht bekannt. Soviel wir vorläufig wissen, ist das Ueberspringen von Empfindungen auf Bewegungen das häufigste Vorkommniß; demnächst kommt das Ueberspringen von Sinneswahrnehmungen auf Empfindungen, zuweilen von da auch noch auf Bewegungen (also ein dreifacher physiologischer Effect) am häufigsten vor[2]). Wer hat nicht die Wirkung des

---

[1]) Ich hörte einmal eine Sopranistin in einem Concert recht falsch singen. Als sie mit unglaublicher Sicherheit ein hohes B um einen viertel Ton zu hoch einsetzte, da empfand ich einen heftigen Schmerz in einem Zahne, der mir zuvor nie weh gethan hatte. Ich ging am folgenden Tage zum Zahnarzt, der eine kleine cariöse Stelle an diesem Zahne fand. Der durch Erkrankung überreizbar gewordene Empfindungsnerv war durch einen vom Gehörorgan übertragenen Reiz erregt. Das ist doch keine ästhetische Wirkung, sondern eine physiologische.

Bei dem Zusammenhange aller unserer Nerven in den nervösen Centralorganen (Gehirn und Rückenmark) und bei den verschiedenen Einwirkungen physikalischer Vorgänge auf unsere Nerven entstehen eben völlig uncontrolirbare, höchst complicirte Bewegungen in unseren Nervenbahnen, welche zum Theil zu Wahrnehmungen werden, zum Theil unbewußt bleiben.

[2]) Ich sah eine junge, große dänische Dogge, welche an einer Schnur festgehalten wurde, plötzlich vor Schreck wie ohnmächtig hinfallen, als ein Gebirgsdorf-Blasorchester einen Schützenmarsch sehr kräftig einsetzte. Wäre der Hund nicht festgehalten worden, so wäre er wahrscheinlich in großen Sätzen davon gesprungen, wie er es gewöhnlich that, wenn er z. B. einen Schuß hörte. Die Wirkung kann doch keine ästhetische gewesen sein; wie käme der Hund zu einer musikalisch-ästhetischen Empfindung! sie muß eine rein physiologische, elementare gewesen sein. Die starke akustische Wirkung sprang auf seine Empfindungsnerven und von da auf die Bewegungsnerven über; es trat eine momentane Lähmung ein, er fiel mit nach vorwärts und rückwärts gestreckten Beinen hin (Reflexlähmung, Shock).

Warum heulen so viele Hunde, wenn sie Musik, zumal hohe Töne hören? Sie heulen so wehmüthig, als wenn sie den schrecklichsten körperlichen Schmerz empfänden, und laufen doch nicht davon; wie hypnotisirt verbleiben sie an dem Orte ihrer Qual. Eine ästhetische Wirkung ist doch wohl ausgeschlossen. Man sucht nach einem physiologischen Moment. — Vielleicht wirken gewisse, mit starken Obertönen verbundene Klänge ganz besonders unangenehm auf ihr Gehörorgan. Doch warum laufen sie nicht davon? Was veranlaßt sie zu bleiben und zu heulen? Ist es ein reflectorischer mimischer Vorgang, oder ein psychologischer? Wirkt vielleicht manche Musik auf sie wie Geheul anderer Hunde? Und ist ihr eigenes Heulen nur durch Mitempfindung und Mitbewegung veranlaßt? Eine Schmerzempfindung scheint es in allen Fällen zu sein. Sie tritt bei manchen Hunden z. B. nur beim Geigenspiel ein; nach und nach können sie sich daran gewöhnen und lassen das Heulen.

Doch genug jetzt von den Hunden! — Daß ähnliche Vorgänge auch beim Menschen stattfinden können, ist wohl nicht zu bezweifeln, wenn der Mensch auch nicht gerade heult, falls ihm unbehaglich bei mancher Musik zu Muthe wird.

kreischenden, schreienden Geräusches empfunden, welches das Messerkratzen auf einer Glastafel, das Griffelkratzen auf einer Schiefertafel hervorruft! Bei der reinen Vorstellung habe ich ein Gefühl, welches mich sofort schaudern macht, also eine Muskelbewegung auslöst. Dabei ist für mich das Allermerkwürdigste, daß schon die lebhafte Vorstellung von einzelnen Sinneswahrnehmungen unser ganzes Nervensystem in Bewegung setzt. Diese Beobachtungen bringen uns den unlösbaren Zusammenhang von Seele und Körper so recht zum Bewußtsein. — Eben auf diesem Zusammenhange basiren nicht nur die Wirkung der Novellistik und Poesie, sondern ebenso sehr die Wirkung der bildenden Künste und zum Theil auch der Musik.

Afrikanische Eindrücke.

Von

Paul Reichard.

[Nachdruck untersagt.]

Wenn uns nach langem Mühen und Warten, nach Ueberwindung mannigfacher Schwierigkeiten endlich geglückt ist, die Theilnahme an einer Forschungsreise zu sichern, so macht unendliches Hochgefühl unsere Brust schwellen. Im Schimmer der Romantik sehen wir fortan selbst das Altgewohnte mit anderen Augen an. Haben wir aber erst die Reise angetreten, so erreicht die Ungeduld, welche uns erfaßt hat, ihren höchsten Grad, wenn wir nach langer Eisenbahn- und Dampferfahrt den Ausgangspunkt unserer Expedition erreicht haben und dort den lästigen Vorbereitungsarbeiten unsere kostbare Zeit opfern müssen. Ist der heiß ersehnte Augenblick, der, wie uns scheinen will, ungebührlich hinausgezogenen Abreise, endlich erschienen, so haben wir die Empfindung, als läge unser bisheriges Leben wie ein Traum hinter uns, wir stehen an der Pforte einer anderen Welt. Eine feierlich fremdartige Stimmung von hohem Ernste überkommt den Reisenden. Frei fühlt er sich nun von den drückenden Fesseln der Convenienz und des gesellschaftlichen Ceremoniells. Gesetzesvorschriften und Polizeiverordnungen können ihm jetzt nichts mehr anhaben. Dabei hebt ihn das stolze Bewußtsein, als civilisirter Mensch dennoch den allgemeinen Sittengesetzen freiwillig Genüge zu thun, und gehobenen Muthes sagt er sich, von jetzt an befiehlst du allein. Du kannst unbehindert deinen Eingebungen folgen. Bald schon macht sich das Gefühl geltend, daß seine Eigenart von nun an zu ungestörter Entwicklung kommen kann. Doch wir gleichen in unserem Thun und Treiben einem Pendel, in dessen Schwerpunkt unser Empfinden liegt. Fließt sorglos in gewohnter Arbeit das Leben dahin, so hängt dies Pendel im Gleichgewicht. Jede Berührung von außen aber bringt es in Schwingungen, deren Ausschlag von der Stärke des empfangenen Stoßes abhängt und erst allmälig stellt sich auch in der veränderten Lage Gleichgewicht ein. So auch jetzt, wo die Stärke des Stoßes eine sehr beträchtliche war.

Mit großen Plänen, deren Ausführung wir uns Schlag auf Schlag gedacht haben, tragen wir uns; doch bald schon müssen wir sehen, wie wenig die

Wirklichkeit unseren Vorstellungen entspricht. Unsere bisherige rosige Stimmung macht manchmal recht bedenklichem Mißmuthe Platz. Erst wenn wir uns in die gänzlich veränderte Lage gefunden haben, erlangt allmälig das Pendel unserer Empfindung das Gleichgewicht wieder. Erst dann vermögen wir in der neuen uns umgebenden Welt die Dinge zu sehen, wie sie sind, und suchen nicht mehr das, was wir uns ausmalten. Unseren Mitmenschen gegenüber, welche nicht in die Lage gekommen sind, derartige Expeditionen auszuführen, erscheinen wir uns selbst auf einem höheren Standpunkt. Thatsächlich nehmen wir auch einen solchen ein, er hebt uns weit über das Mittelmaß hinaus; denn was wir erstreben, ist ebenso außergewöhnlich, wie die Mittel es sind, deren wir uns fortan zu bedienen haben. Das macht, daß wir auch bald Alles von höherem Gesichtspunkte aus erfassen, aber auch, daß das Interesse an außerhalb des Rahmens unserer neuen Thätigkeit liegenden Vorgängen immer mehr schwindet. Im Laufe der Jahre kann es sogar kommen, daß selbst Familienangelegenheiten unsere Antheilnahme nur wenig mehr zu erwecken vermögen. Zum Theil ist daran die mangelhafte Verbindung mit der Außenwelt bei Forschungsreisen schuld. Politische Ereignisse vermögen wir nicht mehr im Zusammenhang zu verfolgen. Ueber Kunst und Wissenschaft werden wir aus Zeitungen thatsächlich nur andeutungsweise unterrichtet, und die nothwendige Anschauung ist ausgeschlossen. Tagesblätter, welche der Reisende nach monatelanger Unterbrechung erhalten hat, werden ihm ein Lächeln abgewinnen, wenn er z. B. liest, daß sich Herr Müller oder Schulze bei Glatteis den Arm verstaucht haben, während er selbst vielleicht schon viele Male nur knapp dem Tode entronnen ist oder die schwierigsten Situationen bemeistert hat.

Ein großer Unterschied zwischen dem Leben in der bisher gewohnten Umgebung und der neuen macht sich insofern besonders bemerkbar, als es den Anschein hat, daß sich die Ereignisse alle weit einfacher abwickeln. Dieser Eindruck wird dadurch hervorgerufen, daß sich bei einer weit geringeren Bevölkerung wie daheim Alles auf viel größerem Raum abspielt. Bei uns werden immer bei Eintritt eines bedeutenden oder unbedeutenden Ereignisses große Kreise in Mitleidenschaft gezogen; wir sind deshalb gewohnt, Alles in Beziehung auf den Nachbar zu beurtheilen. Die tausenderlei Rücksichten, welche wir auf den lieben oder unlieben Mitmenschen zu nehmen haben, fallen aber in Afrika, überhaupt in uncivilisirten Ländern, ganz weg. Dort spielt sich Alles gewissermaßen gesondert ab.

Leicht aber findet sich der Europäer nicht in die veränderte Lage. Es dauert lange, bis er seine gewohnte Umständlichkeit in dieser Richtung des Denkens abgelegt hat. Viel hängt für das Gelingen solcher Unternehmungen davon ab, daß der Europäer die Fähigkeit des Geistes besitzt, sich der neuen Lage anzupassen. Dies wird um so schneller erreicht, je stärker man die fremden Eindrücke auf das subjective Empfinden einwirken läßt. Dies hat übrigens Gültigkeit nicht allein den Menschen, sondern auch der Natur gegenüber. Die sich immer wieder aufdrängenden Vergleiche mit gewohnten Zuständen in der Culturwelt erzeugen schließlich, bei der engeren Berührung mit der Natur, einen so hohen Grad von Unbefangenheit, wie ihn der stets

innerhalb der Grenzen der Civilisation Lebende selten und dann nur in Ausnahmestellungen zu erlangen vermag.

Im Beginn aller Reisen nach dem Innern Afrika's stürmen Eindrücke in solcher Fülle auf den Fremden ein, daß er, zuletzt überwältigt, nicht mehr Alles aufzunehmen vermag und dann nur noch ein Auge hat für ganz besonders eigenartige Erscheinungen. Unwillkürlich beginnt er nach Derartigem zu suchen; seine Nerven sind überspannt, sie wollen immer stärkeren Anreiz. Da Außerordentliches aber nicht leicht zu finden ist, so stellt sich als unmittelbare Folge bald eine gewisse Ernüchterung ein. Dem früheren Enthusiasmus kann Abspannung, Niedergeschlagenheit Platz machen, sich sogar in eine Art krankhaften Heimwehs umwandeln. Nur die echte Begeisterung für das begonnene Werk kann über alles das hinweghelfen, zum Ausharren anspornen. Wem die Begeisterung fehlt, der trete unverzüglich den Rückweg an, wenn er nicht zu Grunde gehen will.

Wenden wir uns den Menschen zu, die sich vor Allem der Anschauung des Neulings aufdrängen, so werden wir die Bemerkung machen, daß diese schwarzen, in jeder Beziehung sonderbaren Gestalten mit ihren eigenthümlichen Gesichtszügen den Eindruck hervorrufen, als sähe Einer aus wie der Andere. Es bedarf manchmal mehrerer Wochen, ehe der Europäer das Individuum zu unterscheiden vermag. Das rührt daher, daß im Anfang das Wesentliche der fremden Rasse einen so vorwiegenden Eindruck auf unser Auge macht, daß wir die Einzelheiten der Gesichtszüge dabei übersehen. Späterhin aber erkennen wir auch unter den Negergesichtern alle jene menschlichen Typen wieder, welche wir daheim bei den Angehörigen der eignen Rasse täglich beobachten, nur insofern anders als dieselben, wenn der Ausdruck gestattet ist, ins Negerhafte übersetzt sind. Bald wird man sogar die Beobachtung machen, daß dem jeweiligen Typus des Negergesichtes, in dem wir die größten Aehnlichkeiten mit dem entsprechenden eines Weißen finden, auch genau derselbe Charakter entspricht, ja daß beide dieselben Bewegungen, denselben Gang, dieselbe Sprechweise haben. Wir können auf ihren Charakter und ihre Veranlagung Schlüsse ziehen, wie bei uns und fühlen uns unter Negern bald so heimisch wie unter Landsleuten, was die Aeußerlichkeiten angeht.

Der Neger, welcher uns an der Küste gegenübertritt, sei es in arabischen oder ausschließlich europäischen Colonien, macht auf den Neuling nur den Eindruck eines einer fremden Rasse Angehörigen. Kommen uns aber die ersten Neger aus dem Innern zu Gesicht, so ist der Eindruck, den diese Menschen machen, entschieden der von „Wilden". Das sonderbar Unstäte im Wesen, die schnellen hastig eckigen Bewegungen, der scheue Blick, kennzeichnen sie. Manchen Stämmen ist ängstliche Zurückhaltung eigen; anderen freches, aufdringliches, unverschämtes Gebahren. Diese sind offenbar gewohnt, Furcht und Angst zu verbreiten. Keiner dieser „Wilden" aber vermag den Weißen zu schrecken. Wenn der erste Eindruck des Fremdartigen, Erstaunlichen überwunden ist, gewinnt sofort das Gefühl unendlicher geistiger Ueberlegenheit die Oberhand, und hinter dem scheuen zurückhaltenden oder hinter dem häufig frechen, patzigen Auftreten erkennt man den niederen geistigen Standpunkt des

Schwarzen oder den im Grunde genommen feigen Prahlhans. Und auch das nimmt man sofort wahr, daß man als Europäer immer einen überwältigenden Eindruck auf den Wilden gemacht hat, und zwar vor Allem in geistiger Beziehung, mag jener noch so sehr bemüht sein, diesen Eindruck zu verschleiern. In den ersten Tagen, Wochen oder Monaten erscheinen die Neger, selbst diejenigen, welche noch nie mit Weißen oder Arabern in Berührung gewesen sind, als ganz verträgliche, mehr oder weniger angenehme Menschen. Bald aber folgt die Enttäuschung. Es entstehen aus den nichtigsten Ursachen Mißhelligkeiten, indem die Habsucht der Neger immer höhere, zuletzt nicht mehr erfüllbare, Anforderungen stellt. Streitigkeiten sind unausbleiblich. Was am einzelnen Neger unangenehm auffällt, steigert sich in der Gesammtheit bis zum Unerträglichen. Erfahrungen schlimmer Art mehren sich, und grenzenlose Verachtung der Negerrasse im Allgemeinen ist das Endergebniß aller Beobachtungen.

Mit welchen Empfindungen steht nun der Europäer der ersten Wahrnehmung der Sclaverei gegenüber? Im höchsten Grade berührt es peinlich, sehen zu müssen, wie ein Mensch in Ketten oder Sclavengabel gelegt, wie ein Mensch als Waare behandelt, ge- und verkauft wird, und dem gegenüber vollkommen machtlos zu sein scheint. Man ist empört darüber, wie hier die Menschenrechte mit Füßen getreten werden. Hat man aber bei längerem Aufenthalte unter den Schwarzen deren wahren Charakter und vor Allem die dortigen socialen und wirthschaftlichen Verhältnisse studiert und verstehen gelernt, so kommt man von einem übergroßen Gefühl des Mitleides zurück. Ja, man ertappt sich mehr wie einmal bei dem Gedanken: diesem niederträchtigen Gesindel geschieht ganz recht. Nicht als ob man die Thatsache der Sclaverei, des Sclavenhandels und der Sclavenjagden irgendwie beschönigen oder vertheidigen möchte: aber man sieht ein, daß man es hier mit einer Institution zu thun hat, deren unvermittelte Beseitigung nicht einmal für die Betroffenen selbst eine Wohlthat wäre. Ein im Grunde vergnügteres, sorgenloseres und vor Allem sorgenfreieres Volk als die Schwarzen gibt es nicht.

Ziemlich allgemein glaubt man, daß die Thierwelt Afrika's einen vorwiegend beängstigenden Eindruck machen müsse: die vielen bösen, stechenden, beißenden, zerstörenden Insecten, die giftigen Schlangen und anderes Gewürm, die mord- und raubgierigen Löwen und Panther, die heimtückischen Krokodile. Auch dieses ist nicht so schlimm in der Wirklichkeit, wie in unserer Vorstellung. Selten hört man von Unglücksfällen in dieser Beziehung, oder hat man gar Gelegenheit, selbst unliebsame Erfahrungen zu machen. Bald schon denkt man nicht mehr daran, daß man von Schlangen gebissen, von Raubthieren zerrissen oder von mächtigen Vierfüßlern zertreten werden könnte. Der Insecten nur kann man sich kaum erwehren. Hingegen erregt die große Anzahl von Individuen, besonders bei dem Wild, oft genug das Erstaunen des Reisenden und reizt dessen Jagdlust.

In der uns umgebenden Natur fällt uns in erster Linie die blendende Helle der Luft auf. Die in den Tropen höher stehende Sonne sendet eine weit größere Fülle Lichtes herab als hier, wo die Strahlen schräg auffallen und so eine große

Menge Lichtes durch Reflexion verschwindet. Im Anfang ist die Lichtfülle dem Auge beinahe unerträglich, so daß man unwillkürlich zur blauen Brille greift und den Hut tiefer über die Augen zieht. Immer aber ist der leuchtende, fast ewige Sonnenschein von großer psychischer Wirkung. Er erhöht die Lebensthätigkeit des Menschen und macht heiter und lebensfroh, wenn nicht etwa andere Ursachen, wie Krankheiten, Störungen hervorrufen. Dieser lachende Sonnenschein ist es auch, welcher immer wieder die Sehnsucht nach jenen Gegenden wachruft. Was die so oft gerühmte tiefe Bläue des südlichen Himmels angeht, so ist dieselbe entschieden ins Reich der Fabel zu verweisen. Nach Gewittern, in der alsdann sehr reinen Luft, können wir sie in derselben Stärke bei uns beobachten wie irgendwo im Süden. Wenn man der Bläue des Himmels in Italien oder Griechenland eine besondere Tiefe nachrühmt, so ist diese Erscheinung nur der Wirkung des Contrastes zuzuschreiben, gegen die dort überall weiß gestrichenen Häuser oder weiße blendende Felsen. Für Afrika fallen derartige Contrastobjecte, mit Ausnahme der Küstenplätze, fort, und deshalb machen fast alle Reisenden die Beobachtung, daß der Himmel im Innern weniger dunkelblau aussieht als an der Küste.

Während der trockenen Zeit, wo die Atmosphäre über dem ganzen afrikanischen Continente mit dem Höhenrauch der Grasbrände erfüllt ist, zeigt die Luft stets ein weißliches, selbst ganz weißes, oft sehr befremdliches Aussehen. Die Trübung ist dann manchmal eine derartige, daß die Sonne, gegen Abend noch um dreißig Grad vom Horizont entfernt, wie eine rothe glühende Scheibe am Himmel schwebt. Man kann in dieselbe hineinsehen, ohne daß das Auge geblendet wird. Wenn die Sonne dann tiefer sinkt, erscheint sie am Horizont oft als eine flachgedrückte Ellipse. Der Eindruck, den die trübe, noch hochstehende Sonne macht, ist ein sehr fremdartiger, weil dann die ganze Landschaft noch ziemlich hell erleuchtet ist und trotz der Sonne eine Art Dämmerlicht herrscht.

Von der Pracht eines echt tropischen Sonnenunterganges dagegen können wir uns in unseren Breiten keine rechte Vorstellung machen, besonders wenn dabei die Erscheinung sogenannter Dämmerungsstrahlen auftritt.

Oft hat der Verfasser des Märchens gedenken müssen, daß mit Sonnenuntergang plötzlich tiefste Finsterniß unter den Tropen herrsche, so etwa, als wenn man in einem Zimmer hermetisch verschließbare Jalousien herunter ließe. Thatsächlich nimmt die Dämmerungsdauer in demselben Verhältniß ab, als wir uns dem Aequator nähern und ist dort am kürzesten. Die Sonne sinkt in den Aequatorgegenden bedeutend schneller unter den Horizont als nach den Polen zu, weil sie hier schräg, dort senkrecht gegen den Gesichtskreis hinabtaucht. Je näher wir dem Aequator rücken, um so gleichmäßiger lang sind die Tage: zwölf Stunden Tag gegen zwölf Stunden Nacht, so daß dort das ganze Jahr über Tag und Nacht gleich lang sind. Bei drei Grad Süd- oder Nordbreite finden wir schon einen Unterschied von vierzig Minuten zwischen dem längsten und dem kürzesten Tage. In demselben Maß ist auch die Dauer der Dämmerung je nach dem Breitengrade verschieden. In der Nähe des Aequators fällt die astronomische Dämmerung mit der sogenannten bürgerlichen

nahezu zusammen. Unter der ersteren versteht man bekanntlich den Zeitabschnitt, welcher verstreicht zwischen dem Augenblick des Verschwindens des oberen Sonnenrandes unter dem Horizont im Westen und der Berührung des Erdschattens mit demselben Horizont, und zwar bei Sonnenuntergang. Bei Sonnenaufgang herrscht so lange die astronomische Dämmerung, als der Erdschatten am westlichen Horizont verschwindet bis zum Erscheinen des oberen Sonnenrandes im Osten. In der Nähe des Aequators dauert diese Erscheinung etwa 28—30 Minuten, und ebenso lange währt dort die bürgerliche Dämmerung, d. h. die Zeit, während welcher man bei dem Dämmerlicht noch im Freien arbeiten oder lesen kann. Bei zehn Grad Süd- oder Nordbreite dauert die Dämmerung schon ungefähr siebzig Minuten. Demnach kann von einem ganz plötzlichen Eintreten der Finsterniß oder Helle keine Rede sein. In der Dämmerung sehen wir in Afrika sehr häufig während der Regenzeit, zuweilen auch in der trockenen, die vorerwähnten Dämmerungsstrahlen auftreten, die das Erstaunen des Fremdlings stets in höchstem Maße erwecken. Ihre Entstehung erklärt sich sehr leicht nach Beobachtungen, die man häufig genug machen kann. Wenn die Atmosphäre bei Sonnenauf- oder Untergang von rosafarbenem Licht durchfluthet ist und einzelne sehr mächtige Haufenwolkengebilde dicht am oder unter dem Horizonte schweben, so erscheinen die Schatten derselben als perspectivisch nach unten verjüngte Streifen, von meist tiefblauer Farbe in der rosa erleuchteten Atmosphäre, und zwar von einem Punkte aus fächerförmig über den ganzen Himmel gebreitet. Nie aber wird man mehr als zehn bis zwölf solcher Dämmerungsstrahlen beobachten, denn nur große, dichte Wolken vermögen solch tiefe Schatten zu werfen. Sind die Wolken unter einer bestimmten Größe, so werden die Schatten nicht mehr sichtbar. Sind die Wolkenhaufen aber zu groß, so tritt überhaupt keine Abendröthe ein, da die Wolken durch ihre Masse die Sonne verdunkeln. Ist ein solcher Sonnenuntergang besonders prächtig, so schießen die Dämmerungsstrahlen bis beinahe zum Zenith hinauf. Dort verschwinden sie, um am östlichen, beziehungsweise westlichen Horizonte in derselben Anzahl einer dem Entstehungspunkte diametral entgegengesetzten Seite zu entsteigen.

Die ganze Erscheinung tritt immer erst nach Sonnenuntergang ein und dauert nie länger als 15—17 Minuten. Die Dämmerungsstrahlen sind übrigens durchaus keine nur auf die Tropen beschränkte Himmelserscheinung, sondern treten auch in unseren Breiten auf, wenn auch nie in solcher Intensität. Dem aufmerksamen Beobachter werden sie nicht entgehen. Einmal beobachtete der Verfasser sehr auffallende Dämmerungsstrahlen im October 1890 in der Gegend zwischen Horka und Görlitz.

Von den wunderbar schönen Sonnenuntergängen in Afrika ist dem Verfasser namentlich einer in Erinnerung, den er an einem Septemberabend auf dem Tanganika im Angesicht der Westküste dieses Sees sah. Die hohen Gebirge Marungus erhoben sich in kobalt- und violettblauer Färbung über den tief indigoblauen See; die diesseitigen Höhen lagen wie unter einem zarten grünen Schleier; hie und da erblickte man gleich einem Silberfaden den hohen Wasserfall eines Baches. Der ganze Himmel strahlte wie ein feuriges Luftmeer, durch-

schossen von regelmäßigen, tief azurblauen Dämmerungsstrahlen, welche sich auch nach dem östlichen Himmel fortsetzten. In einem derselben erglänzte hell und leuchtend die Venus als Abendstern. Ganz versunken in das prächtige Schauspiel, konnten wir uns kaum satt sehen, während es auf unsere schwarzen Begleiter nicht den allergeringsten Eindruck machte.

Ist die Nacht hereingebrochen, so wölbt sich über uns die prachtvolle Zone des südlichen Himmels. Wennschon derselbe nicht die Fülle von Sternen erster Größe wie im Norden aufweist, so ist er dennoch schöner als unser Sternenhimmel. Sind es doch nicht allein jene Sterne erster Größe, welche dem Nachthimmel seine zauberhafte Pracht verleihen. Auch von dem berühmten südlichen Kreuz macht man sich leicht einen übertriebenen Begriff: es ist unregelmäßig aus vier, nicht einmal besonders leuchtenden Sternen zusammengesetzt. Die Gesammtheit ist es vielmehr, welche sich hier zu solch unvergleichlichem Bilde vereint; ein wundersames Gemenge von Sternen, großen und kleinen Nebelflecken, Nebelsternen, es ist die Anhäufung all dieser strahlenden, flimmernden Sterne, welche diese Wirkung hervorbringt, vor Allem der Milchstraße, welche hier eine besonders große Lichtfülle besitzt. Die allgemeine Helligkeit des Gesichtsfeldes als Folge der großen Lichtmenge, der Umstand, daß die ungemeine Klarheit der Luft eine Menge Sterne bis zum Horizonte herab sichtbar erscheinen läßt, all diese funkelnde, glitzernde, zitternde Pracht hinterläßt auf ein dafür empfängliches Gemüth einen unvergeßlichen Eindruck. — Dazu kommt zuweilen noch die zur Zeit des Neumondes unendlich feine Mondsichel, und so lange der Mond nicht sichtbar ist oder noch keine Leuchtkraft besitzt, das geheimnißvolle Zodiakallicht. Als hoher abgerundeter Lichtkegel in leichter Neigung gegen den Horizont bildet es in seinem milden Glanze einen herrlichen Schmuck des tropischen Nachthimmels. Das Zodiakallicht folgt der untergegangenen Sonne oder kündet das Nahen der aufgehenden an. Wir vermögen diese eigenartige Erscheinung noch nicht zu erklären. Ob es ein großer zwischen Erde und Mars rotirender Nebelring oder die äußerste Schicht der Sonnenäthersphäre sei, darüber ist man noch im Ungewissen. Einen am entgegengesetzten Horizont aufsteigenden Lichtschein hat der Verfasser nie beobachten können trotz der Angaben einzelner Beobachter, trotz der meist unvergleichlich reinen Luft und trotz seiner eigenen guten Augen, welche ihn im Siebengestirn deutlich ohne Instrument elf Sterne erkennen ließen.

Auch die Venus leuchtet in den Tropen in ganz anderer Helligkeit als bei uns. Flammend steigt sie hinter dem Walde oder über Bergen empor, dem Verfasser wiederholt die Erscheinung eines mächtigen Feuerbrandes vortäuschend, bis sie, höher steigend, als kleine Scheibe sichtbar blieb. In klaren Nächten der Regenzeit leuchtet sie derart hell, daß alle Gegenstände in ihrem Lichte deutlich wahrnehmbare Schatten werfen, was einen sehr befremdenden Eindruck macht. Im Sommer 1881 konnte der Verfasser und dessen leider bald danach verstorbener College Dr. Kaiser die damals als Morgenstern erscheinende Venus sogar bis gegen zehn Uhr früh am Tageshimmel im matten Schein mit unbewaffnetem Auge beobachten.

Der Mond trägt wohl am meisten dazu bei, die Herrlichkeit der Tropennächte zu erhöhen. Wenn er auch, was die Lichtfülle angeht, nicht mehr leistet als bei uns in klaren Winternächten, so kommt doch hier die Vegetation sehr zu Hülfe und schafft aus selbst einförmigen Bildern manchmal wahre Zauberlandschaften. Wenn die fadenfeine Sichel am Himmel erscheint, oft nur dem geübtesten Auge erkennbar, oder die riesengroße Scheibe sich über Palmen- und Urwald erhebt, um in Flüssen und Seen glitzernden Widerschein zu weben, oder in Landschaften, die am Tage öde aussehen, ungeahnte Bilder und weite Perspectiven zaubert, so werden sich solche Eindrücke so leicht nicht verwischen.

In den zu- und abnehmenden Phasen erscheint uns Nordländern der Mond in den Tropen allerdings recht befremdlich. Statt wie bei uns von der linken oder rechten Seite zu- und abzunehmen, geschieht dies dort für den Beschauer von unten und oben. Der Mond bildet also während des ersten Viertels einen nach oben geöffneten Bogen und Halbkreis, abnehmend einen nach unten gerichteten. Am 3. November 1870 beobachtete der Verfasser gegen Sonnenuntergang eine seltene schöne Constellation am Himmel. Mitten über der nach oben gerichteten feinen Mondsichel erstrahlte die Venus, nur etwa vier Monddurchmesser davon entfernt, in vollstem Glanze, wie das zur Wirklichkeit gewordene Wappen des Mohammedanismus.

Doch nicht immer, wie sich denken läßt, ist die Luft in Afrika klar. Während zweier voller Monate wird sie durch den ungeheuer weit verbreiteten Höhenrauch getrübt. Wenn dann die Regenzeit auf ihrem Höhepunkt angelangt ist, erscheint die Sonne zwar fast täglich zwischen grauem, schwerem Gewölk, aber oft nur auf wenige Augenblicke, bei sehr heftigen Regenperioden sogar Wochen lang gar nicht. Dies sind aber Ausnahmen, die nur alle sechs bis sieben Jahre eintreten.

Recht sonderbar wirkt die Erscheinung von Nebeln, welche sich zuweilen während der Regen einstellen, im Flachland nur gegen Morgen, vor Sonnenaufgang, auf hohen Bergen, jedoch wie auf dem Kilimandscharo, den Bergen der Küstengebirge und denen der Seen im Innern, zu allen Tageszeiten. Plötzlich wird dann der Wanderer vom wallenden Nebel umwogt, der immer eine starke Abkühlung der Luft mit sich bringt und für den Neger eine sehr unangenehme Erscheinung ist, da dieser alsdann außerordentlich unter der Kälte zu leiden hat. Für den Europäer haben solche Nebel einen eigenartigen Reiz, sie heimeln ihn an and bringen ihm zugleich lebhaft zum Bewußtsein, daß er sich in den Tropen befindet, deren charakteristische Vegetationsformen auf dem grauen Nebelhintergrunde schwach hervortreten, umwoben wie von einem geheimnißvollen Duft.

Befinden sich solche Nebel zur Zeit des Mondscheines in großer Höhe, so werden regelmäßig enorme Mondhöfe sichtbar, welche in mildem weißem Licht erglänzen, nach innen scharf abgegrenzt, nach außen von allmälig abnehmender Stärke. Schweben aber in sehr großen Höhen ganz feine Cirrus- oder Stratuswolken, so treten intensiv gefärbte Mondregenbogen auf, oft doppelt. Immer aber weisen diese nur grün und violett auf in doppelter Reihenfolge.

Nach Niederschlägen bilden Regenbogen, häufig in der Verdoppelung, eine sehr regelmäßige Erscheinung. Die Neger erklären dieselben, ebenso wie den Blitz, für eine Schlange.

Die Landschaft im Innern des Continentes verursacht uns im Anfang große Enttäuschung. Alles so eintönig abgerundet ohne Abwechslung. So weit das Auge reicht, einförmige Wälder, unterbrochen nur von Gras- und Savannenflächen. Selbst da, wo das Silberband eines Flusses mit dunkler Urwaldumrahmung hinzukommt, oder Gebirge aufsteigen, deren Gipfel manchmal grotesk geformt erscheinen, von deren Abhängen Bäche in oft unzähligen Cascaden herabstürzen, oder wenn sich vor uns die ungeheure Fläche eines Sees oder kleineren Binnengewässers ausbreitet, auch wenn die wunderbarsten Beleuchtungseffecte darauf spielen: selbst dann werden wir die Gegend nicht „schön" in unserem Sinne nennen können. Wir müssen unser Auge, unser Empfinden an das Fremdartige erst gewöhnen. Dann aber machen wir die Erfahrung, daß die Landschaft doch größere Aehnlichkeit mit der heimischen hat, als wir Anfangs annahmen, so daß sie uns schließlich immer wieder zu Vergleichungen herausfordert.

Sonderbare Empfindungen bestürmen den Reisenden stets, wenn er in den Anblick einer inner-afrikanischen Landschaft versunken steht. Es ist ein gewisses Unbehagen, ein Bedrücktsein und Gefühl der Vereinsamung, auch wenn man umringt ist von Hunderten von Trägern und Bewaffneten und keinerlei Unannehmlichkeiten zu befürchten sind. Man fragt sich oft, welchem Umstande dieser sonderbare Eindruck, selbst im Angesicht einer reizvollen und friedlichen Gegend, seine Entstehung verdankt, bis es endlich zum Bewußtsein kommt. Die menschlichen Ansiedlungen und Wohnungen fehlen, dasjenige, was unserer Landschaft das eigenthümlich lebensvolle, anheimelnde Gepräge verleiht, und sind es bei uns nicht Wohnungsstätten, so finden wir doch überall Spuren der rastlosen Thätigkeit des Menschen. Das Alles fehlt in Afrika. Abgesehen von der Umgebung der Dörfer, liegen von hundert Theilen des Landes in Afrika neunzig vollkommen unberührt da, und wenn wir den schmalen, kaum fußbreiten Pfad verlassen haben, so können wir oft Tage lang wandern, ohne durch das kleinste Zeichen für das Vorhandensein von Menschen erinnert zu werden. Und dies ist es, was jenes niederdrückende Gefühl verursacht. Man empfindet die Machtlosigkeit des Menschengeschlechts niemals tiefer, als in der Einsamkeit und Oede der Wildniß.

Die unwillkommenen Eindrücke werden aber glücklicherweise durch ein anderes Empfinden wieder aufgehoben: durch den Reiz des Geheimnißvollen, des Unbekannten. „Was da vor dir liegt," spricht es in dem Entdecker, „hat vor dir noch nie eines Weißen Auge gesehen, du bist der erste Culturmensch, der Kenntniß von dem Neuen, bisher Unbekannten bringt."

Jeder längere Aufenthalt in der Wildniß Afrika's, besonders wenn der Reisende in großer Entfernung von der Küste lebt, verursacht, daß sich der Europäer geistig immer mehr in sich selbst zurückzieht und schließlich vollkommen Genüge findet an seinem eigenen inneren Menschen. Er ist durchaus von seinen eigenen Angelegenheiten in Anspruch genommen und wird in keiner

Weise durch andere Dinge, welche außerhalb des Rahmens seiner Absichten liegen, abgelenkt. So kommt es, daß er die Wildniß immer mehr lieb gewinnt und die Sehnsucht nach der Heimath, welche ihn im Anfang manchmal beschlichen hat, zuletzt ganz schwindet. Kann der Forscher dem Hange nach dem Leben in uncultivirten Ländern ganz und gar nachgeben, so läuft er Gefahr, geradezu ein Feind der Cultur und Civilisation zu werden; er wird sie dann zu meiden suchen, wie wir es bei Emin Pascha sahen; oder es kann sogar vorkommen, daß ein geistig hochbegabter Mann, wie Bonpland, der Gefährte Alexander von Humboldt's, in der Wildniß bis ans Lebensende weilend, in vollständiger Verwilderung untergeht.

Die meisten Reisenden kommen schließlich auf dem Standpunkt an, gewissermaßen eine Abneigung gegen die Gesellschaft eines Weißen in sich zu entdecken, denn jede Rücksichtnahme, selbst die geringste erscheint dem als lästiger Zwang, der nicht etwa das Glück hat, wie der Verfasser, einen wirklichen Freund in seinem Wandergesellen zu finden. Leider ist dies nur höchst selten der Fall. Die directe Ursache für die Unverträglichkeit ist, daß man im Uebermaß persönlicher Freiheit alle Rücksichten gegen den weißen Kameraden bei Seite läßt und in zweiter Linie eine ins Ungeheuerliche gesteigerte nervöse Reizbarkeit. Diese wird bewirkt durch die massenhaften seltsamen Eindrücke, durch die ewige, oft quälende Sorge für die Expeditionsangelegenheiten, durch die zahllosen Enttäuschungen und den Aerger. Die Geduld des Reisenden wird oft genug in gradezu übermenschlicher Weise auf die Probe gestellt, und zuletzt kommt hinzu die Wirkung des Klimas, welches die Nerven neben körperlicher Anstrengung, durch Krankheit und ungenügende Ernährung, außerordentlich reizt.

Man sollte meinen, daß unter solchen Umständen besonders Eines fühlbar wäre: nämlich der Mangel an Aerzten. Aber dem ist nicht so. Man vertraut vollkommen auf die Widerstandsfähigkeit seines Körpers, ist meistens voller Hoffnung, und naht wirklich einmal ernstliche Gefahr, so sagt man sich, daß man dies Alles vorausgewußt und schon bei Antritt der Reise sich mit dem Gedanken vertraut gemacht habe, sein Leben in die Schanze zu schlagen. Im Allgemeinen muß freilich eingestanden werden, daß in Wirklichkeit die unangenehmen Eindrücke auf solchen Reisen der Zahl nach bei Weitem überwiegen. Der menschliche Geist hat aber glücklicherweise für diese ein kurzes Gedächtniß, sie verwischen sich und lassen die angenehmen um so lebhafter hervortreten. Dem Reisenden, der lange dort geweilt hat, wird der Abschied von Afrika geradezu schwer, und nur mit einem gewissen Unbehagen sieht er seinem Eintritt in die civilisirte Welt entgegen, in welcher er sich nur langsam wieder zurechtzufinden vermag.

Briefe von Ernst Moritz Arndt aus dem Frankfurter Parlament.

Mitgetheilt
von
Carl Georg Brandis.

[Nachdruck untersagt.]

Die Februarrevolution in Paris mit dem Sturz des Julikönigthums und der Errichtung der Republik weckte alsbald auch in Deutschland die Geister und ließ alte Hoffnungen sich neu beleben: die Einheit Deutschlands, ein deutsches Parlament und eine kräftige Reichsregierung, das waren neben manchem Anderen die Wünsche patriotischer Männer. Und in der That schien Alles ihrer Verwirklichung günstig zu sein: am 18. Mai 1848 trat in Frankfurt das erste Parlament zur Berathung einer Verfassung für das Deutsche Reich zusammen. Es war natürlich, daß vorzugsweise solche Männer nach Frankfurt entsandt wurden, welche als deutsch gesinnt und als Vorkämpfer volksthümlicher und liberaler Einrichtungen bekannt waren. Ernst Moritz Arndt, der deutsche Mann mit dem warmen Herzen für Alles, was Deutschland einig und stark zu machen im Stande war, durfte hier nicht fehlen: fünf Wahlkreise erkoren ihn zu ihrem Abgeordneten, und er nahm die Wahl der „stählernen und eisernen Solinger" an. In Frankfurt wohnte Arndt in demselben Hause und in demselben Zimmer, worin er schon 1814 als Kriegseinquartierung fast ein Jahr lang gelegen hatte. Was 1814 des jüngeren Arndt Herz erfüllte: die Liebe zu Deutschland, der Glaube an Deutschlands Macht und Größe, das Vertrauen auf Preußen, hatte bei dem Greis 1848 weder an Frische noch an Stärke verloren. Aber die überall auftauchenden Bestrebungen nach Errichtung einer deutschen Republik und nach Sturz der Fürsten verurtheilte er aufs Schärfste; trotzdem er — ganz zufällig — auf der linken Seite des Hauses saß, gehörte er doch seinen Ansichten nach zur Rechten. Er war monarchisch gesinnt und sah Deutschlands Heil nur in einem Kaiser, der nothwendig der König von Preußen sein mußte.

Die folgenden Briefe werden nicht nur um des Schreibers, sondern auch um ihrer selbst willen anziehen. Gerichtet sind alle an Christian August Brandis, aus dessen Nachlaß sie mir zur Veröffentlichung übergeben sind.

Brandis, seit Anfang der zwanziger Jahre Professor der Philosophie in Bonn, war aufs Engste mit Arndt befreundet — beide Männer wußten sich eins in ihrer Liebe zu Deutschland und ihrem Glauben an Preußens Beruf für das zu einigende Vaterland. Auch als Denkmal einer Freundschaft zweier patriotisch gesinnter Männer mögen die Briefe für Alle, welche das erreicht sehen, wonach jene strebten, einen Werth haben, der ihre Veröffentlichung vollauf berechtigt erscheinen läßt. Es schien dabei erlaubt, einige Stellen, die wegen ihrer Derbheit für die Veröffentlichung sich nicht eigneten, zu unterdrücken.

I. Bonn[1]), den 17. Junii 48.

Einmal einen Brief an den lieben Freund, dessen, wie überhaupt seiner Geliebten und der geliebten Gewohnheiten und Freuden des Heimathsorts, man doch oft erinnert wird; denn ganz kann man die alte Brust doch nicht mit Erz umpanzern: es will doch oft gar Vieles, was in dieses Gewirr und Getümmel nicht zu gehören scheint, an- und eindringen. Sonst sollst Du wissen, Geliebter, daß ich gleich einem alten Römer oder gleich einem neuen Europäer, etwa einem, der eine Reise um die Welt machen will, den Vorsatz gefaßt habe, mit welchem es mir wirklich besser zu gelingen scheint, als ich anfangs fürchtete, mein Leben hier von dem alten Leben gleichsam abzuschneiden und wie zu isoliren und wie ein Soldat im Felde bloß auf den Dienst des Augenblicks zu achten. Das geht wirklich leidlich, ich halte die vielen Sitzungen leidlich aus, schlafe, wie es scheint, von mancher Langenweile müder als gewöhnlich, sehr gut, esse und trinke verständig gleich andern verständigen Leuten und bilde mir endlich zuweilen ein, daß ich Gutes thun helfe und in diesem wilden Gewimmel und Gewirr nicht ganz unnütz bin.

Unser Reichstag — ja, das ist Dir ein Ding — und doch könnt' er ein viel schlechteres Ding sein als er ist; und wenn man an seine Vorläufer, besonders wenn man an seine wirklichen Vorläufer, das tumultuarisch zusammengelaufene Vorparlament und die sogenannten Fünfziger denkt, und an die Art der Wahlen, so muß man sich doch wundern, daß so viel Verstand und Geschicklichkeit und auch so viel guter Wille zusammengekommen ist als einem oft begegnet.

Es hat sich hier, wie in allen großen Versammlungen, natürlich eine Linke und eine Rechte gebildet. Ich sitze zufällig vor der Linken auf einem Platz, der mir gleich anfangs sehr bequem däuchte, weil der Rednerbühne nahe, und den ich, ohne des praejudicii et judicii zu gedenken, behalten habe, obgleich er mir nun wegen des Getobes und Gebrülls der Linken doch zuweilen lästig wird, habe einen Arzt[2]) aus Olmütz neben mir und den berühmten Robert Blum, den Kölner, hinter mir.

Unsere Führung ist wegen der schlechten Angewöhnungen eben aus den vorhergegangenen Versammlungen oft zu tobig und regellos, und ein elendestes Galeriegeklatsche hat als Gewohnheit Platz gegriffen, und dafür werden von manchen tobigen, unnützen Burschen denn die hochtönenden Klangworte genug gemißbraucht, womit man die Menge ködert. Der Präsident Gagern, der durch große Stimmenmehrheit zum zweiten Male glücklich Gewählte, ist übrigens ein tüchtiger und seinem Posten gewachsener Mann, und seit ein paar Tagen däucht mir wirklich, daß wir anfangen, etwas sittiger zu werden.

---

[1]) Bonn ist ein Schreibfehler Arndt's, es muß Frankfurt heißen, wie aus dem Briefe selbst hervorgeht.

[2]) Gemeint kann nur Andreas Ludwig Josef Jeitteles, geboren in Prag 1799, seit 1836 Professor der Medicin in Olmütz, sein. Von Jugend auf mit Carl Egon Ebert befreundet und selbst vielfach mit belletristischen Arbeiten beschäftigt, war er im Jahre 1848 Redacteur des in Olmütz erscheinenden Blattes „Neue Zeit"; in Frankfurt gehörte er zur gemäßigten Linken, trat aber December 1848 schon aus dem Parlament aus.

Linke, Rechte? Die Rechte darf gottlob beinahe auf dreiviertel der Versammlung angeschlagen werden; und doch muß wegen der Meinung des Tages, wie sie einmal im Vaterlande, ja in ganz Europa steht, schon der verständigen Klugheit wegen mit manchem wüsten Unsinn sacht und säuberlich verfahren werden. Auch sind Rücksichten da, die in den verschiedenen Parteiansichten der sogenannten Rechten ihren Grund haben, wovon ich gestern Abend in einem Club der Gemäßigten, im sogenannten Steinernen Hause, zu dessen Vicepräsidenten man mich gewählt hat, recht lebendige Vorstellungen bekommen habe, da in diesem Club manche Bayern und auch Abelliner[1]) sitzen.

In der Linken sind nun mehrere vollgebrannte Republikaner. Was, Republikaner? Nihilisten, Gleichmacher und Levellers in schlimmster Bedeutung müssen sie heißen; ... vollstes nichtigstes Nichts von einem wilden gelernten Kram politischer in leerer Luft tanzender Gespinnste, aber immer die fertigsten, Lärm, Entzweiung, Erbitterung zu erregen und Alles mit dem Samen des Hasses und Verdachtes zu bestreuen, kurz Lärm und bösestes Nichts zu machen. Diese sind im Hause bis jetzt noch nicht weit vorgedrungen; sie scheinen (nämlich die Gefährlichen und Wildesten unter ihnen gerechnet) nicht mehr als ein Viertel der Versammlung auszumachen; aber anders steht es, wenn man nach draußen schaut und ihre äußere Wirksamkeit in Anschlag bringt. Sie sind, wie alles Böse, von einer unglaublichen Thätigkeit und Gerührigkeit und stehen in Gasthäusern und Kneipen täglich in besonderen Clubs auf den Bänken und bearbeiten auf den Märkten und in den Städten und Flecken die Jugend und das kleine Volk in Versammlungen von 5000 bis 10000, wo sie ihnen das süße Gift der allbeglückenden Republik in die Ohren gießen.

Preußen? Unglaublich, wie es dieser Rotte gelungen ist, den Namen und das Königshaus in der Meinung herunterzubringen. An einen deutschen, vollends einen preußisch-deutschen Kaiser gar nicht mehr zu denken. Ich sehe noch nicht, wie man eine befehlende und ausführende Macht schaffen will, die wirklich Macht sei. Ach! wie vieles provisorisch, und in so gefährlicher Zeit. Wir müssen es einmal als ein deutsches Verhängniß nehmen, daß unser Herr die rechte Zeit vergessen hat und daß die Herrschaft zur Probe an Buben und Jungen kommen sollte.

Sonst bin ich diese Festtage etwas auf dem Lande gewesen, am Taunus und bei dem alten Minister Gagern. Ich bin gesund und finde mich. Wir haben schönstes Wetter, und ihr als auch. Ade. Tausend Grüße an lieb Weib und alle Freunde. Dein E. M. A.

N. S. Bunsen ist nicht gekommen. Georg Bunsen ist hier. Manche alte Freunde und Bekannte sehe ich wenigstens nun. Wir sind gewöhnlich müde von Sitzungen und Arbeiten in den Ausschüssen[2]).

II.[3])

Dein lieber Brief, Geliebter, führt mich zuvörderst zu ganz eigenen Betrachtungen oder, wenn Du willst, Bemerkungen; und so mögen sie denn voranlaufen.

---

[1]) Abelliner, ein offenbar von Arndt zur Bezeichnung bayerischer Ultramontaner gebildeter Ausdruck, wozu der bekannte Minister v. Abel, den die Lola Montez-Affaire stürzte, mit seinen starken ultramontanen Neigungen die Veranlassung bot. Die hier von Arndt hervorgehobene Verschiedenheit der Ansichten im „Steinernen Hause" führte noch im Laufe des Sommers zu einer Trennung und Spaltung der Theilnehmer; von dem „Steinernen Hause" als Bezeichnung einer Partei ist seitdem nicht mehr die Rede. Arndt selbst schloß sich keiner der neuen Parteien an, sondern blieb „Wilder" oder, wie man damals sagte, „Strandläufer".

[2]) Arndt gehörte zum „Ausschuß für völkerrechtliche und internationale Fragen", und zwar als Stellvertreter des Vorsitzenden, und weiter war er Anfangs in der fünfzehnten, später in der zweiten Abtheilung des Parlaments.

[3]) Ohne Datum; aber Ende Juni geschrieben. Das letzte darin erwähnte Ereigniß ist die Wahl des Erzherzogs Johann von Oesterreich zum Reichsverweser, die auf den 29. Juni fällt.

Ich bin nun einmal ein Mensch, der die Dinge gern mit weitem Gesichte betrachtet, was wieder weite Hoffnungen gibt, und zuweilen auch ein versöhnliches, wenn auch nicht versöhnendes Urtheil über den Lärm des Augenblicks und die Gaukeleien der Spieler, die sich in ihm bewegen. — Wenn ich mich nämlich aus diesem wilden Lärm und schlechtem Getriebe herausstelle oder nur herausdenke und dann auch die Gesichter und Gebärden und Handschläge und Mauldonnerschläge der Schwerenöther des Tages vergesse, so erblicke ich doch in den meisten deutschen Menschen, auch in den meisten der hier anwesenden Volksboten, noch so viel Rechtschaffenheit und Tüchtigkeit und selbst in der übertriebenen Wildheit mancher Einzelner noch so viel Natürlichkeit, daß mir für das deutsche Ende nicht bange wird, das freilich wohl vielleicht mehr als ein Menschenalter hinter meinem wirklichen Ende hinausliegen wird. Du siehst, daß mein deutsches Ende die endliche Gestaltung und Entwicklung Deutschlands meint; wobei freilich unser bischen Leben und Glück und unserer Kinder sehr in die Schanze gesetzt werden kann. Die Deutschen — ein ungeheures Volk, ihr Land ein Land ungeheurer Kräfte — sie sind erwacht, machen einige Katzensprünge, mehr französische Affensprünge, aber gottlob auch noch viele Kindersprünge — und wir wollen hoffen, daß daraus endlich, wenngleich in langsamen Erlernungen und Uebungen, Männerschritt wird. Freilich, wenn ich das mixtum compositum unserer sogenannten politischen und staatsrechtlichen Verhältnisse bedenke und wie diese zur Gesinnung und Stimmung des Volkes (die von manchen Narren und Bösewichtern bös' genug gestimmt und verstimmt wird) stehen, so wird mir grau und gelb vor den Augen, und bis diesen Tag begreife ich nicht, wie die Centralgewalt (jetzt Erzherzog Johann) die gehörige Klemme über die einzelnen Regierungen gewinnen will, besonders wie sie, gleichsam die Mittelmacht (obgleich sie Obermacht bedeuten soll) zwischen dem Parlament und den Königen und Fürsten, eine genug drückende und stoßende Macht werden will. Ja, hätten wir einen großen König, der zugleich mit Scepter und Schwert gezeigt werden könnte, auf Preußens Thron gehabt und ihn Kaiser oder *βασιλευς βασιλεων* schelten dürfen, dann hätte sich die rechte Klemme schon gefunden. Nun ist der gute, alte Johann da, ein einstweiliger Lückenbüßer — was nach ihm? Da ist der gordische Knoten, der seines Alexander's wartet. Indessen flechten Andere andere Knoten, die zuletzt auch wohl in blutigen Kämpfen werden durchgehauen werden müssen, wie jetzt schon die ersten Pariser Barrikadenhelden das, was die Dritten und Vierten flechten oder flechten wollen, mit dem Eisen zerhauen müssen. Beiläufig, diese jüngsten Parisiana scheinen hier doch einige Wirkung zu thun und machen gewisse Leute etwas kleinlauter. Ich bin bei Gelegenheit ihrer zu einigem Ansehen gekommen, indem ich bei einem kurzen parlamentarischen Wortgefecht einem Preiser[1]) der französischen Republik und des hochgebildeten und geistig so hochgesitteten Volkes, das nimmermehr einen soldatischen Herrn vertragen werde, indem ich diesem demokratischen Maulhelden vor einigen Tagen etwas laut zurief: sie werden bald wieder einen haben.

---

[1]) Gemeint ist Arnold Ruge, der bei Gelegenheit der gerade stattfindenden Berathung über die Centralgewalt am 23. Juni 1848 folgende Worte sprach: „Es handelt sich darum, ob wir ohne Herrn, das heißt freie Männer sein wollen. Der edle Mann neben mir (nämlich E. M. Arndt) hat gesagt, es sei ein Unglück, herrenlos zu sein; ich glaube, er hat eine Unrichtigkeit gesagt. Denn die Nordamerikaner, die keinen Herrn haben; die Schweizer, die keinen Herrn haben wollen; die Franzosen, die ihren Herrn davon gejagt, sind herrenlos." Hierauf rief E. M. Arndt die im Briefe selbst angeführten Worte dem Redner zu, der nun seinerseits replicirte: „Beruhigen Sie sich; ich glaube das nicht." Während in Frankfurt diese Worte gewechselt wurden, war in Paris schon der General Cavaignac, mit weitestgehender Vollmacht seitens der Regierung ausgestattet, damit beschäftigt, den von socialistischen Radicalen angefachten Aufstand niederzuschlagen. Der weitere Verlauf der Dinge in Frankreich und namentlich das baldige Emporkommen Louis Napoleon's bestätigten Arndt's Worte.

Uebrigens, da ich nun auf mich selbst und von mir selbst zu sprechen komme, so fühle ich — und habe es vorher schon gefühlt — daß so alte Leute wie ich in kein Parlament gehören, wenigstens in keines, welches erst ein Parlament werden, oder vielmehr sich gestalten soll. Wäre ich dreißig, vierzig Jahre jünger, so würde ich bald in einer, bald in der anderen Kneipe, wo sich die Clubs halten, auch auf die Tische springen und die Waare, die ich führe, besser an den Mann zu bringen suchen. Denn eben in diesen einzelnen Clubs und Versammlungen wird das Meiste gewirkt und suchen die Parteien sich geltend zu machen. Aber nach der Tageslast muß Unsereiner in den Stunden zwischen neun und ein Uhr Nachts sich mehr in die Ruhe zurückziehen. — Du kannst Dir denken, daß die Radicalen, meistens auch die Jüngsten, bei Weitem die Thätigsten sind und bis tief in das kleinste Volk hinein bohren und wühlen. Sie haben einige Talente: den R. Blum von Köln, mit Plautus zu reden subdolissimum, und ein paar Simone: einen Simon aus Trier, sehr witzig und gewandt, und den Heinrich Simon von Breslau u. s. w. Die Constitutionellen — nun, die haben wirklich keinen Führer; ich weiß nicht, ob und wann sie einen finden werden. Radowitz, geschickt, aber kein Herz (wovon der Deutsche doch immer ein tüchtiges Stück, sei's gut, sei's bös', haben will); Beckerath zu trocken, zu doctrinär, ohne jede Begeisterung; Vincke wirkliches, wahrstes Talent, aber zu eckigt und starr, immer etwas springend; Dahlmann kann auf der Tribüne kein Führer, überhaupt kein Führer sein, weil ihm die unmittelbare Rede und Gewandtheit fehlt; Freiherr Rothenhan aus Franken, ein edler, schöner Rittersmann, hat für eine so große Versammlung nicht genug Durchschlagendes und Feuriges; Heckscher (Hamburger Advocat) leicht der Bedeutendste, ein künftiger Minister: Lebendigkeit, Klarheit der Darstellung, ein sehr guter Wortfechter (Debater); von Widenbrugk (Thüringer, weimarscher Minister) der würde was sein können, wenn er nicht buckligt wäre und eine zu dünne Stimme hätte, feiner, klarer, geistreicher Verstand. (Gagern, der Präsident, ein sehr ausgezeichneter Mann, auch durch seine Persönlichkeit.)[1])

Ich also sitze so mit und versitze möglicher Weise einem schlechteren Mann die Stelle. In Einzelreden und im Gespräche säet so ein Alter vielleicht auch zuweilen ein gutes Samenkörnlein aus; sitze auch in einem sogenannten Club (der Gemäßigten) im Steinernen Hause (absit omen!) zuweilen als Vicepräses, wo Rothenhan vorsitzt.

Die Radicalen (der Appetit des Tollen wächst leider in vielen Landen, zumal in Württemberg, Hessen, Thüringen. Ich hoffe, die Franzosen werden ihn durch die Praxis und Tarraxis etwas sänftigen)[2]), die eine wüste allgemeine Republik und die Fürsten fort! fort! wollen — es sind unglaubliche Gestalten darunter . . .

Notabene: Ich kam gestern zufällig durch die alte Judengasse, die mich ihrer ungeheueren Ungeheuerlichkeit wegen über eine halbe Stunde in Beschauungen und Betrachtungen aufhielt. Da mußte ich lächeln, als ich vor der Bude eines Antiquars neben älteren Bildern und Köpfen als die einzigen neueren Joh. Ronge und Körbler[3]) ausgehängt sah. 2. NB. Ich hänge auch schon aus an mehreren Ecken. Sonst ergötze ich mich vielfach in Betrachtung mancher herrlichen alten Bauwerke der Stadt.

Die Berliner? Das Zeughaus? O diese letzte Plünderung und Schmach ist groß; schändlich die Feigheit der Bürger.

Ade, du Liebster! Tausend Grüße. Dein E. M. A.

---

[1]) Ist von Arndt später, offenbar beim Wiederdurchlesen des Briefes, hinzugefügt und eingeschoben.

[2]) Das hier in Klammern Gesetzte hat Arndt am unteren und seitlichen Rande hinzugefügt.

[3]) Gemeint ist sicher der Priester Kerbler aus Schlesien, welcher mit Johannes Ronge zusammen an der Bewegung gegen die päpstliche Hierarchie Theil nahm. Diese Bewegung, durch Ronge's geharnischte Schrift an den Bischof Arnoldi in Trier gegen die Wallfahrt zum „ungenähten Rock" hervorgerufen, führte zur Gründung des Deutsch-Katholicismus.

III.

Frankfurt, 27. Heumonds 1848.

Wir haben drei Tage unfruchtbaren und blutigen Polenacker gepflügt, nachdem wir über sechs Wochen in unserm Ausschuß[1]) auf verschiedene Weise darüber gefochten und berathen hatten; endlich ist geschehen — was geschehen mußte! — der deutschere Theil des Großherzogthums Posen ist Deutschland einverleibt. Damit ist freilich der künftige Zwist und Aufruhr nicht abgeschnitten, zumal bei einem Volke slavonischen Stammes; aber man thut eben, was der Augenblick und auch das Herz verlangt. Wenn man auf Erden nur Einiges gelegentlich recht machen kann, gerecht kann man diese Erde nicht mehr machen. Auch ist sie nie gerecht gewesen; ich glaube doch bei allen Narrheiten und Getümmeln noch, daß wir gerechter sind als unsere Väter und Großväter.

Dies für heute, Geliebter, nebst einigen Ausläufen und Abschweifungen aus meinem Gedankenpfade heraus auf die bunten und verschieden geschlängelten Blumenpfade Deines letzten lieben Briefes vom 16. d. M. Man tupft so hin und her an und findet, wie dumm und halbblind eine lange Sitzung von 6½ Stunden einen auch gemacht habe, durch dies Tupfen und Picken hier und da ein Gedankenkörnlein.

Du klagst über Eure Bonner Zustände — und wer könnte und müßte nicht klagen? Wer könnte und dürfte nicht klagen über das Maß der kurzen Geister, die sich als große und außerordentliche gebärden? Aber doch glaube ich, wir klagen unsere Zeit mit Unrecht des kurzen und kleinen Maßes an. Es ist Alles in einem wundersamen und auch wunderlichen Uebergang und Ausgang der Zeiten; und da ist lange eine gewisse Gleichheit, welche ich eine Ebenheit nennen möchte, wo nichts hervorragt. Es werden die Hervorragenden und Gewaltigen schon kommen, aber wahrscheinlich lange hinter mir. Thut nichts. Wie unsere politischen Verhältnisse die schwersten sind, wenn man sie zu einer gedachten Ebnung brächte oder vielmehr sie sich nur so einbildete, so ist nach meinem Gefühl ein gewisses verworrenes Tappen in einem Volke, welches doch so tapfer und kriegerisch ist als das unsrige, mir immer mehr ein Zeichen einer milden Lindigkeit und Gutmüthigkeit, als einer geistigen Hülflosigkeit oder politischen Unfähigkeit. Dies bei einem Volke, welchem seit vier Monaten alle Zügel der Herrschaft und des Gehorsams fast ganz gelöst sind, ist mir ein fröhliches Zeichen. Wie das Ganze endlich mehr in einer würdigen Weise zur Stärke und dadurch zur Ordnung geeinigt werden kann, das weiß nur, der die Schicksale der Völker lenkt. Dazu wird äußere Noth, welche zusammentreibt, gehören, oder irgend einige außerordentliche Treiber, welche die Völker selten mit seidenen Handschuhen anfassen und führen. Veniet Ille.

Kurz, glaube mir, Geliebter, es ist hier, es ist allenthalben im Vaterlande viel Gutes und auch Tüchtiges; auch in dieser Versammlung sind viele brave und tüchtige Leute, auch einzelne ausgezeichnete Talente — aber, aber — warum kein Vortreter? Wie die ganze politische Entwicklung der jüngsten fünfunddreißig Jahre sich machte, hatten unsere Könige und Fürsten sich in den Dreck gelegt. Es gilt, sie langsam herauszuziehen. In einer einzelnen Monarchie könnt' es ein Einzelner sein, in so vielen wie die deutschen, müßt' es ein Riese sein, ein Herkules, der die immer frisch gefärbte blutigste Keule führte; Gott wird uns ja piano gehen lassen; es sind wirklich viele bereite Kräfte da! — Und die andere Seite, die Republik?

Täuschen wir uns nicht — auch in Deutschland stehen ihr viele wüste und verworrene Kräfte und Geister zu Gebot, und hätte Gott es gewollt und einen Satanskerl geboren werden lassen, Lichtfreunde, Fichtianer und Hegelianer haben rechtschaffen vorgearbeitet, und doch — ich hoffe, sie werden endlich dahinten bleiben. Daß es aber mit unserm losen Wesen einer allgemeinen flatternden Freiheit, daß es ohne feste, strenge politische Sittenordnungen in die Harre[2]) nicht gehen kann,

---

[1]) Für völkerrechtliche und internationale Fragen.

[2]) = auf die Dauer, auf die Länge.

dessen bin ich gewiß wie meines Lebens; wie man endlich ein Gesetz finden soll, welches das Bürgerleben und seinen Noth- und Angelnagel, die Ehe, nach der Weise und Ordnung älterer heidnischer wie christlicher Völker richtet und einrichtet — daran muß gedacht werden, aber ich weiß seine Formel noch nicht. Wir wollen hoffen. Denn das Weltschicksal und das Glück und Unglück unserer Kinder und Enkel hängt daran, und nach der Art und den Grundsätzen, die der Tag und Ruge und Robert Blum und Kinkel den Armen und Mühseligen predigen, würde die Herrlichkeit Europa's mit all' ihrer Bildung, Kunst und Wissenschaft zuletzt unter den wilden Fäusten der Proletarier vergehen müssen. Wir haben Paris und sein jüngstes Beispiel. Die haben das Gehirn der blinden Narren wohl etwas abgekühlt; aber die Herzen der bösen Narren — wir haben hier auch einige — weigern sich jeder Abkühlung. Indessen die Jahrzehnte rollen geschwind, und auch wir Deutsche werden nicht Zeit haben, uns über kleine und gar über kleinliche Ablehren zu bedenken. Aristoteles und Plato waren da tausendmal vernünftiger als diese Thoren, die aber auch zum Theil den Glauben an ein Jenseits für eine Narrheit erklären. Da liegt aber ganz eigentlich der Hund der Zeit begraben. Also Eure extremissimi — mit Plautus zu reden — haben gleichsam den Oberspieß gewonnen? So sieht es einstweilen äußerlich noch an vielen Orten aus, wenn es auch innerlich, in den Herzen, so schlimm noch nicht ist. Es ist mit den Guten und Bösen gleichsam ein Verhältniß wie mit den Fliegen und Bienen. Die Biene fliegt in einer Richtung, hält sich länger an einer Stelle, auf Blumen und Kräutern Honig sammelnd, auf, und fliegt darauf in einer, oft in derselben Richtung, still wieder heim; die Fliege dagegen in derselben Zeit fliegt an zehn und zwanzig Ohren und Nasen, an zehn und zwanzig Milch- oder Kothtröpfchen hin und her. Daher geschieht, daß, wenn auch der Bienen die dreimal größere Zahl in Bewegung ist, der Fliegen immer viel mehr zu sein scheinen. Das ist es: ein unruhiger, wilder Kerl versteht sich zu verhundertfachen, wo der stätige, sittige Mann sich kaum verzehnfacht. Bis jetzt machen die bösen Schwerenöther wirklich viel mehr Lärm und Geschwirr, als sie Stoff zur That haben; aber wenn die Guten und Verständigen es in bequemer und hoffnungsvoller Weise so fortlaufen lassen, so wird Jenen der Stoff endlich in die Hand wachsen.

Doch ich muß umlenken. Närrisch, daß ich bei der heutigen Hitze und bei allem Dampf des Hauses ordentlich zu zum Theil wunderlichen Betrachtungen aufgereizt bin und Dir eigentlich nichts erzählt habe.

Nun sollst Du wissen, daß Dahlmanns und mein Töchterchen wohl sind, daß ich weder Hollweg noch Mendelssohn leider nicht gesehen habe, und daß der Mensch, zu welchem ich hier ein besonderes Herz hätte fassen können, daß Paul Pfizer[1]) schon vor Wochen nach Stuttgart zurückgekehrt ist, um dort wahrscheinlich bald an einer malacosis cerebri zu sterben.

Ade! Tausend Grüße an die lieben Deinen und an alle Freunde.

Dein E. M. A.

IV.

Frankfurt, den 13. Weinmonds 1848.

Im Getose der Unvernunft und Thierheit, die uns hier und im ganzen lieben Vaterlande ringsum und ringsher umbraust, setze ich mich zuweilen einsam hin, den alten Kopf bald zur Erde senkend, bald zu den Sternen hebend, und suche ein paar Worte mit meinem bischen Vernunft zu sprechen; nun aber will ich's einmal klüger machen und mit der selbstesten Philosophie und Metaphysik mich ein wenig vertrösten, mit deiner Philosophie, Getreuester, mit der Philosophie der Liebe. Am Ende ist es nur ein Wort der Liebe, was ich möchte sprechen können, was ich

---

[1]) Hervorragender Führer der Württemberger Liberalen, Publicist und Staatsmann, kurze Zeit (1848) Cultusminister; † 1867.

wieder von dir haben möchte; denn was das Andere betrifft, vielmehr was alles Andere, was das Getose dieser äußeren unmetaphysischen und doch nicht ungöttlichen Welt betrifft, so liegt ja alles hell vor den Blicken und die Weltgeschichte, von welcher böse Narren, wenn sie könnten, alle ältesten ehrwürdigsten Erinnerungen wegwischen möchten, liegt so einfach und kurz wie die ersten Tafeln Mosis, die der graue Seher im Zorn zerschlug, vor uns aufgeschlagen.

Ihr werdet erschrocken sein, Geliebte, über Gräuel, welche hier geschehen sind [1]), welche jetzt so alltäglich werden, daß das arme verführte Volk sich endlich an Mord und Blut gewöhnen wird, vielleicht endlich gewöhnen wird, ehrliche und schneeweiße alte Köpfe wie den meinigen abzuhacken, wohl noch meinend, Gott und der Freiheit damit einen Dienst zu thun. Ihr werdet verwundert und erstaunt sein, daß von hier, von dieser Tribüne gegen solche Scheußlichkeiten keine Donnerworte herabklingen. Mit Recht verwundert und erstaunt, und doch wieder mit Unrecht.

Wie das? O wir Deutsche haben durch die alten Verhältnisse und ihre tausendfältigen, widerlichen und unreinen Verzweigungen und durch die tausend Jämmerlichkeiten, Nichtigkeiten und Feigheiten außer vielen Regierungen [die beiden mächtigsten auch hier oben an] ein so unreines politisches Wasser, daß man bei jeder neuen Heftigkeit von Anklagen und Wortgefechten wirklich fürchten muß, das neugeborene deutsche Kindlein, das entweder einige Monate [Hans Sachs sagte für Monat da immer Jahr] zu früh oder zu spät geboren ist, mit dem blinden trüben Bade mit auszuschütten. Viele werden rufen „Nur zu! schüttet den bösen Wechselbalg nur frisch mit aus!" Leicht gesagt; aber was wäre damit geholfen? In der That! wir haben uns bisher hüten müssen, die Schlangen nicht zu sehr zu reizen, ihr Gift auszuspritzen, denn immer halten sie uns dann mit tausend Lügen und Uebertreibungen die aqua tofana entgegen, welche das letzte Menschenalter in langsamen und kleinen Dosen dünnster Tröpflein über und durch alles Volk hingespritzt hat, und wovon sie einen guten Theil an sich gesogen, wenn nicht in sich hinein gesogen haben, um es unter dem Titel Lebenströpflein der Freiheit wieder auszuspritzen. Dieser Höllenschein der Lüge, der da Wahres und Falsches, mit solchem Höllenwasser gemischt, ausspeit, mit einer eigenen Lichtfunkelung aller Täuschung und Lüge ausspeit, will nach unvermeidlichem Naturlauf seine Zeit haben zum Erbleichen — und daß ich es mit einem derberen Worte sage, der Dreck, den die Umwälzungen von Paris, Berlin und Wien im Februar und März aus der sentina populi auch dem Besten und Weisesten über die Köpfe und auf die Köpfe heraufgespült haben, will seine Zeit haben zu trocknen und abgestäubt zu werden: denn an reinem Wasser zum schnellen Abwaschen hat es allenthalben gefehlt.

Den 14., Mittag 12 Uhr.

So bin ich wider Willen Metaphykopoliticus oder Metapoliticus geworden und in eine mir fremde Region hineingerathen — gleichsam in eine politische Schwebelei, worin wir aber wirklich stecken. Wundersam genug, der Gedanke deutscher Einheit ist ein großer Gedanke und wirklich der allernothwendigste und muß leider mit allen seinen Narrheiten (führen nur nicht auch wirkliche Bösewichter dazwischen hinein!) immer weiter durchgearbeitet werden. Das kann niemand stärker empfinden und vorempfinden als mein armes altes Herz, und jeder verständige Deutsche muß das mitempfinden, wenn er es auch nicht versteht. Denn, wer kann die verschlungene Verwickelung und endliche Lösung der Dinge und der Menschengedanken verstehen, wenn er sich vor den dunkeln Spiegel dieser dunklen Zeit stellt? wer kann die Uhr seines Verstandes auf den Stundenschlag des Augenblickes zurechtstellen? Ich kann es nicht und bekenne mit unserem Terentius: Davus sum, haud Oedipus.

---

[1]) Gemeint ist die Ermordung Lichnowsky's und Auerswald's.

Es reißen sich im Vaterlande eigentlich zwei Kräfte: die einen wollen unter dem Titel der gemißbrauchten deutschen Einheit zur wilden Republik der rothen Mütze, die anderen sollten, damit das rothe Unglück nicht durchbreche, geschwindest ihren Kaiser machen. Es ist aber kein Kaiser möglich als Preußen.

Siehe! so scheine ich mich wieder auf das Feld des Verstandes zu verlaufen — und doch verstehe ich es endlich nicht — wenigstens das Ende nicht, und noch kein rechtes Ende.

Warum ich schneeweißer alter Mann hier noch sitze, habe ich Dir gesagt: vielleicht einem Schlechteren doch die Stelle zu versitzen und allenfalls wie ein gutes Gewissen irgend eines Jüngeren Herz zu stärken. Um wirksam sein zu können, müßte ich jünger sein, bin wohl überhaupt nicht zu einem politischen Mann der Außenwelt geboren gewesen, sondern von Natur trotz meiner Geselligkeit ein sehr einsamer Mensch, oft ein stummer Stein, aus welchem ein fremder Stahl hie und da ein Feuerfünkchen herausschlagen kann.

Doch ich sehe, es ist gut, daß mein papierner Raum sogleich voll ist. Könnte ich ihn zuletzt mit all der Liebe und Treue füllen, die ich zu Euch tragen muß.

Grüße die Deinen und alle Freunde. Dein E. M. A.

V.

Frankfurt, Sonntag den 29. des Weinmonds 1848.

Ich sehe an den großen Buchstaben, womit ich begonnen habe, daß ich große oder vielmehr, mit der Bauernempfindung zu reden, eben großmüthige Gedanken habe, oder wenigstens, daß sie mir in die Fingerspitzen hinaufgestiegen sind: denn solche großmüthige pflegen, wie deine metaphysischpsychologische Weisheit besser als ich versteht, mehr aus dem von den Eingeweiden beherrschten θυμος als aus dem heiteren πνευμα zu entspringen, welches eben, weil es immer in und auf der Höhe schwebt, dem sich Ueberheben nicht ausgesetzt ist.

In der That, Geliebter, wir haben in den jüngst vergangenen Tagen, wenn auch nicht mit großem Sinn, doch mit großen und großwogigen Gefühlen, über ein fallendes oder vielmehr über ein zerfallen wollendes und wieder aufzurichtendes Oestreich viel hin und her gestritten, und über diese große Frage wird auch künftig wohl nicht bloß mit Schwerdtern, sondern auch mit Mäulern und Schreibfedern noch viel gestritten werden. Es galt die Frage: ob Oestreich an Deutschland oder nur halb und unbestimmt mit Deutschland sein sollte oder ganz in Deutschland, und beide, mein Herz und mein Kopf, haben für das ganz in Deutschland mit der großen Mehrheit des Reichstags stimmen gemußt. Wir konnten und durften die Grundsätze nicht aufgeben, nach welchen über Schleswig-Holstein, Limburg, Posen u. s. w. gestimmt ist.

Nun die Oestreicher hier im Reichstage? und was sonst noch östreichert? Darüber ein Wort.

Bei der Abstimmung über diese unermeßliche Frage sind die vornehmeren Oestreicher, und was zu den Beamten gehört, begreiflicher Weise für die losere, mehr völkerrechtliche Verbindung, die Plebejer und die Jugend, auch die vom deutschen Geist über die Belange der Gegenwart hinaus mehr angeweheten und durchweheten Gelehrten größtentheils für das ganz in. Man kann bei solcher Entscheidung, wo die Zukunft so sehr versiegelt vor uns liegt, wie bei Oestreich, nur mit dem plattdeutschen Bauer sagen: „Lat 't warden, wat 't watt, sed de Erpel un tratt“ [1]). — Uebrigens hier in Süddeutschland östreichert es sehr, in Frankfurt natürlich fast viel mehr als anderswo, von wegen alter Gewohnheiten und vorzüglich auch, weil die alte Gewohnheit viele große und mittlere Familien der heiligen Reichsstadt reichlich mit östreichischen Metalliques und anderen

[1]) = „Lass' es werden, was es wird, sagte der Enterich und trat.“

Staatsschuldpapieren belastet hat; ein Verhältniß, wovon meine Ohren fast in jeder Gesellschaft zu leiden haben. — Und auch ich östreichere mitunter sehr: es ist wirklich in den Leuten südöstlich der Donau eine hübsche gerade und offene Gemüthlichkeit und mehr Talent und Gewandtheit des Geistes und seiner Rede, als man in unserem lieben Norddeutschland ihnen zuzutrauen pflegt. — Unsere Gradheit, wo und wann wir grad sind, ist eine ganz andere, eine sächsische, friesische, in das Skandinavische überspielende.

Und meine Preußen? Sie gewinnen hier von Tage zu Tage mehr Land, seitdem sie in größerer Zahl hier eingerückt sind. Sie tragen auf Stirn und in Gebärde ein festeres stolzeres Kriegsmannsgefühl — ein Bewußtsein, was alter Ruhm und größere Macht gibt — auch siegt die fast alle anderen Reichstruppen überragende größere Bildung endlich über vorgefaßte oder tückisch eingeflößte Meinung. Z. B.: Gestern Abend kam zu einem von mir auch angesessenen Theetisch das Fräulein des Hauses herunter und erzählte: „Eben schalt ich die Magd, daß sie was versäumt, habe wohl wieder nach den Soldaten aus dem Fenster gelugt, und sie antwortete: „Was? auf die Hessen und Bayern sollte ich hinabgucken? ja wenn's hübsche Preußen wären." Unter dem Fenster nämlich bewegten sich die ersteren, um das Goethedenkmal in hölzernen Ställen und Kasernen quartirt.

Und noch wieder die Preußen, und der Großpreuße, der König? Auch in der Art dieses unseres Herrn, der so viele treffliche königliche Eigenschaften hat — wie viel liegt uns da im Wege? Ach! er macht seinen Freunden schwere Arbeit und Noth und hilft das Ziel, welchem man sich möglicher Weise mehr zu nähern hofft, wieder weiter hinausrücken oder wirft es uns ganz um. Es ist darin, in mancher seiner geistreichen Verkehrtheiten, etwas Verhängnißvolles, endlich ein deutsches Verhängniß, das wir, wenn es unvermeidlich ist, durch und mit Gott werden durchtragen müssen. Er und Ferdinand von Oestreich. Wohin weist dergleichen, wenn man die alten vergilbten Blätter der Mittelaltersgeschichte durchblättert? Johann ohne Land und Heinrich III., des großen Ersten Eduard Vater, (einer der in England Längstregierenden) ein schwacher, ja schwächster Fürst, veranlaßten und halfen durch ihre Verkehrtheit und Schwäche die Magna Charta libert. stiften und gründen. Darf ich mir das Unsrige zum Glücke deuten? O ich möchte es! aber kaum darf ich's.

Also Trauer im Hause? Grüße und küsse Deine liebe Caroline und bezeuge ihr meine innige Theilnahme. Man muß bei vielem traurigen und beweinenswerthen doch Zeit behalten, im Hause zu weinen.

Unser armer guter Reichsverweser jammert mich oft. Wie muß sein Herz Habsburg und Wien empfinden! Ich würde die letzten Wochen mich 'mal zu ihm hingemacht haben, aber ich muß das meiden, weil ich nicht lügen darf und ihm nichts vorlügen möchte: denn ich muß die östreichischen Dinge aus einem ganz anderen Gesichtspunkte ansehen als ein Erzherzog von Oestreich [1]).

Hollweg's Schriftchen [2]) ist, wie Alles, was der Brave schreibt, kurz, klar, hübsch und hat und giebt Winke, mit welchen jeder bis zu seinem Punkt hin ein Stück Wegs in Belehrung und Erlustigung mitlaufen kann. Bei solchen Schriften hat ja jeder seinen besonderen Standpunkt, von welchem er ausläuft. Mache ich es anders? und stehe ich auf meinem Standpunkte nicht meistens zu hartnäckigt und fast unverrücklich fest? — Bunsen [3]) hat bei allem Praktischen des Blicks doch

---

[1]) Bezieht sich auf den durch Windischgrätz (31. October) niedergeschlagenen Aufstand Wiens, in Folge dessen auch Robert Blum (9. November) standrechtlich erschossen ward.

[2]) Bethmann-Hollweg's Schrift führt den Titel: „Reaction oder Sonderthümlerei. Sermon an die Conservativen. Geschrieben zu Marienbad in Böhmen, den 1. September 1848".

[3]) Gemeint ist Bunsen's Schrift: „Vorschlag für die unverzügliche Bildung einer vollständigen Reichsverfassung während der Verweserschaft, zur Hebung der inneren Anstände und zur kräftigen Darstellung des Einen Deutschlands dem Auslande gegenüber", datirt vom September 1848.

auch seine Lust, mitunter zu phantasiren, kennt die einzelnen Stimmungen zu wenig, beachtet für Deutschland das kleine noch bestehende, aber nicht mehr stehende Einzelne in seinen Vorschlägen und Berechnungen zu sehr. Ade! Geist und Papier laufen aus. Tausend Grüße.

Dein alter E. M. A.

VI.

Frankfurt, 19. des Windmonds 1848.

„Zeit und Ruhe zu einem Briefe wollen sich nicht finden," schreibst Du, Geliebter. Zeit und Ruhe hätte ich eben wohl leidlich, aber leider haben wir einander wenig oder fast nichts zu erzählen: denn leider weiß der Eine, was der Andere weiß, nämlich wir wissen beide nicht, wie aus diesem scheußlichen Berliner Gewirr irgend noch knotenlose Fäden aufgeräwwelt werden können.

Du hast mir ein verständiges und tröstliches Blättchen geschickt: Ich lege Dir dafür ein paroli bei. Die Reichsgewalt hier wird thun, was sie kann, aber was kann sie? Es sind wieder zwei sehr verständige und begabte Männer[1]) nach Berlin geschickt; aber werden und können sie etwas ausrichten? ist überhaupt eine Vermittelung möglich, wo offenbarer Wahnsinn mit allen Köpfen und Herzen durchgeht? und muß nach dem grauenvollen Naturgesetze dieser Wahnsinn, damit er wieder zur Ernüchterung kommen könne, nicht seine Zeit zum Austoben haben? Denn wirklich, unglaublich scheint es, daß viele Leute, welchen man sonst beide, Verstand und Gewissenhaftigkeit, zugetraut hat, sich von dem Strome, der sie am Ende mit verschlingen wird, mit forttreiben lassen. Wenn man nun an Berlin und an die sogenannte Preußentreue (die Franzosen und Polacken mit sich spielen läßt) denkt, sollte man nicht am eigenen Verstande irre werden? Kurz, hier, wenn es zu einer Vermittelung und Versöhnung noch kommen kann, wird es nur wieder auf Kosten der Krone sein, und immer mehr wird es den Hetzern und Wühlern gelingen, das Gift ihrer verwüstenden Lehren immer tiefer bis in die untersten Volksschichten hinabsickern zu lassen.

Den Rothen scheint Alles günstig zu sein. Dahin gehört auch die Windischgrätzische Dummheit, den Blum zu erschießen. Hätte man ihn standrechtlich zum Strick oder zur Kugel verurtheilt und ihn dann (eben weil er Reichstagsmitglied war) im Gefängniß behalten, hier in Frankfurt wegen seines Geschicks angefragt, wär' er auch endlich losgelassen worden — so hätte er eine Art Klacks angehängt bekommen und seine Partei mit ihm. Nun ist ein Volksheiliger und Märtyrer aus ihm geworden und eine Zorn- und Racheflamme, die von seinen Leuten zum Weiterzünden gebraucht wird.

Amalie Niebuhr-Franke habe ich hier schon gesehen. Sie kommt mir frisch und heiter vor, sagt, sie sei glücklich, was ich glaube. Auf jeden Fall hat sie einen gescheidten, entschlossenen und stattlichen Mann. Wahrscheinlich kennst Du Franke[2]).

Ade! ade! Die Sonne scheint hell durch's Fenster und der alte ehrwürdige Domthurm, von ihren Strahlen beleuchtet, steht unverrückt vor mir: Wir wollen so viel wir können unverrücklich hoffen und beten. Grüße Deine Lieben.

Dein E. M. A.

---

[1]) Eduard Simson und v. Hergenhan aus Nassau waren Mitte November nach Berlin gereist, um eine Vermittelung zwischen der Krone, welche die preußische Nationalversammlung nach Brandenburg verlegt und den Grafen Brandenburg an die Spitze der Regierung berufen hatte, und der Nationalversammlung, welche zum größten Theile trotz ihrer Vertagung und Verlegung in Berlin verblieb und Steuerverweigerung beschloß, zu versuchen. Vorher war schon Bassermann in derselben Absicht aus Frankfurt nach Berlin gekommen. Aber die vom deutschen Parlament versuchte Vermittelung führte nicht zu dem erhofften und gewünschten Resultat.

[2]) Carl Philipp Franke, damals Regierungspräsident von Schleswig und Mitglied des Frankfurter Parlaments.

VII.

Frankfurt, 22. des Frühlingsmonds 1849.

Nur einen kleinen Gegengrüß, Geliebter, für Deine jüngsten freundlich lieblichen Worte. Es ist unmöglich, aus der Ferne sich über viel Einzelheiten zu verständigen; je mehr man dergleichen erklären will, desto mehr oft ganz zufällige Mißverständnisse veranlaßt man auch selbst bei solchen, von welchen man meint, daß sie einen am besten kennen. Also nur Andeutungen.

Du weißt, daß ich mit Dir, und, ich hoffe, mit allen Verständigen, so ziemlich desselben politischen Glaubens bin, daß ich die Gebrechen und Schäden der Zeit, ich möchte sagen ihr Wehe und unser Wehe, voll kenne und anerkenne; aber bei all' dieser Erkenntniß gilt es, nicht zu vergessen, daß eine Sintfluth über uns gekommen ist, daß wir aus den schwimmenden Trümmern eben fassen und bergen müssen, was zu bergen ist. Ich habe meinem Herrn[1]) geschrieben, weder Heid noch Christ dürfe nie den Satan anbeten, aber seine Macht müsse er zuweilen anerkennen und ihn mit seinem wilden wüsten Gesindel eine Zeitlang durch galoppiren lassen, bis jenes Gesindel müde wird. Sei das deutsche Volk nicht in Tollheit und Wahnsinn verloren — was ich nicht glaube — so werde es nach einigen Jahren wieder zur Besinnung kommen, und dann können dem wild gewordenen Rosse die Zügel allmälig wieder straffer angezogen werden.

O die Zeit, lieber Bruder! Ich habe unter den Freunden einige unglaubliche, ich hätte bald gesagt, unmögliche Schwarzweiße gefunden, brave Männer meines Glaubens, aber durchaus verschiedener Ansicht von dem, was jetzt gethan werden könne und müsse. Sie messen Preußen auch mit einer Macht, und der König scheint es auch so zu messen, welche es wahrlich in der gegenwärtigen Weltstellung und dem gegenwärtigen Weltgefühl des Volkes nicht hat: Es ist leider mit und ohne unsere Schuld Alles so geworden, daß es gleichsam neu werden muß.

Wir stehen hier und auch Preußen steht auf dem Absturz einer großen Epoche. Der König muß hochherzig wagen und den Kaiser annehmen, oder — hier sind viele Oder, oder mögliche Möglichkeiten. — Lehnt er weiter ab, wo bleibt er, wo bleiben wir? — Man könnte uns auch auseinander jagen und scheinbar das Alte wieder herstellen. Dies könnte Preußen nur mit Oesterreichs und Rußlands Hülfe, sich zu einem russischen Vasallen machend. Es würde ein kurzer scheinbarer Sieg sein, aber bald doppelter Abfall der Menschen und Fall des Staats, blutiger Trümmerzusammensturz Deutschlands. Deutschland würde nicht untergehen, aber wahrscheinlich alle Könige und Fürsten Deutschlands und viel Schönes mit, vielleicht auch wir mit; aber sind wir so schön, daß wir nicht mit untergehen wollen? Hier phantasire ich nicht, Geliebter, sondern meine hell zu sehen. Die Einheit Deutschlands und ihr Gedanke ist ein Volksgedanke geworden, und unsern König ruft der Ruf, sie edel und königlich bauen und vollenden zu helfen. Beten wir, daß er den Ruf Gottes und der Zeit erkenne. Wir schauen diese Zeit eben aus dem vagen und ängstigenden Gefühl des Augenblicks, aber müssen uns trösten, daß Gott dem deutschen Volke einen großen, weiten Weg gewiesen hat, einen Weg voll Dornen freilich, in welchen wir uns die Füße mit Vielen wund und blutig treten müssen. Wenn ich auch bald fort muß, werde ich das kleine Erdküglein hoffentlich nicht in Verzweiflung verlassen.

Tausend Gruß und Ade! Dein alter E. M. Arndt.

---

[1]) Arndt's Brief an Friedrich Wilhelm IV. und des Königs Antwort sind abgedruckt bei Schmettau im Leben Friedrich Wilhelm's IV.

Hermann von Helmholtz.

[Nachdruck untersagt.]

Der große Forscher und Entdecker, dessen siebzigster Geburtstag vor genau drei Jahren von der ganzen civilisirten Welt festlich begangen ward — Hermann von Helmholtz ist nicht mehr. Auch hier ist damals, im Octoberheft 1891, von berufener Hand versucht worden, die wissenschaftlichen Großthaten, die seinem Namen Unsterblichkeit verliehen haben, unseren Lesern im Zusammenhange darzustellen; heute bleibt uns nichts, als — unter dem ersten Eindrucke des Verlustes — der schmerzliche Rückblick, und — in der dauernderen Betrachtung dessen, was unvergänglich an ihm ist — das „stolze Wort" des auch von ihm so sehr geliebten Dichters: „Denn er war unser!"

Auf das zurückzukommen, was Helmholtz auf allen Gebieten des Naturerkennens geleistet, mit welch' genialem Blick er in ihre geheimnißvollen Tiefen gedrungen, mit welchem Scharfsinn ihre räthselhaften Vorgänge beobachtet und aus ihnen bisher verborgene Gesetze gefolgert hat, deren Kenntniß unser theoretisches Wissen erweitert und deren Anwendung das Wohl der Menschheit befördert: das auszuführen, ist in dieser Stunde nicht möglich; aber es ist auch nicht nöthig. Denn schlage man das Buch gelehrter Untersuchung auf, wo man will, überall, auf jedem Blatte wird man den Spuren dessen begegnen, der durch Rechnen, Messen und Wägen nicht nur die Constanz der Energie nachgewiesen, den elektrischen Strom bestimmt und den Augenspiegel entdeckt, sondern auch, bis zur Lösung der höchsten und feinsten Probleme der Sinnesempfindungen vordringend, der Aesthetik, vornehmlich der Tonkunst, eine neue, natürliche Grundlage gegeben hat. Es ist vielleicht mehr denn Zufall, daß in dem vorliegenden Hefte ein anderer berühmter Forscher, der seiner Wissenschaft vorzeitig entrissen worden, den Verfasser der „Lehre von den Tonempfindungen" als einen Derjenigen nennt, der ihn zu seinen Reflexionen über das Thema: „Wer ist musikalisch?" angeregt habe. Desgleichen wird den Lesern dieser Zeitschrift unvergessen sein die Weimarer Rede über: „Goethe's Vorahnungen kommender naturwissenschaftlicher Ideen" [1]), in welcher Helmholtz, vom naturwissenschaftlichen Standpunkte aus, seine Auffassung von der Kunst im Allgemeinen dahin präcisirt, „daß die Kunst, wie die Wissenschaft, Wahrheit darstellen und überliefern kann", und also die einheitliche Wurzel beider andeutet; wenn er dann auch freilich, was wir unseren „Modernen" in Erinnerung rufen möchten, alsbald hinzufügt: „Wer die feineren Wirkungen der Kunst noch nicht kennen gelernt hat, läßt sich leicht . . . verleiten, absolute Naturtreue als den wesentlichen Maßstab . . . anzusehen." Aber die künstlerische Darstellung dürfe nicht eine Copie des einzelnen Falles sein, „sondern eine Darstellung des Typus der betreffenden Erscheinungen". Das Geheimniß der Schönheit in der Kunst beruhe darauf, daß der Künstler den individuellen Fall umformt, „aber ohne aus der Gesetzlichkeit des Typus herauszu-

[1]) Deutsche Rundschau, 1892, Bd. LXXII, S. 115 ff.

treten"; und die Wahrheit leide keinen Eintrag dadurch, daß bei dieser Umbildung der künstlerischen Form absichtlich in Nebendingen die Naturtreue fallen gelassen wird, „wenn dafür eine Erhöhung der Schönheit oder des Ausdrucks in wichtigeren Momenten erreicht werden kann." Die gesperrte Schrift ist von uns; denn wir denken, daß mit diesen Sätzen, die das Verhältniß des großen Naturforschers zu der brennendsten Frage der modernen Kunst und Literatur bezeichnen, auch das Fundament unseres eigenen ästhetischen Glaubensbekenntnisses aufs Neue gesichert wird.

Die Liebe zur Kunst, besonders zur Musik, war charakteristisch für Helmholtz; ihn in den Concerten zu sehen, wenn die Classiker, unter Joachim's Leitung, classisch aufgeführt wurden, war erhebend. Doch beschränkte sich auf diese nicht seine Schätzung. Als wir einmal von Hanslick sprachen, der in seinen, damals in der „Deutschen Rundschau" veröffentlichten Lebenserinnerungen erwähnt, wie sehr ein anerkennendes Wort von Helmholtz über sein Buch „Vom Musikalisch-Schönen" ihn erfreut habe, meinte dieser lächelnd: „Und doch weichen wir in einem Punkte sehr von einander ab: in unserer Ansicht über Wagner." Daß er indessen auch hier einen Unterschied zu machen wußte, geht aus einer Bemerkung bei Gelegenheit von Goethe's Farbenlehre hervor: „Richard Wagner hörte ich selbst einmal äußern, daß er seine Verse viel höher schätze als seine Musik."

Ein Mann strenger Wissenschaftlichkeit und mit seiner äußeren imposanten Erscheinung schon jeder Annäherung gewisse Grenzen anweisend, war Helmholtz doch innerlich eine gütige, warme Natur, wenn dies Fernerstehenden auch nicht oft fühlbar werden mochte. Doch gab es Anlässe, wo das Herz dieser starken, verschlossenen Persönlichkeit selbst vor einer ganzen Versammlung laut reden konnte. So war der Abend des 2. November 1891, als die Nachfeier von Helmholtz' siebzigstem Geburtstag, und so der Abend des 12. Februar 1893, als in nicht minder solenner Weise das fünfzigjährige Doctorjubiläum von Helmholtz' Jugendfreund und Studiengenossen, E. du Bois-Reymond, begangen ward. Selten wohl hat man, selbst in Berlin, eine solch' erlauchte Schar ausgezeichneter Männer gesehen, als an diesem Abend, wo die weißen Häupter unserer akademischen Größen rings um die Ehrentafel glänzten, jeder von ihnen der Ruhm und die Spitze seiner Wissenschaft, fast Alle mit dem Orden pour le mérite geschmückt, und die meisten mit zahlreichen Sternen und Bändern außerdem. Als Helmholtz sich erhob, um zu reden — seine kraftvolle Gestalt fest aufgerichtet, sein mächtiger Kopf mit der hohen und breiten Denkerstirn, den hellen, blauen Augen und den scheinbar unbeweglichen Zügen des auch im Greisenalter noch männlich edlen Gesichtes Alles überragend — da hatte man zuerst jenes Gefühl der Befangenheit, wie wenn ein Herrscher dastände. Seine Worte kamen Anfangs leise und unsicher; doch mehr und mehr erwärmten sie sich, indem er, von den Erinnerungen an den gemeinsamen Lehrer Johannes Müller ausgehend, der Zeit gedachte, da der jugendliche du Bois-Reymond in einem Hinterzimmer der Mauerstraße mit Fröschen und Fischen die ersten Versuche anstellte, die demnächst zu seiner epochemachenden Entdeckung der thierischen Elektricität führten: dies Alles trug Helmholtz in einer so liebenswürdigen Weise vor, mit einem solchen Ausdruck von Bescheidenheit, wo der eigenen Thätigkeit Erwähnung geschehen mußte, und einer solchen Aufrichtigkeit und Freude der Anerkennung, wo die großen Leistungen des Freundes geschildert wurden, daß die menschlich schöne Empfindung, die den Redner durchdrang, sich auch den Zuhörern mittheilte und ihnen unvergeßlich bleiben wird.

Ein Freund belebter Geselligkeit und selber, mit seiner geistvollen Gemahlin, Mittelpunkt eines der gewähltesten Kreise der Berliner Gesellschaft, machte Helmholtz doch immer und überall, wenn er erschien, den Eindruck persönlicher Ueberlegenheit. Man mußte gleichsam erst die Scheu vor dem großen Gelehrten überwinden, bevor man den guten und freundlichen Menschen in ihm erkannte. Dann aber wird man kein Gespräch mit ihm geführt haben, von welchem man nicht ein bedeutendes An-

denken bewahrt hätte. Der Schreiber dieser Zeilen erinnert sich eines solchen von einem der letzten Abende, den in Helmholtz' Nähe zu verbringen ihm gestattet. Es war einige Tage vor seiner Abreise nach Amerika, in dem traulichen Heim eines befreundeten Künstlers. Etwas abseits von den Uebrigen, in der Dämmerung des Augustabends, unter einer Palme der Veranda, saß Helmholtz, und ich setzte mich zu ihm. Niemals vorher und leider auch nie mehr nachher hab' ich so lange und gänzlich ungestört mit dem Verehrten sprechen können. Alle Zweifel und geheimsten Wünsche meines Innern in Bezug auf die letzten Fragen trug ich ihm vor, und er hörte mich gütig an und antwortete mir. Sehr beredt kam er im Laufe der Unterhaltung auf den von ihm als unwissenschaftlich verworfenen Spiritismus, den er auf Täuschung zurückführte, beabsichtigte oder unbeabsichtigte, und zwar vorzugsweise seitens der sogenannten Medien. Klar und lichtvoll führte er alsdann vor mir aus, wie den technischen Vervollkommnungen und mechanischen Erfindungen kein Ziel zu setzen sei, vielmehr mit der fortschreitenden Erforschung der Naturkräfte die Menschheit immer zu neuen, ungeahnten Resultaten gelangen werde. Doch als ich nun in ihn drang, mir zu sagen, ob er glaube, daß die wissenschaftliche Forschung in der Erkenntnißfrage jemals wesentlich über den gegenwärtigen Standpunkt vordringen könne, erwiderte er: „In den Vorgängen des Seelenlebens und den Zusammenhängen mit der Natur, ja; über diese hinaus, nein."

Ergeben wir uns in die Unlösbarkeit eines Räthsels, vor welcher selbst die Superiorität eines Helmholtz resignirt zurücktrat; aber erkennen wir es an seinem Grabe dankbar an, daß er das Leben reicher und schöner gemacht hat durch das Wissen, welches menschlichem Geist erreichbar ist.

J. R.

Notizen über Korea.

[Nachdruck untersagt.]

Von den Wogen des chinesischen und japanischen Meeres umspült, liegt die Halbinsel Korea in jenem Theile des nördlichen Stillen Oceans, der sich zwischen der Küste China's und den Ufern der japanischen Inseln ausdehnt. Sie erstreckt sich über neun Breitengrade (34—43° Nord) und über sechs Längengrade (124½ bis 130½° östlich von Greenwich); ihr Flächeninhalt beträgt etwas über 218000 qkm, entspricht also etwa der Ausdehnung von Italien ohne die zugehörigen Inseln. Auch hinsichtlich der Configuration läßt sich Korea mit Italien passend vergleichen. Von dem ostasiatischen Festlande der Mandschurei durch eine im Norden gelegene alpenartige Bergkette, den Taïpei oder das „große weiße Gebirge" getrennt, wird es von Nord nach Süd von einer den Apenninen ähnlichen Gebirgsformation durchzogen, welche gleichsam das geologische Gerüst der Halbinsel bildet. Während die östliche Küste steil, gleichförmig und wenig durchbrochen ist, bieten die westlichen Gestade, auf denen die größten Flüsse des Landes münden, zahlreiche Zerklüftungen mit Buchten und Inseln dar. Auf der koreanischen Halbinsel kommen etwa zehn leidlich gute Häfen vor, von denen die drei bedeutendsten Fusan, Wönsan und Chemulpo bereits dem Weltverkehr geöffnet sind. In der Nähe des letzteren liegt, dicht bei der Mündung des mächtigen Stromes Han-gang, die Hauptstadt des Landes Söul mit 250000 Einwohnern. In Folge von starken Ebbe- und Fluthwirkungen grade an dieser zwischen dem chinesischen Festlande und der koreanischen Halbinsel eingeengten Stelle des Stillen Oceans ist der Seeverkehr in den Häfen der Westküste recht beschwerlich. Kommt doch an der Mündung des Hauptstromes Han-gang eine Fluthwelle von über elf Meter Höhe vor. Die Einfahrt in diesen wildromantischen Fluß von der See aus, sowie Leben und Treiben in Chemulpo und in der Hauptstadt Söul sind schon früher, kurz nach Abschluß des deutsch-koreanischen Handelsvertrages, von berufener seemännischer Feder in den Blättern dieser Zeitschrift geschildert worden [1]).

Die Gebirge des Landes, an dessen geologischem Aufbau besonders Granit, Gneiß und krystallinischer Schiefer mitgewirkt haben, sind meist dicht bewaldet. Etwa 160 Bergwerke oder Fundorte von Metallen kommen dort vor, deren Ertrag jedoch vielfach übertrieben worden ist. Wenn sich auch Edelmetalle wie Gold und Kupfer vorfinden, so ist doch Eisen das einzige Metall, an welchem Korea wirklich reich ist.

Das Klima von Korea ähnelt dem continentalen von China und der Mandschurei; die schmalen und nicht sehr tiefen Wassermassen des gelben und japanischen Meeres sind nicht im Stande, den meteorologischen Erscheinungen auf der koreanischen Halbinsel den Charakter eines Seeklimas zu verschaffen. Starke Gegensätze der Temperatur, — 25° im Winter und + 35° C. im Sommer, und außerordentlich reiche Regenfälle während der kurzen Sommerzeit tragen nicht dazu bei, den Aufenthalt in Korea besonders angenehm zu machen. Fauna wie Flora von Korea sind mannigfaltig und interessant. Obwohl im Allgemeinen sich zahlreiche Anklänge an Japan und China darbieten, kommen doch auch nicht wenige einheimische Thiere

[1]) Vergl. Deutsche Rundschau, 1885, Bd. XLII, S. 459 ff.: „Mit S. M. S. ‚Leipzig' in Korea".

und Pflanzen vor. Viele wilde Thiere, besonders Bären, Tiger und Panther machen manche Berge und Thäler noch jetzt unsicher. In einigen Gegenden dringen die Tiger selbst in die Dörfer und holen sich sogar aus den Häusern ihre Beute. Im Winter, wenn der Schnee eben anfängt, fest zu frieren, findet die Jagd auf wilde Thiere statt. Dann trägt der Boden grade noch den Jäger, während er unter den schweren Tatzen des Tigers nachgibt; die Eingeborenen tödten das im Schnee oder Eis eingebrochene Raubthier mit der Lanze oder dem Dolch. Die koreanischen Pferde, die sämmtlich importirt werden, sind so klein wie schottische Ponies, dagegen sind die zum Reiten benutzten Stiere groß und kräftig. Schweine und Hunde sind in großer Zahl vorhanden; das Meer ist ergiebig an Fischen und anderen Seethieren. Die auf Korea befindliche Hunderasse ist merkwürdig feige und läßt sich weder zur Jagd noch zur Bewachung verwenden. Dagegen wird Hundefleisch mit Vorliebe und als größte Delikatesse von den Koreanern verspeist, ähnlich wie dies bei vielen polynesischen Völkern und manchmal auch in China der Fall ist. Die Jagd auf Enten, Gänse und Fasanen ist äußerst ergiebig, und viele schöngefärbte Vogelarten, wie Ibis, Reiher und Kraniche beleben die Landschaft.

Die prächtigen Hochwälder Korea's bestehen vornehmlich aus Tannen, Lärchen und Birken, gelegentlich auch mit Ahorn, Buchen, Eichen, Linden und Pappeln untermischt. Auch sehr werthvolle Bäume, wie der Korkbaum und Firnißbaum kommen auf Korea vor, werden jedoch häufig in unvorsichtiger Weise gefällt. An Cerealien gibt es Reis, Hirse, Gerste, Weizen, Bohnen, Mais, Kartoffeln und Wassermelonen; zur Würze der Speisen bedient man sich des spanischen Pfeffers in großen Quantitäten. Zur Herstellung von Geweben und Papier wird Hanf, Baumwolle, Maulbeerbaum und Broussonetia papyrifera gezogen. Desgleichen wird Tabak, da Männer wie Frauen, ja sogar die Kinder rauchen, fast überall gebaut. Trotz der Berührung mit China und Japan sind auffallender Weise Zucker und Thee auf Korea unbekannt. Der Zucker wird durch Honig ersetzt; an die Stelle von Thee tritt ein ziemlich geschmackloser Aufguß von Blättern des Weißdorns mit Ingwer gewürzt.

Neben dem Ackerbau, der die Grundlage der Landeseinnahmen von Korea bildet, ist die Viehzucht, besonders die der Rinder, vorzüglich entwickelt. Die Ausfuhr von Häuten erreichte 1890 den Werth von etwa 600 000 Mark. Ein wichtiger Erwerbszweig der Koreaner ist ferner die Fischerei und das Gewinnen von Seegras. Der Handel Korea's ist kaum emporgeblüht und noch sehr der Entwicklung fähig. Im Jahre 1890 betrug die Einfuhr etwa 20 Millionen, die Ausfuhr 18 Millionen Mark; 3194 Schiffe, darunter 756 Dampfer, verkehrten 1890 in den drei Häfen, von denen Chemulpo allein die Hälfte des koreanischen Verkehrs an sich zieht. Trotz günstiger Handelsbedingungen ist die Zahl der Fremden in Korea noch immer gering. Außer 5500 Japanern und 1000 Chinesen befinden sich nur 140 Weiße im Lande, darunter etwa 32 Deutsche, die fast sämmtlich in Chemulpo ansässig sind. Einer unserer Landsleute, Herr von Möllendorf, gehörte lange Jahre dem koreanischen Staatsrathe an und benutzte seine höchst einflußreiche Stellung dazu, um die wissenschaftliche Erforschung jenes eigenartigen Landes nach Kräften zu fördern.

Die Koreaner, deren Zahl etwa elf Millionen betragen dürfte, gehören der mongolischen Rasse an, bilden aber einen eigenartigen Bestandtheil derselben. Sie gleichen in Statur und Physiognomie am meisten den Nordchinesen; sie sind groß, kräftig gebaut und unermüdliche Arbeiter. Es findet sich unter den Koreanern eine sehr große Zahl verschiedener Typen, die vom Mongolischen bis zum Malayischen verlaufen; ja in manchen Gegenden Korea's kommen sogar Eingeborene mit ziemlich weißer Hautfarbe, hellbraunen Haaren und blauen Augen vor.

Die gewöhnlich einstöckigen und mit Stroh gedeckten koreanischen Häuser sind im Aeußern und Innern höchst primitiv; meist fehlt ihnen Licht und Luft. Geheizt werden sie jedoch durch eine sinnreiche Vorrichtung, indem die heiße Luft von der Feuerstelle erst durch flache, unter den Fußböden liegende Röhren durch das ganze Haus geleitet wird, ehe sie nach oben entweichen kann.

Die Kleidung der Koreaner ist der chinesischen ähnlich; Frauen und Kinder tragen den Zopf nach Chinesenart, während die Männer die Haare als Schopf auf dem Kopfe zusammenbinden und mit Nadeln aus Holz, Kupfer, Silber oder Gold, je nach dem Range, festhalten. Frauen und Kinder gehen ohne Kopfbedeckung, die Männer tragen selbstgeflochtene Hüte aus Binsen oder Stroh und Pelzmützen. Gegrüßt wird nicht durch Hutabnehmen, sondern durch Zurechtrücken des Hutes mit beiden Händen. Während das gewöhnliche Volk entsetzlich schmutzig ist, zeichnen sich vornehme Koreaner durch Sauberkeit der Kleidung, wenn nicht der der Haut aus. Wie in China und manchen polynesischen Ländern ist Weiß oder Grau die Farbe der Trauer. Die Beamten tragen Gewänder von blauer Farbe, und da ihr Erscheinen, aus begreiflichen Gründen, wenig beliebt ist, hat sich im Koreanischen die sprüchwörtliche Redensart vom „Herannahen der blauen Wolke" gebildet. Kein Koreaner geht ohne Tabaksbeutel und Pfeife aus, die bei gewöhnlichen Leuten zwei Fuß lang ist, während sie bei den Vornehmen mindestens fünf Fuß mißt und von einem Diener getragen wird. Sitten und Gebräuche in Korea sind im Allgemeinen vollständig von China beeinflußt, und es ist bisher nur wenig von den ursprünglich koreanischen Einrichtungen bekannt geworden. Die heutigen Koreaner werden im Ganzen als feig und träg geschildert. In alter Zeit waren sie in vielen Industriezweigen die Lehrmeister der Japaner und mancher Zweig des Kunsthandwerks hat sich von China aus über Korea nach Japan verpflanzt. Heute stehen die Koreaner auf einer wesentlich tieferen Stufe der Civilisation als ihre beiden Nachbarvölker; nur in der Anfertigung von Dolchen und in der Herstellung von Papier aus den Papierstauden macht sich auch jetzt noch ihre Ueberlegenheit geltend. Die herrschende Religion ist der Buddhismus, doch verliert derselbe immer mehr an Boden. Das Volk ist einfach abergläubisch, vernachlässigt alle religiösen Feste und Gebräuche, opfert dagegen in der freien Natur und innerhalb der Hütten besonderen Gottheiten, welche in Form von rohen und unschönen Götzenbildern verehrt werden. Die höheren Classen huldigen der von China eingewanderten Moralphilosophie des Confucius. Auch das Christenthum hat Anhänger unter den Eingeborenen Korea's, aber seine Ausübung und Verbreitung ist bisher durch grausame Maßregeln gehindert worden. Nur mit Todesverachtung konnten christliche Missionare die Glaubenslehren ausbreiten. Die koreanische Regierung ließ im Jahre 1866 sogar ganze Dörfer, in denen der christliche Glaube Verbreitung gefunden hatte, vernichten. Auf diese Weise wurden über 10 000 bekehrte Koreaner niedergemetzelt, und vergebens verlangte die französische Regierung Genugthuung für die ebenfalls umgebrachten Missionare. Die zu diesem Zweck abgesandte französische Expedition kehrte nach Zerstörung einer kleinen, nahe der Hauptstadt gelegenen Ortschaft unverrichteter Sache nach Tschifu zurück.

Die Verwaltung des koreanischen Königreichs ist nach chinesischem Muster eingerichtet. An der Spitze der Monarchie steht der Herrscher — „der Sohn der zehntausend Inseln, der Sohn des Himmels, der Vater seines Volkes" [1]) — der mit absoluter Gewalt über das Leben seiner Unterthanen gebietet und dem eine fast göttliche Verehrung gezollt wird. So wird z. B. bei dem Tode eines koreanischen Herrschers das sociale Leben für zwei Jahre in der empfindlichsten Weise unterbrochen: weder Hochzeiten noch Beerdigungen dürfen stattfinden; die Leichen werden in die Flüsse oder in das Meer geworfen, und kein Verbrecher wird so lange verurtheilt. Der Name des Königs darf niemals ausgesprochen und nur in amtlichen Berichten genannt werden.

Aeltere und neuere Reisende berichten übereinstimmend von der bitteren Noth des koreanischen Volkes, welche in erster Linie durch die Grausamkeit und Habsucht der Beamten verschuldet ist. Anschaulicher als alle Schilderungen sind die Gespräche,

---

[1]) Cavendish, Korea and the Sacred White Mountain. London.

welche Mr. Landor bei seinem letzten Besuch in Korea mit Eingeborenen geführt hat, und von denen einige in der „Fortnightly Review" veröffentlicht werden. „Was nützt es zu arbeiten und Geld zu verdienen," sagte ein intelligenter und kräftiger Koreaner, „wenn nach gethaner Arbeit die Beamten kommen und das sauer verdiente Geld eintreiben? Man hat sich durch Arbeit geschwächt und doch nichts verdient, ja man muß sogar froh sein, wenn man nicht noch von demselben strengen und habgierigen Beamten zur Strafe, daß man unter derartigen Bedingungen nicht weiter arbeiten will, nach einer entfernten Provinz verbannt wird." Unter solchen Umständen darf es nicht Wunder nehmen, wenn das seit Jahrhunderten unter trostlosem Druck schmachtende Volk sich gegen seine Peiniger aufgelehnt hat.

Ein eigenthümliches Kastenwesen herrscht bei den Koreanern. Nächst dem Könige stehen die Adligen, welche sich in Civil- und Militäradel scheiden. Alle Aemter und Würden sind in ihre Hände gelegt, wobei jedoch zu bemerken ist, daß der Civiladel über dem Militäradel steht. Der Adel kann auch vom Könige verliehen werden, wird aber dann durch eine nicht unwitzige koreanische Redensart als „Adel ohne Wurzel" bezeichnet. Nach den Adligen kommen die Halbadligen, denen die niedrigen Staatsämter zugewiesen sind. Die Bürgerklasse, zu welcher die angesehenen Kaufleute und die wohlhabenden Handwerker zählen, zeichnet sich durch Intelligenz und Bildung vortheilhaft aus. Das eigentliche Volk umfaßt die Bauern, Hirten, Jäger und Fischer, zwischen denen und den koreanischen Sclaven — denn die Leibeigenschaft, wenn auch in milder Form, herrscht noch heute auf der koreanischen Halbinsel — die sogenannte „verächtliche Klasse" der Schlächter und Lederarbeiter liegt. Auch die Priester scheinen sich keiner besonderen Hochachtung zu erfreuen, was bei den religiös verwahrlosten Zuständen kaum Wunder nehmen kann. Die Leibeigenen, welche meist der Krone angehören, haben es in Korea relativ noch am besten, da sie von directen Abgaben befreit sind und gegen die Willkür der Beamten von den obersten Behörden häufig geschützt werden.

Die Sprache der Koreaner ist wesentlich von der chinesischen und japanischen verschieden. Die koreanische Nationalsprache, Oenmun genannt, gehört zur tartarischen Sprachfamilie und weist mit ihren elf Vokalen und vierzehn Konsonanten gewisse Aehnlichkeiten mit dem Sanskrit auf. Aber das Oenmun ist seit langer Zeit durch das Chinesische etwas verdrängt worden. Der Koreaner spricht zwar koreanisch, aber er schreibt chinesisch. Beim Schreibunterricht in den Schulen werden nur chinesische Zeichen gelehrt, und das Oenmun-Alphabet ist heute fast nur noch im niederen Volke bekannt. Die koreanische Schriftsprache, die über zwanzig Jahrhunderte alt sein soll, besitzt für jeden Buchstaben und für jede Silbe ein bestimmtes Zeichen. Die Zeichen, etwa zweihundert an der Zahl, sind einfacher und nicht so elegant wie die chinesischen. Von der alt-koreanischen Sprache hatten die in Korea weilenden französischen Missionare eine Grammatik und ein Wörterbuch verfaßt, die jedoch bei den unausgesetzten Christenverfolgungen zu Grunde gingen. Den Bemühungen eines geretteten Missionars gelang es, das nothwendige Material von Neuem zu sammeln und vor etwa zwölf Jahren in Yokohama eine koreanische Grammatik in französischer Sprache herauszugeben. Die Literatur des Landes ist im Gegensatz zur Chinesischen arm, auch fehlen in Korea alle Theatervorstellungen, die bei den Chinesen so beliebt sind. Fast alle Rechtsverhältnisse, der Kalender, Maße und Gewichte sind durchaus chinesisch, und ebenso erinnert die Bauart der koreanischen Städte vollständig an die Architektur in Peking oder Canton. So hat dies mächtige Reich es verstanden, auf seine Nachbarn, obwohl sie anderen Stammes sind und eine verschiedene Sprache reden, die eigene Cultur bis zu einem gewissen Grade zu übertragen und die ursprüngliche, sicherlich höchst eigenartige Entwicklung in völlig andere Bahnen zu lenken. Zutreffend ist daher China von einem der besten Kenner Korea's „das Rom des asiatischen Ostens" genannt worden.

A. M.

Wirthschafts- und finanzpolitische Rundschau.

[Nachdruck untersagt.]

Berlin, Mitte September 1894.

Schon oft hat in den letzten Jahren im Vordergrunde aller wirthschaftlichen Debatten das Steuerwesen gestanden. Aber noch niemals ist bei uns über Steuern so viel geredet, geschrieben, berathen und beschlossen worden, als während der letzten Monate. Und noch ist diese Fluth von Erörterungen in weiterem Fortgange begriffen bis zu dem großen Tage des 1. April 1895, an welchem zugleich mit dem neuen Communalabgabengesetz nach Möglichkeit auch schon die Beschlüsse der Gemeinden in Kraft treten sollen. Wenn das Deutsche Reich eine Finanzreform plant, so ist es doch immer nur ein Gemeinwesen, dessen Organe zu berathen haben, und ebenso ist es, wenn der preußische Staat eine Steuerreform durchführt. Ein Communalabgabengesetz in dem größten deutschen Staate aber bedeutet die Umwandlung von 30—40 000 kleinen Finanzverfassungen. In jeder Stadt und in jeder Landgemeinde müssen die principiellen Fragen erörtert und entschieden werden. Von der Residenz bis herab zum Flecken und zum Dorf constituirt sich jede Gemeindevertretung als ein kleines Steuerparlament. — Noch vor zwanzig Jahren wäre es fast lächerlich gewesen, in einem Ueberblick über das deutsche Wirthschaftsleben ein Communalabgabengesetz als das hervorstechendste Ereigniß zu erwähnen. Anders heute, wo die Anforderungen an den Steuerzahler so bedeutend erhöht sind und jeder Verständige einsieht, daß die Erhöhungen noch lange nicht an ihrem Ende angelangt sind, wo die Neuregelung auch der örtlichen Steuerverfassung zu hartnäckigen Ueberwälzungskämpfen zwischen den verschiedenen Klassen der Bevölkerung führt, und wo alle Betheiligten die Debatte mit dem vollen Bewußtsein der principiellen Bedeutung führen. Darum bietet gerade die Neuregelung der communalen Finanzen ein geeignetes Beispiel, um auch grundsätzliche Fragen der Steuerlehre zur Darstellung zu bringen.

Man hat wohl Staats- und communale Abgaben in der Weise gegenübergestellt, daß dort die Steuern nach der Leistungsfähigkeit, hier nach dem Interesse vertheilt werden, welches der Einzelne an den Leistungen des Gemeinwesens hat. In dieser scharfen Formulirung ist die Gegenüberstellung nicht zu billigen. Denn auch die Communen können nicht darauf verzichten, selbst das gleichgültigste Mitglied, das von den communalen Einrichtungen gar nichts oder wenig genießt, wenn es leistungsfähig ist, gleichwohl heranzuziehen; der Grundsatz „Einer für Alle und Alle für Einen" ist eben bis zu einem gewissen Grade die Grundlage jedes öffentlich-rechtlichen Gemeinwesens. Allein soviel ist doch an jener Gegenüberstellung richtig, daß die Vertheilung der Lasten nach Maßgabe des Interesses in der Commune, wenn auch nicht eine ausschließliche, so doch eine viel größere Rolle spielt als im Staate. Namentlich sind es die Grundbesitzer und die Gewerbetreibenden, welche von den communalen Einrichtungen für die Steigerung ihres Besitzthums, für die Rentabilität ihrer Betriebe einen besonderen Vortheil haben. Dies kam in

der bisher üblichen Steuervertheilung in den preußischen Gemeinden nicht zur Erscheinung. Indem man fast den ganzen Bedarf durch Zuschläge auf die Einkommensteuer deckte, hatte man den Anschein der größten Gerechtigkeit für sich; denn was kann gerechter scheinen, als die Steuern nach Maßgabe des Einkommens zu vertheilen? Allein indem auf diese Art für Maßregeln, welche den Grund und Boden im Werthe steigerten und den Gewerbebetrieb lukrativ machten, auch Diejenigen Beiträge zahlen mußten, welche weder am Grundbesitz noch am Gewerbebetrieb betheiligt waren, schlug diese Gleichheit in Wirklichkeit dazu aus, die große Mehrzahl der Bevölkerung den Grundbesitzern und Gewerbetreibenden tributpflichtig zu machen. Da es nun in Preußen gesetzlich keine Gemeindevertretung geben kann, in welcher nicht die Grundbesitzer und Gewerbetreibenden zusammen die geradezu überwältigende Mehrheit haben, so folgt daraus von selbst, daß man die Regelung dieser Angelegenheit nicht dem guten Willen von Vertretungskörpern überlassen kann, welche ein Interesse daran haben, sie anders als sachgemäß zu regeln. Das Communalabgabengesetz hat daher gewisse Vertheilungsregeln aufgestellt, deren Grundgedanke dahin geht, daß ein gewisser Theil des Steuerbedarfes durch Grund-, Gebäude- und Gewerbesteuern (sogenannte Realsteuern) vorweg gedeckt werden und nur der Rest auf die Einkommensteuer repartirt werden soll. Die Regel ist dabei, daß die Einkommensteuer mindestens mit den gleichen Procenten wie die Realsteuern herangezogen werden soll und höchstens mit den anderthalbfachen. Solange die Realsteuern 100 Procent nicht übersteigen, können die Sätze der Einkommensteuer ermäßigt werden; betragen die Prozente sämmtlich bereits 150, so können von da an für jedes Procent Real- zwei Procent Einkommensteuer zugeschlagen werden. Sätze über 100 Procent der Einkommen- oder über 200 Procent der Realsteuern bedürfen der Genehmigung.

Ist es nun schon etwas schwierig, bloß mit Hülfe der Regeldetri-Rechnung in concreto die Frage zu beantworten, in welcher Weise eine Gemeinde ihren Steuerbedarf auf die verschiedenen Steuergattungen vertheilen kann, so wird in der praktischen Ausführung im Laufe der Jahre die Frage sich noch viel verwickelter gestalten. Die Grund-, Gebäude- und Gewerbesteuern sind ihrem Ursprunge nach keineswegs communale Abgaben. Der Staat hat sie für seine Zwecke geschaffen und geformt und erst jetzt den Gemeinden überwiesen. Diese Steuern nehmen sich daher im communalen Finanzwesen etwas sonderbar aus. Die preußische Grundsteuer hat der Staat als Rückgrat seiner Finanzen nach dem Gesetz von 1861 mit einem ewigen Kataster festgestellt; die Gebäudesteuer unterliegt zwar einer Revision, aber nur alle fünfzehn Jahre; die Gewerbesteuer wird allerdings jährlich veranlagt, aber in gewissen Durchschnitten über ganze Kreise und Regierungsbezirke hin. Eine Gemeinde, in welcher (etwa durch Einführung des Rübenbaues) die Felder in verschiedenem Grade an Werth gewonnen haben, kann eine irgendwie bedeutende Last unmöglich nach dem Maßstabe der Ertragsfähigkeit vertheilen, welche die Felder im Jahre 1861 gehabt haben (dies und nichts Anderes ist der sogenannte „Grundsteuer-Reinertrag"). Eine großstädtische Gemeinde mit lebhaft entwickelter und in den verschiedenen Stadttheilen verschiedener Miethssteigerung wird auch wenig geneigt sein, die Steigerung der Miethserträge fünfzehn Jahre lang unbesteuert zu lassen, bloß deswegen, weil der preußische Staat, der mit dem Durchschnitt der verschiedensten Verhältnisse (darunter auch mit ländlichen Ortschaften, in denen Miethspreise nur äußerst schwer zu ermitteln sind) rechnen mußte, es für angebracht hielt, nur alle fünfzehn Jahre die Kataster zu revidiren. Und was geht vollends eine Gemeinde, die ihre Gewerbe veranlagen will, der Stand der Gewerbe in anderen Gemeinden desselben Kreises oder desselben Regierungsbezirkes an? Aus allen diesen Gründen hat das Gesetz den Gemeinden das Recht gegeben, „besondere" Realsteuerverfassungen einzuführen und zwar nach freien Maßstäben. Allein wenn eine Gemeinde etwa Grund- und Gebäudesteuern vom Ertrage des letzten Jahres oder eine Gewerbesteuer nach der Anzahl der Maschinen ausschreibt, so bleibt sie darum für

die Vertheilung der Last unter die verschiedenen Steuergattungen an die obigen Regeln nach Maßgabe der staatlich veranlagten Realsteuern gebunden, und nur für die Untervertheilung unter die einzelnen Steuerpflichtigen gelten die Veranlagungsergebnisse der „besonderen" Realsteuern. Selbstverständlich kann ein derartig sonderbares Verhältniß auf die Dauer sich gar nicht halten. Kataster, welche so unhaltbar sind, daß man der Gemeinde gestatten muß, sie umzustoßen, können nicht als Grundlage für die Vertheilung der Last unter die verschiedenen socialen Gruppen bestehen bleiben. Jene Sätze des Communalabgabengesetzes haben daher in der Hauptsache nur eine programmatische Bedeutung. Innerhalb derselben regen sich jetzt die verschiedensten Steuerpläne. Man begnügt sich keineswegs damit, den Grundbesitz bloß nach dem neuen Kataster veranlagen zu wollen, sondern man spricht bereits in den Großstädten von einer progressiven Grundsteuer, progressiv namentlich nach Maßgabe der größeren oder geringeren, schnelleren oder langsameren Werthsteigerung.

Bis zu einem gewissen Grade ist das Gesetz selbst derartigen Bestrebungen entgegengekommen. Daß eine Baufläche vor den Thoren Berlins mit fünf oder zehn Mark zur Grundsteuer veranlagt wird, weil sie in dem ewigen Kataster von 1861 als „Kartoffelland" geführt wird, ist eine so kreischende Lächerlichkeit, daß man ihr wenigstens durch eine Specialbestimmung des Gesetzes abhelfen mußte. Sobald die Gemeinde eine Baufluchtline festsetzt, kann sie die Grundstücke, welche dadurch im Werthe steigen, nach Maßgabe dieser Werthsteigerung mit einer besonderen „Bauplatzsteuer" belegen. Auf diese treffen jene obigen Vertheilungsregeln nicht zu. Sie steht gesetzlich außerhalb der sonstigen Steuerverfassung. — In ähnlicher Weise wie die Bauplatzsteuer von der Grundsteuer, ist die besondere Abgabe auf den Schankbetrieb, die sogenannte Betriebssteuer, von der Gewerbesteuer losgelöst. Sie soll nach ihrem finanziellen Zwecke auch einer Verhinderung allzu üppiger Vermehrung der Schankstellen dienen. Daher sind die Gemeinden zu ihrer Erhebung verpflichtet, ohne Rücksicht auf das Finanzbedürfniß.

Das Gesetz wünscht aber auch den Bedarf, welcher durch diese allgemeinen Steuern insgesammt zu decken ist, nach Möglichkeit einzuengen. Vorweg sollen solche Leistungen der Gemeinde, die überwiegend nicht für die Gesammtheit, sondern für Einzelne geschehen, von diesen Einzelnen bezahlt werden. Hierzu dient das neueingeführte System der „Gebühren und Beiträge". Wer Gemeindeanstalten benutzt, soll sie bezahlen, und zwar sollen diese „Benutzungsgebühren" in der Regel so bemessen werden, daß die gesammten Kosten der Veranstaltung einschließlich einer Verzinsung des Anlagekapitals daraus allein gedeckt werden. Allerdings, wenn eine Gemeinde eine Canalisation herstellt und die Einwohner zum Anschluß zwingt, oder wenn eine Gemeinde einen Flußhafen in der Art anlegt, daß durch die Natur der Sache jeder Schiffer auf die Benutzung des Hafens geradezu angewiesen ist, so ist, da ein Theil der Veranstaltung auf das öffentliche Interesse gerechnet werden kann, eine Ermäßigung der Gebühren gestattet. Auf Unterrichts- und Bildungsanstalten finden die Vorschriften über Gebührenregelung keine Anwendung. Doch muß an höheren Lehranstalten und Fachschulen ein „angemessenes Schulgeld" erhoben werden. Hier greift die Steuerverfassung mitten in die Verfassung unseres Bildungswesens hinein. Eine Anzahl Gemeinden haben bereits aus dieser Bestimmung Veranlassung genommen, das Schulgeld zu erhöhen. An sich ist es wohl gerechtfertigt, daß höhere Schulen, die überwiegend von den vermögenden Volksklassen benutzt werden, sich überwiegend durch die Beiträge der Benutzenden decken sollen. Allein andererseits ist die Erhöhung des Schulgeldes gleichzeitig eine Erhöhung der Steuer, welche die minder Vermögenden von dem Zugang zur Gymnasialbildung und damit zum zukünftigen Beamtenthum abhält. Die richtige Regelung wäre es, wenn man das Schulgeld zwar erhöhte, aber jeder Erhöhung die Schaffung einer Anzahl Freistellen und Halbfreistellen zur Seite gehen ließe. Die Ueberzeugung, daß unser gegenwärtiges studirtes Beamtenthum sich keines-

fähigtesten Elementen des deutschen Volkes rekrutire, ist heute
:eitet, und wir haben alle Veranlassung, die finanzielle Seite der
nicht in einer Weise zu regeln, welche den Kreis der Personen,
it seine zukünftigen Diener zu wählen hat, noch mehr beschränkt. —
icher aber ist es, daß das Gesetz mit den „höheren Lehr-
n Athemzuge die Fachschulen nennt, für die ebenfalls ein „an-
ld" obligatorisch gemacht wird. Die Fachschulen hätte das Gesetz
Veranstaltungen zählen sollen, welche „vorzugsweise den Be-
bemittelten Volksklassen" dienen, und für welche die Gebühren
überhaupt nicht obligatorisch gemacht sind. Fachschulen sollen in erster Linie Handwerkerschulen sein. Sie sollen dem Handwerker, der vom Polytechnikum ausgeschlossen ist, wenigstens die Möglichkeit geben, das geringe Maß theoretischer Fachbildung sich anzueignen, das ihn befähigt, den Fortschritten seines Faches zu folgen. Gegen das Handwerk stürmt heute auf der einen Seite die Concurrenz des Großkapitals ein und auf der andern Seite die immer bedrohlicher werdende Arbeiterbewegung, für deren socialistische Zukunftspläne die Annahme, das kleinere Handwerk habe sich überlebt, gewissermaßen die Voraussetzung bildet. Mitteninne zwischen beiden hat heute eine maßvolle Politik die überaus schwierige Aufgabe, von dem Handwerkerstande, dem rechten Typus des deutschen Mittelstandes, möge sein Schicksal in Zukunft sein, welches es wolle, für die Gegenwart zu retten, was zu retten ist. Der Handwerkerstand wird mehr leisten, wenn er mehr leistungsfähig sein wird. Die Handwerkerfrage ist eine Bildungsfrage, und zwar in erster Linie eine Frage der Fachbildung. Es gehört zu den bedauerlichsten Zeichen der einseitigen Zusammensetzung unseres preußischen Abgeordnetenhauses, daß derartige, von einer völligen Verkennung dieser Bildungsinstitute zeugende gelegentliche Bestimmungen angenommen werden, ohne daß auch nur Aufhebens davon gemacht würde. Freilich corrigirt sich ein Fehler durch den andern. Solange in Preußen das Fachschulwesen so darniederliegt, solange die große Mehrzahl der Gemeinden überhaupt keine Fachschulen hat, sind natürlich derartige Bestimmungen auch nicht gerade sehr schädlich.

Gebühren können die Gemeinden ferner für Handlungen ihrer Organe erheben. Heutzutage werden die Gemeindebehörden für eine Menge Dinge in Anspruch genommen, für welche unentgeltliche Dienste zu leisten kein Anlaß vorliegt. Zu einer Zeit, da die Nothwendigkeit des Bauconsenses bloß als ein Druck der Allgemeinheit auf den Einzelnen empfunden wurde, mag es unmöglich gewesen sein, sich denselben noch gar bezahlen zu lassen. Aber heutzutage, wo Jedermann das Bewußtsein hat, daß die Beaufsichtigung der Bauten zu einem bedeutenden Theile im Interesse des Bauenden geschieht, wo thatsächlich auch der Bauherr den Sachverständigen spart, durch den er die Sicherheit seines Baues würde controliren lassen, unterliegt es keinem Bedenken, wenn die Gemeinde für die Bauaufsicht, die sie leistet, auch eine Rechnung präsentirt. — Mit der Beglaubigung von Unterschriften werden überall die Gemeindebehörden belästigt, während in den meisten Fällen doch kein Anlaß besteht, den Notaren unentgeltlich Concurrenz zu machen.

Während es sich bei den Gebühren meistens um kleine, aber fortlaufende Beträge handeln wird, stellen die „Beiträge", welche die Gemeinden von jetzt ab zu Veranstaltungen größeren Styls erheben sollen, in der Regel einmalige, aber große Summen dar. Schon jetzt haben die Gemeinden das Recht, die Herstellung neuer Straßen durch Beiträge der Anlieger zu decken, und das diesbezügliche Gesetz bleibt in der Hauptsache weiter in Kraft. Allein dies Gesetz versagte gegenüber den Durchbrüchen im Innern großer Städte, welche nicht neue Straßen schaffen, sondern an den Zug „historischer" Straßen sich anlehnten. Auch sind Straßen keineswegs die einzigen Veranstaltungen, welche die Gemeinden unternehmen. Wasserleitungen, Feuerlöschanstalten u. A. m. können auf diese Art errichtet und namentlich in kleineren Gemeinden erleichtert werden. Bei der Umlegung ist die

Effi Briest

die Vertheilung der Last unter die verschiedenen Steuergattu
Regeln nach Maßgabe der staatlich veranlagten Realsteuern geb
die Untervertheilung unter die einzelnen Steuerpflichti
anlagungsergebnisse der „besonderen" Realsteuern. Selbstverstä
artig sonderbares Verhältniß auf die Dauer sich gar nicht hal
so unhaltbar sind, daß man der Gemeinde gestatten muß, sie
nicht als Grundlage für die Vertheilung der Last unter die
Gruppen bestehen bleiben. Jene Sätze des Communalabgaben
in der Hauptsache nur eine programmatische Bedeutung. Inne
sich jetzt die verschiedensten Steuerpläne. Man begnügt sich keineswegs damit, den Grundbesitz bloß nach dem neuen Kataster veranlagen zu wollen, sondern man spricht bereits in den Großstädten von einer progressiven Grundsteuer, progressiv namentlich nach Maßgabe der größeren oder geringeren, schnelleren oder langsameren Werthsteigerung.

Bis zu einem gewissen Grade ist das Gesetz selbst derartigen Bestrebungen entgegengekommen. Daß eine Baufläche vor den Thoren Berlins mit fünf oder zehn Mark zur Grundsteuer veranlagt wird, weil sie in dem ewigen Kataster von 1861 als „Kartoffelland" geführt wird, ist eine so kreischende Lächerlichkeit, daß man ihr wenigstens durch eine Specialbestimmung des Gesetzes abhelfen mußte. Sobald die Gemeinde eine Baufluchtline festsetzt, kann sie die Grundstücke, welche dadurch im Werthe steigen, nach Maßgabe dieser Werthsteigerung mit einer besonderen „Bauplatzsteuer" belegen. Auf diese treffen jene obigen Vertheilungsregeln nicht zu. Sie steht gesetzlich außerhalb der sonstigen Steuerverfassung. — In ähnlicher Weise wie die Bauplatzsteuer von der Grundsteuer, ist die besondere Abgabe auf den Schankbetrieb, die sogenannte Betriebssteuer, von der Gewerbesteuer losgelöst. Sie soll nach ihrem finanziellen Zwecke auch einer Verhinderung allzu üppiger Vermehrung der Schankstellen dienen. Daher sind die Gemeinden zu ihrer Erhebung verpflichtet, ohne Rücksicht auf das Finanzbedürfniß.

Das Gesetz wünscht aber auch den Bedarf, welcher durch diese allgemeinen Steuern insgesammt zu decken ist, nach Möglichkeit einzuengen. Vorweg sollen solche Leistungen der Gemeinde, die überwiegend nicht für die Gesammtheit, sondern für Einzelne geschehen, von diesen Einzelnen bezahlt werden. Hierzu dient das neueingeführte System der „Gebühren und Beiträge". Wer Gemeindeanstalten benutzt, soll sie bezahlen, und zwar sollen diese „Benutzungsgebühren" in der Regel so bemessen werden, daß die gesammten Kosten der Veranstaltung einschließlich einer Verzinsung des Anlagekapitals daraus allein gedeckt werden. Allerdings, wenn eine Gemeinde eine Canalisation herstellt und die Einwohner zum Anschluß zwingt, oder wenn eine Gemeinde einen Flußhafen in der Art anlegt, daß durch die Natur der Sache jeder Schiffer auf die Benutzung des Hafens geradezu angewiesen ist, so ist, da ein Theil der Veranstaltung auf das öffentliche Interesse gerechnet werden kann, eine Ermäßigung der Gebühren gestattet. Auf Unterrichts- und Bildungsanstalten finden die Vorschriften über Gebührenregelung keine Anwendung. Doch muß an höheren Lehranstalten und Fachschulen ein „angemessenes Schulgeld" erhoben werden. Hier greift die Steuerverfassung mitten in die Verfassung unseres Bildungswesens hinein. Eine Anzahl Gemeinden haben bereits aus dieser Bestimmung Veranlassung genommen, das Schulgeld zu erhöhen. An sich ist es wohl gerechtfertigt, daß höhere Schulen, die überwiegend von den vermögenden Volksklassen benutzt werden, sich überwiegend durch die Beiträge der Benutzenden decken sollen. Allein andererseits ist die Erhöhung des Schulgeldes gleichzeitig eine Erhöhung der Steuer, welche die minder Vermögenden von dem Zugang zur Gymnasialbildung und damit zum zukünftigen Beamtenthum abhält. Die richtige Regelung wäre es, wenn man das Schulgeld zwar erhöhte, aber jeder Erhöhung die Schaffung einer Anzahl Freistellen und Halbfreistellen zur Seite gehen ließe. Die Ueberzeugung, daß unser gegenwärtiges studirtes Beamtenthum sich keines-

wegs aus den befähigtesten Elementen des deutschen Volkes rekrutire, ist heute weiter als je verbreitet, und wir haben alle Veranlassung, die finanzielle Seite der Vorbildungsfrage nicht in einer Weise zu regeln, welche den Kreis der Personen, aus denen der Staat seine zukünftigen Diener zu wählen hat, noch mehr beschränkt. — Noch weit bedenklicher aber ist es, daß das Gesetz mit den „höheren Lehranstalten" in einem Athemzuge die Fachschulen nennt, für die ebenfalls ein „angemessenes Schulgeld" obligatorisch gemacht wird. Die Fachschulen hätte das Gesetz weit eher unter die Veranstaltungen zählen sollen, welche „vorzugsweise den Bedürfnissen der unbemittelten Volksklassen" dienen, und für welche die Gebühren überhaupt nicht obligatorisch gemacht sind. Fachschulen sollen in erster Linie Handwerkerschulen sein. Sie sollen dem Handwerker, der vom Polytechnikum ausgeschlossen ist, wenigstens die Möglichkeit geben, das geringe Maß theoretischer Fachbildung sich anzueignen, das ihn befähigt, den Fortschritten seines Faches zu folgen. Gegen das Handwerk stürmt heute auf der einen Seite die Concurrenz des Großkapitals ein und auf der andern Seite die immer bedrohlicher werdende Arbeiterbewegung, für deren socialistische Zukunftspläne die Annahme, das kleinere Handwerk habe sich überlebt, gewissermaßen die Voraussetzung bildet. Mitteninne zwischen beiden hat heute eine maßvolle Politik die überaus schwierige Aufgabe, von dem Handwerkerstande, dem rechten Typus des deutschen Mittelstandes, möge sein Schicksal in Zukunft sein, welches es wolle, für die Gegenwart zu retten, was zu retten ist. Der Handwerkerstand wird mehr leisten, wenn er mehr leistungsfähig sein wird. Die Handwerkerfrage ist eine Bildungsfrage, und zwar in erster Linie eine Frage der Fachbildung. Es gehört zu den bedauerlichsten Zeichen der einseitigen Zusammensetzung unseres preußischen Abgeordnetenhauses, daß derartige, von einer völligen Verkennung dieser Bildungsinstitute zeugende gelegentliche Bestimmungen angenommen werden, ohne daß auch nur Aufhebens davon gemacht würde. Freilich corrigirt sich ein Fehler durch den andern. Solange in Preußen das Fachschulwesen so darniederliegt, solange die große Mehrzahl der Gemeinden überhaupt keine Fachschulen hat, sind natürlich derartige Bestimmungen auch nicht gerade sehr schädlich.

Gebühren können die Gemeinden ferner für Handlungen ihrer Organe erheben. Heutzutage werden die Gemeindebehörden für eine Menge Dinge in Anspruch genommen, für welche unentgeltliche Dienste zu leisten kein Anlaß vorliegt. Zu einer Zeit, da die Nothwendigkeit des Bauconsenses bloß als ein Druck der Allgemeinheit auf den Einzelnen empfunden wurde, mag es unmöglich gewesen sein, sich denselben noch gar bezahlen zu lassen. Aber heutzutage, wo Jedermann das Bewußtsein hat, daß die Beaufsichtigung der Bauten zu einem bedeutenden Theile im Interesse des Bauenden geschieht, wo thatsächlich auch der Bauherr den Sachverständigen spart, durch den er die Sicherheit seines Baues würde controliren lassen, unterliegt es keinem Bedenken, wenn die Gemeinde für die Bauaufsicht, die sie leistet, auch eine Rechnung präsentirt. — Mit der Beglaubigung von Unterschriften werden überall die Gemeindebehörden belästigt, während in den meisten Fällen doch kein Anlaß besteht, den Notaren unentgeltlich Concurrenz zu machen.

Während es sich bei den Gebühren meistens um kleine, aber fortlaufende Beträge handeln wird, stellen die „Beiträge", welche die Gemeinden von jetzt ab zu Veranstaltungen größeren Styls erheben sollen, in der Regel einmalige, aber große Summen dar. Schon jetzt haben die Gemeinden das Recht, die Herstellung neuer Straßen durch Beiträge der Anlieger zu decken, und das diesbezügliche Gesetz bleibt in der Hauptsache weiter in Kraft. Allein dies Gesetz versagte gegenüber den Durchbrüchen im Innern großer Städte, welche nicht neue Straßen schaffen, sondern an den Zug „historischer" Straßen sich anlehnten. Auch sind Straßen keineswegs die einzigen Veranstaltungen, welche die Gemeinden unternehmen. Wasserleitungen, Feuerlöschanstalten u. A. m. können auf diese Art errichtet und namentlich in kleineren Gemeinden erleichtert werden. Bei der Umlegung ist die

Gemeinde auch nicht auf die Grundbesitzer beschränkt, sondern kann ebenso Gewerbetreibende, die an der Einrichtung direct Vortheil haben, zu Beiträgen heranziehen. Mancher kleinen Gemeinde wird es jetzt möglich sein, ein geordnetes Feuerlöschwesen einzurichten, wenn sie die Feuerversicherungs-Gesellschaften, die doch in erster Linie den Vortheil davon haben, zu den Kosten heranzieht.

Ein geradezu uferloses Meer betreten wir mit dem Gebiet der „indirecten Steuern", welche den Gemeinden ausgeliefert sind. Zwar die Verbrauchssteuern sind so eingeengt, daß in der Hauptsache den Gemeinden nur die Biersteuer bleiben wird, die in der That anfängt, eine fast allgemeine städtische Communalsteuer zu werden. Hingegen ist in Bezug auf die Gebrauchssteuern fast gar keine gesetzliche Grenze gezogen. So hört man denn nicht bloß von den üblichen Beispielen, den Steuern auf Equipagen und Reitpferde: dem Fortschritte der Zeit folgend, wird auch das Fahrrad zur Steuer herangezogen. In der einen Stadt will man die Claviere, in der anderen die Billards besteuern; hier hat Jemand eine Revolversteuer, dort ein Spaßvogel eine Steuer auf Monocles ausgeheckt. Ernstere Leute haben aber auch schon Gebrauchssteuern unter einen ganz anderen Gesichtspunkt gebracht. Sie sehen von einzelnen Gegenständen ab und unterwerfen das gesammte Mobiliar einer Gebrauchssteuer. Legt man dabei den Werth der Feuerversicherungspolice zu Grunde und zieht die Summe von der Versicherungsgesellschaft ein, so spielt hier jener Gedanke, die Gesellschaften an den Kosten der communalen Löschanstalten theilnehmen zu lassen, mit. Schon wächst die Gebrauchssteuer über den Bereich der Mobilien hinaus. Man hat eine Gebrauchssteuer auf Balkons, Erker, Altane und ähnliche Ausbauten erfunden, weil dieselben auf städtischen Boden hinausragen und also in der indirecten Steuer nur eine Art Platzmiethe entrichten. Eine von jenen Beweisführungen, die nicht dazu bestimmt sind, zu begründen, sondern nur den Andern zum Schweigen zu bringen. Denn für Denjenigen, der die Gebrauchssteuern ausdehnen will, bedarf es keiner Begründung. Er kann nicht nur die Balkons, sondern das ganze Gebäude mitsammt dem Grund und Boden, auf dem es steht, einer Gebrauchssteuer unterwerfen. Ja, er kann schließlich sagen, daß der Mensch Alles, was er besitzt, gebraucht oder gebrauchen kann, und so den Gemeinden indirect das Recht geben, das gesammte Vermögen zu besteuern, während das Gesetz ihnen die directe Vermögensbesteuerung entzogen hat. Er braucht sich aber andererseits nicht auf den Besitz von Gegenständen zu beschränken. Gebraucht werden auch die Dienstleistungen von Menschen. Auch eine Dienstbotensteuer ist eine Gebrauchssteuer. Gegenüber dieser unabsehbaren Erweiterung des Besteuerungsrechts fällt es kaum ins Gewicht, daß das Communalabgabengesetz auch der einzigen bisher üblichen Gebrauchsabgabe, der Hundesteuer, gedenkt und ihre bisherigen Beschränkungen aufhebt. Die Gemeinden können den Hund jetzt über 20 Mark hinaus belasten, und auch der Officiershund muß seinen Beitrag zum Besten der Gemeinde verwenden lassen, während er bisher zum Besten der Garnison verwendet wurde. — Die indirecte Steuer muß sich nicht gerade an Verbrauch oder Gebrauch anlehnen. Sie kann den Gegenstand erfassen in dem Augenblick, wo er von der einen Hand in die andere übergeht, und erscheint dann als „Verkehrssteuer". Solche Besitzwechsel-Abgaben, soweit sie reichsgesetzlich noch zugelassen, sind am einträglichsten bei den Immobilien. In der That hat die Immobiliar-Umsatzsteuer, welche sich in Frankfurt am Main, in Danzig, Hildesheim, Emden, Kiel und Altona theilweise aus dem Mittelalter her erhalten hat, jetzt plötzlich wie eine Wiederentdeckung gewirkt, und der alterthümliche Frankfurter Name der „Währschaftssteuer" fängt an, in den Sprachschatz einzudringen. Die Steuer beträgt neben der einprocentigen Stempelabgabe an den Staat in der Regel ebenfalls 1 Procent; in Frankfurt a. M. ist sie neuerdings noch um ein halbes Procent erhöht worden. In Städten mit lebhaft entwickelter Bauspeculation kann eine schwere Belastung der Grundstücksverkäufe diese seltener machen und so den Preistreibereien der Speculation ihren wirksamsten Hebel, die Häufigkeit von Kauf und Verkauf, nehmen. So übt diese

Abgabe (namentlich wenn sie sich bestrebt, die Werthsteigerungen stärker zu treffen) einen gewissen Einfluß auf Mäßigung des Bodenpreises und kommt einer Lösung der Wohnungsfrage zu Gute. Sächsische Städte, wie Leipzig, Dresden, Chemnitz, beschränken die Abgaben nicht auf den Verkauf, sondern erheben sie auch im Falle der Schenkung und der Erbschaft. Von hier ausgehend, können die Gemeinden auch zu einer allgemeinen Erbschaftssteuer, selbst zu einer progressiven gelangen. — Wer Schematismus liebt, mag als Unterart der Verkehrssteuern die Steuer auf den „Verkehr mit Gütern der Geselligkeit" bezeichnen. Verständlicher wird man, wenn man von einer solchen Schematisirung absieht und kurzweg von „Lustbarkeitssteuern" spricht. Eine hübsche Liste von allen möglichen Lustbarkeiten gewährt die Steuerordnung, welche der Minister seiner Anweisung als Muster beigegeben hat. Tanzvergnügen und Tingeltangel, Concerte und Theater, Vorstellungen von Kunstreitern und Seiltänzern, von Taschenspielern, Zauberkünstlern und Bauchrednern, Carousels, Würfel- und Schießbuden, Kasperletheater, kurzum alle Freuden von Groß und Klein sind aufgezählt und unter Steuer gestellt. Ob es finanziell klug ist, den Kreis der zu besteuernden Lustbarkeiten möglichst weit zu ziehen, kann zweifelhaft sein. Frankfurt a. M. hat eine solche allgemeine Lustbarkeitssteuer besessen und hat sie wieder aufgegeben, hingegen eine einzige specielle Lustbarkeitssteuer, die auf Theaterbillets, beibehalten und zieht aus ihr allein jährlich 100 000 Mark. Die Franzosen, die Meister der indirecten Steuer, heften sich an die Form, in welcher die Menschen mit gewisser Regelmäßigkeit ihre Lustbarkeitsopfer darbringen, die des Vereines, und treffen mit einer zwanzigprocentigen Steuer auf die Vereinsbeiträge die Lustbarkeit desto höher, je theurer sie ist, während man bei uns die einzelnen Vergnügungen mit gleichmäßigen Sätzen zu treffen sich begnügt und Vereine wie private Gesellschaften frei ausgehen läßt. Auch nachdem die gesetzliche Beschränkung auf öffentliche Lustbarkeiten gefallen ist, soll doch die Steuerpflicht privater Vergnügungen nur dann betont werden, wenn die private Form bloß zum Zweck der Hinterziehung gewählt ist. — Die geradezu unerschöpfliche Fülle von Steuermöglichkeiten läßt unter den indirecten Steuern immer nur eine Auswahl zu, welche nothwendiger Weise den Charakter einer gewissen Willkür tragen muß. Daher werden die indirecten Steuern von den Betroffenen drückender empfunden, weil niemals genügend motivirt werden kann, weswegen gerade diese und nicht auch andere indirecte Steuern aufgelegt werden. Was würde ein Bankier dazu sagen, wenn etwa wirklich eine communale Vertretung sich beikommen ließe, die Check- und Quittungssteuer, die der Reichstag, oder die Erbschaftssteuer, die der Landtag abgelehnt hat, kraft eigener Machtvollkommenheit einzuführen? Verfügen die Besitzenden in den heutigen communalen Vertretungen mit solcher Sicherheit über die Majorität, daß jene Befürchtungen ausgeschlossen sind, so können sie doch an derartigen Beispielen sich klar machen, wie indirecte Steuern auf einzelne Objecte von der Masse empfunden werden, die sie zu tragen hat, und die gleichwohl in den communalen Vertretungen heute zur Minderheit verurtheilt ist. Alles dies macht eine besonders ernste Prüfung der indirecten Steuern zur Pflicht. Wird dieselbe aber mit Besonnenheit durchgeführt, so ist die principielle und ausnahmslose Verwerfung indirecter Gemeindesteuern wohl ein veralteter Standpunkt. Welchen Sinn hat es z. B., in Berlin die Bierverbrauchssteuer angeblich im Interesse der unteren Volksklassen zu bekämpfen, während gegenwärtig doch die Berliner Gemeinde bereits einen Braumalzsteuer-Zuschlag erhebt, welcher ausschließlich das einheimische Bier belastet, aber das auswärtige, also das „echte" Bier, freilassen muß?

Eben in dieser Auswahl unter der Fülle von Steuermöglichkeiten liegt die allgemeinere Bedeutung, welche der Unzahl von Communalsteuer-Reformen zukommt, die in den preußischen Städten, Städtchen und Dörfern gegenwärtig vor sich geht. Hier werden in kleinem Maßstabe Steuerexperimente gemacht, deren Ergebnisse nachher auf staatlichem Boden ganz sicher einmal zur Verwerthung gelangen werden. Ist dies doch bei uns stets das Verhältniß von Communen und Staat auf dem

Gebiete der Steuertechnik gewesen. Der Gedanke, den Einzelnen nach Maßgabe seines Einkommens und seines Vermögens zu den öffentlichen Bedürfnissen heranzuziehen, ist bei uns eine Erfindung des Bürgersinnes. Erst von den Städten ist diese Erfindung auf den Staat übergegangen und dann allerdings in Preußen in Form einer allgemeinen Einkommen- und Vermögenssteuer geradezu mustergültig ausgebildet worden. In dieser Beziehung nimmt Preußen heute die erste Stelle in der gesammten civilisirten Welt ein und bezeichnet den Zielpunkt, welchem andere deutsche und außerdeutsche Staaten zustreben. Wenn erst die Gemeinden und namentlich die Städte aus dem Wust von indirecten Steuern das praktisch Brauchbare herausgearbeitet haben werden, so wird der Staat ohne Zweifel sich dieser steuertechnischen Erfindungen wiederum bemächtigen, sie in einen gewissen Durchschnitt bringen und dem Staatssteuersystem einverleiben, um wiederum anderen Staaten zum Muster zu dienen. So kann man sagen, daß den Versuchen, welche gegenwärtig in den kleinen Steuerparlamenten der preußischen Gemeinden gemacht werden, eine geradezu weltgeschichtliche Bedeutung zukommt.

Vom großen Weltmarkt wären zumeist nur kleine Vorgänge zu berichten. In Portugal wird der Ausgleich auf der erwarteten Basis perfect, das Deficit vermindert, aber nicht gänzlich beseitigt. Mit Spanien stehen wir noch immer in einem mit gemüthlicher Ruhe betriebenen Zollkrieg. In Italien ist mit Hängen und Würgen etwas zu Stande gekommen, was man Finanzreform nennt, gleichzeitig hat aber die Freisprechung der Betrüger von der Banca Romana in- und außerhalb des Landes ein peinliches Aufsehen erregt; man nimmt allgemein an, daß die Geschworenen freisprachen, weil sie die Hauptschuldigen hinter den Coulissen vermutheten. Noch hat Italien eine letzte Möglichkeit, sich zu rehabilitiren, wenn es bei der bevorstehenden Budgetberathung mit der Absicht, unnütze Ausgaben zu streichen, Ernst macht. — Der griechische Staatsbankerott ist vom feinen Humor bis zur völligen Verhöhnung der Gläubiger vorgeschritten. Und obgleich man hier die klare Erfahrung macht, daß ein Staat, wenn er will, auch einen Griff in die Pfandkassen thut, so begnügen sich doch eben jetzt die serbischen Staatsgläubiger mit einem Abkommen, wonach die verpfändeten Einkünfte durch directe Abführung an die Nationalbank gesichert sein sollen. — Der Eindruck des Weltmarktes ist noch immer der der Stagnation. Das Capital wagt sich nicht an neue Unternehmungen. Die Ausweise der großen englischen Banken geben von der Lage des internationalen Geldmarktes das deutlichste Abbild. Im letzten Jahrzehnt stellte sich der Discont bei der Bank of England und bei den Privatbanken an dem mittelsten Tage des Jahres (30. Juni) wie folgt:

	Bankrate			Privat-Discont		
	£	s	d	£	s	d
1885 . .	3	9	7	2	12	3
1886 . .	2	12	5	1	12	0
1887 . .	3	4	1	2	0	0
1888 . .	2	12	6	1	11	11
1889 . .	3	0	1	2	2	0
1890 . .	4	4	8	3	0	9
1891 . .	3	11	6	2	14	11
1892 . .	2	13	1	1	9	3
1893 . .	2	16	4	1	17	2
1894 . .	2	4	8	1	5	8

In der ganzen Periode hat sich das Geld also noch niemals zu so billigen Preisen an den Markt gedrängt, wie gegenwärtig. Die Lage des Geldmarktes macht am meisten Oesterreich sich zu Nutze, indem es in der Valutareform weiter vorschreitet und die Einguldennoten, die sogenannten „Einser" einzieht. Wenn im Uebrigen in der letzten Zeit Wien, Berlin und andere Börsen wieder mit den Haussebewegungen begonnen haben, so läßt sich bis jetzt nicht überblicken, ob hier

Anfänge einer wirklichen Aenderung vorliegen oder jenes Bedürfniß nach Abwechselung, welches aus der lange andauernden Trägheit allein den Schluß zieht, daß nun doch endlich eine Zeit lebhafter Bewegung kommen müsse.

Ein großes Ereigniß erleben wir gegenwärtig allerdings in der Weltpolitik, größer als man es gemeinhin zu bewerthen pflegt. Was sich gegenwärtig in Korea abspielt, hat eine weit über die streitenden Theile hinausreichende Bedeutung. Die Mächte, welche während des japanisch-chinesischen Conflictes sich Neutralität auferlegt haben, um je nach dem Ausgange hier oder da zuzugreifen, werden bald in die Lage kommen, ihre vitalsten Interessen hier und gerade hier zu suchen. Man muß sich diese scheinbar so fern liegenden hinterasiatischen Verhältnisse an dem Gang der Entwickelung klar machen, in welcher sie allmälig für uns Bedeutung gewonnen haben. Die großen Gegensätze der heutigen Handelspolitik sind die letzten Verknotungen an einem Faden, der historisch rückwärts reicht bis in die Zeit, wo der in Ost-Rom übrig gebliebene römische Handel in einer geradezu erdrückenden Monopolstellung sich dem übrigen Europa gegenüber befand. Alle Producte des Orients hatte in der ersten Hälfte des Mittelalters der westeuropäische Kaufmann aus Constantinopel zu holen, wo die ganze Handelsverfassung darauf abzielte, den Westeuropäer von den Bezugsquellen in Asien fern zu halten. Daher ist die Tendenz der aufstrebenden Mächte des Westens, der Normannen, der Franzosen, sowie der italienischen Städte darauf gerichtet, irgendwelche asiatische Häfen zu erhalten, um so zu den Bezugsquellen des griechischen Kaufmanns in directe Verbindung zu treten. Die gewaltige Bewegung, in welcher die Abendländer im Laufe des 12. und 13. Jahrhunderts dieses Ziel erreichten, ist in der Weltgeschichte unter dem Namen der Kreuzzüge bekannt: in Sidon, in Tyrus, in Jaffa bildeten sich genuesische Handelsgemeinden. Jetzt kaufte man auf asiatischem Boden ein. Aber nur die vorderasiatischen Erzeugnisse waren direct zugänglich. Was aus Hinterasien kam, hatte man nur durch die Vermittlung der persischen und sonstigen innerasiatischen Märkte, welche sich wiederum zwischen Käufer und Verkäufer als nothwendige Zwischeninstanz drängten. Daher setzen sich die Handelserfolge des Zeitalters der Kreuzzüge in einem weiteren Drängen nach Osten fort. Man suchte auf dem Markte in Bagdad einzukaufen, wohin indische und chinesische Kaufleute kamen. Der Venetianer Marco Polo ist immer weiter nach Osten, bis nach China und Indien selbst vorgedrungen. Dieser einzig dastehende wohlgelungene Versuch hat dann die europäische Handelswelt nicht ruhen lassen. Da mit der Consolidirung der Türkenmacht sich eine neue Wand zwischen Orient und Occident schob, so faßte man im Abendlande den kühnen Plan, die hinterasiatischen Märkte zu Wasser aufzusuchen. Die Entdeckung des „Seeweges nach Ostindien" führte die Europäer definitiv an die Ufer des indischen und Stillen Oceans. — So sind zuerst die Portugiesen und Holländer, dann die Engländer auf diesen Schauplatz gekommen, während gleichzeitig die westlichen Entdeckungen ein Neu-England auf amerikanischem Boden schufen, welches sich über den ganzen Continent verbreitete und von der anderen Seite schließlich ebenfalls an den Stillen Ocean gelangte. Parellel dieser an stolzen Erfolgen so reichen Handelsgeschichte geht eine andere Entwicklung, ruhig und unscheinbar demselben Ziele zustrebend. Tastend und schiebend gelangte der russische Kaufmann in den letzten Jahrhunderten über den Ural nach Sibirien und in Sibirien immer weiter ostwärts, bis auch er hier am Stillen Ocean hinterasiatische Häfen gewann. Den directen Zugang zu den hinterasiatischen Märkten sichert sich Rußland gerade jetzt durch das gewaltige Unternehmen der sibirischen Eisenbahn, welche den Weg, der über Suez zehn Wochen dauert, auf ebenso viel Tage herabsetzen wird. — So ist es also eine Jahrhunderte lange Entwicklung gewesen, in welcher die verschiedensten europäischen Völker sich um das „Reich der Mitte" herumgezogen haben, um ihm endlich direct gegenüber zu stehen. Wenn man heute noch von der Bedeutung Constantinopels spricht, so ist dies nur der letzte (allerdings immer noch große) Ueberrest seiner

ehemaligen Bedeutung. In Wahrheit wird die orientalische Frage heute nicht mehr am Bosporus entschieden, sondern im Stillen Ocean. Wer dort der Herr wird, der ist von der Vermittlungsrolle Constantinopels heute noch in weit höherem Maße unabhängig, als einst durch den Gewinn von Sidon und Tyrus die Genuesen und Venetianer unabhängig wurden. Wenn eines Tages das chinesische Reich sich direct den merkantilen Einflüssen der abendländischen Cultur öffnet, so wird dies der gewaltigste Vorgang in der Handelsgeschichte der Menschheit sein. Aber während die europäischen Völker meinen, daß die Mongolenwelt ihnen bald zur Beute fallen soll, hat sich unter den Mongolen selbst eine neue und moderne Macht gebildet, die ebenfalls beutebereit und gerüstet dasteht. Die ungeheuren Kraftaufwendungen, welche die Japaner in den letzten Jahrzehnten gemacht haben, um mit der Aneignung der europäischen Civilisation fertig zu werden, sind kaum anders aufzufassen als eine energische Anstrengung, um nur ja den Augenblick nicht zu verpassen, wo China sich dem civilisatorischen Einfluß öffnet, und wo dann den Chinesen die stammverwandten Japaner sagen können: ihr braucht die Fremden nicht; was sie euch geben können, bringen eure Vettern euch ebenfalls. In einer Beziehung ist Japan ein Unicum in der Weltgeschichte. Es gibt keinen anderen Fall, daß ein Volk die europäische Civilisation angenommen hätte, ohne gleichzeitig das Christenthum anzunehmen. Wenn die so aufgeklärten Japaner den Glauben ihrer Väter fest bewahren, so ist auch hierin das Bewußtsein von der Bedeutung ausgeprägt, welche ihnen die Glaubensgemeinschaft mit China eines Tages gewähren wird. — Das ist der große historische Hintergrund des Kampfes um Korea, wo Japan für eine freiere Auffassung des Fremdenrechts eintritt, um sie den Chinesen aufzuzwingen und sie dann auf Grund der Errungenschaft an erster Stelle selbst zu genießen.

Politische Rundschau.

[Nachdruck untersagt.]

Berlin, Mitte September.

Mit hoher Befriedigung sind nicht nur in Deutschland, sondern überall im Auslande, wo der Friede als ein werthvolles Gut geschätzt wird, die Worte vernommen worden, die Kaiser Wilhelm II. bei seinem Empfange in Königsberg auf die Ansprache des Oberbürgermeisters der Hauptstadt Ostpreußens erwidert hat. War von dem Vertreter des städtischen Gemeinwesens bei der Begrüßung des kaiserlichen Paares darauf hingewiesen worden, daß in der Ostmark des Reiches jeder Fleck durch das Schwert dem Deutschthume gewonnen sei, und daß jedes neue Friedensjahr, jeder Tag zum Danke gegen Gott aufrufe, der diesem Lande und dieser Stadt in dem Geschlechte der Hohenzollern nun bereits vier Jahrhunderte hindurch stets Schirm und Stütze gewährt habe, so bekräftigte der Kaiser in bedeutsamen Worten eine solche Auffassung. Sein kaiserliches Wort setzte er dafür ein, daß, wenn dieses Land mit dem Schwerte von den Hohenzollern gewonnen worden sei, es durch Werke des Friedens erhalten werden solle. Im Auslande wird diese Sprache sicherlich nicht mißverstanden werden; bekundet sie einerseits in vollgültiger Weise, daß der Kaiser, insofern es von ihm abhängt, entschlossen ist, den Frieden zu wahren, so legt sie andererseits Zeugniß dafür ab, daß Deutschland sich zugleich seiner eigenen Kraft bewußt ist, die, sobald die Umstände es erheischen sollten, wuchtig in die Wagschale fallen wird. Daß ein so weihevoller Act wie die Enthüllung des Denkmals Kaiser Wilhelm's I. dessen Enkel Gelegenheit bot, in unverbrüchlicher Weise seine Friedensliebe zu betonen, muß den kaiserlichen Worten eine besondere Tragweite verleihen.

Hatte die erste Kundgebung Kaiser Wilhelm's II. insbesondere für die hohe Politik und für die gesammte Culturentwicklung Bedeutung, so erhob sich auch die Ansprache, die er am 6. September bei dem Festmahle im Schlosse von Königsberg an die Vertreter der Provinz Ostpreußen richtete, weit über das Niveau der bei ähnlichen Anlässen üblichen Reden. Insbesondere waren es diesmal die inneren Verhältnisse Preußens und Deutschlands, die zu ernsten Betrachtungen Anlaß boten. Gewann es bei den parlamentarischen Debatten der letzten Session öfter den Anschein, als ob die conservative Partei, weit entfernt, einen staatserhaltenden Factor darzustellen, sich vielmehr Strömungen zugänglich erwies, die über eine loyale Opposition hinausgingen, nahm insbesondere der Feldzug gegen den russischen Handelsvertrag in Verbindung mit den extrem agrarischen Bestrebungen hie und da einen gewissermaßen demagogischen Charakter an, so betonte Kaiser Wilhelm die Fürsorge, die er während seiner Regierung bereits den berechtigten Interessen der Landwirthschaft angedeihen ließ. Er gab aber zugleich seiner Betrübniß darüber Ausdruck, daß seine besten Absichten in den ihm nahe stehenden Kreisen des Adels mißverstanden, zum Theil bekämpft worden wären, daß man sogar das Wort „Opposition" habe vernehmen lassen. Wenn dann eine Opposition preußischer

Adliger als ein Unding bezeichnet wurde, so mag diese Auffassung vom constitutionellen Standpunkte aus immerhin berechtigte Anfechtung erfahren; nicht außer Betracht bleiben darf jedoch, daß gerade innerhalb des Adels eine solche Betrachtungsweise fest gewurzelt ist. Daß die Interessen der Landwirthschaft Ostpreußens in den letzten Jahren in der That eine kräftige Förderung erfahren haben, erhellt aus den in der kaiserlichen Ansprache hervorgehobenen Ziffern.

Weit über die Grenzen Ostpreußens hinaus gewinnen aber die Worte Bedeutung, in denen die Abwehr der von Seiten der Umsturzelemente drohenden Gefahren als die hauptsächliche Aufgabe der staatserhaltenden Parteien bezeichnet wurde. An die erhebende Feier der Denkmalsenthüllung anknüpfend, betonte der Kaiser, daß die Statue Wilhelm I. zeige, wie er das Reichsschwert, das Symbol von Recht und Ordnung, erhoben in der Rechten trage. Hierin wird die Mahnung an Alle erblickt, ihrer Pflichten und des ernsten Kampfes wider die Bestrebungen eingedenk zu sein, die sich gegen die Grundlage des staatlichen und gesellschaftlichen Lebens richten.

In Frankreich bieten die parlamentarischen Ferien den Mitgliedern der Regierung regelmäßig Gelegenheit, in Banketreden, die sie in der Provinz halten, politische Fragen, die gerade auf der Tagesordnung stehen, zu erörtern. In jüngster Zeit war es der Minister der öffentlichen Arbeiten, Barthou, der aus Anlaß der Vollendung der Hafenarbeiten in Sables-d'Olonne das Programm des Ministeriums Dupuy von Neuem entwickelte. Es war nicht eben leicht, in der Hafenstadt der Vendée, wo die alten Gegensätze zwischen den „Weißen", den Nachkommen der alten Royalisten im Kriege der Vendée gegen die erste französische Republik, und den „Blauen" noch nicht völlig ausgeglichen sind, das versöhnende Wort zu finden. Dies ist denn auch allem Anscheine nach Herrn Barthou nicht gelungen. Charakteristisch war bereits, daß der Antagonismus, der im Generalrathe des Vendée-Départements herrscht, sogleich insofern zum Ausdrucke gelangte, als zunächst die conservative und dann die republikanische Gruppe der Départementalvertretung sich zur Begrüßung des Ministers der öffentlichen Arbeiten einfand. Herr Barthou unterließ allerdings nicht, den Wunsch zu äußern, daß die Einigung auf der Grundlage der herrschenden republikanischen Institutionen sich vollziehen möchte; die Banketrede, die er am Abende im Stadthause von Sables-d'Olonne hielt, war jedoch nicht geeignet, die bestehenden Gegensätze zu verwischen. Zwar betonte der Minister, daß die Vergangenheit der Vendée trotz aller tief bedauerlichen Ereignisse, die sie aufweist, ihren ruhmreichen Charakter habe; allein er unterließ nicht, von der verhängnißvollen Unwissenheit der Ahnen zu sprechen. Daß in einem Theile des Landes, wo gerade der Familiensinn angelegentlich gepflegt wird, wo manches Geschlecht heute noch mit Stolz auf die Vorfahren blickt, die sich im Feldlager der Weißen ausgezeichnet haben, solche Anspielungen verfehlt sind, braucht nicht erst besonders betont zu werden. Nichts läßt sich andererseits dagegen einwenden, daß der Minister die Regierung gegen den Vorwurf reactionärer Gesinnung verwahrte, die darin gefunden werden soll, daß sie das Gesetz gegen die Anarchisten in der Deputirtenkammer einbrachte und erfolgreich vertheidigte. Das Ministerium hatte eben die Pflicht, nach den zahlreichen anarchistischen Verbrechen, insbesondere nach der Ermordung des Präsidenten der Republik, Staat und Gesellschaft zu schützen. Nicht minder darf dem Vertreter der französischen Regierung zugestimmt werden, wenn er im Hinblick auf die zahlreichen Reformen, deren das Land bedarf, die Nothwendigkeit betonte, von den müßigen Debatten und Interpellationen im Parlamente Abstand zu nehmen. Konnte er doch hervorheben, daß seit dem Beginne der Legislaturperiode nicht weniger als neunundfünfzig Interpellationen oder Anfragen stattgefunden haben. Dagegen ist nichts Ernsthaftes geschehen, um die Aufrechterhaltung oder vielmehr die Wiederherstellung des Gleichgewichtes im Staatshaushalte zu erreichen. Nicht wird es mehr möglich sein, durch Maßregeln wie die Convertirung der Rente ein größeres Deficit zu verhüten; vielmehr ist eine

umfassende Steuerreform um so mehr geboten, als die extrem schutzzöllnerischen Bestrebungen und Maßnahmen dem Handel und der Industrie Frankreichs mannigfache Absatzgebiete verschlossen haben. Die französische Regierung wird daher die bisher nicht zum Ziele gelangten Versuche erneuern müssen, insbesondere durch die Einführung der Einkommensteuer Wandel zu schaffen. Im Parlamente ist allerdings die Stimmung für eine derartige Steuerreform wenig günstig; die Kammermehrheit wird aber früher oder später, der Noth gehorchend, dem Staatsschatze neue Einnahmequellen erschließen müssen, wenn anders das Gleichgewicht im Staatshaushalte aufrecht erhalten werden soll.

Zur Befestigung der republikanischen Einrichtungen würde es jedenfalls dienen, falls die finanziellen Verhältnisse dauernd geregelt würden. Andererseits ist durch das Hinscheiden des Grafen von Paris keinerlei Veränderung in der Constellation der inneren Politik Frankreichs herbeigeführt worden. Nur eine Zeitlang, im Jahre 1873, gewann es den Anschein, als ob die monarchistischen Bestrebungen in Frankreich zum Ziele führen könnten. Damals war die Fusion zwischen den Orléanisten und der älteren Linie Bourbon geplant; der Graf von Chambord bestand jedoch darauf, daß die weiße Fahne an Stelle der Tricolore wieder das Banner Frankreichs werde. Nur würde man bei der Annahme fehlgehen, daß hierin der entscheidende Grund des Scheiterns der Fusionsbestrebungen gefunden werden muß; vielmehr verhehlte sich der Graf von Chambord keineswegs, daß seine Zugeständnisse nur im Interesse des Grafen von Paris gemacht werden würden. Als dann am 24. August 1883 mit dem Grafen von Chambord die ältere Linie Bourbon in Frankreich erlosch, wurde der Graf von Paris Oberhaupt der „Maison royale de France". Daß er in dieser Eigenschaft mit besonderem Geschicke operirte, mußte von Anfang an sehr zweifelhaft erscheinen. Als am 6. Februar 1886 die Verlobung der Tochter des Grafen von Paris mit dem Kronprinzen von Portugal stattfand, erörterten die royalistischen Organe nicht bloß den Vorgang in einer Weise, die das Mißtrauen der republikanischen Machthaber herausfordern mußte, sondern der orléanistische Prätendent selbst inscenirte vor seiner Abreise zu den Vermählungsfeierlichkeiten am portugiesischen Hofe im Mai 1886 einen Empfang, der wohl geeignet war, den Verdacht der Republikaner zu verstärken. Am 4. März hatte die Deputirtenkammer noch die Anträge auf unverzügliche Ausweisung der Prinzen, sowie auf Gewährung bezüglicher Vollmachten für die Regierung abgelehnt.

Nach dem Vorgehen des Grafen von Paris aus Anlaß der Vermählung seiner Tochter mit dem Kronprinzen von Portugal nahm aber die Deputirtenkammer einen von der Regierung gebilligten Antrag an, der zunächst bestimmte, daß das Gebiet der französischen Republik den Häuptern der Familien, die in Frankreich regiert haben, und ihren nach der Primogenitur unmittelbaren Erben untersagt ist. Ferner wurde die Regierung ermächtigt, das Gebiet der Republik den übrigen Mitgliedern dieser Familien zu untersagen. Infolge dieses Gesetzes mußten der Graf von Paris, sowie die Prinzen Jérôme und Victor Napoléon Frankreich unverzüglich verlassen. Damals begab sich der orléanistische Prätendent nach England, nachdem er an seine Parteigänger ein vom 24. Juni 1886 aus Schloß Eu datirtes Abschiedsmanifest gerichtet hatte, in dem es unter anderem heißt: „Frankreich wird einsehen, daß die Monarchie allein, die durch ihr Princip der Ueberlieferung und durch ihre Einrichtungen der modernen Zeit angehört, hier Abhülfe schaffen kann . . . Meine Pflicht ist es, ohne Unterlaß an diesem Werke des Heils zu arbeiten; mit Hülfe Gottes und unter der Mitwirkung Aller, die meinen Glauben an die Zukunft theilen, werde ich es vollbringen. Die Republik hat Furcht; indem sie mir einen Schlag versetzt, weist sie auf mich hin. Ich hege Vertrauen auf Frankreich; im entscheidenden Augenblicke werde ich bereit sein." Trotz dieser volltönenden Worte ließ der Graf von Paris es an jedem thatkräftigen Acte fehlen; man müßte denn etwa einen solchen darin erblicken, daß er, als die Wogen des Boulangismus hoch gingen, von diesem für die Wiederherstellung der Monarchie

Nutzen zu ziehen hoffte. Gerade damals wurde er tragisch schuldig; mit dem Zusammenbruche des Boulangismus erlitt der Orléanismus eine entscheidende Niederlage. Der am 6. Februar 1869 zu Twickenham geborene ältere Sohn des Grafen von Paris, Ludwig Philipp Robert, Herzog von Orléans, wird als Rechtsnachfolger seines Vaters schwerlich an der Lage der Dinge etwas ändern; vielmehr darf ohne Weiteres angenommen werden, daß sich an das Hinscheiden des orléanistischen Prätendenten politische Consequenzen nicht knüpfen werden. Alle Anzeichen sprechen dafür, daß die französische Republik für absehbare Zukunft durchaus befestigt ist. Die Sicherheit, mit der sich nach der Ermordung Carnot's der Wechsel der höchsten Executivgewalt vollzog, war ein deutliches Symptom für die in Frankreich herrschende republikanische Strömung, und dies konnte von allen Freunden des Friedens nur mit Genugthuung begrüßt werden, während sowohl die Wiederherstellung des orléanistischen Königthums als auch diejenige des bonapartistischen Kaiserthums eine ernsthafte Gefahr für die innere Entwickelung Frankreichs und den Weltfrieden bedeuten würde.

Kann das Hinscheiden des Grafen von Paris nicht als ein Ereigniß von politischer Tragweite angesehen werden, so genügte bereits das vor einiger Zeit verbreitete falsche Gerücht von dem Tode des italienischen Conseilpräsidenten Crispi, um Beunruhigung hinsichtlich der weiteren Gestaltung der italienischen Verhältnisse hervorzurufen. Thatsächlich erfreute der leitende italienische Staatsmann sich der besten Gesundheit, als das Gerücht von seinem Hinscheiden lediglich zu unlauteren Börsenzwecken erfunden und verbreitet wurde. In diesen Tagen nun tauchte in einem englischen Blatte, dem „British Medical Journal", die Mittheilung auf, daß Crispi am Staar leide und sich demnächst einer Operation unterziehen müsse. Aber auch diese Lüge hatte kurze Beine; dem englischen Blatte hätte im Hinblick auf seine Beziehungen zur medicinischen Wissenschaft wohl von Anfang an klar sein müssen, daß der italienische Conseilpräsident, der sich unlängst noch einer vortrefflichen Gesundheit erfreute, nicht plötzlich von einer Augenkrankheit ergriffen sein konnte, deren Entwickelung geraume Zeit erfordert, ehe eine Operation möglich ist. Jedenfalls ist allem Anschein nach System vorhanden, wenn gerade Crispi stets von Neuem den Mittelpunkt solcher Phantasien bildet, die sicherlich nicht von Freunden Italiens ausgehen. Andererseits erhellt daraus, daß die bedeutsamen parlamentarischen Erfolge, die der italienische Conseilpräsident in der letzten Session errungen hat, ihm ein besonderes Prestige verschafft haben, so daß die weitere Durchführung der Reformen auf wirthschaftlichem und finanziellem Gebiete mit seinem Namen verknüpft wird. Man wird jedoch kaum bei der Annahme fehlgehen, daß die Initiative des Königs Umberto, der im richtigen Augenblicke stets die richtige Lösung gefunden hat, nicht minder in Betracht gezogen werden muß als die Tüchtigkeit seines Ministerpräsidenten. In dieser Hinsicht braucht nur auf die Entschließung des Königs hingewiesen zu werden, wonach der Kronprinz von Italien demnächst auf Sicilien das Commando einer Division übernehmen soll. Ließen die Ruhestörungen auf dieser Insel vor einiger Zeit die Verhängung des Belagerungszustandes geboten erscheinen, so war doch die Auffassung ganz falsch, daß die revolutionäre Bewegung eine tiefgehende sei; vielmehr handelte es sich zumeist um die Verhetzung eines Bruchtheils der im Grunde bei aller Erregbarkeit gutmüthigen Bevölkerung durch socialistische Demagogen. Wie wenig die gesammte Inselbevölkerung durch diese Agitation in Mitleidenschaft gezogen ist, wird durch die freie Entschließung des Königs Umberto, seinen einzigen Sohn und Thronerben nach Sicilien in verantwortlicher Stellung gehen zu lassen, aufs deutlichste bewiesen. Zugleich zeugt es von eindringlicher Menschenkenntniß, durch einen solchen Act des Vertrauens an den Tag zu legen, wie wenig begründet die den Sicilianern in ihrer Gesammtheit gemachten Vorwürfe erscheinen. Die starke Hand Crispi's wird lediglich im Interesse seines Vaterlandes von den Anarchisten und den mit diesen verbündeten Elementen zur Genugthuung aller Freunde der

staatlichen und gesellschaftlichen Ordnung verspürt werden, während zugleich die ganze politische Vergangenheit des leitenden italienischen Ministers eine ausreichende Garantie dafür ist, daß mit den öffentlichen Gewalten kein Mißbrauch getrieben werden wird.

War es insbesondere das Gebiet der Colonialpolitik, auf dem seit der Einnahme Kassala's durch die italienischen Streitkräfte die Oppositionsblätter Crispi zu bekämpfen versuchten, so hat gerade diese Politik soeben zu einem beachtenswerthen Erfolge Anlaß geboten. Der italienische Conseilpräsident selbst hat zu wiederholten Malen erklärt, daß er keineswegs von feindseliger Gesinnung gegen den Vatican beseelt sei, daß er vielmehr bei aller Entschiedenheit, die Hoheitsrechte des Staates zu wahren, einem Ausgleiche zwischen Quirinal und Vatican bereitwillig zustimmen würde. Noch vor wenigen Jahren erregte es in Italien großen Unwillen, als die Bestrebungen des damals noch lebenden französischen Cardinals Lavigerie, den italienischen geistlichen Einfluß aus der Regentschaft Tunesiens zu verdrängen, durch die Mitwirkung der Congregatio de Propaganda Fide zum Ziele führten. Damals mußten die Capuziner italienischer Nationalität das Feld räumen, und dies war im Hinblick auf die zahlreiche in Tunesien lebende italienische Bevölkerung für diese sowohl als auch für das Mutterland ein schwerer Schlag, da mit dem geistlichen Verkehre in der heimathlichen Sprache auch ein wesentliches nationales Element beseitigt und dem französischen Einflusse Vorschub geleistet wurde. Hier zeigte sich, daß die italienischen Capuziner trotz des zwischen der römischen Curie und dem Quirinal bestehenden Antagonismus sich vor Allem als Italiener fühlten. Die Schritte, die sie bei der Congregatio de Propaganda Fide unternahmen, um den Beschluß zu Gunsten der vom Cardinal Lavigerie geführten französischen Geistlichkeit rückgängig zu machen, scheiterten. Inzwischen machte die Annäherung des Papstes an die französische Republik Fortschritte, so daß das nunmehr von der „Propaganda" auf Anordnung des Papstes erlassene Decret hinsichtlich der italienischen Colonie Eritrea um so mehr überraschen muß.

Beanspruchte Cardinal Lavigerie den Primat und die geistliche Jurisdiction über die Katholiken des nördlichen Afrika's, so bestimmt das soeben erlassene Decret der erwähnten Congregation, daß für die italienische Colonie eine besondere, von der französischen unabhängige Präfectur mit dem Sitze in Keren geschaffen werden soll, deren Jurisdiction sich auf die gesammte italienische Einflußsphäre erstreckt. Man braucht sich nicht allzu optimistischen Erwartungen hinsichtlich einer bevorstehenden Aussöhnung zwischen dem italienischen Königthume und dem Papstthume hinzugeben; immerhin bezeichnet der aus Rom gemeldete Vorgang einen Fortschritt in dieser Hinsicht, zumal da gleichzeitig zwischen der römischen Curie und dem Ministerium Crispi eine Einigung in Bezug auf die Besetzung des Patriarchenstuhls von Venedig, für den dem Könige von Italien das Patronatsrecht zusteht, erzielt worden ist. Nicht minder hat die italienische Regierung durch die Verleihung des Exequatur an verschiedene Bischöfe ihr Entgegenkommen bewiesen. Als friedliche Symptome für die innere Entwickelung Italiens dürfen alle diese Thatsachen nicht außer Betracht bleiben. Sicherlich bedurfte es für ein solches Ergebniß nicht bloß der Geschicklichkeit des leitenden italienischen Staatsmannes, sondern auch des guten Willens des Papstes, der bereits öfter im Gegensatze zu seinem Vorgänger Pius IX. Mäßigung und Besonnenheit an den Tag gelegt hat.

Weniger glücklich als die italienischen Colonialtruppen bei Kassala sind die niederländischen Streitkräfte auf der östlich von Java gelegenen, von diesem durch die Insel Bali getrennten kleinen Sundainsel Lombok gewesen. Der Verlust der Niederländer beziffert sich auf nicht weniger als achtundzwanzig Officiere und 364 Mann, die theils todt, theils verwundet, theils vermißt sind. Ein holländisches Blatt hebt hervor, daß der „Parademarsch" durch die Insel, der unternommen werden sollte, um der Bevölkerung eine Vorstellung von der niederländischen Kriegsmacht zu geben, zum Todesmarsch geworden sei. Was diese Bevölkerung betrifft, so setzt sie sich aus den Ureinwohnern, den Sassak — sie bilden die weit überwiegende Mehrheit —, etwa 20 000 Balinesen, die von der benachbarten Insel

Bali eingewandert sind und die herrschende Klasse bilden, sowie einigen tausend Malaien zusammen. Wie nun die Sassak den Niederländern, deren Oberhoheit die eingeborenen Fürsten seit dem Jahre 1840 anerkannt haben, keineswegs die Treue gewahrt haben, trachten die Balinesen danach, für ihre Insel Bali, sowie für Lombok, die zusammen eine Provinz Niederländisch-Indiens bilden, die Selbständigkeit zu erlangen und das fremde Joch abzuschütteln. Sehr unvorsichtig handelte jedenfalls der niederländische Chef der Expedition, als er die gesammten ihm zur Verfügung stehenden Streitkräfte in drei Colonnen theilte, die dann an verschiedenen Stellen von den Balinesen angegriffen und geschlagen wurden. Diese werden als kräftige, musculöse Krieger geschildert, die, wohl bewaffnet, mit Todesverachtung kämpfen. Inzwischen haben die niederländischen Streitkräfte einen Erfolg über die Balinesen davongetragen, indem sie von diesen vertheidigte Befestigungen mit schwerer Artillerie beschossen und ohne Widerstand eroberten, wobei ihnen viele Gewehre und andere Waffen in die Hände fielen. Jedenfalls wird es aber noch schwerer Opfer bedürfen, ehe es ihnen gelingen mag, die alte Position wiederzuerlangen.

Während sich solche Vorgänge auf einer kleinen Insel der Sunda-See, südlich vom südchinesischen Meere, abspielen, dauert nördlich von diesem der Krieg zwischen China und Japan fort, ohne daß es bisher zu einer Entscheidung gekommen wäre. Für Deutschland muß daran festgehalten werden, daß weder für den einen noch für den anderen der kriegführenden Staaten Partei zu ergreifen ist. Zugleich darf nach wie vor der zuversichtlichen Erwartung Ausdruck geliehen werden, daß die übrigen europäischen Mächte dieselbe Zurückhaltung beobachten.

Diese Zurückhaltung hat sich auch in Europa für Deutschland in dem Verhältnisse zu Bulgarien in vollem Maße bewährt. Die Zustände daselbst haben inzwischen seit der Entlassung Stambulow's und dessen Ersetzung durch Stoilow eine Wendung erhalten, die Beachtung verdient. Hatte Prinz Ferdinand, als er sich von seinem früheren ersten Rathgeber trennte, die Hoffnung gehegt, daß die Beziehungen zu Rußland eine Besserung erfahren würden, so ward ihm sehr bald eine Enttäuschung zu Theil, wie er durch die Sprache der russischen Blätter belehrt werden mußte. Allerdings hat nun auch der Nachfolger Stambulow's, Stoilow, bei Unterredungen, sowie in anderen Kundgebungen versichert, daß das neue bulgarische Ministerium keineswegs gewillt sei, für die Anerkennung des Prinzen Ferdinand als Fürsten von Bulgarien Zugeständnisse an Rußland zu machen. Inzwischen hat der frühere leitende Staatsmann in Bulgarien aus Anlaß der in einem deutschen Blatte erfolgten Veröffentlichung einer Unterredung, in welcher er an der Persönlichkeit und dem Verhalten des Prinzen Ferdinand die schroffste Kritik übte, sich ein gerichtliches Verfahren in Sofia zugezogen, wobei dahingestellt bleiben muß, ob dieses im Hinblick auf die Publication im Auslande den allgemeinen Rechtsgrundsätzen entspricht. Dieser Einwand wurde, wie zu erwarten stand, von Stambulow sogleich erhoben; gegen Caution ist er dann freigelassen worden. Die Scenen, die sich vor Gericht und später auf der Straße abspielten, ermangelten nicht eines gewissen dramatischen oder vielmehr drastischen Charakters, indem dort die Anhänger des früheren bulgarischen Premierministers für ihn in ostentativer Weise die geforderte Caution entrichteten, hier thätliche Ausschreitungen gegen ihn stattfanden, die wenig im Einklange mit seinen Verdiensten um das junge Staatsgebilde standen. Daß Stambulow unmittelbar darauf in einem an den Prinzen gerichteten Schreiben ihn für die Ausschreitungen Einzelner verantwortlich machte, spricht jedenfalls nicht für seine Besonnenheit im Privatleben, während er als Staatsmann oft genug gezeigt hatte, daß er Maß zu halten im Stande sei. „Deutsche Interessen werden durch diese oder andere bulgarische Bewegungen nicht berührt"; der also gefaßte Hinweis, der am 21. August 1886 von autorisirter Seite an die Nachricht von der Vertreibung des Fürsten Alexander geknüpft wurde, gilt hinsichtlich der Vorgänge in Bulgarien jedenfalls auch heute noch in unveränderter Bedeutung.

Literarische Rundschau.

Gabriel Monod über Renan, Taine und Michelet.

[Nachdruck untersagt.]

Les maîtres de l'histoire. Renan, Taine, Michelet. Par Gabriel Monod. Paris, Calmann Lévy. 1894.

Jedesmal wenn ich daran gehe, über ein Buch zu referiren, stellt sich mir die Frage ein, ob die Hauptabsicht dahin zu richten sei, daß in dem Leser die Lust erwache, das Buch herbeizuschaffen; oder ob ich ihm so viel davon sagen soll, daß er sich bei dem Gedanken beruhigt, damit genug von dem Buch zu wissen. Nach der praktischen Erfahrung, die Jeder an sich selbst controliren mag, ist den Meisten damit gedient, wenn der Berichtende die letztere Alternative im Auge behält. Wir können doch nicht Alles lesen, selbst auf einem einzigen Gebiete, und es gibt Viele, die berechtigterweise fortlaufend von der Literatur mehrfacher, oft zahlreicher Gebiete unterrichtet bleiben wollen. Was man buchhändlerisch die „Reclame" nennt, die kurze Anzeige, im Sinne des Autors oder auch des Verlegers abgefaßt, hat offenbar nur die erstere Seite der Alternative im Auge. Sie will und soll zum Lesen, zum Kaufen des angezeigten Werkes reizen. Darum ist sie kurz und zeichnet nur in prägnanten, möglichst vortheilhaften Linien. Umgekehrt, wer näher auf die Sache eingeht, eine möglichst treffende Skizze liefert, arbeitet, wollend oder nicht, für die große Zahl Derer, die das Werk kennen lernen wollen, ohne die Mühe des Lesens oder die Kosten der Anschaffung. So will er eigentlich das Gute und schafft, in gewissem Sinne, das Böse. Und hieran ließe sich die Untersuchung knüpfen, ob nicht eine Mode, die seit Jahrzehnten sich in Deutschland eingebürgert hat, neuerer Zeit sich aber auch über andere Länder ausbreitet — denn in geistigen Angelegenheiten dürfen wir stolz sagen, daß Deutschland in unserem Jahrhundert eine tonangebende Macht geworden ist — ob nicht die Mode, Bildung, insbesondere auch für die höhere Weiblichkeit, gerade durch die Geschichte der Literatur und Kunst zu verbreiten, diese Uebelthat aus guter Absicht grundsätzlich betreibt. Um noch mit einem Worte das Thema abzuschließen, muß eine dritte Species erwähnt sein. Sie ist recht eigentlich ein Kind des modernsten industriellen Zeitalters. Ein interessantes Buch geht in die Welt. Sofort stürzen sich Scharen von Feuilletonisten darüber her, schneiden das Pikanteste heraus und setzen es, mit einer leicht hinzuwerfenden Einleitung versehen, als selbständiges Gericht dem Publicum vor, das sich, seiner Natur und der Beschaffenheit des Gebotenen entsprechend, gierig darauf wirft, mit Vergnügen seinen Appetit befriedigt, sich den Mund wischt und davon geht, wenn überhaupt dankend, so eher dem Kellner, der ihm die leckere Speise servirt hat, als dem Verfasser, der sie bereitete. Aber Jener beruhigt sich mit der Betrachtung, daß er nur seine Schuldigkeit gethan, und Dieser schmeichelt sich mit der Aussicht, daß der

Appetit des Lesers doch am Ende mehr gereizt als gesättigt sein werde. Manchmal mag das auch zutreffen, und jedenfalls entspricht das Ganze dem heutigen Laufe der Welt, mit dem sich alle Theile abfinden müssen.

Nun aber beginnt eine neue Verlegenheit. Monod schreibt ein Buch. Aber das Buch handelt wieder von anderen Büchern. Es behandelt Renan, Taine und Michelet und ihre sämmtlichen Werke. Soll man nun von diesen Dreien, oder von Monod's Buch, oder von diesem, dem Autor selbst, in der Hauptsache reden? Soll der Leser dahin gebracht werden, die Werke jener Drei, oder das Werk über sie, oder keines von allen zu lesen und sich nur ein Bild zu machen von dem, was der Eine über die Drei sagt? Da wird man sich am leichtesten helfen, indem man sich nicht zu lange besinnt, sondern den Gedanken, wie sie kommen, freien Lauf läßt. Sie werden von Allem etwas bringen, und das Uebrige mag der Leser entscheiden.

Gabriel Monod ist den deutschen Kennern der neueren französischen Literatur kein Unbekannter. Auch ich habe in dieser Zeitschrift seiner[1]) früher gedacht. Er gehört zu den wenigen Schriftstellern seiner Nation, die sich von jeder aus dem großen Kriege zurückgebliebenen Trübung des Urtheils frei gehalten haben. Schon unmittelbar nach dem Friedensschluß hat er in seiner Broschüre „Français et Allemands pendant la guerre" seine Beobachtungen aus der Zeit seiner Krankenpflege im Felde in einer unbefangenen, von den damals beliebten Einseitigkeiten freien Darstellung veröffentlicht. Dieser Haltung ist er in den seitdem verlaufenen zwei Jahrzehnten durchaus treu geblieben. Man hat das in Deutschland öfters daraus erklären wollen, daß er einer Schweizer Protestantenfamilie entstamme. Aber Monod ist in Frankreich (Havre) geboren und erzogen, von Jugend auf in französischen Anstalten für den höheren staatlichen Lehrerberuf ausgebildet, so namentlich in der École normale, dem Nährboden, könnte man sagen, des specifisch französischen Bildungsganges; er ist geradezu ein lebendiger Beleg dafür, daß man ein feuriger Patriot sein kann, ohne dem Chauvinismus zu opfern. Daß seine Familie schweizerischen Ursprunges wäre (in diesem Falle, wie in vielen ähnlichen, vielleicht ehemals vertriebenen französischen Reformirten entstammend) hätte ihn, wenn wir nach berühmten Mustern schließen sollen, eher ins Lager der Deutschenfresser hineintreiben können. Der Verfasser des „Pays des Milliards" ist Schweizer und der Verfasser der „Méta Holdenis" nicht minder. Es ist mir aufgefallen, wie oft auch in Norddeutschland ähnliche Ultranationale, teutonischer und antisemitischer Richtung, französische Namen tragen, d. h. von den Einwanderern aus Ludwig's XIV. Zeit abstammen. Es liegt wohl gerade in diesem Verhältniß ein Sporn, die Assimilation um so schärfer hervorzukehren.

Wenn nicht Abstammung, so hat aber vollendete vielseitige Ausbildung das Ihrige gethan, um Monod zu einem Typus jener Vorurtheilslosigkeit zu erziehen, die auf gründlicher Kenntniß fremder Nationen beruht, ein Vorzug, der von jeher den Deutschen zukam, und trotz Allem nicht so sehr abhanden gekommen ist, wie manche augenfällige Erscheinung glauben machen könnte. Monod ist mit deutschen, englischen, italienischen Verhältnissen lebendig vertraut, persönlich mit vielen ihm Geistesverwandten dieser Länder verbunden. Seine Thätigkeit als Gelehrter und Schriftsteller, eine rastlose und vielseitige, streut überall den Samen humanen Verständnisses aus. Zur Zeit ist seine Arbeitskraft vor Allem der von ihm herausgegebenen vortrefflichen „Revue historique" gewidmet. Daneben wirkt er als Lehrer an der École normale, aus der er hervorgegangen, und an der École des hautes études, einer Centralstelle für seminaristische Studien nach deutschem Vorbild, unter dem Ministerium Duruy geschaffen. Monod ist fünfzig Jahre alt.

In dem hier vorliegenden Buche hat er drei Schriftsteller behandelt, die man wohl seine Lieblinge nennen darf, und das mag zur Charakteristik des Geleisteten beitragen. Jeder dieser Essays ist vorher einzeln in einer Zeitschrift erschienen.

[1]) In dem Essay über Arthur Chuquet, Deutsche Rundschau, 1892, Bd LXXIII, S. 240 ff.

Mit Renan und Taine sind die deutschen Zeitgenossen reichlich vertraut. Ihre Wirksamkeit hat sich bis in die letzten Jahre in Fortsetzung älterer Schriften stets von Neuem in Erinnerung gebracht, und bei Gelegenheit ihres, auch erst vor Kurzem erfolgten Todes hat es an deutschen anerkennenden Gesammtwürdigungen nicht gefehlt. Anders steht es mit Michelet. Er ist schon länger todt (geb. 1798, † 1874) und niemals in Deutschland so gelesen oder geschätzt worden wie jene beiden Anderen. Das hat auch seine guten, wohlberechtigten Gründe; aber darum ist es gerade angezeigt, auf diesen Theil des Inhalts etwas näher einzugehen als auf den übrigen. Was den Studien über alle drei Autoren unter Monod's Feder ihr besonderes Gepräge gibt, ist sein persönliches Verhältniß zu ihnen. Alle drei waren seine Lehrer, seine geliebten und verehrten Lehrer. Dankbarkeit, Pietät und das damit eng verwebte innige Verständniß führen die Hand des Schreibenden. Einem Kammerdiener mögen besonders leicht die Schwächen eines großen Mannes bekannt werden, wiewohl ein guter Kammerdiener auch die guten Eigenschaften seines Herrn besonders gut kennen wird. Geistig ebenbürtige Menschen werden um so anerkennender urtheilen, je näher sie durch vertrauten Umgang an einen hervorragenden Mann herantreten. Ich finde denselben Gedanken in der von Monod dem Buche vorgesetzten Widmung an einen Freund (Charles de Pomairols) ausgesprochen: „En présence d'hommes supérieurs, la sympathie est la voie la plus sûre pour comprendre."

In der Einleitung faßt Monod das letzte Ergebniß seiner Ansicht über die unterscheidenden Merkmale der drei Geschilderten zusammen. Wie er seinem Buche den Haupttitel: „Les maitres de l'Histoire" gegeben, so beginnt die Vorrede mit den Worten: „Die drei Meister, deren Werke und Leben zu studiren ich mir vorgesetzt habe, bilden meines Erachtens den Inbegriff des Wesentlichen, das von geschichtlicher Arbeit in unserem Lande und Jahrhundert geleistet worden ist („ce qu'il y a d'essentiel dans l'œuvre historique de notre pays et de notre siècle"). Man darf wohl annehmen, daß das Jahrhundert auch unter der Begrenzung auf französisches Gebiet gemeint ist; das geht auch schon daraus hervor, daß vergleichsweise als nahe stehende, doch nicht gleichwerthige, nur Franzosen genannt sind: Augustin Thierry, Guizot, Mignet, Toqueville, Fustel de Coulanges. Die drei Meister theilen sich, nach Monod, in die Gesammtaufgabe, welche der geschichtlichen Wissenschaft gestellt sind, wie folgt: Renan's Verdienst gipfelt in der Kritik der überlieferten Darstellung und Auffassung, Taine in der philosophischen Verwerthung, Michelet in der schöpferischen Wiederbelebung.

Der deutsche Leser wird sich vielleicht wundern, in Renan gerade den Kritiker hervorgehoben zu sehen. Auf den Skeptiker wäre er eher gefaßt gewesen; denn was z. B. in seinem Leben Jesu, auch vielfach in den folgenden Bänden über die Apostel, weniger in seiner „Geschichte des Volkes Israel" das Augenmerk angezogen, hie und da befremdend gewirkt hat, waren Intermezzos von phantasiereichen Conjecturen. Monod übersieht dies nicht, aber er bringt die beiden Attribute in organische Verbindung, indem er meint, über der kritischen Zerstörung durch den skeptischen Geist erhebe sich aus der Fülle der gesammten wissenden Intuition der Aufbau, der, getragen von Tact, Divination und Kunst, das Zerstörte ersetze. Alles sei in Frage gestellt und dann versucht, die Dinge nach der Einbildungskraft aufzubauen. Renan habe zu verstehen gegeben, daß es unendlich abgestufte Grade von Wahrscheinlichkeit gebe, aber nur ein äußerst eng begrenztes Feld der Gewißheit; der Mensch könne sich subjectiver Imagination nicht enthalten, und, was er sich einbilde, enthalte ein Quantum provisorischer und partieller Wahrheit; jedoch liege die Annahme fern, daß Renan sich damit selbst habe täuschen wollen, il n'a jamais été dupe parce qu'il a consenti à être dupe volontairement. Man kann die Rettung dessen, was an dem Kritiker Renan etwa unkritisch ist, nicht feiner und liebenswürdiger vornehmen, als dies hier geschieht. Was bei Renan nur zur Ergänzung dienen soll, wird bei Michelet Hauptsache und Beruf: die Reconstruction der Vergangenheit unter starker Mitarbeit der Phantasie. Ganz auf die entgegengesetzte

Seite wird Taine gestellt, der danach trachtet, die Geschichte zu einer exacten Wissenschaft zu machen, nur mit den aus dem Gewirre der subjectiven Ueberlieferungen heraus mikroskopirten reinsten Thatsachen zu arbeiten, allerdings um von den Resultaten dieser Untersuchung wieder zu philosophischen Urtheilen zu gelangen. Ob nicht diese philosophischen Niederschläge wieder einen stark subjectiven Beigeschmack bekommen? Monod meint, es sei das hervorragendste Verdienst von Taine, daß er die Begriffe von Wissenschaft und Philosophie identificirt habe. Er gibt allerdings zu, daß niemals die Geschichte eine Wissenschaft im strengen Sinne des Wortes werden könne, aber je mehr sie der von Taine gefaßten Auffassung entspräche, desto mehr würde sie sich dem Begriffe der Wissenschaft nähern.

Jules Michelet ist jedenfalls schon darum in Deutschland weniger als Taine und Renan bekannt, weil er schon länger todt ist. Er starb im Jahre 1874. Während die beiden Anderen bis zu ihrem in die neuesten Zeiten fallenden Lebensende ihre Publicationen fortsetzten und auch bei uns die Aufmerksamkeit in hohem Maße auf sich lenkten, fällt der Höhepunkt von Michelet's Wirksamkeit und Einfluß in die Periode der Julimonarchie. Zwar hat auch er bis zuletzt nicht aufgehört zu schreiben, aber lenkten seine späteren Publicationen schon nicht mehr die französische Lesewelt mit der früheren Anziehungskraft auf sich, so versagt diese bei uns fast gänzlich. Auch in den Tagen seiner größten Popularität reflectirte sich diese nur in bescheidenem Maße auf Deutschland. Ich glaube nicht, daß seine besten Bücher, die historischen, jemals in Deutschland viel Beachtung gefunden haben, und das erklärt sich auch ganz gut aus ihrem Charakter. Sie sind wenig für deutschen Geschmack geeignet. Die Beimischung von Phantasie zu den thatsächlichen Schilderungen ist zu stark. Wir haben zwar den historischen Roman in neuerer Zeit bei uns von bemerkenswerthem Erfolg gekrönt gesehen; aber wenn der Deutsche in seinem Wissenstrieb sich gerne den dichterischen Erfindungen zuwendet, aus denen er im Spazierengehen auch Etwas zu lernen hofft, so hält er sich umgekehrt, wenn er sich einmal aufs Studiren legt, den Roman dabei lieber vom Halse. Wir haben freilich in der neueren Zeit an tendenziösen Historikern leider keinen Mangel, aber an phantastischen glücklicherweise keinen Vorrath. — Wie ich aus meiner eigenen Erinnerung der Jugendjahre mich besinne, wurden bei ihrem Erscheinen am meisten diejenigen von Michelet's Werken bei uns gelesen, welche die religiösen Fragen behandelten, insonderheit den Kampf gegen die Jesuiten (1843). Es begann damals in Deutschland jene Bewegung des Neukatholicismus, Ronge und Czerski an der Spitze, welche die Vorläuferin der politischen Bewegung war, und an Michelet's im Bunde mit Edgar Quinet unternommenem Feldzug gegen die Gesellschaft Jesu einen kräftigen Bundesgenossen fand. Viel weniger drang er mit einer anderen umfangreichen und tiefer angelegten Arbeit zu uns, welche gewiß nicht minder verdient hätte, in Deutschland Interesse zu erwecken. Gerade in der Periode seiner tüchtigsten Leistungen beschäftigte ihn in hohem Grade die Geschichte der Reformation. Er reiste nach Deutschland, um sie an der Quelle zu studiren, und widmete ihr und der Person Luther's mehrere Bände, übersetzte auch dessen Tischreden. Welche Wandlungen Michelet in seiner halbhundertjährigen Schriftsteller- und Gelehrtenlaufbahn durchgemacht habe, er war von Anfang bis zu Ende ein begeisterter Kämpfer für freies Denken. Sein Jugendwerk war die Uebersetzung von Vico's Geschichtsphilosophie. Dieser Zug führte ihn zu lebhafter Sympathie mit Deutschland, die — eine seltene Ausnahme — später auch der großen Entzweiung des Jahres 1870 widerstand. Er war mit manchem hervorragenden Deutschen befreundet. Große Stücke hielt er auf Jacob Grimm, den er für den vollendeten Typus des Gelehrten erklärte. Monod schreibt: „Nach dem Krieg von 1870, zerschmettert von der Härte, welche die Deutschen im Siege gezeigt hatten, sagte er zu mir: Wenn Grimm noch am Leben wäre, hätte er sicherlich im Namen der Menschlichkeit und Gerechtigkeit protestirt; aber es gibt keine Grimm's mehr in

Deutschland." Monod fügt hinzu: „Ich bezweifle meinerseits sehr, daß Grimm protestirt hätte." — Ebenso berichtet Karl Hillebrand in seiner, Michelet gewidmeten Studie („Wälsches und Deutsches") von der Freiheit des Urtheils, die Michelet sich nach der Katastrophe bewahrt, obwohl sie ihm, so viel wie nur irgend Einem, recht eigentlich das Herz gebrochen hatte. (Bei der Nachricht von der Capitulation von Paris traf ihn ein Schlaganfall.) In Florenz, wo beide nach dem Kriege lebten und mit einander verkehrten, äußerte Michelet einmal zu Hillebrand: „Der ganze Krieg sei nur ein Mißverständniß gewesen." Ich selbst habe ihn nach dem Kriege nicht mehr wiedergesehen, aber in den sechziger Jahren verkehrte ich des öfteren mit ihm in einem literarischen Salon. Er war damals schon ein von Ruhm gesättigter alter Mann mit jugendlicher Beweglichkeit, dem seine zweite, viel jüngere, hübsche Frau, seine schriftstellerische Mitarbeiterin, als lebendiger Commentar zur Seite stand. Noch erinnere ich mich eines Gesprächs, das wir über Elsaß hatten. Damals ahnte zwar noch Niemand, wie praktisch die Frage nach wenigen Jahren werden sollte, aber das Vorgefühl des kommenden großen Zweikampfes lag doch schon lange in der Luft. Michelet rühmte die gute französische Gesinnung der Elsässer. Ich antwortete ihm: „Das beweise nur um so mehr, wie echte Deutsche die Elsässer seien, denn nur Deutsche vermöchten sich so in eine fremde Nationalität hineinzuleben." Er ließ sich lächelnd die Auslegung gefallen. Als der Krieg ausbrach, gehörte Michelet zu den Wenigen, die, wie Monod sagt: „öffentlich gegen den eitlen und brutalen Chauvinismus protestirten, zu dem sich seine Landsleute fortreißen ließen" . . . „Die Seherkraft des Historikers" — so fährt Monod fort — „und sein tiefer Gerechtigkeitssinn ließen ihn den Ausgang des Krieges voraussehen. Er hatte wohl ein Recht darauf, Gehör zu finden, er, der sein ganzes Leben lang die Religion des Patriotismus gepredigt hatte. Seine Stimme verlor sich im Tumult, und am 16. Juli schrieb er mir die prophetischen Worte: „„Die Ereignisse haben sich überstürzt . . . das Verbrechen ist geschehen. Europa wird interveniren, aber nicht rasch genug, als daß nicht vorher ein namenloses Elend über uns komme."" Monod bemerkt dazu noch: „Er betrog sich nur in einem Punkt, der europäischen Intervention." In diesem Irrthum begegnete sich Michelet bekanntlich mit Thiers, der, gleich ihm, gegen den Krieg gesprochen hatte, aber freilich nur als es zu spät war, während er ihn von langer Zeit her hatte schüren helfen. Welche zwei verschiedene Figuren, und doch in so manchem Punkte übereinstimmend. Thiers war französischer Patriot in der einseitigsten, man könnte, trotz der hohen Klugheit des Mannes sagen, bornirtesten Weise. Er fand es ganz natürlich, daß Italien und Deutschland dem Bedürfniß der französischen Sicherheit, die er mit ihrer Einigung nicht für verträglich hielt, geopfert würden. Michelet, ganz Humanitarier, huldigte dem Ideal, die Gluth des Patriotismus mit dem Geist der allgemeinen Brüderlichkeit zu vereinigen, wie es auch einmal im Anfang der von ihm idealisirten Revolution verkündigt worden war. Aber schon damals zeigt sich die Verbindung nicht haltbar. Im Jahre 1848, als Michelet mit so vielen Anderen, auch unter uns jungen Deutschen, die wahre Erfüllung der revolutionären Ideale heranbrechen sah, erschienen ihm die Fahnen aller ihm theuren Nationalitäten schon künftig zusammen verbunden: „Tous les drapeaux des nations, le tricolore vert d'Italie (Italia mater), l'aigle blanc de Pologne (qui saigna tant pour nous!), le grand drapeau du Saint-Empire, de ma chère Allemagne, noir, rouge et or!"

Stehe, Wanderer, und trauere — über die Vergänglichkeit der menschlichen Denkweise!

Michelet hatte nicht als Historiker begonnen. Die ersten Studien und Lehrthätigkeiten gehörten der Philosophie. Erst später erkannte er seinen wahren Beruf. Sein Lebenswerk ist ein gewaltiges. Fünfzig Bände hat er hinterlassen, sehr verschiedenen Calibers, aber ein großer Theil davon genährt und getragen von eifriger,

umfassender Forschung. Er hat die alte römische Geschichte, die französische Rechtsgeschichte, das Mittelalter, die Renaissance und die Reformation, Frankreichs besondere Geschichte und speciell die der Revolution bis in die Neuzeit bearbeitet, theils in übersichtlichen Verkürzungen (besonders ein guter „Précis de l'histoire de France"), bald in ausführlichen Monographien. Daneben, oder vielleicht später, eine ganze Reihe von naturwissenschaftlichen Studien, „La femme, l'oiseau, l'insecte, l'amour, la mer, la montagne" und andere mehr. Es sind diejenigen seiner Werke, die am meisten an einem Gemisch von theosophischer Verzückung und sinnlichem Mysticismus leiden. Den Uebergang dazu bilden die Bände der französischen Geschichte, welche man gemeinhin als die seiner zweiten, minder gründlichen Periode charakterisirt. Seine ersten sechs Bände stehen noch ganz auf der Höhe ruhiger Forschung. Mit dem Ende der dreißiger Jahre, als seine Lehrthätigkeit im Collège de France ihm den Rausch eines hoch tönenden Erfolges bereitete, schlug er dann ins Schwunghafte, Declamatorische, Theatralische, Willkürliche um, dessen Eindrücke sonst so manchen guten oder schönen Kern übersehen lassen. Man muß in den deutschen Briefen jener Zeit, Heine, Gutzkow, Dingelstedt u. A., in ihren Schilderungen des damaligen Pariser Lebens, die Beschreibung jener Schaustellungen lesen, bei denen das tout Paris, männlich und weiblich, die Katheder der Michelet, Guizot, Mickiewicz, händeklatschend umringte, um sich ein Bild dieser schriftstellerischen Atmosphäre zu machen. Michelet's Andenken hat gerade unter den Fehlern, die sich aus jener Zeit immer weiter und manchmal ins Groteske hinaus entwickelten, in Deutschland bei Denen, die seiner gedenken, gelitten. Karl Hillebrand's oben erwähnte Studie geht damit scharf ins Gericht; er wendet sich unwillig ab von dem „sibyllinischen Lallen", in welches der Prophetenton ausartete. Man kann ihm das bei einzelnen Stellen sehr wohl nachfühlen, ohne seine Ansicht zu theilen, daß Michelet allein diesen Ton angeschlagen habe. Ich finde in demselben vielmehr einen gemeinsamen Zug, der eine ganze Richtung lange beherrscht hat und der jetzt, mutatis mutandis, in den Symbolistes und Décadents wieder auftaucht. In Quinet, in Lamartine, in Victor Hugo, in Henry Martin, in den Reden der Jules Favre und Gambetta und bis in die Hetärenmoralpredigten des jüngeren Dumas hinein kehrt immer Etwas von jenem falschen Pathos wieder, für welches die Franzosen selbst das treffende Wort „Pontificiren" erfunden haben, ein verzücktes, priesterliches Oraculiren, sei es mit kalter Kunstberechnung, wie nach Hillebrand's richtiger Auffassung bei Victor Hugo, oder aus natürlicher Begeisterung, wie bei Michelet. Uebrigens läßt auch Hillebrand Letzterem, von diesen Extravaganzen abgesehen, Gerechtigkeit widerfahren. Wer seinen kurzen Essay im zweiten Bande der „Zeiten, Völker und Menschen", nachlesen und ihn mit Monod's ausführlicherer und liebevoller, doch durchaus nicht unkritischer Studie zusammenhalten will, wird ein richtiges Gesammtbild erhalten — ein Gesammtbild nicht nur dieses einzelnen Schriftstellers, sondern einer ganzen, höchst interessanten Periode, des literarischen Frankreich von 1830 bis 1870, welches auch in seinen Ausläufern allmälig vom Schauplatz verschwindet. Michelet, der deistische Enthusiast der großen Revolution, in deren Erfüllung er Frankreichs künftigen welterlösenden Beruf erblickt, die später geborenen Renan und Taine, welche, im Gegensatz dazu, jeder wieder in ganz verschiedener Weise, diese Auffassung sowohl philosophisch als historisch scharf ablehnen; alle Drei hervorragende Repräsentanten des französischen Geistes und Künstler in der Stoffbehandlung — es lohnt sich schon. Da ich aber mir im Laufe dieser Berichterstattung doch darüber klar geworden bin, daß es kaum gelingen wird, wenn es auch zu verantworten wäre, den Leser zum Aufschlagen aller hier vorgeführten Werke zu bestimmen, so gelange ich schließlich doch zu dem Ergebniß, daß ich ihm ruhigen Gewissens empfehle, das Buch Monod's zur Hand zu nehmen. Er wird in anziehender Form mit einer Fülle interessanter Gestalten und Dinge bekannt werden, mit viel mehr, als ich hier kurz andeuten konnte, und — wer weiß, ob ich nicht das Beste vergessen habe. L. Bamberger.

εσ. **Le Faust de Goethe** traduit en français dans le mètre de l'original et suivant les règles de la versification allemande par F. Sabatier. Paris, Delagrave. 1893.

Die vor der Hand heillose politische Trennung der beiden ersten Culturvölker Europa's ist das größte Unglück unserer Tage; um so lieber jede Brücke, die dem Einverständniß geschlagen wird. Auf den Gefilden der Dichtung und Literaturgeschichte wenigstens wachsen noch Oelbäume. Besonders um Goethe sind die Franzosen so eifrig und eindringlich bemüht, wie selbst in den zwanziger Jahren nicht. Kein Gefühl internationaler Höflichkeit, sondern die aufrichtigste Bewunderung läßt uns hinweisen auf eine Uebersetzung, die nicht nur die denkbar beste dieses oft mißhandelten theuren Gedichts, sondern ein Meisterwerk der Dolmetschkunst überhaupt ist. Der Mann, der seine langjährige Werbung um den „Faust" erst als Greis auf einem französischen Schlosse beendet hat und dessen Lebenslauf uns hier kurz und schlicht — von seiner Tochter? — erzählt wird, hat nicht umsonst während der Gastspiele seiner ersten Gattin, der gefeierten Mad. Ungher-Sabatier, mit Tieck und Baudissin verkehrt und conferirt. Er befolgte die klarsten und richtigsten Principien. Natürlich: weder Prosa noch Alexandriner, sondern Nachbildung der Reimpaare ohne akademische Regeln, vielfach mit bewußter Gewalt gegen den französischen Sprachgebrauch. Goethe selbst hatte Etwas am Stil des alten Marot gewünscht. Die Schmiegsamkeit ist außerordentlich. Wie blank sind die Sentenzen geprägt! wie weich tönen die Verse an den Mond, wie übermüthig die Schäferstrophen, wie thränenerzwingend — mit einer Nachbildung Wort für Wort, die keine Spur von Anstrengung verräth — Gretchen's lyrische Monologe! Sabatier weiß genau, was er festhalten muß, was er allenfalls aufgeben darf. Gewiß ist nicht Alles adäquat, z. B. Lieschen als Lisette ohne die rechte gemeine Derbheit; in der „Walpurgisnacht" gibt es Unüberwindliches. Die Vorrede erzählt, Sabatier habe mit einzelnen Wendungen wie „am sausenden Webstuhl der Zeit" lang gerungen. Von diesem Ernst zeugen auch die besonders bezifferten 198 Seiten der Wort- und Sacherklärungen. Es handelt sich nur um den ersten Theil des „Faust": der deutsche Text steht links, die Uebersetzung rechts. Es wird Niemanden gereuen, solche Parallellectüre zu treiben und mancher auch inne werden, über wie Vieles man gewöhnlich hinwegliest.

εσ. **Schiller's Sohn Ernst.** Eine Briefsammlung mit Einleitung von Carl Schmidt. Paderborn, Schöningh. 1893.

Die Nachkommen Schiller's haben ihre Abstammung stets als einen höheren Adel angesehen und sich dessen gefreut, während die Goethe'schen Enkel niemals zum unbefangenen Stolz gelangten. Am anziehendsten ist uns in diesen nicht durchweg neuen Correspondenzen, die zahlreiche Einzelbeiträge zur classischen Zeit Weimars liefern, die Gestalt der Wittwe Charlotte durch gesunde literarische Urtheile, reine Würdigung Goethe's, Herder's u. s. w., ein treues Weben im geistigen Vermächtniß ihres Schiller, ein erhöhtes Noblesse oblige, eine schöne schlichte Menschlichkeit. Sie bleibt sich immer gleich, mag es sich um Ernst's Weimarische Mißerfolge, um seine Theilnahme am Freiheitskrieg handeln oder um den Anschlag einer Berliner Jüdin, in die Familie Schiller und so in den belletristischen Ruhm hinein zu heirathen. Sie verliert nie den Maßstab für Goethe und schreibt noch theilnehmend über die häuslichen Wirren nach der Rückkehr aus Marienbad. Dagegen drängt Frau v. Wolzogen den Neffen einmal in eine blinde Hitze gegen Goethe hinein; überhaupt sind die breit gesponnenen Geldgeschäfte beim Druck des Schiller-Goethe'schen Briefwechsels überlästig. Aus der Juristenlaufbahn Ernst's in den Rheinlanden wird Interessantes mitgetheilt, aber auch sehr viel gleichgültiges Detail aus dem Privatleben, aus Gesellschaften u. s. w. Das Buch gibt nebenher über die ganze Familie Auskunft. Sehr ungleich sind die Holzschnitte gerathen.

εσ. **Briefe an Johanna Motherby von Wilhelm v. Humboldt und Ernst Moritz Arndt.** Mit einer Biographie und Erläuterungen. Herausgegeben von Heinrich Meisner. Leipzig, Brockhaus. 1893.

Johanna Motherby war die Gattin eines angesehenen Königsberger Arztes; bis ins Alter eine heißblütige, aber auch geistig angeregte Frau. Wenn das beigefügte Porträt ähnlich ist, kann sie nicht schön gewesen sein. Viele Männer haben ihr gehuldigt. Wie leicht Humboldt trotz aller Liebe zu seiner „Li" Feuer fing, ist bekannt, und seine ganz überschwänglichen Blätter an Johanna geben nur ein leidiges Zeugniß mehr. Aber von einer neuen Seite erblickt man Arndt: auch dieser feste Mann zeigt sich geschüttelt vom sentimentalen Fieber, sinnlich erglühend, ohne daß es zum Aeußersten käme, schwärmerisch beredt gegen die geliebte „Furina" in einer lyrischen Prosa, die oft in Bildern luxurirt, tändelt, zerfließt. 1813 erklärt er, Genuß nur in Träumen und Spielen der Phantasie begehrt zu haben, und widmet sich männlich entschlossen dem Vaterlande. Doch geht ihm die Leidenschaft lange nach, bis seine segensreiche Ehe mit Nanna Schleiermacher der von „unserm Motherby" nicht beargwöhnten Schwärmerei ein Ziel setzt. Die Correspondenz, nur von Arndt's Seite erhalten oder wenigstens bekannt, nimmt einen gelassenen Ton an. Johanna verläßt ihren Gatten; sie heirathet den jungen Dieffenbach. Als geschiedene Frau dieses berühmten Chirurgen ist sie gestorben. Das Büchlein ist ein echter Roman in Briefen. Dem Herausgeber, dem wir schon für manche andere Spende aus den Schätzen der Berliner Kgl. Bibliothek verpflichtet sind, danken wir reiche Erläuterungen.

ζ. **Guillaume de Humboldt et Caroline de Humboldt** (née de Dacheroeden). Lettres à Geoffroi Schweighäuser. Traduites et annotées sur les originaux inédits par A. Laguiante. Berger-Levrault et Cie., Paris-Nancy. 1893.

Seit sich zu guter Stunde das Humboldt'sche Familien-Archiv erschlossen und jüngst die köstliche Publication „Gabriele v. Bülow, Tochter Wilhelm's v. Humboldt. Ein Lebensbild" das Licht des Tages erblickt hat, beginnen nun auch andere, lang verhaltene Quellen zur Lebens- und Geistesgeschichte des großen Einsiedlers von Schloß Tegel und seiner hochsinnigen Lebens-

genossin zu fließen. Eine solche Quelle sprudelt in dem oben angeführten Buche, für welches wir dem geistvollen, mit unserer Literatur genau vertrauten Gelehrten, Herrn Laguiante, dankbar sind, dessen pietätvolle Hand diesen durch ein Vierteljahrhundert hin fortgeführten Briefwechsel des Humboldt'schen Ehepaares, eingeleitet durch ein treffliches biographisches Vorwort, in vorzüglicher Uebersetzung dem französischen Publikum — und damit auch uns — darbringt.

Beginnend mit dem Jahre 1799 und an ein Mitglied der wackeren Straßburger Gelehrtenfamilie Schweighäuser, Geoffroi, Sohn jenes berühmten Hellenisten Jean Schweighäuser, dessen treffliche Ausgaben des Athenaeus, Appian, Polybius, Herodot und Epiktet noch heute verdienter Würdigung genießen, gerichtet, waren diese Briefe, bis auf wenige französisch geschriebene Carolinen's, in deutscher Sprache abgefaßt. Leider fehlen die Antworten des Adressaten ganz; doch vermögen wir aus den in den Auslassungen der Briefschreiber enthaltenen zahlreichen Beziehungen auf den Inhalt jener einen Schluß zu ziehen, der dem jungen Elsasser nicht zur Unehre gereicht. Das Humboldt'sche Ehepaar verlebte, jung verheirathet, einen Zeitraum von vier Jahren (August 1797 bis Herbst 1801) fast ausschließlich in Paris, im verständnißvollen Genuß der dort aufgehäuften Kunstschätze und eines Umgangskreises, der sich aus den geistreichsten und eigenartigsten Mitgliedern der damaligen Pariser Gesellschaft zusammensetzte. In diesen illustren Cirkel hatte, wohl empfohlen, auch der junge Schweighäuser Zutritt gewonnen und bald, enthusiastischer Freund der Familie, den Unterricht der Humboldt'schen Kinder übernommen.

Die Berufung Schweighäuser's zur Fahne, weiterhin Humboldt's Rückkehr ins Vaterland und Entsendung nach Rom löste wohl das amtliche Verhältniß Schweighäuser's zum Hause, nicht aber die bestehenden innigen Wechselbeziehungen; dieselben trotzten der Zeit und der Entfernung, und gestalteten sich zu einem höchst interessanten Gedankenaustausch über beiderseitiges Geistesleben, Studien und Erfahrungen, — beredtes Zeugniß für die reine und hohe Sphäre, in der die Verfasser der Briefe wie deren Empfänger lebten. — Die Correspondenz bricht ab mit dem Jahre 1823. Schweighäuser stieg zu verdientem Gelehrtenruf auf und folgte seinem Vater auf dem Lehrstuhl für griechisches Alterthum. Er starb im Jahre 1844. — Dem typographisch musterhaft ausgestatteten Buche sind mehrere Bildtafeln Porträts und landschaftliche Localitäten, auch das Facsimile eines Humboldt'schen Briefes aus dem Jahre 1802 beigegeben.

γ. **Erinnerungen eines Schleswig-Holsteiners.** Von Rudolph Schleiden. Vierter Bd. Wiesbaden, J. F. Bergmann. 1894.

Dieser vierte Band enthält die Ereignisse im zweiten Kriegsjahre 1849—1850; die Erzählung beginnt mit der Wiedereröffnung des Kampfes im Sundewitt (April 1849) und dem Einmarsch in Jütland, in dem das Reichsministerium das einzige Mittel sah, um die Dänen zur Nachgiebigkeit zu bringen, und sie schließt mit der im Juni 1850 vollendeten Vereinzelung der Herzogthümer. Da Schleiden selbst in amtlicher Stellung den Ereignissen anwohnte und demgemäß neben seiner Kenntniß der einschlägigen Literatur über ungedruckte Quellen und reiche persönliche Wissenschaft verfügt, so ist er auch diesmal in der Lage, über die traurigen Ereignisse jener Zeit ein helleres Licht zu verbreiten. Es gilt dies namentlich von den Verhandlungen, deren Ergebniß der Waffenstillstand vom 10. Juli 1849 gewesen ist, durch den Preußen den ganzen Rechtsstandpunkt, auf Grund dessen Deutschland den Krieg gegen Dänemark geführt hatte, vollständig preisgab. Der deutsche Bundestag hatte seine Einmischung in Schleswig darauf gegründet, daß es in einem staatsrechtlichen Verhältniß zu Holstein stehe; am 10. Juli aber gab Herr v. Schleinitz den Satz zu, daß Schleswig in politischer Verbindung mit Dänemark stehe und eine von Holstein abgesonderte Verfassung erhalten solle. Zwar war der Ausdruck Incorporation vermieden und die Ordnung der Erbfolgefrage vorbehalten; aber das konnte Niemanden darüber täuschen, daß, wenn der Vertrag zur Durchführung gelangte, diese Incorporation das Ende von allem sein mußte. Wenn es so weit kam, so trug, wie Schleiden betont, nicht etwa die europäische Lage die Schuld; obwohl die Großmächte den Herzogthümern abgeneigt und den Dänen günstig waren, so befand sich doch Preußen, so lange Oesterreich und Rußland noch mit Ungarn, die Franzosen mit Rom beschäftigt waren, keineswegs in einer Zwangslage. Deshalb urtheilt Schleiden, daß Preußen ähnlich wie 1795 handelte, daß es sich ebenso wie beim Baseler Frieden nur im eigenen Interesse aus dem von ganz Deutschland unternommenen Kriege zurückziehen wollte: „Dem schmachvollen Waffenstillstand ließ Preußen einen noch schmachvolleren Frieden folgen." Erhebend wirkt gegenüber dieser betrübenden Verleugnung der deutschen Mission Preußens durch die damaligen Machthaber die Schilderung des Muthes, mit dem die Schleswig-Holsteiner sich anschickten, den Kampf um ihr Recht allein gegen Dänemark auszufechten, gemäß dem Väterspruch: „Der Holste vertheidigt sein Recht mit dem Schwert." Wohl uns, daß auch dieses düstere Jahr wie so manches ähnliche unserer Geschichte durch die Großthaten der Jahre 1864—1871 ein überwundener Standpunkt geworden ist! Das Dankgefühl für Wilhelm I. und Bismarck wird, wie Schleiden mit Recht sagt, nur noch vertieft, wenn man sich des Gegensatzes zwischen 1850 und 1864 vollauf bewußt wird.

γ. **Geschichte des deutschen Einheitsgedankens.** Ein Abriß deutscher Verfassungsgeschichte. Von Carl Biedermann. Wiesbaden, J. F. Bergmann.

Der Veteran der nationalen Partei im Königreich Sachsen, dem wir schon so viele gediegene Schriften zur deutschen Geschichte verdanken, bietet in diesem nur 68 Seiten starken Hefte einen Ueberblick über die gesammte politische Entwicklung unseres Volkes von der Urzeit bis zur Errichtung des neuen Reiches im Jahre 1870 und 1871. Der leitende Gesichtspunkt ist, nachzuweisen, wie am Anfang unserer Geschichte der Sondergeist unser Volk so gut wie völlig beherrscht (nur Sklaven des eigenen Stammes zu halten, ward als unnatürlich an-

gesehen; solche von anderen deutschen Stämmen aber behielt man ohne Bedenken, Taciti Germania 24); wie aber allmälig unter der Einwirkung der Zusammenstöße mit dem Ausland sich ein Nationalgefühl bildete und zur Schaffung einheitlicher Einrichtungen führte, und wie unter manchen Fehl- und Rückschlägen sich am Ende die politische Einigung der Nation vollzog. Das Schriftchen ist die reife Frucht einer langen Beschäftigung mit unserer Geschichte und einer langen praktischen Wirksamkeit im politischen Leben. Biedermann reicht damit unserem Volke sein eigenes politisches Testament dar: die Summe ist, daß wir festhalten, was so herb erkämpft worden ist und nicht der neue Particularismus der materiellen Sonderinteressen und der darauf fußenden Parteien das Einheitswerk bedrohe.

γ. **Deutsche Geschichte von der Urzeit bis zu den Karolingern.** Von Oskar Gutsche und Walther Schultze. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger. 1894.

Dieses Werk bildet den ersten Band der seit 1887 erscheinenden „Bibliothek deutscher Geschichte", von der mehrere Theile (Manitius über die Sachsen und Salier, Lindner über die Luxemburger und Habsburger, Egelhaaf über die Reformationszeit) bereits abgeschlossen vorliegen, während von anderen Werken (Ritter über den dreißigjährigen Krieg, v. Zwiedineck-Südenhorst über die Zeit von 1648—1740, Koser über Friedrich den Großen) wenigstens die ersten Bände erschienen sind. Die Urzeit hatte ursprünglich Gymnasialprofessor Oskar Gutsche in Danzig übernommen; doch wurde er durch amtliche und Gesundheitsrücksichten verhindert, das Werk zu Ende zu führen, weshalb für ihn von Seite 247—480 Walther Schultze eintrat. Von Gutsche rührt sonach her die Schilderung der Urzeit und der indogermanischen Zustände, die des Kampfes zwischen Römern und Germanen und ein Theil des den inneren Zuständen gewidmeten Capitels; Schultze hat dieses Capitel vollendet und die Geschichte der Entstehung germanischer Staaten am Mittelmeer dazugefügt. Er betrachtet die Angaben des Tacitus mit eingestandenem Mißtrauen und erwartet das Heil nicht von seiner philologischen Auslegung, sondern nur von der vergleichenden germanischen Rechtsgeschichte. In dieser hat er sich vielfach, aber stets mit selbständiger Prüfung, an die Ergebnisse J. Ficker's angeschlossen. Die staatsrechtlichen Ausdrücke, die sich bei Tacitus finden, wie princeps, nobilitas, deutet Schultze nach Analogie dessen, was diese Ausdrücke im damaligen Rom besagten. Die Darstellung beider Verfasser ist inhaltlich tüchtig, formell sehr ansprechend; wir glauben, daß der ansehnliche und doch nicht unhandliche Band viele dankbare Leser finden wird. In einem zweiten Bande soll die Zeit der Merowinger zur Darstellung gelangen. Von Literaturnachweisen ist in diesem Theil der „Bibliothek deutscher Geschichte" so gut wie gänzlich abgesehen; wir glauben, daß es den Lesern erwünscht wäre, wenn dieser Grundsatz im zweiten Theil verlassen würde. Solche umfangreichen Werke lesen doch nur ernste Freunde der Geschichte, und sie verlangen wenigstens die wichtigsten literarischen Nachweise.

γ. **Die Würzburger Hilfstruppen im Dienste Oesterreichs 1756—1763.** Nach archivalischen Quellen von L. Freiherrn v. Thüna. Würzburg, Ad. Stuber. 1893.

Am 7. August 1756, nur drei Wochen vor dem Einmarsch des preußischen Heeres in Sachsen, schrieb der österreichische Staatskanzler Graf von Kaunitz an den Würzburger Bischof Adam Friedrich (geb. Grafen von Seinsheim), daß deutschpatriotisch Denkende, auf ihre eigene Erhaltung wie auch auf die Sicherung der Religion zurücksehende (!) Reichsstände sich an Oesterreich anschließen müßten, um das drohende Unheil abwenden zu helfen. Wie sehr diese Auffassung der deutschen Lage dem Sinne Sr. Hochfürstl. Gnaden entsprach, zeigte der von ihm sofort vollzogene Bruch mit England, dem er noch am 6. September 1755 drei Bataillone Fußvolk vermiethet hatte, und der am 16. September 1756 mit Oesterreich abgeschlossene Vertrag, laut dessen Adam Friedrich dem durchlauchtigsten Erzhause zwei Regimenter zu Fuß auf zwei Jahre überließ. Sonach war der Bischof — wie er ein Vorgänger jener mit Recht vielgeschmähten deutschen Fürsten war, welche den Engländern im Kampf gegen die Amerikaner ihre Landeskinder vermietheten — so der erste Reichsfürst, der aus freien Stücken sich an die Seite Maria Theresia's gegen Friedrich den Großen stellte. Die beiden Würzburgischen Regimenter wurden nach ihrer Uniform als das blaue und das rothe unterschieden. Das eine Regiment stellte Adam Friedrich auf seine eigenen Kosten auf; für das andere bekam er vierzig Gulden pro Mann, sowohl für die gegenwärtigen Soldaten, wie für die künftig als Ersatz einzustellenden Rekruten. Nach Ablauf des Vertrages wurde er mehrfach erneuert, sodaß die beiden (übrigens getrennten) Regimenter den ganzen siebenjährigen Krieg, vor allem die Schlachten bei Roßbach, Hochkirch, Maxen und Freiberg, mitmachten. Im blauen Regiment diente ein Hauptmann von Thüna, und durch diese persönliche Beziehung ist unser Verfasser zu dem Material seiner Schrift gelangt. Diese ist mit Fleiß, Pünktlichkeit, Umsicht und gutem Urtheil geschrieben und enthält eine Reihe schätzenswerther Beiträge zur Kenntniß des siebenjährigen Krieges. Die Würzburger vom blauen Regiment benahmen sich namentlich in evangelischen Gegenden — und solche waren fast ausschließlich der Kriegsschauplatz — so zuchtlos, daß man an die Zeiten des dreißigjährigen Krieges sich erinnert fühlt; doch hielten sie sich bei Roßbach nicht schlecht und brachten auch ihre vier Kanonen aus der Schlacht zurück, obwohl die Zugpferde theils erschossen, theils gefangen wurden. Freiherr von Thüna behandelt vor Allem die Schicksale des blauen Regiments, was sich aus dem persönlichen Ausgangspunkt seiner Studien erklärt. Die Geschichte des rothen Regiments (das übrigens 1761 mit dem blauen zu einem einzigen von drei Bataillonen zusammengelegt wurde) wird sehr viel kürzer behandelt, immerhin aber so, daß das Wesentliche ersichtlich wird.

Von Neuigkeiten, welche der Redaction bis zum 12. September zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Album unfreiwilliger Komik. — Sammlung humoristischer Annoncen, Druckfehler und Aussprüche mit Angabe der Quellen. Berlin, Richard Eckstein Nachf.

Armand's ausgewählte Romane. — An der Indianergrenze oder Treuer Liebe Lohn. Erster Band, Lieferung 1 und 2. Weimar, Schriftenvertriebsanstalt.

Baldwin. — Psychology past and present. By Mark Baldwin. New York and London, Macmillan and Co.

Bienenstein. — Kunst und Volk. Die Tagespresse. Freie Bühne und Volksbühne. Drei Essays von Karl Bienenstein. Neuwied und Leipzig, August Schupp. 1894.

Bierbaum. — Nemt, frouwe, disen Kranz. Ausgewählte Gedichte von Otto Julius Bierbaum. Berlin, Gustav Schur. 1894.

Brunache. — Le centre de l'Afrique. — Autour du Tchad. Par P. Brunache. Paris, Felix Alcan. 1894.

Bulthaupt. — Timon von Athen. Tragödie in fünf Akten mit freier Benutzung der Shakespeare zugeschriebenen Dichtung von Heinrich Bulthaupt. Oldenburg und Leipzig, Schulze'sche Hofbuchhandlung.

Debes. — E. Debes' neuer Handatlas über alle Theile der Erde in 59 Haupt- und weit über 100 Nebenkarten. Mit alphabetischen Namensverzeichnissen. Lieferung 5—10. Leipzig, H. Wagner & E. Debes.

Deutscher Michel. — Katholischer Haus-Kalender für das Jahr 1895. Mainz, J. P. Haas.

Deval. — Der Anarchismus und die Lösung der sozialen Frage im Verhältnis zur Rechtspflege. Von Arthur Deval. Berlin, Cassirer & Danziger. 1894.

Die Nation. Eine Sammlung ausgewählter Artikel. Berlin, H. S. Hermann. 1894.

Dorison. — Un symbol social. Alfred de Vigny et la poésie politique. Par L. Dorison. Paris, Perrin et Cie. 1894.

Dumas. — Die drei Musketiere. Von Alexander Dumas. 2. Lieferung. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Eckermann. — Gespräche mit Goethe in den letzten Jahren seines Lebens. Von Johann Peter Eckermann. Herausgegeben von A. v. d. Linden. Zweiter Band. 1828—1832. Leipzig, H. Barsdorf. 1895.

Fabre. — Mon ami Gaffarot Par Ferdinand Fabre. Paris, Armand Colin et Cie.

Goette. — Singen und Sagen. Lieder und Gesänge von Rudolf Goette. Machwitz-Dresden, Max Geißler.

Grissen. — Ideala. A romance of idealism. By Charles Grissen. Portland, Oregon, The Lewis & Dryden Printing Company. 1893.

Haug. — Auch ein Kulturbild. Von H. Haug. Gotha, Selbstverlag. 1894.

Hullmann. — Die Wissenschaft und ihre Sprache. Eine zeitgemäße Abhandlung von Prof. K. Hullmann. Leipzig, Ferdinand Hirth & Sohn. 1894.

Keller. — Das Leben des Meeres. Von Dr. Conrad Keller. Lieferung 4. Leipzig, T. O. Weigel Nachf. 1894.

Krauß. — Hahnschrei! Weckrufe eines Modernen. Von Maximilian Krauß. München, J. Lindauer'sche Buchhandlung. 1894.

Maupassant. — Die Wahnsinnige und andere Novellen. Von Guy de Maupassant. Uebersetzt von Wilhelm Lilienthal. Berlin, Richard Eckstein Nachf.

Münchener Kalender für 1895. München, Nationale Verlagsanstalt A.-G.

Neubauer. — Freiherr vom Stein. Von Friedrich Neubauer. Berlin, Ernst Hofmann & Co.

Pröll. — Welt-National. Eine Gewissenserweckung für deutsche Männer von Karl Pröll. 3. Auflage. Berlin, Commissions-Verlag P. Stankiewicz' Buchdruckerei.

Pujo. — Le règne de la grâce. Par Maurice Pujo. Paris, Félix Alcan. 1894.

Rehmke. — Unsere Gewißheit von der Außenwelt. Ein Wort an die Gebildeten unserer Zeit von Dr. Johannes Rehmke. Heilbronn, Eugen Salzer. 1894.

Rehmke. — Lehrbuch der allgemeinen Psychologie. Von Dr. Johannes Rehmke. Hamburg und Leipzig, Leopold Voss. 1894.

Rein. — Encyklopädisches Handbuch der Pädagogik. Herausgegeben von W. Rein. Erster Band, dritte Lieferung. Langensalza, Hermann Beyer & Söhne. 1894.

Renneberg. — Gedichte von Theodor Renneberg. Wörmlitz b. Halle a. S. Selbstverlag.

Rheinlieder. Aus dem Munde der Dichter ausgewählt von Karl Hessel. Coblenz, W. Groos. 1894.

Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge. Neue Folge. Neunte Serie. Heft 199. Die Dominikaner in Eisenach. Ein Bild aus dem Klosterleben des Mittelalters. Von Ludwig Weniger, Direktor des Gymnasiums in Weimar. — Heft 200. Atmosphärische Pracht- und Kraftentfaltung. Zwei Essays von Wilhelm Krebs in Berlin. Mit 6 Abbildungen. — Heft 201. Das Zeitalter des Stahles. Von Dr. Georg Lunge. — Heft 202. Die Faustsage und ihre poetische Gestaltung. Von Dr. J. Nover. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. 1894.

Schafheitlin. — Die Götterfarce. Von Adolf Schafheitlin. Berlin, Rosenbaum & Hart. 1894.

Scheel. — Die amtliche Arbeiterstatistik des Deutschen Reiches. Von Dr. H. von Scheel. Berlin, Julius Sittenfeld. 1894.

Schierenberg. — Die Götter der Germanen oder Vom Eddarausch der Skandinavier und ihrem Katzenjammer (eine Stimme vom Teutoburger Walde) von G. Aug. B. Schierenberg. Detmold. In Commission in Schent's Buchhandlung.

Siebert. — Reform der Volksbildung. Beiträge zur Sozialreform. I. Von Rich. Siebert. Hannover, Manz & Lange. 1894.

Stümcke. — Literarische Sünden und Herzenssachen. Von Heinrich Stümcke. Berlin, Eduard Rentzel. 1894.

Suphan. — Aus Herders Frühzeit. Zu seinem 150. Geburtstage. Von Bernhard Suphan. Weimar, Hermann Böhlau. 1894.

Tkalac. — Jugenderinnerungen aus Kroatien. (1749—1823. 1824—1843.) Von Dr. E. J. von Tkalac. Leipzig, Otto Wigand. 1894.

Tolstoi. — Patriotismus und Christentum. Von Leo Tolstoi. Deutsch von Adele Berger. Berlin, Hugo Steinitz. 1894.

Trinius. — Thüringer Wanderbuch. Von August Trinius. Fünfter Band. Minden i. Westf., J. C. C. Bruns.

Volksbote. Ein gemeinnütziger Volks-Kalender auf das Jahr 1895. Mit einem Notizkalender als Zugabe. 58. reich illustrirter Jahrgang. Oldenburg und Leipzig, Schulze'sche Hofbuchhandlung.

Wagner. — Briefe an August Roeckel von Richard Wagner. Eingeführt durch La Mara. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 1894.

Walther von der Vogelweide. — Sämmtliche Gedichte, übersetzt von Eduard Kieber. Straßburg, J. H. Ed. Heitz. 1894.

Wer sind die Koreaner? Neuester authentischer Bericht. Von einem Kenner. Berlin, Hermann Lazarus.

Wester. — Bunte Blätter. Gedichte von Erwin Wester (Ed. Wißmann). Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. Wiesbaden, Chr. Limbarth. 1894.

Wiener. — Die Freiheit des Willens. Von Dr. Christian Wiener. Darmstadt, L. Brill. 1894.

„Wienerstadt." — Lebensbilder aus der Gegenwart. 12. Lieferung. Prag, Wien und Leipzig, F. Tempsky und G. Freytag. 1894.

Winter und Wünsche. — Die jüdische Litteratur seit Abschluss des Kanons. Herausgegeben von J. Winter und Aug. Wünsche. 21. und 22. Lieferung. Trier, Sigmund Mayer. 1894.

Wolff. — Leben und Werke des Antonio Beccadelli, genannt Panormitta. Von Dr. Max von Wolff. Leipzig, E. A. Seemann. 1894.

Wollny. — Eine Appellation an die deutsche Ehrlichkeit und Wahrheitsliebe in Sachen der Hypnose und Suggestion. Von Dr. F. Wollny. Leipzig, Oswald Mutze. 1894.

Zepler. — Aerztliche Syndikate. Ein Reformvorschlag von Dr. G. Zepler. Berlin, J. Goldschmidt. 1894.

Verlag von **Gebrüder Paetel** in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaction verantwortlich: **Julius Petri** in Berlin.
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrechte vorbehalten.

Effi Briest.

Roman

von

Theodor Fontane.

Siebentes Capitel.

Es war schon heller Tag, als Effi am andern Morgen erwachte. Sie hatte Mühe, sich zurechtzufinden. Wo war sie? Richtig, in Kessin, im Hause des Landraths von Innstetten, und sie war seine Frau, Baronin Innstetten. Und sich aufrichtend, sah sie sich neugierig um; am Abend vorher war sie zu müde gewesen, um Alles, was sie da halb fremdartig, halb altmodisch umgab, genauer in Augenschein zu nehmen. Zwei Säulen stützten den Deckenbalken, und grüne Vorhänge schlossen den alkovenartigen Schlafraum, in welchem die Betten standen, von dem Rest des Zimmers ab; nur in der Mitte fehlte der Vorhang oder war zurückgeschlagen, was ihr von ihrem Bett aus eine bequeme Orientirung gestattete. Da, zwischen den zwei Fenstern, stand der schmale, bis hoch hinauf reichende Trumeau, während rechts daneben, und schon an der Flurwand hin, der große schwarze Kachelofen aufragte, der noch (so viel hatte sie schon am Abend vorher bemerkt) nach alter Sitte von außen her geheizt wurde. Sie fühlte jetzt, wie seine Wärme herüberströmte. Wie schön es doch war, im eigenen Hause zu sein; so viel Behagen hatte sie während der ganzen Reise nicht empfunden, nicht einmal in Sorrent.

Aber wo war Innstetten? Alles still um sie her, Niemand da. Sie hörte nur den Ticktackschlag einer kleinen Pendule und dann und wann einen dumpfen Ton im Ofen, woraus sie schloß, daß vom Flur her ein paar neue Scheite nachgeschoben würden. Allmälig entsann sie sich auch, daß Geert, am Abend vorher, von einer elektrischen Klingel gesprochen hatte, nach der sie denn auch nicht lange mehr zu suchen brauchte; dicht neben ihrem Kissen war der kleine weiße Elfenbeinknopf, auf den sie nun leise drückte.

Gleich danach erschien Johanna. „Gnädige Frau haben befohlen."

„Ach, Johanna, ich glaube, ich habe mich verschlafen. Es muß schon spät sein."

„Eben neun."

„Und der Herr . . ." es wollt' ihr nicht glücken, so ohne Weiteres von ihrem „Manne" zu sprechen . . . „der Herr, er muß sehr leise gemacht haben; ich habe nichts gehört."

„Das hat er gewiß. Und gnäd'ge Frau werden fest geschlafen haben. Nach der langen Reise . . ."

„Ja, das hab' ich. Und der Herr, ist er immer so früh auf?"

„Immer, gnäd'ge Frau. Darin ist er streng; er kann das lange Schlafen nicht leiden, und wenn er drüben in sein Zimmer tritt, da muß der Ofen warm sein, und der Kaffee darf auch nicht auf sich warten lassen."

„Da hat er also schon gefrühstückt?"

„O nicht doch, gnäd'ge Frau . . . der gnäd'ge Herr . . ."

Effi fühlte, das sie die Frage nicht hätte thun und die Vermuthung, Innstetten könne nicht auf sie gewartet haben, lieber nicht hätte aussprechen sollen. Es lag ihr denn auch daran, diesen ihren Fehler so gut es ging wieder auszugleichen, und als sie sich erhoben und vor dem Trumeau Platz genommen hatte, nahm sie das Gespräch wieder auf und sagte: „Der Herr hat übrigens ganz recht. Immer früh auf, das war auch Regel in meiner Eltern Hause. Wo die Leute den Morgen verschlafen, da gibt es den ganzen Tag keine Ordnung mehr. Aber der Herr wird es so streng mit mir nicht nehmen; eine ganze Weile hab' ich diese Nacht nicht schlafen können und habe mich sogar ein wenig geängstigt."

„Was ich hören muß, gnäd'ge Frau! Was war es denn?"

„Es war über mir ein ganz sonderbarer Ton, nicht laut, aber doch sehr eindringlich. Erst klang es, wie wenn lange Schleppenkleider über die Diele hinschleiften, und in meiner Erregung war es mir ein paar mal, als ob ich kleine weiße Atlasschuhe sähe. Es war, als tanze man oben, aber ganz leise."

Johanna, während das Gespräch so ging, sah über die Schulter der jungen Frau fort in den hohen schmalen Spiegel hinein, um die Mienen Effi's besser beobachten zu können. Dann sagte sie: „Ja, das ist oben im Saal. Früher hörten wir es in der Küche auch. Aber jetzt hören wir es nicht mehr; wir haben uns daran gewöhnt."

„Ist es denn etwas Besonderes damit?"

„O Gott bewahre, nicht im Geringsten. Eine Weile wußte man nicht recht, woher es käme, und der Herr Prediger machte ein verlegenes Gesicht, trotzdem Doctor Gieshübler immer nur darüber lachte. Nun aber wissen wir, daß es die Gardinen sind. Der Saal ist etwas multrig und stockig und deshalb stehen immer die Fenster auf, wenn nicht gerade Sturm ist. Und da ist denn fast immer ein starker Zug oben und fegt die alten, weißen Gardinen, die außerdem viel zu lang sind, über die Dielen hin und her. Das klingt dann so wie seid'ne Kleider, oder auch wie Atlasschuhe, wie die gnäd'ge Frau eben bemerkten."

„Natürlich ist es das. Aber ich begreife nur nicht, warum dann die Gardinen nicht abgenommen werden. Oder man könnte sie ja kürzer machen. Es ist ein so sonderbares Geräusch, das Einem auf die Nerven fällt. Und nun,

Johanna, bitte, geben Sie mir noch das kleine Tuch und tupfen Sie mir die Stirn. Oder nehmen Sie lieber den Rafraicheur aus meiner Reisetasche . . . Ach, das ist schön und erfrischt mich. Nun werde ich hinübergehen. Er ist doch noch da, oder war er schon aus?"

„Der gnäd'ge Herr war schon aus, ich glaube drüben auf dem Amt. Aber seit einer Viertelstunde ist er zurück. Ich werde Friedrich sagen, daß er das Frühstück bringt."

Und damit verließ Johanna das Zimmer, während Effi noch einen Blick in den Spiegel that und dann über den Flur fort, der bei der Tagesbeleuchtung viel von seinem Zauber vom Abend vorher eingebüßt hatte, bei Geert eintrat.

Dieser saß an seinem Schreibtisch, einem etwas schwerfälligen Cylinderbureau, das er aber, als Erbstück aus dem elterlichen Hause, nicht missen mochte. Effi stand hinter ihm und umarmte und küßte ihn, noch eh' er sich von seinem Platz erheben konnte.

„Schon?"

„Schon, sagst Du. Natürlich um mich zu verspotten."

Innstetten schüttelte den Kopf. „Wie werd' ich das?" Effi fand aber ein Gefallen daran, sich anzuklagen, und wollte von den Versicherungen ihres Mannes, daß sein „schon" ganz aufrichtig gemeint gewesen sei, nichts hören. „Du mußt noch von der Reise her wissen, daß ich Morgens nie habe warten lassen. Im Laufe des Tages, nun ja, da ist es etwas Anderes. Es ist wahr, ich bin nicht sehr pünktlich, aber ich bin keine Langschläferin. Darin, denk' ich, haben mich die Eltern gut erzogen."

„Darin? In Allem, meine süße Effi."

„Das sagst Du so, weil wir noch in den Flitterwochen sind, . . . aber nein, wir sind ja schon heraus. Ums Himmels willen, Geert, daran habe ich noch gar nicht gedacht, wir sind ja schon über sechs Wochen verheirathet, sechs Wochen und einen Tag. Ja, das ist etwas Anderes; da nehme ich es nicht mehr als Schmeichelei, da nehme ich es als Wahrheit."

In diesem Augenblicke trat Friedrich ein und brachte den Kaffee. Der Frühstückstisch stand in Schräglinie vor einem kleinen rechtwinkligen Sopha, das gerade die eine Ecke des Wohnzimmers ausfüllte. Hier setzten sich beide.

„Der Kaffee ist ja vorzüglich," sagte Effi, während sie zugleich das Zimmer und seine Einrichtung musterte. „Das ist noch Hôtel-Kaffee oder wie der bei Bottegone, . . . erinnerst Du Dich noch, in Florenz, mit dem Blick auf den Dom. Davon muß ich der Mama schreiben, solchen Kaffee haben wir in Hohen-Cremmen nicht. Ueberhaupt, Geert, ich sehe nun erst, wie vornehm ich mich verheirathet habe. Bei uns konnte Alles nur so gerade passiren."

„Thorheit, Effi, ich habe nie eine bessere Hausführung gesehen als bei Euch."

„Und dann, wie Du wohnst. Als Papa sich den neuen Gewehrschrank angeschafft und über seinem Schreibtisch einen Büffelkopf und dicht darunter den alten Wrangel angebracht hatte (er war nämlich 'mal Adjutant bei dem Alten), da dacht' er Wunder, was er gethan; aber wenn ich mich hier umsehe,

daneben ist unsre ganze Hohen-Cremmener Herrlichkeit ja bloß dürftig und alltäglich. Ich weiß gar nicht, womit ich das Alles vergleichen soll; schon gestern Abend, als ich nur so flüchtig darüber hinsah, kamen mir allerhand Gedanken."

„Und welche, wenn ich fragen darf?"

„Ja, welche. Du darfst aber nicht d'rüber lachen. Ich habe 'mal ein Bilderbuch gehabt, wo ein persischer oder indischer Fürst (denn er trug einen Turban) mit untergeschlagenen Beinen auf einem rothen Seidenkissen saß, und in seinem Rücken war außerdem noch eine große rothe Seidenrolle, die links und rechts ganz bauschig zum Vorschein kam, und die Wand hinter dem indischen Fürsten starrte von Schwertern und Dolchen und Parderfellen und Schilden und langen türkischen Flinten. Und sieh, ganz so sieht es hier bei Dir aus, und wenn Du noch die Beine unterschlägst, ist die Aehnlichkeit vollkommen."

„Effi, Du bist ein entzückendes, liebes Geschöpf. Du weißt gar nicht, wie sehr ich's finde und wie gern ich Dir in jedem Augenblicke zeigen möchte, daß ich's finde."

„Nun, dazu ist ja noch vollauf Zeit; ich bin ja erst siebzehn und habe noch nicht vor, zu sterben."

„Wenigstens nicht vor mir. Freilich, wenn ich dann stürbe, nähme ich Dich am Liebsten mit. Ich will Dich keinem Andern lassen; was meinst Du dazu?"

„Das muß ich mir doch noch überlegen. Oder lieber, lassen wir's überhaupt. Ich spreche nicht gern von Tod, ich bin für Leben. Und nun sage mir, wie leben wir hier? Du hast mir unterwegs allerlei Sonderbares von Stadt und Land erzählt, aber wie wir selber hier leben werden, davon kein Wort. Daß hier Alles anders ist, als in Hohen-Cremmen und Schwantikow, das seh' ich wohl, aber wir müssen doch in dem „guten Kessin", wie Du's immer nennst, auch etwas wie Umgang und Gesellschaft haben können. Habt Ihr denn Leute von Familie in der Stadt?"

„Nein, meine liebe Effi; nach dieser Seite hin gehst Du großen Enttäuschungen entgegen. In der Nähe haben wir ein paar Adlige, die Du kennen lernen wirst, aber hier in der Stadt ist gar nichts."

„Gar nichts? das kann ich nicht glauben. Ihr seid doch bis zu dreitausend Menschen, und unter dreitausend Menschen muß es doch außer so kleinen Leuten wie Barbier Beza (so hieß er ja wohl) doch auch noch eine Elite geben, Honoratioren oder dergleichen."

Innstetten lachte. „Ja, Honoratioren, die gibt es. Aber bei Lichte besehen, ist es nicht viel damit. Natürlich haben wir einen Prediger und einen Amtsrichter und einen Rector und einen Lootsencommandeur, und von solchen beamteten Leuten findet sich schließlich wohl ein ganzes Dutzend zusammen, aber die meisten davon: gute Menschen und schlechte Musikanten. Und was dann noch bleibt, das sind bloß Consuln."

„Bloß Consuln. Ich bitte Dich, Geert, wie kannst Du nur sagen „bloß Consuln". Das ist doch etwas sehr Hohes und Großes, und ich möchte bei-

nah' sagen Furchtbares. Consuln, das sind doch die mit dem Ruthenbündel, draus, glaub' ich, ein Beil heraussah."

„Nicht ganz, Effi. Die heißen Lictoren."

„Richtig, die heißen Lictoren. Aber Consuln ist doch auch etwas sehr Vornehmes und Hochgesetzliches. Brutus war doch ein Consul."

„Ja, Brutus war ein Consul. Aber unsere sind ihm nicht sehr ähnlich und begnügen sich damit, mit Zucker und Kaffee zu handeln oder eine Kiste mit Apfelsinen aufzubrechen und verkaufen Dir dann das Stück pro zehn Pfennige."

„Nicht möglich."

„Sogar gewiß. Es sind kleine, pfiffige Kaufleute, die, wenn fremdländische Schiffe hier einlaufen und in irgend einer Geschäftsfrage nicht recht aus noch ein wissen, die dann mit ihrem Rathe zur Hand sind, und wenn sie diesen Rath gegeben und irgend einem holländischen oder portugiesischen Schiff einen Dienst geleistet haben, so werden sie zuletzt zu beglaubigten Vertretern solcher fremder Staaten, und gerade so viele Botschafter und Gesandte, wie wir in Berlin haben, so viele Consuln haben wir auch in Kessin, und wenn irgend ein Festtag ist, und es gibt hier viel Festtage, dann werden alle Wimpel gehißt, und haben wir gerad' eine grelle Morgensonne, so siehst Du an solchem Tage ganz Europa von unsern Dächern flaggen und das Sternenbanner und den chinesischen Drachen dazu."

„Du bist in einer spöttischen Laune, Geert, und magst auch wohl recht haben. Aber ich, für meine kleine Person, muß Dir gestehen, daß ich dies Alles entzückend finde, und daß unsere havelländischen Städte daneben verschwinden. Wenn sie da Kaisers Geburtstag feiern, so flaggt es immer bloß schwarz und weiß und allenfalls ein bißchen roth dazwischen, aber das kann sich doch nicht vergleichen mit der Welt von Flaggen, von der Du sprichst. Ueberhaupt, wie ich Dir schon sagte, ich finde immer wieder und wieder, es hat Alles so was Fremdländisches hier, und ich habe noch nichts gehört und gesehen, was mich nicht in eine gewisse Verwunderung gesetzt hätte, gleich gestern Abend das merkwürdige Schiff draußen im Flur und dahinter der Haifisch und das Krokodil und hier Dein eigenes Zimmer. Alles so orientalisch, und ich muß es wiederholen, Alles wie bei einem indischen Fürsten . . ."

„Meinetwegen. Ich gratuliere, Fürstin . . ."

„Und dann oben der Saal mit seinen langen Gardinen, die über die Diele hinfegen."

„Aber was weißt Du denn von dem Saal, Effi?"

„Nichts, als was ich Dir eben gesagt habe. Wohl eine Stunde lang, als ich in der Nacht aufwachte, war es mir, als ob ich Schuhe auf der Erde schleifen hörte, und als würde getanzt und fast auch wie Musik. Aber Alles ganz leise. Und das hab' ich dann heute früh an Johanna erzählt, bloß um mich zu entschuldigen, daß ich hinterher so lange geschlafen. Und da sagte sie mir, das sei von den langen Gardinen oben im Saal. Ich denke, wir machen kurzen Proceß damit und schneiden die Gardinen etwas ab oder

schließen wenigstens die Fenster; es wird ohnehin bald stürmisch genug werden. Mitte November ist ja die Zeit."

Innstetten sah in einer kleinen Verlegenheit vor sich hin und schien schwankend, ob er auf all' das antworten solle. Schließlich entschied er sich für Schweigen. „Du hast ganz recht, Effi, wir wollen die langen Gardinen oben kürzer machen. Aber es eilt nicht damit, um so weniger, als es nicht sicher ist, ob es hilft. Es kann auch was Anderes sein, im Rauchfang, oder der Wurm im Holz oder ein Iltis. Wir haben nämlich hier Iltisse. Jedenfalls aber eh' wir Aenderungen vornehmen, mußt Du Dich in unserem Hauswesen erst umsehen, natürlich unter meiner Führung; in einer Viertelstunde zwingen wir's. Und dann machst Du Toilette, nur ein ganz klein wenig, denn eigentlich bist Du so am reizendsten, — Toilette für unseren Freund Gieshübler; es ist jetzt zehn vorüber, und ich müßte mich sehr in ihm irren, wenn er nicht um elf oder doch spätestens um die Mittagsstunde hier antreten und Dir seinen Respect devotest zu Füßen legen sollte. Das ist nämlich die Sprache, d'rin er sich ergeht. Uebrigens, wie ich Dir schon sagte, ein capitaler Mann, der Dein Freund werden wird, wenn ich ihn und Dich recht kenne."

Achtes Capitel.

Elf war längst vorüber; aber Gieshübler hatte sich noch immer nicht sehen lassen. „Ich kann nicht länger warten," hatte Geert gesagt, den der Dienst abrief. „Wenn Gieshübler noch erscheint, so sei möglichst entgegenkommend, dann wird es vorzüglich gehen; er darf nicht verlegen werden; ist er befangen, so kann er kein Wort finden oder sagt die sonderbarsten Dinge; weißt Du ihn aber in Zutrauen und gute Laune zu bringen, dann redet er wie ein Buch. Nun, Du wirst es schon machen. Erwarte mich nicht vor drei; es gibt drüben allerlei zu thun. Und das mit dem Saal oben wollen wir noch überlegen; es wird aber wohl am besten sein, wir lassen es beim Alten."

Damit ging Innstetten und ließ seine junge Frau allein. Diese saß, etwas zurückgelehnt, in einem lauschigen Winkel am Fenster und stützte sich, während sie hinaussah, mit ihrem linken Arm auf ein kleines Seitenbrett, das aus dem Cylinderbureau herausgezogen war. Die Straße war die Hauptverkehrsstraße nach dem Strande hin, weshalb denn auch in Sommerzeit ein reges Leben hier herrschte, jetzt aber, um Mitte November, war Alles leer und still, und nur ein paar arme Kinder, deren Eltern in etlichen ganz am äußersten Rande der „Plantage" gelegenen Strohdachhäusern wohnten, klappten in ihren Holzpantinen an dem Innstetten'schen Hause vorüber. Effi empfand aber nichts von dieser Einsamkeit, denn ihre Phantasie war noch immer bei den wunderlichen Dingen, die sie, kurz vorher, während ihrer Umschau haltenden Musterung im Hause gesehen hatte. Diese Musterung hatte mit der Küche begonnen, deren Herd eine moderne Construction aufwies, während an der Decke hin, und zwar bis in die Mädchenstube hinein, ein elektrischer Draht lief, — beides vor Kurzem erst hergerichtet. Effi war erfreut gewesen, als ihr Innstetten

davon erzählt hatte, dann aber waren sie von der Küche wieder in den Flur zurück- und von diesem in den Hof hinausgetreten, der in seiner ersten Hälfte nicht viel mehr als ein, zwischen zwei Seitenflügeln hinlaufender ziemlich schmaler Gang war. In diesen Flügeln war Alles untergebracht, was sonst noch zu Haushalt und Wirthschaftsführung gehörte, rechts Mädchenstube, Bedientenstube, Rollkammer, links eine zwischen Pferdestall und Wagenremise gelegene, von der Familie Kruse bewohnte Kutscherwohnung. Ueber dieser, in einem Verschlage, waren die Hühner einlogirt und eine Dachklappe über dem Pferdestall bildeten Aus- und Einschlupf für die Tauben. All' dies hatte sich Effi mit vielem Interesse angesehen, aber dies Interesse sah sich doch weit überholt, als sie, nach ihrer Rückkehr vom Hof ins Vorderhaus, unter Innstetten's Führung die nach oben führende Treppe hinaufgestiegen war. Diese war schief, baufällig, dunkel; der Flur dagegen, auf den sie mündete, wirkte beinah' heiter, weil er viel Licht und einen guten landschaftlichen Ausblick hatte: nach der einen Seite hin, über die Dächer des Stadtrandes und die „Plantage" fort, auf eine hoch auf einer Düne stehende holländische Windmühle, nach der anderen Seite hin auf die Kessine, die hier, unmittelbar vor ihrer Einmündung, ziemlich breit war und einen stattlichen Eindruck machte. Diesem Eindruck konnte man sich unmöglich entziehen, und Effi hatte denn auch nicht gesäumt, ihrer Freude lebhaften Ausdruck zu geben. „Ja, sehr schön, sehr malerisch," hatte Innstetten, ohne weiter darauf einzugehen, geantwortet, und dann eine mit ihren Flügeln etwas schief hängende Doppelthür geöffnet, die nach rechts hin in den sogenannten Saal führte. Dieser lief durch die ganze Etage; Vorder- und Hinterfenster standen auf, und die mehr erwähnten langen Gardinen bewegten sich in dem starken Luftzuge hin und her. In der Mitte der einen Längswand sprang ein Kamin vor mit einer großen Steinplatte, während an der Wand gegenüber ein paar blecherne Leuchter hingen, jeder mit zwei Lichtöffnungen, ganz so wie unten im Flur, aber Alles stumpf und ungepflegt. Effi war einigermaßen enttäuscht, sprach es auch aus und erklärte, statt des öden und ärmlichen Saals, doch lieber die Zimmer an der gegenübergelegenen Flurseite sehen zu wollen. „Da ist nun eigentlich vollends nichts," hatte Innstetten geantwortet, aber doch die Thüren geöffnet. Es befanden sich hier vier einfenstrige Zimmer, alle gelb getüncht, gerade wie der Saal, und ebenfalls ganz leer. Nur in einem standen drei Binsenstühle, die durchgesessen waren, und an die Lehne des einen war ein kleines, nur einen halben Finger langes Bildchen geklebt, das einen Chinesen darstellte, blauer Rock mit gelben Pluderhosen und einen flachen Hut auf dem Kopf. Effi sah es und sagte: „Was soll der Chinese?" Innstetten selber schien von dem Bildchen überrascht und versicherte, daß er es nicht wisse. „Das hat Christel angeklebt oder Johanna. Spielerei. Du kannst sehen, es ist aus einer Fibel herausgeschnitten." Effi fand es auch und war nur verwundert, daß Innstetten Alles so ernsthaft nahm, als ob es doch Etwas sei. Dann hatte sie noch einmal einen Blick in den Saal gethan und sich dabei dahin geäußert, wie es doch eigentlich schade sei, daß das Alles leer stehe. „Wir haben unten ja nur drei Zimmer, und wenn uns wer besucht, so wissen wir nicht aus, noch ein. Meinst Du nicht, daß man aus dem Saal zwei hübsche Fremdenzimmer

machen könnte. Das wäre so was für die Mama; nach hinten heraus könnte sie schlafen und hätte den Blick auf den Fluß und die beiden Moolen, und vorn hätte sie die Stadt und die holländische Windmühle. In Hohen-Cremmen haben wir noch immer bloß eine Bockmühle. Nun sage, was meinst Du dazu? Nächsten Mai wird doch die Mama wohl kommen."

Innstetten war mit Allem einverstanden gewesen und hatte nur zum Schlusse gesagt: „Alles ganz gut. Aber es ist doch am Ende besser, wir logiren die Mama drüben ein, auf dem Landrathsamt; die ganze erste Etage steht da auch leer, und sie ist da noch mehr für sich."

* * *

Das war so das Resultat des ersten Umgangs im Hause gewesen; dann hatte Effi drüben ihre Toilette gemacht, nicht ganz so schnell wie Innstetten angenommen, und nun saß sie in ihres Gatten Zimmer und beschäftigte sich in ihren Gedanken abwechselnd mit dem kleinen Chinesen oben und mit Gieshübler, der noch immer nicht kam. Vor einer Viertelstunde war freilich ein kleiner, schiefschultriger und fast schon so gut wie verwachsener Herr in einem kurzen eleganten Pelzrock und einem hohen sehr glatt gebürsteten Cylinder an der anderen Seite der Straße vorbeigegangen und hatte nach ihrem Fenster hinübergesehen. Aber das konnte Gieshübler wohl nicht gewesen sein! Nein, dieser schiefschultrige Herr, der zugleich etwas so Distinguirtes hatte, das mußte der Herr Gerichtspräsident gewesen sein, und sie entsann sich auch wirklich, in einer Gesellschaft bei Tante Therese, mal einen solchen gesehen zu haben, bis ihr mit einem Male einfiel, daß Kessin bloß einen Amtsrichter habe.

Während sie diesen Betrachtungen noch nachhing, wurde der Gegenstand derselben, der augenscheinlich erst eine Morgen- oder vielleicht auch eine Ermuthigungspromenade um die Plantage herum gemacht hatte, wieder sichtbar, und eine Minute später erschien Friedrich, um Apotheker Gieshübler anzumelden.

„Ich lasse sehr bitten."

Der armen jungen Frau schlug das Herz, weil es das erste Mal war, daß sie sich als Hausfrau und noch dazu als erste Frau der Stadt zu zeigen hatte.

Friedrich half Gieshübler den Pelzrock ablegen und öffnete dann wieder die Thür.

Effi reichte dem verlegen Eintretenden die Hand, die dieser mit einem gewissen Ungestüm küßte. Die junge Frau schien sofort einen großen Eindruck auf ihn gemacht zu haben.

„Mein Mann hat mir bereits gesagt . . . Aber ich empfange Sie hier in meines Mannes Zimmer, . . . er ist drüben auf dem Amt und kann jeden Augenblick zurück sein . . . Darf ich Sie bitten, bei mir eintreten zu wollen."

Gieshübler folgte der voranschreitenden Effi ins Nebenzimmer, wo diese auf einen der Fauteuils wies, während sie sich selbst in das Sopha setzte. „Daß ich Ihnen sagen könnte, welche Freude Sie mir gestern durch die schönen Blumen und Ihre Karte gemacht haben. Ich hörte sofort auf, mich hier als eine Fremde zu fühlen, und als ich dies Innstetten aussprach, sagte er mir, wir würden überhaupt gute Freunde sein."

„Sagte er so? Der gute Herr Landrath. Ja, der Herr Landrath und Sie, meine gnädigste Frau, da sind, das bitte ich sagen zu dürfen, zwei liebe Menschen zu einander gekommen. Denn wie Ihr Herr Gemahl ist, das weiß ich, und wie Sie sind, meine gnädigste Frau, das sehe ich."

„Wenn Sie nur nicht mit zu freundlichen Augen sehen. Ich bin so sehr jung. Und Jugend . . ."

„Ach, meine gnädigste Frau, sagen Sie nichts gegen die Jugend. Die Jugend, auch in ihren Fehlern ist sie noch schön und liebenswürdig, und das Alter, auch in seinen Tugenden taugt es nicht viel. Persönlich kann ich in dieser Frage freilich nicht mitsprechen, vom Alter wohl, aber von der Jugend nicht, denn ich bin eigentlich nie jung gewesen. Personen meines Schlages sind nie jung. Ich darf wohl sagen, das ist das Traurigste von der Sache. Man hat keinen rechten Muth, man hat kein Vertrauen zu sich selbst, man wagt kaum, eine Dame zum Tanz aufzufordern, weil man ihr eine Verlegenheit ersparen will, und so gehen die Jahre hin, und man wird alt, und das Leben war arm und leer."

Effi gab ihm die Hand. „Ach, Sie dürfen so was nicht sagen. Wir Frauen sind gar nicht so schlecht."

„O, nein, gewiß nicht . . ."

„Und wenn ich mir so zurückrufe," fuhr Effi fort, „was ich Alles erlebt habe . . . viel ist es nicht, denn ich bin wenig herausgekommen, und habe fast immer auf dem Lande gelebt . . . aber wenn ich es mir zurückrufe, so finde ich doch, daß wir immer das lieben, was liebenswerth ist. Und dann sehe ich doch auch gleich, daß Sie anders sind als Andere, dafür haben wir Frauen ein scharfes Auge. Vielleicht ist es auch der Name, der in Ihrem Falle mitwirkt. Das war immer eine Lieblingsbehauptung unseres alten Pastors Niemeyer; der Name, so liebte er zu sagen, besonders der Taufname, habe was geheimnißvoll Bestimmendes, und Alonzo Gieshübler, so mein' ich, schließt eine ganz neue Welt vor Einem auf, ja, fast möcht' ich sagen dürfen, Alonzo ist ein romantischer Name, ein Preciosa-Name."

Gieshübler lächelte mit einem ganz ungemeinen Behagen und fand den Muth, seinen für seine Verhältnisse viel zu hohen Cylinder, den er bis dahin in der Hand gedreht hatte, bei Seite zu stellen. „Ja, meine gnädigste Frau, da treffen Sie's."

„O, ich verstehe. Ich habe von den Consuln gehört, deren Kessin so viele haben soll, und in dem Hause des spanischen Consuls hat Ihr Herr Vater muthmaßlich die Tochter eines seemännischen Capitanos kennen gelernt, wie ich annehme irgend eine schöne Andalusierin. Andalusierinnen sind immer schön."

„Ganz wie Sie vermuthen, meine Gnädigste. Und meine Mutter war wirklich eine schöne Frau, so schlecht es mir persönlich zusteht, die Beweisführung zu übernehmen. Aber als Ihr Herr Gemahl vor drei Jahren hierher kam, lebte sie noch und hatte noch ganz die Feueraugen. Er wird es mir bestätigen. Ich persönlich bin mehr ins Gieshübler'sche geschlagen, Leute von wenig Exterieur, aber sonst leidlich im Stande. Wir sitzen hier schon in der

vierten Generation, volle hundert Jahre, und wenn es einen Apothekeradel gäbe . . ."

„So würden Sie ihn beanspruchen dürfen. Und ich meinerseits nehme ihn für bewiesen an und sogar für bewiesen ohne jede Einschränkung. Uns, aus den alten Familien, wird das am leichtesten, weil wir, so wenigstens bin ich von meinem Vater und auch von meiner Mutter her erzogen, jede gute Gesinnung, sie komme woher sie wolle, mit Freudigkeit gelten lassen. Ich bin eine geborene Briest und stamme von dem Briest ab, der, am Tage vor der Fehrbelliner Schlacht, den Ueberfall von Rathenow ausführte, wovon Sie vielleicht einmal gehört haben . . ."

„O, gewiß, meine Gnädigste, das ist ja meine Specialität."

„Eine Briest also. Und mein Vater, da reichen keine hundertmale, daß er zu mir gesagt hat: Effi (so heiße ich nämlich) Effi, hier sitzt es, bloß hier, und als Froben das Pferd tauschte, da war er von Adel, und als Luther sagte „hier stehe ich," da war er erst recht von Adel." Und ich denke, Herr Gieshübler, Innstetten hatte ganz recht, als er mir versicherte, wir würden gute Freundschaft halten."

Gieshübler hätte nun am liebsten gleich eine Liebeserklärung gemacht und gebeten, daß er als Cid oder irgend sonst ein Campeador für sie kämpfen und sterben könne. Da dies Alles aber nicht ging und sein Herz es nicht mehr aushalten konnte, so stand er auf, suchte nach seinem Hut, den er auch glücklicherweise gleich fand, und zog sich, nach wiederholtem Handkuß, rasch zurück, ohne weiter ein Wort gesagt zu haben.

Neuntes Capitel.

So war Effi's erster Tag in Kessin gewesen. Innstetten gab ihr noch eine halbe Woche Zeit, sich einzurichten und die verschiedensten Briefe nach Hohen-Cremmen zu schreiben, an die Mama, an Hulda und die Zwillinge; dann aber hatten die Stadtbesuche begonnen, die zum Theil (es regnete gerade so, daß man sich diese Ungewöhnlichkeit schon gestatten konnte), in einer geschlossenen Kutsche gemacht wurden. Als man damit fertig war, kam der Landadel an die Reihe. Das dauerte länger, da sich, bei den meist großen Entfernungen, an jedem Tage nur eine Visite machen ließ. Zuerst war man bei den Borcke's in Rothenmoor, dann ging es nach Morgnitz, Dabergotz und Kroschentin, wo man bei den Ahlemann's, den Jatzkows und den Grafenabb's den pflichtschuldigen Besuch abstattete. Noch ein paar Andere folgten, unter denen auch der alte Baron v. Güldenklee auf Papenhagen war. Der Eindruck, den Effi empfing, war überall derselbe: mittelmäßige Menschen, von meist zweifelhafter Liebenswürdigkeit, die, während sie vorgaben, über Bismarck und die Kronprinzessin zu sprechen, eigentlich nur Effi's Toilette musterten, die von Einigen als zu prätentiös für eine so jugendliche Dame, von Andern als zu wenig decent für eine Dame von gesellschaftlicher Stellung befunden wurde. Man merke doch an Allem die Berliner Schule: Sinn für Aeußerliches und eine merkwürdige Verlegenheit und Unsicherheit bei Berührung

großer Fragen. In Rothenmoor bei den Borcke's und dann auch bei den Familien in Morgnitz und Dabergotz war sie für „rationalistisch angekränkelt," bei den Grasenabb's in Kroschentin aber rundweg für eine „Atheistin" erklärt worden. Allerdings hatte die alte Frau v. Grasenabb, eine Süddeutsche (geborene Stiefel v. Stiefelstein), einen schwachen Versuch gemacht, Effi wenigstens für den Deismus zu retten; Sidonie v. Grasenabb aber, eine dreiundvierzigjährige alte Jungfer, war barsch dazwischengefahren: „Ich sage Dir, Mutter, einfach Atheistin, kein Zoll breit weniger, und dabei bleibt es," worauf die Alte, die sich vor ihrer eigenen Tochter fürchtete, klüglich geschwiegen hatte.

Die ganze Tournée hatte so ziemlich zwei Wochen gedauert, und es war am 2. December, als man, zu schon später Stunde, von dem letzten dieser Besuche nach Kessin zurückkehrte. Dieser letzte Besuch hatte den Güldenklee's auf Papenhagen gegolten, bei welcher Gelegenheit Innstetten dem Schicksal nicht entgangen war, mit dem alten Güldenklee politisiren zu müssen. „Ja, theuerster Landrath, wenn ich so den Wechsel der Zeiten bedenke! Heute vor einem Menschenalter oder ungefähr so lange, ja, da war auch ein zweiter December und der gute Louis und Napoleons-Neffe — wenn er so 'was war und nicht eigentlich ganz wo anders herstammte, — der kartätschte damals auf die Pariser Canaille. Na, das mag ihm verziehen sein, für so 'was war er der rechte Mann, und ich halte zu dem Satze: ‚Jeder hat es gerade so gut und so schlecht, wie er's verdient.' Aber daß er nachher alle Schätzung verlor und anno 70 so mir nichts dir nichts auch mit uns anbinden wollte, sehen Sie, Baron, das war, ja wie sag' ich, das war eine Insolenz. Es ist ihm aber auch heimgezahlt worden. Unser Alter da oben läßt sich nicht spotten, der steht zu uns."

„Ja," sagte Innstetten, der klug genug war, auf solche Philistereien anscheinend ernsthaft einzugehen: „der Held und Eroberer von Saarbrücken wußte nicht, was er that. Aber Sie dürfen nicht zu streng mit ihm persönlich abrechnen. Wer ist am Ende Herr in seinem Hause? Niemand. Ich richte mich auch schon darauf ein, die Zügel der Regierung in andere Hände zu legen, und Louis Napoleon, nun, der war vollends ein Stück Wachs in den Händen seiner katholischen Frau, oder sagen wir lieber, seiner jesuitischen Frau."

„Wachs in den Händen seiner Frau, die ihm dann eine Nase drehte. Natürlich, Innstetten, das war er. Aber damit wollen Sie diese Puppe doch nicht etwa retten? Er ist und bleibt gerichtet. An und für sich ist es übrigens noch gar nicht 'mal erwiesen," und sein Auge suchte bei diesen Worten etwas ängstlich nach dem Auge seiner Frau, „ob nicht Frauenherrschaft eigentlich als ein Vorzug gelten kann; nur freilich, die Frau muß danach sein. Aber wer war diese Frau? Sie war überhaupt keine Frau, im günstigsten Falle war sie eine Dame, das sagt Alles; „Dame" hat beinah immer einen Beigeschmack. Diese Eugenie — über deren Verhältniß zu dem jüdischen Bankier ich hier gern hingehe, denn ich hasse Tugendhochmuth — hatte 'was vom Café chantant, und wenn die Stadt, in der sie lebte, das Babel war, so war sie das Weib von Babel. Ich mag mich nicht deutlicher ausdrücken, denn ich

weiß," und er verneigte sich gegen Effi, „was ich deutschen Frauen schuldig bin. Um Vergebung, meine Gnädigste, daß ich diese Dinge vor Ihren Ohren überhaupt berührt habe."

So war die Unterhaltung gegangen, nachdem man vorher von Wahl, Nobiling und Raps gesprochen hatte, und nun saßen Innstetten und Effi wieder daheim und plauderten noch eine halbe Stunde. Die beiden Mädchen im Hause waren schon zu Bett, denn es war nah' an Mitternacht.

Innstetten, in kurzem Hausrock und Saffianschuhen, ging auf und ab; Effi war noch in ihrer Gesellschaftstoilette; Fächer und Handschuhe lagen neben ihr.

„Ja," sagte Innstetten, während er sein Auf- und Abschreiten im Zimmer unterbrach, „diesen Tag müßten wir nun wohl eigentlich feiern, und ich weiß nur noch nicht womit. Soll ich Dir einen Siegesmarsch vorspielen oder den Haifisch draußen in Bewegung setzen oder Dich im Triumph über den Flur tragen? Etwas muß doch geschehen, denn Du mußt wissen, das war nun heute die letzte Visite."

„Gott sei Dank, war sie's," sagte Effi. „Aber das Gefühl, daß wir nun Ruhe haben, ist, denk' ich, gerade Feier genug. Nur einen Kuß könntest Du mir geben. Aber daran denkst Du nicht. Auf dem ganzen weiten Wege nicht gerührt, frostig wie ein Schneemann. Und immer nur die Cigarre."

„Laß, ich werde mich schon bessern und will vorläufig nur wissen, wie stehst Du zu dieser ganzen Umgangs- und Verkehrsfrage? Fühlst Du Dich zu dem Einen oder Andern hingezogen? Haben die Borckes die Grasenabb's geschlagen, oder umgekehrt, oder hältst Du's mit dem alten Güldenklee? Was er da über die Eugenie sagte, machte doch einen sehr edlen und reinen Eindruck."

„Ei, sieh, Herr von Innstetten, auch medisant! Ich lerne Sie von einer ganz neuen Seite kennen."

„Und wenn's unser Adel nicht thut," fuhr Innstetten fort, ohne sich stören zu lassen „wie stehst Du zu den Kessiner Stadthonoratioren? wie stehst Du zur Ressource? Daran hängt doch am Ende Leben und Sterben. Ich habe Dich da neulich mit unserem reserveleutnantlichen Amtsrichter sprechen sehen, einem zierlichen Männchen, mit dem sich vielleicht durchkommen ließe, wenn er nur endlich von der Vorstellung los könnte, die Wiedereroberung von Le Bourget durch sein Erscheinen in der Flanke zu Stande gebracht zu haben. Und seine Frau! sie gilt als die beste Bostonspielerin und hat auch die hübschesten Anlegemarken. Also nochmals, Effi, wie wird es werden in Kessin? Wirst Du Dich einleben? Wirst Du populär werden und mir die Majorität sichern, wenn ich in den Reichstag will? Oder bist Du für Einsiedlerthum, für Abschluß von der Kessiner Menschheit, so Stadt wie Land?"

„Ich werde mich wohl für Einsiedlerthum entschließen, wenn mich die Mohrenapotheke nicht herausreißt. Bei Sidonie werd' ich dadurch freilich noch etwas tiefer sinken, aber darauf muß ich es ankommen lassen; dieser Kampf muß eben gekämpft werden. Ich steh' und falle mit Gieshübler. Es klingt etwas komisch, aber er ist wirklich der Einzige, mit dem sich ein Wort reden läßt, der einzige, richtige Mensch hier."

„Das ist er," sagte Innstetten. „Wie gut Du zu wählen verstehst."

„Hätte ich sonst Dich?" sagte Effi und hing sich an seinen Arm.

* * *

Das war am 2. December. Eine Woche später war Bismarck in Varzin, und nun wußte Innstetten, daß, bis Weihnachten und vielleicht noch drüber hinaus, an ruhige Tage für ihn gar nicht mehr zu denken sei. Der Fürst hatte noch von Versailles her eine Vorliebe für ihn und lud ihn, wenn Besuch da war, häufig zu Tisch, aber auch allein, denn der jugendliche, durch Haltung und Klugheit gleich ausgezeichnete Landrath stand ebenso in Gunst bei der Fürstin.

Zum 14. erfolgte die erste Einladung. Es lag Schnee, weshalb Innstetten die fast zweistündige Fahrt bis an den Bahnhof, von wo noch eine Stunde Eisenbahn war, im Schlitten zu machen vorhatte. „Warte nicht auf mich, Effi. Vor Mitternacht kann ich nicht zurück sein; wahrscheinlich wird es zwei oder noch später. Ich störe Dich aber nicht. Gehab Dich wohl und auf Wiedersehen morgen früh." Und damit stieg er ein, und die beiden isabellfarbenen Graditzer jagten im Fluge durch die Stadt hin und dann landeinwärts auf den Bahnhof zu.

Das war die erste lange Trennung, fast auf zwölf Stunden. Arme Effi. Wie sollte sie den Abend verbringen? Früh zu Bett, das war gefährlich, dann wachte sie auf und konnte nicht wieder einschlafen und horchte auf Alles. Nein, erst recht müde werden und dann ein fester Schlaf, das war das Beste. Sie schrieb einen Brief an die Mama und ging dann zu der Frau Kruse, deren gemüthskranker Zustand — sie hatte das schwarze Huhn oft bis in die Nacht hinein auf ihrem Schoß — ihr Theilnahme einflößte. Die Freundlichkeit indessen, die sich darin aussprach, wurde von der in ihrer überheizten Stube sitzenden und nur still und stumm vor sich hinbrütenden Frau keinen Augenblick erwidert, weshalb Effi, als sie wahrnahm, daß ihr Besuch mehr als Störung wie als Freude empfunden wurde, wieder ging und nur noch fragte, ob die Kranke etwas haben wolle. Diese lehnte aber Alles ab.

Inzwischen war es Abend geworden, und die Lampe brannte schon. Effi stellte sich ans Fenster ihres Zimmers und sah auf das Wäldchen hinaus, auf dessen Zweigen der glitzernde Schnee lag. Sie war von dem Bilde ganz in Anspruch genommen und kümmerte sich nicht um das, was hinter ihr in dem Zimmer vorging. Als sie sich wieder umsah, bemerkte sie, daß Friedrich still und geräuschlos ein Couvert gelegt und ein Cabaret auf den Sophatisch gestellt hatte. „Ja so, Abendbrod . . . Da werd' ich mich nun wohl setzen müssen." Aber es wollte nicht schmecken, und so stand sie wieder auf und las den an die Mama geschriebenen Brief noch einmal durch. Hatte sie schon vorher ein Gefühl der Einsamkeit gehabt, so jetzt doppelt. Was hätte sie darum gegeben, wenn die beiden Jahnke'schen Rothköpfe jetzt eingetreten wären oder selbst Hulda. Die war freilich immer so sentimental und beschäftigte sich meist nur mit ihren Triumphen, aber so zweifelhaft und anfechtbar diese Triumphe waren, sie hätte sich in diesem Augenblicke doch gern davon erzählen lassen. Schließlich klappte sie den Flügel auf, um zu spielen; aber es ging

nicht. „Nein, dabei werd' ich vollends melancholisch; lieber lesen." Und so suchte sie nach einem Buche. Das erste, was ihr zu Händen kam, war ein dickes, rothes Reisehandbuch, alter Jahrgang, vielleicht schon aus Innstetten's Leutnantstagen her. „Ja, darin will ich lesen; es gibt nichts Beruhigenderes als solche Bücher. Das Gefährliche sind bloß immer die Karten; aber vor diesem Augenpulver, das ich hasse, werd' ich mich schon hüten." Und so schlug sie denn auf gut Glück auf, Seite 153. Nebenan hörte sie das Ticktack der Uhr und draußen Rollo, der, seit es dunkel war, seinen Platz in der Remise aufgegeben und sich, wie jeden Abend, so auch heute wieder, auf die große geflochtene Matte, die vor dem Schlafzimmer lag, ausgestreckt hatte. Das Bewußtsein seiner Nähe minderte das Gefühl ihrer Verlassenheit, ja, sie kam fast in Stimmung, und so begann sie denn auch unverzüglich zu lesen. Auf der gerade vor ihr aufgeschlagenen Seite war von der „Eremitage," dem bekannten markgräflichen Lustschloß in der Nähe von Bayreuth, die Rede; das lockte sie, Bayreuth, Richard Wagner, und so las sie denn: „Unter den Bildern in der Eremitage nennen wir noch eins, das nicht durch seine Schönheit, wohl aber durch sein Alter und durch die Person, die es darstellt, ein Interesse beansprucht. Es ist dies ein stark nachgedunkeltes Frauenporträt, kleiner Kopf, mit herben, etwas unheimlichen Gesichtszügen und einer Halskrause, die den Kopf zu tragen scheint. Einige meinen, es sei eine alte Markgräfin aus dem Ende des fünfzehnten Jahrhunderts, Andere sind der Ansicht, es sei die Gräfin von Orlamünde; darin aber sind beide einig, daß es das Bildniß der Dame sei, die seither in der Geschichte der Hohenzollern unter dem Namen der „weißen Frau" eine gewisse Berühmtheit erlangt hat."

„Das hab' ich gut getroffen," sagte Effi, während sie das Buch bei Seite schob; „ich will mir die Nerven beruhigen, und das Erste, was ich lese, ist die Geschichte von der weißen Frau, vor der ich mich gefürchtet habe, so lang' ich denken kann. Aber da nun das Gruseln 'mal da ist, will ich doch auch zu Ende lesen."

Und sie schlug wieder auf und las weiter: „. . . Eben dies alte Porträt (dessen Original in der Hohenzollernschen Familiengeschichte solche Rolle spielt) spielt als Bild auch eine Rolle in der Specialgeschichte des Schlosses Eremitage, was wohl damit zusammenhängt, daß es an einer dem Fremden unsichtbaren Tapetenthür hängt, hinter der sich eine vom Souterrain her hinaufführende Treppe befindet. Es heißt, daß, als Napoleon hier übernachtete, die „weiße Frau" aus dem Rahmen herausgetreten und auf sein Bett zugeschritten sei. Der Kaiser, entsetzt auffahrend, habe nach seinem Adjutanten gerufen und bis an sein Lebensende mit Entrüstung von diesem „maudit château" gesprochen."

„Ich muß es aufgeben, mich durch Lectüre beruhigen zu wollen," sagte Effi. „Lese ich weiter, so komm ich gewiß noch nach einem Kellergewölbe, wo der Teufel auf einem Weinfaß davongeritten ist. Es gibt, glaub' ich, in Deutschland viel dergleichen, und in einem Reisehandbuch muß es sich natürlich Alles zusammenfinden. Ich will also lieber wieder die Augen schließen und mir, so gut es geht, meinen Polterabend vorstellen: die Zwil-

linge, wie sie vor Thränen nicht weiterkonnten, und den Vetter Briest, der, als sich Alles verlegen anblickte, mit erstaunlicher Würde behauptete, solche Thränen öffneten Einem das Paradies. Er war wirklich charmant und immer so übermüthig . . . Und nun ich! Und gerade hier. Ach, ich tauge doch gar nicht für eine große Dame. Die Mama, ja, die hätte hierher gepaßt, die hätte, wie's einer Landräthin zukommt, den Ton angegeben, und Sidonie Grasenabb wäre ganz Huldigung gegen sie gewesen und hätte sich über ihren Glauben oder Unglauben nicht groß beunruhigt. Aber ich . . . Ich bin ein Kind und werd' es auch wohl bleiben. Einmal hab' ich gehört, das sei ein Glück. Aber ich weiß doch nicht, ob das wahr ist. Man muß doch immer dahin passen, wohin man nun 'mal gestellt ist."

In diesem Augenblicke kam Friedrich, um den Tisch abzuräumen.

„Wie spät ist es, Friedrich?"

„Es geht auf neun, gnäd'ge Frau."

„Nun, das läßt sich hören. Schicken Sie mir Johanna."

* * *

„Gnäd'ge Frau haben befohlen."

„Ja, Johanna. Ich will zu Bett gehen. Es ist eigentlich noch früh. Aber ich bin so allein. Bitte, thun Sie den Brief erst ein, und wenn Sie wieder da sind, nun, dann wird es wohl Zeit sein. Und wenn auch nicht."

Effi nahm die Lampe und ging in ihr Schlafzimmer hinüber. Richtig, auf der Binsenmatte lag Rollo. Als er Effi kommen sah, erhob er sich, um den Platz frei zu geben, und strich mit seinem Behang an ihrer Hand hin. Dann legte er sich wieder nieder.

Johanna war inzwischen nach dem Landrathsamt hinübergegangen, um da den Brief einzustecken. Sie hatte sich drüben nicht sonderlich beeilt, vielmehr vorgezogen, mit der Frau Paaschen, des Amtsdieners Frau, ein Gespräch zu führen. Natürlich über die junge Frau.

„Wie ist sie denn?" fragte die Paaschen.

„Sehr jung ist sie."

„Nun, das ist kein Unglück, eher umgekehrt. Die Jungen, und das ist eben das Gute, stehen immer bloß vorm Spiegel und zupfen und stecken sich 'was vor und sehen nicht viel und hören nicht viel und sind noch nicht so, daß sie draußen immer die Lichtstümpfe zählen und Einem nicht gönnen, daß man einen Kuß kriegt, bloß weil sie selber keinen mehr kriegen."

„Ja," sagte Johanna, „so war meine vorige Madam und ganz ohne Noth. Aber davon hat unsere Gnäd'ge nichts."

„Ist er denn sehr zärtlich?"

„O sehr. Das können Sie doch wohl denken."

„Aber daß er sie so allein läßt . . ."

„Ja, liebe Paaschen, Sie dürfen nicht vergessen . . . der Fürst. Und dann, er ist ja doch am Ende Landrath. Und vielleicht will er auch noch höher."

„Gewiß, will er. Und er wird auch noch. Er hat so 'was. Paaschen sagt es auch immer, und der kennt seine Leute."

Während dieses Ganges drüben nach dem Amt hinüber war wohl eine Viertelstunde vergangen, und als Johanna wieder zurück war, saß Effi schon vor dem Trumeau und wartete.

„Sie sind lange geblieben, Johanna."

„Ja, gnäd'ge Frau . . . Gnäd'ge Frau wollen entschuldigen . . . Ich traf drüben die Frau Paaschen, und da hab' ich mich ein wenig verweilt. Es ist so still hier. Man ist immer froh, wenn man einen Menschen trifft, mit dem man ein Wort sprechen kann. Christel ist eine sehr gute Person, aber sie spricht nicht, und Friedrich ist so dusig und auch so vorsichtig und will mit der Sprache nie recht heraus. Gewiß, man muß auch schweigen können, und die Paaschen, die so neugierig und so ganz gewöhnlich ist, ist eigentlich gar nicht nach meinem Geschmack; aber man hat es doch gern, wenn man 'mal 'was hört und sieht."

Effi seufzte. „Ja, Johanna, das ist auch das Beste . . ."

„Gnäd'ge Frau haben so schönes Haar, so lang und so seidenweich."

„Ja, es ist sehr weich. Aber das ist nicht gut, Johanna. Wie das Haar ist, ist der Charakter."

„Gewiß, gnäd'ge Frau. Und ein weicher Charakter ist doch besser als ein harter. Ich habe auch weiches Haar."

„Ja, Johanna. Und Sie haben auch blondes. Das haben die Männer am liebsten."

„Ach, das ist doch sehr verschieden, gnäd'ge Frau. Manche sind doch auch für das schwarze."

„Freilich," lachte Effi, „das habe ich auch schon gefunden. Es wird wohl an 'was ganz Anderem liegen. Aber die, die blond sind, die haben auch immer einen weißen Teint, Sie auch, Johanna, und ich möchte mich wohl verwetten, daß Sie viel Nachstellung haben. Ich bin noch sehr jung, aber das weiß ich doch auch. Und dann habe ich eine Freundin, die war auch so blond, ganz flachsblond, noch blonder als Sie, und war eine Predigerstochter . . ."

„Ja, denn . . ."

„Aber ich bitte Sie, Johanna, was meinen Sie mit „ja denn." Das klingt ja ganz anzüglich und sonderbar, und Sie werden doch nichts gegen Predigerstöchter haben . . . Es war ein sehr hübsches Mädchen, was selbst unsere Officiere — wir hatten nämlich Officiere, noch dazu rothe Husaren — auch immer fanden, und verstand sich dabei sehr gut auf Toilette, schwarzes Sammetmieder und eine Blume, Rose oder auch Heliotrop, und wenn sie nicht so vorstehende große Augen gehabt hätte . . . ach, die hätten Sie sehen sollen, Johanna, wenigstens so groß (und Effi zog unter Lachen an ihrem rechten Augenlid), so wäre sie geradezu eine Schönheit gewesen. Sie hieß Hulda, Hulda Niemeyer, und wir waren nicht einmal so ganz intim; aber wenn ich sie jetzt hier hätte, und sie da säße, da in der kleinen Sophaecke, so wollte ich bis Mitternacht mit ihr plaudern oder noch länger. Ich habe solche Sehnsucht und . . ." und dabei zog sie Johanna's Kopf dicht an sich heran . . . „ich habe solche Angst."

„Ach, das gibt sich, gnäd'ge Frau, die hatten wir Alle."

„Die hattet ihr Alle? Was soll das heißen, Johanna?"

„. . . Und wenn die gnäd'ge Frau wirklich solche Angst haben, so kann ich mir ja ein Lager hier machen. Ich nehme die Strohmatte und kehre einen Stuhl um, daß ich eine Kopflehne habe, und dann schlafe ich hier bis morgen früh oder bis der gnäd'ge Herr wieder da ist."

„Er will mich nicht stören. Das hat er mir eigens versprochen."

„Oder ich setze mich bloß in die Sophaecke."

„Ja, das ginge vielleicht. Aber nein, es geht auch nicht. Der Herr darf nicht wissen, daß ich mich ängstige, das liebt er nicht. Er will immer, daß ich tapfer und entschlossen bin, so wie er. Und das kann ich nicht; ich war immer etwas anfällig . . . Aber freilich, ich sehe wohl ein, ich muß mich bezwingen und ihm in solchen Stücken und überhaupt zu Willen sein . . . Und dann habe ich ja auch Rollo. Der liegt ja vor der Thürschwelle."

Johanna nickte zu jedem Wort und zündete dann das Licht an, das auf Effi's Nachttisch stand. Dann nahm sie die Lampe. „Befehlen gnäd'ge Frau noch Etwas?"

„Nein, Johanna. Die Läden sind doch festgeschlossen?"

„Bloß angelegt, gnäd'ge Frau. Es ist sonst so dunkel und so stickig."

„Gut, gut."

Und nun entfernte sich Johanna; Effi aber ging auf ihr Bett zu und wickelte sich in ihre Decken.

Sie ließ das Licht brennen, weil sie gewillt war, nicht gleich einzuschlafen, vielmehr vorhatte, wie vorhin ihren Polterabend, so jetzt ihre Hochzeitsreise zu recapituliren und Alles an sich vorüberziehen zu lassen. Aber es kam anders, wie sie gedacht, und als sie bis Verona war und nach dem Hause der Julia Capulet suchte, fielen ihr schon die Augen zu. Das Stümpfchen Licht in dem kleinen Silberleuchter brannte allmälig nieder, und nun flackerte es noch einmal auf und erlosch.

Effi schlief eine Weile ganz fest. Aber mit einem Male fuhr sie mit einem lauten Schrei aus ihrem Schlafe auf, ja, sie hörte selber noch den Aufschrei und auch wie Rollo draußen anschlug; — „wau, wau" klang es den Flur entlang, dumpf und selber beinah ängstlich. Ihr war, als ob ihr das Herz stillstände; sie konnte nicht rufen, und in diesem Augenblicke huschte 'was an ihr vorbei, und die nach dem Flur hinausführende Thür sprang auf. Aber eben dieser Moment höchster Angst war auch der ihrer Befreiung, denn, statt etwas Schrecklichem, kam jetzt Rollo auf sie zu, suchte mit seinem Kopf nach ihrer Hand und legte sich, als er diese gefunden, auf den vor ihrem Bett ausgebreiteten Teppich nieder. Effi selber aber hatte mit der andern Hand dreimal auf den Knopf der Klingel gedrückt, und keine halbe Minute, so war Johanna da, barfüßig, den Rock über dem Arm und ein großes karrirtes Tuch über Kopf und Schulter geschlagen.

„Gott sei Dank, Johanna, daß Sie da sind."

„Was war denn, gnäd'ge Frau? Gnäd'ge Frau haben geträumt."

„Ja, geträumt. Es muß so 'was gewesen sein . . . aber es war doch auch noch 'was Anderes."

„Was denn, gnäd'ge Frau?'

„Ich schlief ganz fest, und mit einem Male fuhr ich auf und schrie . . . vielleicht, daß es ein Albdruck war . . . Albdruck ist in unserer Familie, mein Papa hat es auch und ängstigt uns damit, und nur die Mama sagt immer, er solle sich nicht so gehen lassen; aber das ist leicht gesagt . . . ich fuhr also auf aus dem Schlaf und schrie, und als ich mich umsah, so gut es eben ging in dem Dunkel, da strich 'was an meinem Bett vorbei, gerade da, wo Sie jetzt stehen, Johanna, und dann war es weg. Und wenn ich mich recht frage, was es war . . ."

„Nun was denn, gnäd'ge Frau?"

„Und wenn ich mich recht frage . . . ich mag es nicht sagen, Johanna . . . aber ich glaube der Chinese."

„Der von oben?" und Johanna versuchte zu lachen, „unser kleiner Chinese, den wir an die Stuhllehne geklebt haben, Christel und ich. Ach, gnäd'ge Frau haben geträumt, und wenn Sie schon wach waren, so war es doch Alles noch aus dem Traum."

„Ich würd' es glauben. Aber es war genau derselbe Augenblick, wo Rollo draußen anschlug, der muß es also auch gesehen haben, und dann flog die Thür auf, und das gute, treue Thier sprang auf mich los, als ob es mich zu retten käme. Ach, meine liebe Johanna, es war entsetzlich. Und ich so allein, und so jung. Ach, wenn ich doch wen hier hätte, bei dem ich weinen könnte. Aber so weit von Hause . . . Ach, von Hause . . ."

„Der Herr kann jede Stunde kommen."

„Nein, er soll nicht kommen; er soll mich so nicht sehen. Er würde mich vielleicht auslachen, und das könnt' ich ihm nie verzeihen. Denn es war so furchtbar, Johanna . . . Sie müssen nun hier bleiben . . . Aber lassen Sie Christel schlafen und Friedrich auch. Es soll es Keiner wissen."

„Oder vielleicht kann ich auch die Frau Kruse holen; die schläft doch nicht, die sitzt die ganze Nacht da."

„Nein, nein, die ist selber so 'was. Das mit dem schwarzen Huhn, das ist auch so 'was; die darf nicht kommen. Nein, Johanna, Sie bleiben allein hier. Und wie gut, daß Sie die Läden nur angelegt. Stoßen Sie sie auf, recht laut, daß ich einen Ton höre, einen menschlichen Ton, . . . ich muß es so nennen, wenn es auch sonderbar klingt . . . und dann machen Sie das Fenster ein wenig auf, daß ich Luft und Licht habe."

Johanna that, wie ihr geheißen, und Effi fiel in ihre Kissen zurück und bald danach in einen lethargischen Schlaf.

Zehntes Capitel.

Innstetten war erst sechs Uhr früh von Varzin zurückgekommen und hatte sich, Rollo's Liebkosungen abwehrend, so leise wie möglich in sein Zimmer zurückgezogen. Er machte sich's hier bequem und duldete nur, daß ihn

Friedrich mit einer Reisedecke zudeckte. „Wecke mich um neun.“ Und um diese Stunde war er denn auch geweckt worden. Er stand rasch auf und sagte: „Bringe das Frühstück.“

„Die gnädige Frau schläft noch.“

„Aber es ist ja schon spät. Ist Etwas passirt?“

„Ich weiß es nicht; ich weiß nur, Johanna hat die Nacht über im Zimmer der gnädigen Frau schlafen müssen.“

„Nun, dann schicke Johanna.“

Diese kam denn auch. Sie hatte denselben rosigen Teint wie immer, schien sich also die Vorgänge der Nacht nicht sonderlich zu Gemüthe genommen zu haben.

„Was ist das mit der gnäd'gen Frau? Friedrich sagt mir, es sei 'was passirt und Sie hätten drüben geschlafen.“

„Ja, Herr Baron. Gnäd'ge Frau klingelte dreimal ganz rasch hinter einander, daß ich gleich dachte, es bedeutet 'was. Und so war es auch. Sie hat wohl geträumt oder vielleicht war es auch das Andere.“

„Welches Andere?“

„Ach, der gnäd'ge Herr wissen ja.“

„Ich weiß nichts. Jedenfalls muß ein Ende damit gemacht werden. Und wie fanden Sie die Frau?“

„Sie war wie außer sich und hielt das Halsband von Rollo, der neben dem Bett der gnäd'gen Frau stand, fest umklammert. Und das Thier ängstigte sich auch.“

„Und was hatte sie geträumt oder, meinetwegen auch, was hatte sie gehört oder gesehen? Was sagte sie?“

„Es sei so hingeschlichen, dicht an ihr vorbei.“

„Was? Wer?“

„Der von oben. Der aus dem Saal oder aus der kleinen Kammer.“

„Unsinn, sag' ich. Immer wieder das alberne Zeug; ich mag davon nicht mehr hören. Und dann blieben Sie bei der Frau?“

„Ja, gnäd'ger Herr. Ich machte mir ein Lager an der Erde dicht neben ihr. Und ich mußte ihre Hand halten, und dann schlief sie ein.“

„Und sie schläft noch?“

„Ganz fest.“

„Das ist mir ängstlich, Johanna. Man kann sich gesund schlafen, aber auch krank. Wir müssen sie wecken, natürlich vorsichtig, daß sie nicht wieder erschrickt. Und Friedrich soll das Frühstück nicht bringen; ich will warten, bis die gnäd'ge Frau da ist. Und machen Sie's geschickt.“

* * *

Eine halbe Stunde später kam Effi. Sie sah reizend aus, ganz blaß, und stützte sich auf Johanna. Als sie aber Innstetten's ansichtig wurde, stürzte sie auf ihn zu und umarmte und küßte ihn. Und dabei liefen ihr die Thränen übers Gesicht. „Ach, Geert, Gott sei Dank, daß Du da bist. Nun ist Alles wieder gut. Du darfst nicht wieder fort, Du darfst mich nicht wieder allein lassen.“

„Meine liebe Effi . . . stellen Sie hin, Friedrich, ich werde schon Alles zurecht machen . . . meine liebe Effi, ich lasse Dich ja nicht allein aus Rücksichtslosigkeit oder Laune, sondern weil es so sein muß; ich habe keine Wahl, ich bin ein Mann im Dienst, ich kann zum Fürsten oder auch zur Fürstin nicht sagen: Durchlaucht, ich kann nicht kommen, meine Frau ist so allein, oder meine Frau fürchtet sich. Wenn ich das sagte, würden wir in einem ziemlich komischen Lichte dastehen, ich gewiß, und Du auch. Aber nimm erst eine Tasse Kaffee."

Effi trank, was sie sichtlich belebte. Dann ergriff sie wieder ihres Mannes Hand und sagte: „Du sollst Recht haben; ich sehe ein, das geht nicht. Und dann wollen wir ja auch höher hinauf. Ich sage wir, denn ich bin eigentlich begieriger danach als Du . . ."

„So sind alle Frauen," lachte Innstetten.

„Also abgemacht; Du nimmst die Einladungen an nach wie vor, und ich bleibe hier und warte auf meinen ‚hohen Herrn', wobei mir Hulda unterm Hollunderbaum einfällt. Wie's ihr wohl gehen mag?"

„Damen, wie Hulda, geht es immer gut. Aber was wolltest Du noch sagen?"

„Ich wollte sagen, ich bleibe hier und auch allein, wenn es sein muß. Aber nicht in diesem Hause. Laß uns die Wohnung wechseln. Es gibt so hübsche Häuser am Bollwerk, eins zwischen Consul Martens und Consul Grützmacher und eins am Markt, gerade gegenüber von Gieshübler; warum können wir da nicht wohnen? Warum gerade hier? Ich habe, wenn wir Freunde und Verwandte zu Besuch hatten, oft gehört, daß in Berlin Familien ausziehen wegen Klavierspiel oder wegen Schwaben oder wegen einer unfreundlichen Portiersfrau; wenn das um solcher Kleinigkeiten willen geschieht . . ."

„Kleinigkeiten? Portiersfrau? das sage nicht . . ."

„Wenn das um solcher Dinge willen möglich ist, so muß es doch auch hier möglich sein, wo Du Landrath bist und die Leute Dir zu Willen sind und viele selbst zu Dank verpflichtet. Gieshübler würde uns gewiß dabei behülflich sein, wenn auch nur um meinetwegen, denn er wird Mitleid mit mir haben. Und nun sage, Geert, wollen wir dies verwunschene Haus aufgeben, dies Haus mit dem . . ."

„. . . Chinesen willst Du sagen. Du siehst, Effi, man kann das furchtbare Wort aussprechen, ohne daß er erscheint. Was Du da gesehen hast oder was da, wie Du meinst, an Deinem Bette vorüberschlich, das war der kleine Chinese, den die Mädchen oben an die Stuhllehne geklebt haben; ich wette, daß er einen blauen Rock an hatte und einen ganz flachen Deckelhut mit einem blanken Knopf oben."

Sie nickte.

„Nun siehst Du, Traum, Sinnestäuschung. Und dann wird Dir Johanna wohl gestern Abend 'was erzählt haben, von der Hochzeit hier oben . . ."

„Nein."

„Desto besser."

„Kein Wort hat sie mir erzählt. Aber ich sehe doch aus dem Allen, daß es hier etwas Sonderbares gibt. Und dann das Krokodil; es ist Alles so unheimlich hier."

„Den ersten Abend, als Du das Krokodil sahst, fandest Du's märchenhaft . . ."

„Ja, damals . . ."

„. . . Und dann, Effi, kann ich hier nicht gut fort, auch wenn es möglich wäre, das Haus zu verkaufen oder einen Tausch zu machen. Es ist damit ganz wie mit einer Absage nach Varzin hin. Ich kann hier in der Stadt die Leute nicht sagen lassen, Landrath Innstetten verkauft sein Haus, weil seine Frau den aufgeklebten kleinen Chinesen als Spuk an ihrem Bette gesehen hat. Dann bin ich verloren, Effi. Von solcher Lächerlichkeit kann man sich nie wieder erholen."

„Ja, Geert, bist Du denn so sicher, daß es so 'was nicht gibt?"

„Will ich nicht behaupten. Es ist eine Sache, die man glauben und noch besser nicht glauben kann. Aber angenommen, es gäbe dergleichen, was schadet es? Daß in der Luft Bacillen herumfliegen, von denen Du gehört haben wirst, ist viel schlimmer und gefährlicher als diese ganze Geistertummellage. Vorausgesetzt, daß sie sich tummeln, daß so 'was wirklich existirt. Und dann bin ich überrascht, solcher Furcht und Abneigung gerade bei Dir zu begegnen, bei einer Briest. Das ist ja, wie wenn Du aus einem kleinen Bürgerhause stammtest. Spuk ist ein Vorzug, wie Stammbaum und dergleichen, und ich kenne Familien, die sich ebenso gern ihr Wappen nehmen ließen als ihre ‚weiße Frau', die natürlich auch eine schwarze sein kann."

Effi schwieg.

„Nun, Effi. Keine Antwort?"

„Was soll ich antworten? Ich habe Dir nachgegeben und mich willig gezeigt, aber ich finde doch, daß Du Deinerseits theilnahmsvoller sein könntest. Wenn Du wüßtest, wie mir gerade danach verlangt. Ich habe sehr gelitten, wirklich sehr, und als ich Dich sah, da dacht ich, nun würd' ich frei werden von meiner Angst. Aber Du sagst mir bloß, daß Du nicht Lust hättest, Dich lächerlich zu machen, nicht vor dem Fürsten und auch nicht vor der Stadt. Das ist ein geringer Trost. Ich finde es wenig und um so weniger, als Du Dir schließlich auch noch widersprichst, und nicht bloß persönlich an diese Dinge zu glauben scheinst, sondern auch noch einen adligen Spukstolz von mir forderst. Nun, den hab' ich nicht. Und wenn Du von Familien sprichst, denen ihr Spuk so viel werth sei wie ihr Wappen, so ist das Geschmackssache; mir gilt mein Wappen mehr. Gott sei Dank haben wir Briest's keinen Spuk. Die Briest's waren immer sehr gute Leute, und damit hängt es wohl zusammen."

* * *

Der Streit hätte wohl noch angedauert und vielleicht zu einer ersten ernstlichen Verstimmung geführt, wenn Friedrich nicht eingetreten wäre, um der gnädigen Frau einen Brief zu überreichen. „Von Herrn Gieshübler. Der Bote wartet auf Antwort."

Aller Unmuth auf Effi's Antlitz war sofort verschwunden; schon bloß Gieshübler's Namen zu hören, that Effi wohl, und ihr Wohlgefühl steigerte sich, als sie jetzt den Brief musterte. Zunächst war es gar kein Brief, sondern ein Billet, die Adresse „Frau Baronin von Innstetten, geb. von Briest" in wundervoller Kanzleihandschrift, und statt des Siegels ein aufgeklebtes rundes Bildchen, eine Lyra, darin ein Stab steckte. Dieser Stab konnte aber auch ein Pfeil sein. Sie reichte das Billet ihrem Manne, der es ebenfalls bewunderte.

„Nun lies aber."

Und nun löste Effi die Oblate und las: „Hochverehrteste Frau, gnädigste Frau Baronin! Gestatten Sie mir, meinem respectvollsten Vormittagsgruß eine ganz gehorsamste Bitte hinzufügen zu dürfen. Mit dem Mittagszuge wird eine vieljährige liebe Freundin von mir, eine Tochter unserer guten Stadt Kessin, Fräulein Marietta Trippelli, hier eintreffen und bis morgen früh unter uns weilen. Am 17. will sie in Petersburg sein, um daselbst bis Mitte Januar zu concertiren. Fürst Kotschukoff öffnet ihr auch diesmal wieder sein gastliches Haus. In ihrer immer gleichen Güte gegen mich, hat die Trippelli mir zugesagt, den heutigen Abend bei mir zubringen und einige Lieder ganz nach meiner Wahl (denn sie kennt keine Schwierigkeiten) vortragen zu wollen. Könnten sich Frau Baronin dazu verstehen, diesem Musikabende beizuwohnen? sieben Uhr. Ihr Herr Gemahl, auf dessen Erscheinen ich mit Sicherheit rechne, wird meine gehorsamste Bitte unterstützen. Anwesend nur Pastor Lindequist (der begleitet) und natürlich die verwittwete Frau Pastorin Trippel. In vorzüglicher Ergebenheit A. Gieshübler."

„Nun —" sagte Innstetten, „ja oder nein?"

„Natürlich ja. Das wird mich herausreißen. Und dann kann ich doch meinem lieben Gieshübler nicht gleich bei seiner ersten Einladung einen Korb geben."

„Einverstanden. Also Friedrich, sagen Sie Mirambo, der doch wohl das Billet gebracht haben wird, wir würden die Ehre haben."

Friedrich ging. Als er fort war, fragte Effi: „Wer ist Mirambo?"

„Der echte Mirambo ist Räuberhauptmann in Afrika . . . Tanganika-See, wenn Deine Geographie so weit reicht . . . unserer aber ist bloß Gieshübler's Kohlenprovisor und Factotum und wird heute Abend in Frack und baumwollenen Handschuhen sehr wahrscheinlich aufwarten."

Es war ganz ersichtlich, daß der kleine Zwischenfall auf Effi günstig eingewirkt und ihr ein gut Theil ihrer Leichtlebigkeit zurückgegeben hatte, Innstetten aber wollte das Seine thun, diese Reconvalescenz zu steigern. „Ich freue mich, daß Du ja gesagt hast und so rasch und ohne Besinnen, und nun möcht' ich Dir noch einen Vorschlag machen, um Dich ganz wieder in Ordnung zu bringen. Ich sehe wohl, es schleicht Dir noch von der Nacht her Etwas nach, das zu meiner Effi nicht paßt, das durchaus wieder fort muß, und dazu gibt es nichts Besseres als frische Luft. Das Wetter ist prachtvoll, frisch und milde zugleich, kaum daß ein Lüftchen geht; was meinst Du, wenn wir eine Spazierfahrt machten, aber eine lange, nicht bloß so durch die Plantage hin,

und natürlich im Schlitten und das Geläut auf und die weißen Schneedecken, und wenn wir dann um Vier zurück sind, dann ruhst Du Dich aus, und um Sieben sind wir bei Gieshübler und hören die Trippelli."

Effi nahm seine Hand. „Wie gut Du bist, Geert, und wie nachsichtig. Denn ich muß Dir ja kindisch oder doch wenigstens sehr kindlich vorgekommen sein; erst das mit meiner Angst und dann hinterher, daß ich Dir einen Hausverkauf, und was noch schlimmer ist, das mit dem Fürsten ansinne. Du sollst ihm den Stuhl vor die Thür setzen — es ist zum Lachen. Denn schließlich ist er doch der Mann, der über uns entscheidet. Auch über mich. Du glaubst gar nicht, wie ehrgeizig ich bin. Ich habe Dich eigentlich bloß aus Ehrgeiz geheirathet. Aber Du mußt nicht solch' ernstes Gesicht dabei machen. Ich liebe Dich ja . . . wie heißt es doch, wenn man einen Zweig abbricht und die Blätter abreißt? Von Herzen, mit Schmerzen, über alle Maßen."

Und sie lachte hell auf. „Und nun sage mir," fuhr sie fort, als Innstetten noch immer schwieg, „wo soll es hingehen?"

„Ich habe mir gedacht, nach der Bahnstation, aber auf einem Umwege, und dann auf der Chaussee zurück. Und auf der Station essen wir oder noch besser bei Golchowski, in dem Gasthofe „Zum Fürsten Bismarck", dran wir, wie Du Dich vielleicht erinnerst, am Tage unserer Ankunft vorüber kamen. Solch' Versprechen wirkt immer gut, und ich habe dann mit dem Starosten von Effi's Gnaden ein Wahlgespräch, und wenn er auch persönlich nicht viel taugt, seine Wirthschaft hält er in Ordnung und seine Küche noch besser. Auf Essen und Trinken verstehen sich die Leute hier."

Es war gegen Elf, daß sie dies Gespräch führten. Um Zwölf hielt Kruse mit dem Schlitten vor der Thür, und Effi stieg ein. Johanna wollte Fußsack und Pelze bringen, aber Effi hatte nach Allem, was noch auf ihr lag, so sehr das Bedürfniß nach frischer Luft, daß sie Alles zurückwies und nur eine doppelte Decke nahm. Innstetten aber sagte zu Kruse: „Kruse, wir wollen nun also nach dem Bahnhof, wo wir zwei beide heute früh schon 'mal waren. Die Leute werden sich wundern, aber es schadet nichts. Ich denke, wir fahren hier an der Plantage lang und dann links auf den Kroschentiner Kirchthurm zu. Lassen Sie die Pferde laufen. Um Eins müssen wir am Bahnhof sein."

Und so ging die Fahrt. Ueber den weißen Dächern der Stadt stand der Rauch, denn die Luftbewegung war gering. Auch Utpatel's Mühle drehte sich nur langsam, und im Fluge fuhren sie daran vorüber, dicht am Kirchhofe hin, dessen Berberitzensträucher über das Gitter hinaus wuchsen und mit ihren Spitzen Effi streiften, so daß der Schnee auf ihre Reisedecke fiel. An der anderen Seite des Wegs war ein eingefriedeter Platz, nicht viel größer als ein Gartenbeet, und innerhalb nichts sichtbar als eine junge Kiefer, die mitten daraus hervorragte.

„Liegt da auch wer begraben?" fragte Effi.

„Ja. Der Chinese."

Effi fuhr zusammen; es war ihr wie ein Stich. Aber sie hatte doch Kraft genug, sich zu beherrschen und fragte mit anscheinender Ruhe: „Unserer?"

„Ja, unserer. Auf dem Gemeindekirchhof war er natürlich nicht unterzubringen, und da hat denn Capitän Thomsen, der so 'was wie sein Freund war, diese Stelle gekauft und ihn hier begraben lassen. Es ist auch ein Stein da mit Inschrift. Alles natürlich vor meiner Zeit. Aber es wird noch immer davon gesprochen."

„Also es ist doch 'was damit. Eine Geschichte. Du sagtest schon heute früh so 'was. Und es wird am Ende das Beste sein, ich höre, was es ist. So lang' ich es nicht weiß, bin ich, trotz aller guten Vorsätze, doch immer ein Opfer meiner Vorstellungen. Erzähle mir das Wirkliche. Die Wirklichkeit kann mich nicht so quälen wie meine Phantasie."

„Bravo, Effi. Ich wollte nicht davon sprechen. Aber nun macht es sich so von selbst, und das ist gut. Uebrigens ist es eigentlich gar nichts."

„Mir gleich; gar nichts oder viel oder wenig. Fange nur an."

„Ja, das ist leicht gesagt. Der Anfang ist immer das Schwerste, auch bei Geschichten. Nun, ich denke, ich beginne mit Capitän Thomsen."

„Gut, gut."

„Also Thomsen, den ich Dir schon genannt habe, war viele Jahre lang ein sogenannter Chinafahrer, immer mit Reisfracht zwischen Shanghai und Singapore und mochte wohl schon Sechzig sein, als er hier ankam. Ich weiß nicht, ob er hier geboren war oder ob er andere Beziehungen hier hatte. Kurz und gut, er war nun da und verkaufte sein Schiff, einen alten Kasten, draus er nicht viel heraus schlug und kaufte sich ein Haus, dasselbe, drin wir jetzt wohnen. Denn er war draußen in der Welt ein vermögender Mann geworden. Und von daher schreibt sich auch das Krokodil und der Haifisch, und natürlich auch das Schiff . . . Also Thomsen war nun da, ein sehr adretter Mann (so wenigstens hat man mir gesagt) und wohl gelitten. Auch beim Bürgermeister Kirstein, und vor Allem bei dem damaligen Pastor in Kessin, einem Berliner, der kurz vor Thomsen auch hierher gekommen war und viel Anfeindung hatte."

„Glaub' ich. Ich merke das auch; sie sind hier so streng und selbstgerecht. Ich glaube, das ist pommersch."

„Ja und nein, je nachdem. Es gibt auch Gegenden, wo sie gar nicht streng sind und wo's drunter und drüber geht . . . Aber sieh' nur, Effi, da haben wir gerade den Kroschentiner Kirchthurm dicht vor uns. Wollen wir nicht den Bahnhof aufgeben und lieber bei der alten Frau von Grasenabb vorfahren? Sidonie, wenn ich recht berichtet bin, ist nicht zu Hause. Wir könnten es also wagen . . ."

„Ich bitte Dich, Geert, wo denkst Du hin? Es ist ja himmlisch, so hinzufliegen, und ich fühle ordentlich, wie mir so frei wird und wie alle Angst von mir abfällt. Und nun soll ich das Alles aufgeben, bloß um den alten Leuten eine Stippvisite zu machen und ihnen sehr wahrscheinlich eine Verlegenheit zu schaffen. Um Gotteswillen nicht. Und dann will ich vor Allem auch die Geschichte hören. Also wir waren bei Capitän Thomsen, den ich mir als einen Dänen oder Engländer denke, sehr sauber, mit weißen Vatermördern und ganz weißer Wäsche . . ."

„Ganz richtig. So soll er gewesen sein. Und mit ihm war eine junge Person von etwa Zwanzig, von der Einige sagen, sie sei seine Nichte gewesen, aber die Meisten sagen seine Enkelin, was übrigens den Jahren nach kaum möglich. Und außer der Enkelin oder der Nichte war da auch noch ein Chinese, derselbe, der da zwischen den Dünen liegt und an dessen Grab wir eben vorüber gekommen sind."

„Gut, gut."

„Also dieser Chinese war Diener bei Thomsen, und Thomsen hielt so große Stücke auf ihn, daß er eigentlich mehr Freund als Diener war. Und das ging so Jahr und Tag. Da mit einem Male hieß es, Thomsen's Enkelin, die, glaub' ich, Nina hieß, solle sich, nach des Alten Wunsche, verheirathen, auch mit einem Capitän. Und richtig, so war es auch. Es gab eine große Hochzeit im Hause, der Berliner Pastor that sie zusammen, und Müller Utpatel, der ein Conventikler war, und Gieshübler, dem man in der Stadt in kirchlichen Dingen auch nicht recht traute, waren geladen, und vor Allem viele Capitäne mit ihren Frauen und Töchtern. Und wie man sich denken kann, es ging hoch her. Am Abend aber war Tanz, und die Braut tanzte mit Jedem und zuletzt auch mit dem Chinesen. Da mit einem Male hieß es, sie sei fort, die Braut nämlich. Und sie war auch wirklich fort, irgend wohin, und Niemand weiß, was da vorgefallen. Und nach vierzehn Tagen starb der Chinese; Thomsen kaufte die Stelle, die ich Dir gezeigt habe, und da wurd' er begraben. Der Berliner Pastor aber soll gesagt haben: Man hätte ihn auch ruhig auf dem christlichen Kirchhof begraben können, denn der Chinese sei ein sehr guter Mensch gewesen und gerade so gut wie die Anderen. Wen er mit den ‚Anderen' eigentlich gemeint hat, sagte mir Gieshübler, das wisse man nicht recht."

„Aber ich bin in dieser Sache doch ganz und gar gegen den Pastor; so 'was darf man nicht aussprechen, weil es gewagt und unpassend ist. Das würde selbst Niemeyer nicht gesagt haben."

„Und ist auch dem armen Pastor, der übrigens Trippel hieß, sehr verdacht worden, so daß es eigentlich ein Glück war, daß er drüber hin starb, sonst hätte er seine Stelle verloren. Denn die Stadt, trotzdem sie ihn gewählt, war doch auch gegen ihn, gerade so wie Du, und das Consistorium natürlich erst recht."

„Trippel sagst Du? Dann hängt er am Ende mit der Frau Pastor Trippel zusammen, die wir heute Abend sehen sollen?"

„Natürlich hängt er mit der zusammen. Er war ihr Mann und ist der Vater von der Trippelli."

Effi lachte. „Von der Trippelli! Nun sehe ich erst klar in Allem. Daß sie in Kessin geboren, schrieb ja schon Gieshübler; aber ich dachte, sie sei die Tochter von einem italienischen Consul. Wir haben ja so viele fremdländische Namen hier. Und nun ist sie gut deutsch und stammt von Trippel. Ist sie denn so vorzüglich, daß sie wagen konnte, sich so zu italienisiren?"

„Dem Muthigen gehört die Welt. Uebrigens ist sie ganz tüchtig. Sie war ein paar Jahr lang in Paris bei der berühmten Viardot, wo sie auch den russischen Fürsten kennen lernte, denn die russischen Fürsten sind sehr auf-

geklärt, über kleine Standesvorurtheile weg, und Kotschukoff und Gieshübler — den sie übrigens ‚Onkel‘ nennt, und man kann fast von ihm sagen, er sei der geborne Onkel — diese Beiden sind es recht eigentlich, die die kleine Marie Trippel zu dem gemacht haben, was sie jetzt ist. Gieshübler war es, durch den sie nach Paris kam, und Kotschukoff hat sie dann in die Trippelli transponirt.“

„Ach, Geert, wie reizend ist das Alles und welch' Alltagsleben habe ich doch in Hohen-Cremmen geführt! Nie was Apartes.“

Innstetten nahm ihre Hand und sagte: „So darfst Du nicht sprechen, Effi. Spuk, dazu kann man sich stellen wie man will. Aber hüte Dich vor dem Aparten oder was man so das Aparte nennt. Was Dir so verlockend erscheint — und ich rechne auch ein Leben dahin, wie's die Trippelli führt — das bezahlt man in der Regel mit seinem Glück. Ich weiß wohl, wie sehr Du Dein Hohen-Cremmen liebst und daran hängst, aber Du spottest doch auch oft darüber und hast keine Ahnung davon, was stille Tage, wie die Hohen-Cremmer, bedeuten.“

„Doch, doch,“ sagte sie. „Ich weiß es wohl. Ich höre nur gern einmal von etwas Anderem, und dann wandelt mich die Lust an, mit dabei zu sein. Aber Du hast ganz recht. Und eigentlich hab' ich doch eine Sehnsucht nach Ruh' und Frieden.“

Innstetten drohte ihr mit dem Finger. „Meine einzig liebe Effi, das denkst Du Dir nun auch wieder so aus. Immer Phantasien, 'mal so, 'mal so.“

Elftes Capitel.

Die Fahrt verlief ganz wie geplant. Um ein Uhr hielt der Schlitten unten am Bahndamm vor dem Gasthause „Zum Fürsten Bismarck“, und Golchowski, glücklich, den Landrath bei sich zu sehen, war beflissen, ein vorzügliches Dejeuner herzurichten. Als zuletzt das Dessert und der Ungarwein aufgetragen wurden, rief Innstetten den von Zeit zu Zeit erscheinenden und nach der Ordnung sehenden Wirth heran und bat ihn, sich mit an den Tisch zu setzen und ihnen 'was zu erzählen. Dazu war Golchowski denn auch der rechte Mann; auf zwei Meilen in der Runde wurde kein Ei gelegt, von dem er nicht wußte. Das zeigte sich auch heute wieder. Sidonie Grasenabb, Innstetten hatte recht vermuthet, war, wie vorige Weihnachten, so auch diesmal wieder auf vier Wochen zu „Hofpredigers“ gereist; Frau von Palleske, so hieß es weiter, habe ihre Jungfer wegen einer fatalen Geschichte Knall und Fall entlassen müssen, und mit dem alten Fraude steh' es schlecht — es werde zwar in Kurs gesetzt, er sei bloß ausgeglitten, aber es sei ein Schlaganfall gewesen, und der Sohn, der in Lissa bei den Husaren stehe, werde jede Stunde erwartet. Nach diesem Geplänkel war man dann, zu Ernsthafterem übergehend, auf Varzin gekommen. „Ja,“ sagte Golchowski, „wenn man sich den Fürsten so als Papiermüller denkt! Es ist doch Alles sehr merkwürdig; eigentlich kann er die Schreiberei nicht leiden, und das bedruckte Papier erst recht nicht, und nun legt er doch selber eine Papiermühle an.“

„Schon recht, lieber Golchowski," sagte Innstetten, „aber aus solchen Widersprüchen kommt man im Leben nicht heraus. Und da hilft auch kein Fürst und keine Größe."

„Nein, nein, da hilft keine Größe."

Wahrscheinlich, daß sich dies Gespräch über den Fürsten noch fortgesetzt hätte, wenn nicht in eben diesem Augenblicke die von der Bahn her herüberklingende Signalglocke einen bald eintreffenden Zug angemeldet hätte. Innstetten sah nach der Uhr.

„Welcher Zug ist das, Golchowski?"

„Das ist der Danziger Schnellzug; er hält hier nicht, aber ich gehe doch immer hinauf und zähle die Wagen, und mitunter steht auch Einer am Fenster, den ich kenne. Hier gleich hinter meinem Hofe führt eine Treppe den Damm hinauf, Wärterhaus 417 . . ."

„O, das wollen wir uns zu Nutze machen," sagte Effi. „Ich sehe so gern Züge . . ."

„Dann ist es die höchste Zeit, gnäd'ge Frau."

Und so machten sich denn alle Drei auf den Weg und stellten sich, als sie oben waren, in einem neben dem Wärterhause gelegenen Gartenstreifen auf, der jetzt freilich unter Schnee lag, aber doch eine frei geschaufelte Stelle hatte. Der Bahnwärter stand schon da, die Fahne in der Hand. Und jetzt jagte der Zug über das Bahnhofsgeleise hin und im nächsten Augenblick an dem Häuschen und dem Gartenstreifen vorüber. Effi war so erregt, daß sie nichts sah und nur dem letzten Wagen, auf dessen Höhe ein Bremser saß, ganz wie benommen nachblickte.

„Sechs Uhr funfzig ist er in Berlin," sagte Innstetten, „und noch eine Stunde später, so können ihn die Hohen-Cremmner, wenn der Wind so steht, in der Ferne vorbeiklappern hören. Möchtest Du mit, Effi?"

Sie sagte nichts. Als er aber zu ihr hinüberblickte, sah er, daß eine Thräne in ihrem Auge stand.

* * *

Effi war, als der Zug vorbeijagte, von einer herzlichen Sehnsucht erfaßt worden. So gut es ihr ging, sie fühlte sich trotzdem wie in einer fremden Welt. Wenn sie sich eben noch an dem Einen oder Andern entzückt hatte, so kam ihr doch gleich nachher zum Bewußtsein, was ihr fehlte. Da drüben lag Varzin, und da nach der anderen Seite hin blitzte der Kroschentiner Kirchthurm auf, und weiterhin der Morgenitzer, und da saßen die Grafenabb's und die Borcke's, nicht die Belling's und nicht die Briest's. „Ja, die!" Innstetten hatte ganz recht gehabt mit dem raschen Wechsel ihrer Stimmung, und sie sah jetzt wieder Alles, was zurücklag, wie in einer Verklärung. Aber so gewiß sie voll Sehnsucht dem Zuge nachgesehen, sie war doch andererseits viel zu beweglichen Gemüths, um lange dabei zu verweilen und schon auf der Heimfahrt, als der rothe Ball der niedergehenden Sonne seinen Schimmer über den Schnee ausgoß, fühlte sie sich wieder freier; Alles erschien ihr schön und frisch, und als sie, nach Kessin zurückgekehrt, fast mit dem Glockenschlage sieben in den Gieshübler'schen Flur eintrat, war ihr nicht bloß behaglich, sondern beinah über-

müthig zu Sinn, wozu die das Haus durchziehende Baldrian- und Veilchenwurzel-Luft das Ihrige beitragen mochte.

Pünktlich waren Innstetten und Frau erschienen, aber trotz dieser Pünktlichkeit immer noch hinter den andern Geladenen zurückgeblieben; Pastor Lindequist, die alte Frau Trippel und die Trippelli selbst waren schon da. Gieshübler — im blauen Frack mit mattgoldenen Knöpfen, dazu Pincenez an einem breiten schwarzen Bande, das wie ein Ordensband auf der blendendweißen Piquéweste lag — Gieshübler konnte seiner Erregung nur mit Mühe Herr werden. „Darf ich die Herrschaften mit einander bekannt machen; Baron und Baronin Innstetten, Frau Pastor Trippel, Fräulein Marietta Trippelli." Pastor Lindequist, den Alle kannten, stand lächelnd bei Seite.

Die Trippelli, Anfang der Dreißig, stark, männlich und von ausgesprochen humoristischem Typus, hatte bis zu dem Momente der Vorstellung den Sopha-Ehrenplatz innegehabt. Nach der Vorstellung aber sagte sie, während sie auf einen in der Nähe stehenden Stuhl mit hoher Lehne zuschritt: „Ich bitte Sie nunmehro, gnäd'ge Frau, die Bürden und Fährlichkeiten Ihres Amtes auf sich nehmen zu wollen. Denn von „Fährlichkeiten" — und sie wies auf das Sopha — wird sich in diesem Falle wohl sprechen lassen. Ich habe Gieshübler schon vor Jahr und Tag darauf aufmerksam gemacht, aber leider vergeblich; so gut er ist, so eigensinnig ist er auch."

„Aber Marietta . . ."

„Dies Sopha nämlich, dessen Geburt um wenigstens fünfzig Jahre zurückliegt, ist noch nach einem altmodischen Versenkungsprincip gebaut, und wer sich ihm anvertraut, ohne vorher einen Kissenthurm untergeschoben zu haben, sinkt ins Bodenlose, jedenfalls aber gerade tief genug, um die Knie wie ein Monument aufragen zu lassen." All' dies wurde Seitens der Trippelli mit eben so viel Bonhommie wie Sicherheit hingesprochen, in einem Tone, der ausdrücken sollte: „Du bist die Baronin Innstetten, ich bin die Trippelli."

Gieshübler liebte seine Künstlerfreundin enthusiastisch und dachte hoch von ihren Talenten; aber all' seine Begeisterung konnte ihn doch nicht blind gegen die Thatsache machen, daß ihr von gesellschaftlicher Feinheit nur ein bescheidenes Maß zu Theil geworden war. Und diese Feinheit war gerade das, was er persönlich cultivirte. „Liebe Marietta," nahm er das Wort, „Sie haben eine so reizend heitere Behandlung solcher Fragen; aber was mein Sopha betrifft, so haben Sie wirklich Unrecht, und jeder Sachverständige mag zwischen uns entscheiden. Selbst ein Mann wie Fürst Kotschukoff . . ."

„Ach, ich bitte Sie, Gieshübler, lassen Sie doch den. Immer Kotschukoff. Sie werden mich bei der gnäd'gen Frau hier noch in den Verdacht bringen, als ob ich bei diesem Fürsten — der übrigens nur zu den Kleineren zählt und nicht mehr als tausend Seelen hat, das heißt hatte (früher wo die Rechnung noch nach Seelen ging) — als ob ich stolz wäre, seine tausend und einste Seele zu sein. Nein, es liegt wirklich anders; „immer frei weg", Sie kennen meine Devise, Gieshübler. Kotschukoff ist ein guter Kamerad und mein Freund, aber von Kunst und ähnlichen Sachen versteht er gar nichts, von Musik gewiß nicht, wiewohl er Messen und Oratorien componirt — die

meisten russischen Fürsten, wenn sie Kunst treiben, fallen ein bißchen nach der geistlichen oder orthodoxen Seite hin —, und zu den vielen Dingen, von denen er nichts versteht, gehören auch unbedingt Einrichtungs- und Tapezierfragen. Er ist gerade vornehm genug, um sich Alles als schön aufreden zu lassen, was bunt aussieht und viel Geld kostet."

Innstetten amüsirte sich, und Pastor Lindequist war in einem allersichtlichsten Behagen. Die gute alte Trippel aber gerieth über den ungenirten Ton ihrer Tochter aus einer Verlegenheit in die andere, während Gieshübler es für angezeigt hielt, eine so schwierig werdende Unterhaltung zu coupiren. Dazu waren etliche Gesangspièces das Beste. Daß Marietta Lieder von anfechtbarem Inhalt wählen würde, war nicht anzunehmen, und selbst wenn dies sein sollte, so war ihre Vortragskunst so groß, daß der Inhalt dadurch geadelt wurde. „Liebe Marietta," nahm er also das Wort, „ich habe unser kleines Mahl zu acht Uhr bestellt. Wir hätten also noch dreiviertel Stunden, wenn Sie nicht vielleicht vorziehen, während Tisch ein heitres Lied zu singen oder vielleicht erst, wenn wir von Tisch aufgestanden sind . . ."

„Ich bitte Sie, Gieshübler! Sie, der Mann der Aesthetik. Es gibt nichts Unästhetischeres, als einen Gesangsvortrag mit vollem Magen. Außerdem — und ich weiß, Sie sind ein Mann der ausgesuchten Küche, ja, Gourmand — außerdem schmeckt es besser, wenn man die Sache hinter sich hat. Erst Kunst und dann Nußeis, das ist die richtige Reihenfolge."

„Also ich darf Ihnen die Noten bringen, Marietta?"

„Noten bringen. Ja was heißt das, Gieshübler? Wie ich Sie kenne, werden Sie ganze Schränke voll Noten haben, und ich kann Ihnen doch nicht den ganzen Bock und Bote vorspielen. Noten! Was für Noten, Gieshübler, darauf kommt es an. Und dann das es richtig liegt, Altstimme . . ."

„Nun ich werde schon bringen."

Und er machte sich an einem Schranke zu schaffen, ein Fach nach dem andern herausziehend, während die Trippelli ihren Stuhl weiter links um den Tisch herum schob, so daß sie nun dicht neben Effi saß.

„Ich bin neugierig, was er bringen wird," sagte sie. Effi gerieth dabei in eine kleine Verlegenheit.

„Ich möchte annehmen," antwortete sie befangen, „Etwas von Gluck, etwas ausgesprochen Dramatisches . . . Ueberhaupt, mein gnädigstes Fräulein, wenn ich mir die Bemerkung erlauben darf, ich bin überrascht, zu hören, daß Sie lediglich Concertsängerin sind. Ich dächte, daß Sie, wie wenige, für die Bühne berufen sein müßten. Ihre Erscheinung, Ihre Kraft, Ihr Organ . . . ich habe noch so wenig derart kennen gelernt, immer nur auf kurzen Besuchen in Berlin . . . und dann war ich noch ein halbes Kind. Aber ich dächte Orpheus oder Chrimhild oder die Vestalin."

Die Trippelli wiegte den Kopf und sah in Abgründe, kam aber zu keiner Entgegnung, weil eben jetzt Gieshübler wieder erschien und ein halbes Dutzend Notenhefte vorlegte, die seine Freundin in rascher Reihenfolge durch die Hand gleiten ließ. „Erlkönig" . . . ah, bah; „Bächlein laß' dein Rauschen sein . . ." Aber Gieshübler, ich bitte Sie, Sie sind ein Murmelthier, Sie haben sieben

Jahre lang geschlafen ... Und hier Löwe'sche Balladen; auch nicht gerade Neueste. „Glocken von Speier" ... Ach dies ewige Bim Bam, das bei einer Coulissenreißerei gleich kommt, ist geschmacklos und abgestanden. hier „Ritter Olaf" ... nun das geht."

Und sie stand auf, und während der Pastor begleitete, sang sie den mit großer Sicherheit und Bravour und erntete allgemeinen Beifall.

Es wurde dann noch ähnlich Romantisches gefunden, Einiges aus fliegenden Holländer und aus Zampa, dann der Haideknabe, lauter Sa die sie mit eben so viel Virtuosität wie Seelenruhe vortrug, während Effi Text und Composition wie benommen war.

Als die Trippelli mit dem Haideknaben fertig war, sagte sie: „Nun es genug," eine Erklärung, die so bestimmt von ihr abgegeben wurde, weder Gießhübler noch ein Anderer den Muth hatte, mit weiteren Bitte sie zu dringen. Am wenigsten Effi. Diese sagte nur, als Gieshübl Freundin wieder neben ihr saß: „Daß ich Ihnen doch sagen könnte, gnädigstes Fräulein, wie dankbar ich Ihnen bin! Alles so schön, so si so gewandt. Aber Eines, wenn Sie mir verzeihen, bewundere ich fast mehr, das ist die Ruhe, womit Sie diese Sachen vorzutragen wissen. Ich so leicht Eindrücken hingegeben, und wenn ich die kleinste Gespenstergeschi höre, so zittere ich und kann mich kaum wieder zurecht finden. Und tragen das so mächtig und erschütternd vor und sind selbst ganz heiter guter Dinge."

„Ja, meine gnädigste Frau, das ist in der Kunst nicht anders. Und gar erst auf dem Theater, vor dem ich übrigens glücklicher Weise bewahrt blieben bin. Denn so gewiß ich mich persönlich gegen seine Versuchungen feit fühle — es verdirbt den Ruf, also das Beste, was man hat. Im Uebri stumpft man ab, wie mir Colleginnen hundertfach versichert haben. Da vergiftet und erstochen, und der todten Julia flüstert Romeo einen Kalauer Ohr oder wohl auch eine Malice, oder er drückt ihr einen kleinen Liebesb in die Hand."

„Es ist mir unbegreiflich. Und um bei dem stehen zu bleiben, was Ihnen diesen Abend verdanke, beispielsweise bei dem Gespenstischen im O ich versichere Ihnen, wenn ich einen ängstlichen Traum habe, oder wenn glaube, über mir höre ich ein leises Tanzen oder Musiciren, während Niemand da ist, oder es schleicht wer an meinem Bette vorbei, so bin ich au mir und kann es Tage lang nicht vergessen."

„Ja, meine gnädigste Frau, was Sie da schildern und beschreiben, ist auch etwas Anderes, das ist ja wirklich oder kann wenigstens etwas W liches sein. Ein Gespenst, das durch die Ballade geht, da graule ich mich nicht, aber ein Gespenst, das durch meine Stube geht, ist mir, gerade so Andern, sehr unangenehm. Darin empfinden wir also ganz gleich."

„Haben Sie denn dergleichen auch einmal erlebt?"

„Gewiß. Und noch dazu bei Kotschukoff. Und ich habe mir auch a bedungen, daß ich diesmal anders schlafe, vielleicht mit der englischen Gou nante zusammen. Das ist nämlich eine Quäkerin, und da ist man sicher."

„Und Sie halten dergleichen für möglich?"

„Meine gnädigste Frau, wenn man so alt ist wie ich und viel 'rumgestoßen wurde und in Rußland war und sogar auch ein halbes Jahr in Rumänien, da hält man Alles für möglich. Es gibt so viel schlechte Menschen, und das Andere findet sich dann auch, das gehört dann so zu sagen mit dazu."

Effi horchte auf.

„Ich bin," fuhr die Trippelli fort, „aus einer sehr aufgeklärten Familie (bloß mit Mutter war es immer nicht so recht), und doch sagte mir mein Vater, als das mit dem Psychographen aufkam: „Höre Marie, das ist 'was." Und er hat Recht gehabt, es ist auch 'was damit. Ueberhaupt, man ist links und rechts umlauert, hinten und vorn. Sie werden das noch kennen lernen."

In diesem Augenblicke trat Gieshübler heran und bot Effi den Arm, Innstetten führte Marietta, dann folgte Pastor Lindequist und die verwittwete Trippel. So ging man zu Tisch.

(Fortsetzung folgt.)

Die Reform der preußischen Agrarverfassung und die Berliner Conferenz.

Von

A. von Miaskowski.

[Nachdruck untersagt.]

I.

Durch die sogenannte Stein-Hardenberg'sche Reform war die preußische Agrarverfassung auf eine neue Basis gestellt worden: an die Stelle der Ungleichheit von Bauern und Rittern, von Rustical- und Dominicalgrundstücken trat die formale Rechtsgleichheit aller an der Landwirthschaft betheiligten Classen und Personen und das uneingeschränkte Eigenthum an ihren Gütern, nachdem die grundherrlichen Lasten von den bäuerlichen Hufen und die Lehnslasten von den Lehnsgütern abgelöst worden waren. Die bereits während des vorigen Jahrhunderts — zunächst freilich in der Hauptsache nur für die Domänenbauern — vorbereitete Reform wurde für die Privatbauern erst im Jahre 1807 in Angriff genommen und im Wesentlichen im Jahre 1850 abgeschlossen.

Die ersten Jahrzehnte nach dem Frieden fielen mit den schlimmen Zeiten der norddeutschen Agrarkrisis und ihren beispiellos niedrigen Getreidepreisen zusammen. Aber in dieser Zeit begann der preußische Landwirth zugleich neue Kräfte zu sammeln, die er dann bald in erfolgreichster Weise zur Geltung brachte. Die aus dem Felde heimkehrenden Krieger gaben sich mit ganzer Energie dem Werke des Friedens hin und, wie immer nach großen Kriegen, so stellte sich auch jetzt eine rasche Vermehrung der Bevölkerung ein. Die Freiheit, deren der Bauer sowohl persönlich wie hinsichtlich seines Eigenthums theilhaftig wurde, spornte sein Schaffen noch mehr an; und als die Preise der landwirthschaftlichen Producte sich in den dreißiger Jahren zu heben begannen, sich überall ein steigender Brutto-Bodenertrag einstellte. Derselbe war im Uebrigen nicht nur eine Folge des großen technischen Aufschwunges, den die Landwirthschaft zunächst auf den Ritter-, dann auch allmälig auf den Bauergütern nahm, sondern auch die Folge des Umstandes, daß zu den alten persönlichen Kräften neue von außen und ebenso neue

Capitalien der Landwirthschaft zugeströmt waren. Dieser große landwirthschaftliche Aufschwung nützte jetzt den Bauern- ebenso wie den Rittergütern, während eine ähnliche Blüthe dereinst zur Zeit der Hohenstaufen wohl den Bauern, nicht aber den Grundherren zu Gute gekommen war.

Das Steigen des Brutto-Bodenertrages in Deutschland seit den dreißiger Jahren traf zugleich mit geringen Lebensbedürfnissen und großer Sparsamkeit der Eigenthümer, niedrigen Arbeitslöhnen und mäßigen öffentlichen Abgaben zusammen, was so viel heißt, daß dem großen Bruttoertrag auch eine hohe Bodenrente entsprach. Es war daher bei dem unaufhaltsamen Steigen der Bodenrente natürlich, daß bei Verkäufen und bei Vererbungen der Güter seit jener Zeit bis in die achtziger Jahre auch das künftig erwartete weitere Steigen der Bodenrente bereits in der Gegenwart discontirt wurde, und die Bodenpreise höher waren als die augenblicklich gegebene Bodenrente es berechtigt erscheinen ließ. Aber so lange das Steigen andauerte, machte der Gutskäufer auch dann noch ein gutes Geschäft, wenn er sein Gut momentan scheinbar überzahlt hatte. Und zwar nicht nur wegen des effectiven Eintretens der erwarteten Rentensteigerung, sondern auch weil er in nicht gar ferner Zeit die Möglichkeit erhielt, sein Gut zu einem viel höheren Preise wieder zu verkaufen, und auf diese Weise die Differenz zwischen dem Ein- und Verkaufspreise zu gewinnen. So drängten sich denn immer mehr Personen in die Reihen der Käufer, je geringer die Anzahlung war, die von den Verkäufern verlangt wurde. Denn das Erscheinen auch wenig capitalkräftiger Käufer auf dem Gütermarkt wird durch die preußische Hypothekengesetzgebung unzweifelhaft mehr erleichtert als in irgend einem anderen Lande Europa's. Und auch an Verkäufern fehlte es aus den oben angegebenen Gründen nicht.

Ja, die Intensität des landwirthschaftlichen Betriebes und der Güterhandel waren so groß geworden, daß es den Landwirthen zeitweilig, namentlich in den sechziger Jahren, an Credit zu fehlen begann, da die alten Landschaften sich weigerten, ihre Beleihungsgrundsätze zu Gunsten einer Erweiterung des von ihnen zu gewährenden Credits zu ändern. Zu dieser Zeit stieg der Zinsfuß für Hypotheken auf 5—6 Procent und sank der Kurs der Pfandbriefe auf 80 Procent. Es ist das zugleich die Periode der Entstehung und Verbreitung der capitalistischen Hypothekenbanken im nördlichen Deutschland und überhaupt der starken Vermehrung der dem Landwirthe zur Verfügung stehenden Creditquellen, aber auch die Zeit, da Rodbertus inmitten einer Prosperität sondergleichen unter den Landwirthen seinen Warnruf ertönen ließ, indem er auf die schwankende Basis der Bodenpreise hinwies und eine Reform der rechtlichen Behandlung des Grundbesitzes verlangte. Aber die Zeit war noch nicht gekommen, in der er Verständniß und Gehör fand.

Mittlerweile war aber der in seinem Verkehrswerth bedeutend gestiegene Grundbesitz zugleich mit Hypothekenschulden immer mehr belastet worden, Hypothekenschulden, die — worauf ebenfalls Rodbertus zuerst hingewiesen hatte — größtentheils aus rückständigen Kaufschillingen und schuldig gebliebenen Erbgeldern herstammen. Als dann mit den siebziger und namentlich mit den achtziger Jahren die Preise der meisten landwirthschaftlichen Pro-

ducte, und hauptsächlich der verschiedenen Getreidearten, ins Sinken gekommen waren, da mußte das Fallen der Bodenrente um so schwerer empfunden werden, als vorher die Lebensansprüche der Besitzer und Arbeiter, sowie die Arbeitslöhne und öffentlichen Abgaben bedeutend gestiegen waren. Zwar war zugleich der Zinsfuß für das Geldcapital gesunken, aber dieser Vortheil übertrug sich für die Schuldner doch nur langsam auf den Hypothekenzinsfuß, da für unkündbare Hypotheken der frühere hohe Zinsfuß auch jetzt noch bezahlt werden mußte. Der zum Theil stark gesunkenen Bodenrente standen somit gegenüber die unveränderten oder doch nur wenig veränderten Ausgaben für Verzinsung des Capitals, die erhöhten Ausgaben für Arbeitslohn und für öffentliche Zwecke, sowie zur Bestreitung des eigenen Lebensunterhaltes des Eigenthümers oder Pächters. Nur ein Vortheil entsprang für den ländlichen Grundbesitzer aus dem Sinken des Geldcapitalzinses, wenn er überhaupt als ein Vortheil bezeichnet werden darf. Während nämlich die Bodenrente überall gesunken war, wo es dem Grundbesitzer nicht möglich geworden, solche Producte zu erzeugen, deren Preise sich behauptet, hatten die Bodenpreise durchaus nicht in demselben Verhältniß wie die Bodenrente abgenommen. Weshalb das nicht geschehen war, ist ja klar, und auch hierauf hatte schon Rodbertus hingewiesen: zwar hatte sich in der Bodenrente der Multiplicandus verringert, dagegen war der durch das Sinken des Capitalzinses bedingte Multiplicator gestiegen. So war es denn unvortheilhaft, zu besitzen, aber vortheilhaft, zu verkaufen. Aber während in der Prosperitätsperiode der großen Zahl von Verkäufern eine ähnliche Zahl von Käufern gegenüberstand, stehen jetzt fast alle Güter — nach einer von dem Grafen von Zedlitz-Trützschler in der Agrarconferenz mitgetheilten Schätzung sollen es 4/5 aller Güter im Nordosten sein — zum Verkauf, aber es fehlt fast gänzlich an Käufern, welche die hohen Preise zahlen wollen und zahlen können. Auch fehlt es den Grundbesitzern jetzt nicht an Credit, wohl aber vieler Orts an den Mitteln, um die Zinsen zu bezahlen.

So ist denn die charakteristische Situation der Gegenwart, die sich hier schärfer, dort weniger scharf ausspricht, diese: daß die Bodenrente vielfach nicht hinreicht, um die von den Grundbesitzern eingegangenen Verpflichtungen oder sonst nothwendige Ausgaben zu bestreiten, und daß viele dem freien Verkehr unterworfene Güter verkäuflich sind, für dieselben sich aber nur selten Käufer finden. Kommt es endlich zum Zwangsverkauf, so fällt ein Theil der Hypotheken aus. Geradezu haarsträubende Zahlen werden uns in dieser Beziehung für Oesterreich angeführt, indem wir aus den für die österreichischen Länder mit geregelten Grundbüchern zusammengestellten Zahlen entnehmen, daß in den fünfundzwanzig Jahren zwischen 1868—1892 von 660,7 Millionen Gulden eingetragener ländlicher Hypothekenforderungen 287 Millionen Gulden = 43,4 Procent wegen Unzulänglichkeit des Erlöses aus der Zwangsversteigerung gelöscht wurden. Für den größten Theil Deutschlands läßt uns die Statistik in dieser Beziehung leider im Stich. Nach Privatnachrichten sollen die Güterpreise in einigen Gegenden allerdings gesunken sein. So wurde in der Agrarconferenz aus einzelnen Gemeinden der Rheinprovinz berichtet, daß der Preis

für den Morgen Land in den letzten acht Jahren von 500 auf 200 Thaler gefallen sei; aber in den meisten Gegenden soll es nach Conrad bisher doch gelungen sein, den Werth des Grund und Bodens auf der bisherigen Höhe zu erhalten. Nur allmälig beginne die Domänenpacht hier und da sich der gesunkenen Bodenrente anzupassen. Möglich, ja wahrscheinlich ist es, daß der Enteignungsproceß der Capitalisten in Preußen nicht so weit gediehen ist wie in Oesterreich, weil man in Deutschland noch der Hoffnung lebt, es werde schließlich doch gelingen, die Preise der landwirthschaftlichen Producte zu heben oder die Ausgaben der ländlichen Grundbesitzer zu vermindern.

Und an Anstrengungen, um in beiden Richtungen Resultate zu erzielen, hat es in den letzten zehn bis zwanzig Jahren nicht gefehlt. Erhöhung der Preise durch Schutzzölle, durch Entwerthung der Valuta (Bimetallismus), durch Einführung eines Reichsmonopols für den auswärtigen Handel mit Getreide, Verminderung der Ausgaben durch Steuererlasse und Anderes mehr haben einander als sehnlich begehrte Ziele abgelöst, und die Erbitterung weiter landwirthschaftlicher Kreise über den Abschluß der Handelsverträge in den Jahren 1891/92 und 1893/94 hat gezeigt, wie tiefe Wunden durch die Enttäuschungen der Schutzzollpolitik vielen Landwirthen geschlagen worden sind.

Als wirklicher Vortheil auf Seiten der Landwirthe kann das Sinken des Geldcapitalzinses seit den siebziger, namentlich aber seit dem Schluß der achtziger Jahre, die Preissteigerung einiger weniger Rohproducte und mehrerer Producte der landwirthschaftlichen Nebengewerbe, sowie die Auserhebungsetzung der Ertragssteuern für Staatszwecke angesehen werden, durch welche letztere Maßregel die Mehrbelastung der Landwirthe für die Zwecke der Arbeiterversicherung wettgemacht sein dürfte.

Als ein fernerer Gradmesser für die Ungunst der Lage dürfen die zahlreichen Projecte angesehen werden, welche alle aus dem Streben hervorgingen, auch dem Einzelnen zu helfen, indem man die Agrarverfassung, welche die Rechtsbasis seines Berufs bildet, den gegebenen Conjuncturen anzupassen suchte. In dieser Hinsicht ist es charakteristisch, daß Oesterreich, welches die oben mitgetheilten großen Zahlen über die ausgefallenen Hypotheken aufweist, zugleich dasjenige Land ist, in dem bereits am Schluß der sechziger Jahre der Plan einer allgemeinen Grundentlastung und Schließung der Hypothekenbücher zuerst aufgetaucht ist, während ähnliche Pläne in Deutschland erst später auftraten, wahrscheinlich weil die Krisis sich hier erst später zu ihrer gegenwärtigen Schärfe entwickelt hat.

Der oben gekennzeichneten Stimmung in landwirthschaftlichen Kreisen Preußens suchte die preußische, bezw. Reichsregierung neuerdings einigermaßen Rechnung zu tragen durch Einsetzung einer Silber-Enquêtecommission, sowie durch einen Schritt, den der preußische Minister für Landwirthschaft unternahm, unmittelbar nachdem durch die Silberenquête die Hoffnungen der Landwirthe vorläufig begraben oder vielleicht nur zu einer Art Scheintod verurtheilt worden waren.

Eingeleitet wurde die zuletzt erwähnte Maßregel des Ministers durch eine in der Thronrede vom 16. Januar 1894 enthaltene Hindeutung: „Ein so

schwieriges Werk" — wie es die vorher erwähnte Gestaltung widerstandsfähiger Rechtsverhältnisse für ländlichen Besitz ist — so hieß es daselbst, „ist nicht durchführbar ohne die dauernde Mitarbeit selbständiger, auf öffentlich rechtlicher Grundlage ruhender Organe von Berufsgenossen, woran es der Landwirthschaft bisher gefehlt hat. Die Herstellung einer allgemeinen corporativen Vertretung der Landwirthschaft ist daher der erste Schritt zu dem bezeichneten Ziele."

Das betreffende Gesetz über die Landwirthschaftskammern kam dann auch wirklich am 30. Juni 1894 zu Stande.

II.

Schon vorher aber hatte der preußische Minister für Landwirthschaft, Domänen und Forsten eine Anzahl von Männern der landwirthschaftlichen Praxis und Theorie zur Theilnahme an Conferenzen eingeladen, in denen einige wichtige Punkte der geltenden Agrarverfassung hinsichtlich ihrer Reformbedürftigkeit besprochen werden sollten. Der Einladung waren zugleich einige im Ministerium ausgearbeitete Schriftstücke, namentlich ein Arbeits- und Berathungsprogramm, beigelegt. In seiner zu Beginn der Conferenzen am 28. Mai 1894 gehaltenen Rede betonte der Minister nachdrücklich, daß die Zusammenkunft lediglich von ihm ausgegangen sei, und daß er demnach allein die Verantwortung für dieselbe trage.

An der Conferenz nahmen außer dem einladenden Minister und einem Stabe von sechs Beamten seines Ministeriums noch Theil: der Finanzminister Dr. Miquel und außerdem je ein Vertreter des Finanz-, Justiz- und des Ministeriums des Innern, die Directoren des statistischen Büreaus des Reiches und Preußens, der Präsident des Oberlandesculturgerichts, die Präsidenten der Frankfurter und Bromberger Generalcommission, welche mit der Etablirung von Rentengütern betraut sind, Richter, Mitglieder der provinziellen Selbstverwaltung, Directoren genossenschaftlicher Verbände und landschaftlicher Creditinstitute, sowie einer Hypothekenbank, hervorragende praktische Land- und Forstwirthe, endlich verschiedene Professoren der Jurisprudenz und Nationalökonomie, im Ganzen circa fünfzig Personen.

Die Geladenen gehörten Alle, mit Ausnahme von Zweien, dem preußischen Staate an: von den zwei Nichtpreußen war der Bankdirector Dr. Hecht erschienen, der Verfasser dieses Berichtes aber zu seinem Bedauern am Erscheinen verhindert.

Die Versammlung tagte vom 28. Mai bis 2. Juni d. J., an den meisten Tagen unter Präsidium des Ministers für Landwirthschaft, der die Zügel im Allgemeinen ebenso fest in der Hand zu halten wußte, wie er sich dem Einzelnen gegenüber als liberal und entgegenkommend zeigte.

Die Discussion zerfiel in eine General- und mehrere Specialdiscussionen. Auf die erste entfielen drei und auf die letzteren zusammen ebenso viele Tage. In der Generaldiscussion, die sich etwas weit ausspann und in der manche Specialpunkte anticipirt wurden, gelangte namentlich die Lage der Grundbesitzer in den verschiedenen Gegenden Deutschlands zur Sprache. Der erste Tag der

Specialdiscussion war dem Anerbenrecht, der zweite der Schuldentlastung und Verschuldungsgrenze und der dritte der Organisation des Real- und Personalcredits für den kleinen, mittleren und größeren Grundbesitz gewidmet.

In der Generaldiscussion, sowie in der Debatte über die Erbrechtsreform herrschte eine große Uebereinstimmung der Ansichten. In den Fragen der Grundentlastung und Creditbegrenzung gingen die Ansichten dagegen allerdings mehr auseinander, aber doch nicht so weit, als man von vornherein hätte annehmen sollen; indeß verlief die Discussion auch über diese Punkte immer sachlich und ruhig. Parteileidenschaft und Gereiztheit traten nirgends zu Tage, dank zum Theil der theils einschränkenden, theils vermittelnden Thätigkeit des Präsidenten.

Von den Conferenzmitgliedern wurden mehrere Anträge gestellt. Doch fand eine Abstimmung und Beschlußfassung über dieselbe nicht statt. Vertreter der Presse waren zu den Sitzungen nicht zugelassen; doch erhielt die Presse während der Tagung der Conferenz kurze Berichte über den Verlauf der Sitzungen mitgetheilt; auch wurde im Bureau ein stenographisches Protocoll abgefaßt, das gegenwärtig in einem stattlichen Bande vor uns liegt[1]).

Was nun die gegenwärtige Lage der Landwirthschaft betrifft, so wurde sie in der Conferenz allgemein als ernste aufgefaßt; haben doch in der Zeit zwischen 1886/87 und 1892/93 in Preußen die hypothekarischen Eintragungen auf dem Lande die Löschungen während dieser Zeit um 1093,95 Millionen Mark überstiegen. Wenn nun auch die mögliche Differenz zwischen diesen buchmäßigen und den effectiven Zahlen berücksichtigt wird, so bleibt die Zunahme der Hypothekenlast in diesen sieben Jahren um mehr als eine Milliarde doch eine enorme.

Im Ganzen scheint im Osten die Lage schlimmer zu sein als im Westen, und zwar wegen des rauheren Klimas und der geringeren Capitalverbreitung. Außerdem wies Graf von Zedlitz-Trützschler in seiner rücksichtslosen Wahrheitsliebe darauf hin, daß im Osten ein großes Areal unter den Pflug genommen sei, welches die landwirthschaftliche Nutzung nicht lohne, und daß andererseits das Ueberwiegen des großen Grundbesitzes den gegebenen Verhältnissen nicht überall entspräche. Dagegen treten im Westen an Stelle dieser Mängel des Ostens wieder andere Mängel, wie z. B. die zum Theil zu weit gehende, den Fortschritt der Landbautechnik hindernde Zersplitterung des Grundbesitzes, das Zurücktreten der ergiebigen Molkerei, Brennerei, Zuckerfabrikation und Pferdezucht, die durch die größere Verbreitung der Industrie veranlaßten höheren Löhne und Anderes mehr. Durch welche Momente das Sinken der Bodenrente im Osten bestimmt wird, dafür führt derselbe Graf von Zedlitz-Trützschler, der frühere Cultusminister, Besitzer eines über zweitausend Morgen großen Gutes in Schlesien, folgende Zahlen aus seinen Wirthschaftsbüchern an: Zwischen 1863/64 und 1893/94 war das Lohnconto um 103 Procent gestiegen und waren ferner eine Reihe neuer

[1]) Landwirthschaftliche Jahrbücher, Band XXII, Ergänzungsband II, die Verhandlungen der Agrarconferenz vom 28. Mai bis 2. Juni 1894 enthaltend. Berlin, Parey. 1894; und dazu: M. Sering, Die preußische Agrarconferenz in Schmoller's Jahrbuch. Neue Folge. Jahrgang XVIII, Heft 3, Abtheilung I, S. 249 ff.

Lasten zu den alten hinzugekommen, z. B. für Arbeiterversicherung. Nun waren während dieser dreißigjährigen Periode die Getreideerträge bei gleicher Größe des Grundbesitzes allerdings um 230 Procent gestiegen; aber dieses Plus an Naturalroherträgen wurde doch bedeutend geschmälert, einmal durch das Steigen der Productionskosten und sonstigen Ausgaben, sowie namentlich durch die mittlerweile gesunkenen Getreidepreise. Dafür, daß übrigens auch im Westen ein Theil der Grundbesitzer in Verlegenheiten gerathen ist, wird aus Westfalen angeführt, daß von den 2700 Mitgliedern der westfälischen Landschaft in den letzten Jahren 900 sogenannte Nachtragsdarlehne aufgenommen und daß während dieser Zeit von den Bauern in erheblichem Maße Abverkäufe kleiner Splißtheile stattgefunden haben; beides zum größten Theil, um die Zinsen der auf den Gütern ruhenden Schulden zu decken. Hinsichtlich der Vertheilung der Noth auf die verschiedenen Classen der ländlichen Grundbesitzer stimmten die aus verschiedenen Gegenden stammenden Berichte aber größtentheils überein. Solche Berichte lagen vor aus den Provinzen Ostpreußen, Pommern, Brandenburg, Sachsen, Hannover, Westfalen, Rheinprovinz und Hohenzollern. Danach lagen die Dinge im Osten am wenigsten schlimm bei den ganz großen Grundbesitzern und bei den kleinen Bauern. Bei den ersteren, weil ihre Besitzer zum Theil durch Fideicommisse gegen Verschuldung geschützt, oder weil ihre Güter doch auch sonst so groß sind, daß bei einer verständigen Einschränkung der Lebensansprüche der standesgemäße Unterhalt noch immer gedeckt werden kann; und daß eine verständige Beschränkung der Lebensansprüche in diesen Kreisen in der That stattgefunden hat, wurde in der Conferenz von mehreren Seiten behauptet. Die Bauern ferner, zumal die kleinen, leiden unter der gegenwärtigen Krisis weniger, weil sie die nothwendige Arbeit mit den Kräften der eigenen Familie zu verrichten pflegen und nur in beschränktem Maße theure fremde Kräfte hinzuzumiethen haben; alsdann, weil sie gewöhnlich nicht viel Getreide zu verkaufen brauchen. Endlich hilft ihnen, wo sie sich die ihnen historisch anerzogene Fähigkeit, sich „krumm zu legen", erhalten haben, auch diese, da ihr Standesaufwand kein hoher und auch kein fester ist, und die Erziehung ihrer Kinder ihnen keine großen Kosten verursacht. Dennoch soll nicht geleugnet werden, daß es auch unter diesen beiden extremen Kategorien von Grundbesitzern an gefährdeten Existenzen nicht ganz fehlt. Doch scheinen sie im Ganzen nicht so zahlreich, und scheint die Noth nicht so groß zu sein wie unter den mittleren Grundbesitzern, d. h. den großen Bauern und kleinen Rittergutsbesitzern. Die ersteren werden häufig durch ihre theuern Arbeiter, sowie durch ihre eigene, etwas prunkhafte Art ruinirt, wenngleich die Dinge in großen Theilen Deutschlands doch nicht so schlimm zu stehen scheinen wie in Deutsch-Tirol, wo die hohen Ansprüche der Knechte und Mägde zum Ruin der Bauern häufig das Meiste beitragen sollen. Daß übrigens auch in Deutschland die Persönlichkeit der Besitzer für seine wirthschaftliche Lage sehr wesentlich mit in Betracht kommt, das zeigen unter Anderem folgende aus Ostpreußen mitgetheilte Thatsachen: dort soll die Lage am günstigsten sein unter der litthauischen und gemischt deutsch-litthauischen bäuerlichen Bevölkerung; dagegen ist sie weniger günstig unter den deutschen, und am wenigsten

günstig unter den polnischen Bauern. Was sodann den kleineren Rittergutsbesitzer betrifft, so hat er gewöhnlich eine Bildung, die er seinen Kindern nur dann zukommen lassen kann, wenn er sie in die theuere Stadt in Pension gibt; auch kann er seine eigene Lebenshaltung nicht wesentlich herabdrücken, da sie die eines gebildeten Mannes von geringen Lebensansprüchen ist. So kommt es denn, daß, wenn die Bodenrente sinkt und kein sonstiges eigenes Capital vorhanden ist, der Credit angespannt werden muß, und daß mit Erweiterung desselben die Zinsen und damit zugleich die Verlegenheiten wachsen. In diesen Kreisen herrscht daher viel Sorge und wird die Existenz häufig nur mühsam von Tag zu Tag gefristet, nicht ohne den Verwandten, von denen man Geld geborgt hat, mehr oder minder große Opfer aufzuerlegen. Die Furcht vor dem gänzlichen Ausfall ihrer Forderungen hindert diese und auch die fernerstehenden Gläubiger indeß häufig, die Execution zu beantragen. Namentlich gilt dies von denjenigen Ländern, in denen bei der Realexecution das sogenannte Deckungssystem zur Anwendung kommt, wie schon seit Langem in Württemberg, Hessen, Hamburg, Lübeck und seit Kurzem auch in Preußen, Sachsen und Bayern; oder wo, wie in Oesterreich, die Executionsnovelle vom 10. Juni 1887 gilt.

Zur Charakterisirung der Lage der ländlichen Grundbesitzer im Osten seien folgende von dem Generallandschaftsdirector der Provinz Ostpreußen mitgetheilte Zahlen hier angeführt. Danach betrugen die Zinsenreste, ausgedrückt in Procenten der gesammten fälligen Zinsen, am Schluß des Rechnungsjahres: 1885 — 4,2 %, 1886 — 6,5 %, 1887 — 10,5 %, 1888 — 10,4 %, 1889 — 5,6 %, 1890 — 7,3 %, 1891 — 6,2 %, 1892 — 6,8 %, 1893 — 7,1 %, 1894 — 9,8 %. Bei derselben Landschaft befanden sich ferner in Zwangsverwaltung, wobei zu erwähnen ist, daß seit 1888 eine Reihe kleinerer Güter nicht mehr sequestrirt zu werden pflegt, in den Jahren: 1884 — 16, 1885 — 25, 1886 — 20, 1887 — 23, 1888 — 27, 1889 — 24, 1890 — 10, 1891 — 14, 1892 — 6, 1893 — 9 Güter. Endlich war die Landschaft an durchgeführten Zwangsvollstreckungen betheiligt in den Jahren: 1884 mit 0,22 %, 1885 — 0,33 %, 1886 — 0,71 %, 1887 — 0,66 %, 1888 0,76 %, 1889 — 0,80 %, 1890 — 0,47 %, 1891 — 0,52 %, 1892 — 0,40 %, 1893 — 0,27 %.

Von diesen Zahlen darf jedoch nicht ohne Weiteres auf die Lage der Grundbesitzer geschlossen werden, da jeder Besitzer in erster Linie seine Verpflichtungen gegenüber der Landschaft zu erfüllen sucht, welche außerdem ja die bestlocirten Hypotheken besitzt.

Daß übrigens die Lage der Landwirthe nicht nur im Osten, sondern auch im Westen eine gespannte ist, zeigen folgende von einem Mitgliede der Conferenz vorgelegte Zahlen. In vierzehn kleineren, wesentlich ländlichen Gemeinden eines Landgerichtsbezirks der Rheinprovinz angestellte Ermittelungen ergaben bei einem Katastralreinertrage von 224685 76 Thalern und einem Häusernutzungswerth von 288765 Mark eine hypothekarische Verschuldung von 5983450 Mark, nachdem der auf Correalhypotheken entfallende Betrag entsprechend gekürzt worden war. Da der durchschnittliche Verkaufswerth dem dreißigfachen Katastralreinertrag gleichgestellt ward, so war die Verschuldung

demnach eine um so bedeutendere, als sie nur einen Theil des Grundbesitzes traf, während der andere wenig oder gar nicht verschuldet war.

Hinsichtlich der Ursachen der Verschuldung herrscht unter den Conferenzmitgliedern folgende Auffassung: ein wesentlicher Grund für die hypothekarische Verschuldung des Grundbesitzes liegt in den rückständigen Kaufschillingen und Erbgeldern, sodann in dem Nothstandscredit, von dem namentlich in den letzteren Jahren in größerem Umfange Gebrauch gemacht worden ist. Aber auch darin, daß in den letzten Jahren schwebende Schulden bei den Commissionären, Bankiers, Kaufleuten und Verwandten der Besitzer consolidirt und hypothekarisch eingetragen worden sind. Hier und da gehören hierher unzweifelhaft auch die zum Theil großartigen Aufwendungen, die namentlich in früheren Jahrzehnten für Meliorationszwecke gemacht worden sind. Sie dienten der Verbesserung der Gebäude, des Viehstandes und des todten Inventars, der Durchführung der Drainage, dem Gebrauch künstlicher Düngemittel und des Kraftfutters u. s. w. So führte ein Conferenzmitglied an, daß das Gut, das sein Vater vor fünfzig Jahren für 200 000 Mark gekauft hatte, jetzt im Preise auf 600 000 Mark gestiegen sei, und daß diese Summe repräsentirt werde allein durch die Capitalverwendungen, die mittlerweile (ob wohl in zweckmäßiger Weise?) gemacht worden sind, sowie durch die Pertinenzen.

Ist nun aber ein theilweiser Nothstand vorhanden und weiß man nur nicht, wie weit derselbe reicht, so hätte allen Betheiligten, wie man annehmen sollte, viel daran liegen müssen, seinen Umfang, seine Tiefe und seine Ursachen ziffermäßig genau festzustellen. Und in der That ist bereits vor zehn Jahren der Weg angegeben worden, auf dem diese Ermittlungen vorzunehmen gewesen wären. Aber obgleich die damals im deutschen Landwirthschaftsrath und preußischen Landesökonomiecollegium gestellten Anträge von diesen Körperschaften fast einstimmig angenommen worden waren, so ist ihre Durchführung doch an dem Widerstreben hauptsächlich des damaligen preußischen Finanzministers gescheitert. Gegen eine im großen Stil nach englischem Muster vorzunehmende Enquête wurde die Kostenfrage ins Feld geführt. Diese hat auch die Aufnahme einer allgemeinen Statistik der hypothekarischen Verschuldung des Grundbesitzes gehindert, und außerdem wurde gegen die letztere noch die Unsicherheit der Resultate angeführt. Und in der That ist die Zahl der in den Grundbüchern eingetragen stehenden Hypotheken eine viel größere als die der thatsächlich vorhandenen, da ein Theil der bezahlten Forderungen nicht gelöscht zu werden pflegt. Wie groß diese Differenz sein kann, das zeigte der bereits einmal angezogene Gewährsmann, indem er für folgende Gemeinden des rein ländlichen Landgerichtsbezirks Erkelentz (preußische Rheinprovinz) das Verhältniß der im Grundbuch stehenden zu den effectiv vorhandenen hypothekarischen Schulden auf Grund der Grundbuch-Anlegungsarbeiten ermittelt hat. Dieses Verhältniß war in der Gemeinde:

	eingetragene Hypothek	vorhandene Hypothek
	in Reichsmark	
Kückhoven . .	711 417,77	397 169,34
Holzweiler . .	889 900,43	692 036,40

Dasselbe Verfahren hätte in einer Anzahl typischer Gemeinden in Anwendung gebracht werden können. Dadurch wäre ein Schlüssel gewonnen worden, mittels dessen man die allgemeinen Ergebnisse der Schuldaufnahme zu corrigiren im Stande gewesen wäre.

Was wir für Preußen an agrarstatistischen Aufnahmen dieser Art besitzen, beschränkt sich auf die Statistik der landwirthschaftlichen Betriebe nach der Berufszählung von 1882, der Vertheilung des Grundeigenthums auf Grund der Gebäudesteuerrevision von 1878, der Eintragung und Löschung der ländlichen Hypotheken, welche seit sieben Jahren erfolgt sind, der öffentlichen Versteigerung der ländlichen Anwesen u. s. w. Diese Arbeiten sind aber zum Theil mit großen Mängeln behaftet oder versprechen erst nach mehrmaliger Wiederholung nützliche Resultate zu geben. Dieser unvollkommene Zustand der preußischen Agrarstatistik ist aber heute gefährlicher als vor zehn Jahren, weil die Regierung heute nicht mehr so mächtig ist, und ihren Willen daher, sofern derselbe auf radicale Maßregeln zur Besserung der Lage der ländlichen Grundbesitzer gerichtet sein sollte, nicht ohne Weiteres durchzusetzen vermag. So ist es denn erklärlich, daß man von einzelnen Seiten auf eine Vervollständigung der statistischen Unterlagen für eine genaue Kenntniß der bestehenden Zustände hindrängte, während die Mehrzahl der Conferenzmitglieder sich dieses Mal leider für diesen Gegenstand nicht erwärmen zu können schien; vielleicht weil sie annahm, daß die Stimmung extra muros dieselbe sei wie intra muros. Das, was von Sombart, Conrad und A. Wagner an Arbeiten für die Agrarstatistik der nächsten Jahre verlangt wurde, war im Wesentlichen eine Erneuerung der Statistik der landwirthschaftlichen Betriebe, sowie eine statistische Aufnahme der hypothekarischen Belastung und des Besitzwechsels. Mit Recht war man der Ansicht, daß Deutschland dieser und ähnlicher Aufnahmen, die in anderen Staaten gemacht werden, und für deren Ausführung es auch in Deutschland weder an den nöthigen materiellen Mitteln noch persönlichen Kräften fehle, nicht zu entbehren brauche.

III.

Eine momentane Besserung der Lage der Landwirthe wäre sicher durch eine Erhöhung der Bodenrente zu erzielen, sei es, daß diese sich als Resultat einer Erhöhung der Preise für die bisher im Preise gesunkenen und in den Handel gelangenden landwirthschaftlichen Producte oder einer Verminderung der Productionskosten, oder als Resultat beider Ursachen ergeben würde. Aber eine Reihe dieser Factoren ist theils vom Staate nicht beeinflußbar, theils würden die betreffenden Maßregeln in die Competenz des Reiches fallen. Dahin gehört namentlich die Steuer-, Zoll-, Handels-, Währungs-, Versicherungs- u. s. w. Gesetzgebung. Diese Gegenstände waren aber nach den Einleitungsworten des Präsidenten von den Berathungen der Conferenz ausgeschlossen. Nur einige wenige Redner sind daher auf dieselben eingegangen, aber die meisten derselben haben doch nachdrücklich betont, daß die Durchführung der zur Debatte stehenden und nicht auf directe Hebung der Bodenrente sich richtenden Maßregeln nur dann von Erfolg begleitet sein

wird, wenn es gelingen sollte, sie in Verbindung zu bringen mit einer directen Hebung der Bodenrente. Aber wie jene auf der Conferenz zur Discussion gestellten Maßregeln allein für die Prosperität der gegenwärtigen Generation der Landwirthe wenig bedeuten, so versprach man sich umgekehrt auch von der Hebung der Bodenrente allein für die Dauer wenig. Denn diese letztere würde, so meinte man, ähnliche Erscheinungen zu Tage fördern, wie sie in den vierziger bis siebziger Jahren zu Tage getreten sind, zumal zur erwarteten Erhöhung der Bodenrente als Multiplicandus neuerdings noch durch das Steigen des Capitalzinses eine Erhöhung des Multiplicators sich eingestellt habe. Wieder werde daher der Verkehrswerth steigen, und wieder die hypothekarische Schuldenlast in Folge neuer rückständiger Kaufschillinge und Erbgelder zunehmen, so daß die ländlichen Grundbesitzer nach einiger Zeit auf demselben Punkte stehen würden, den sie jetzt einnehmen. Hier gelte es daher einzusetzen, eine Herabminderung der bestehenden hypothekarischen Verschuldung durchzusetzen und eine weitere Vermehrung derselben für die Zukunft auszuschließen, um wenigstens für spätere Zeit gesunde Zustände zu schaffen. Das könne aber nur dadurch geschehen, daß zunächst das Erbrecht eine Abänderung erleide; denn es entspringt aus dem ungetheilten Uebergang des väterlichen Gutes an einen der Erben nach gemeinem Rechte eine starke Verschuldung desselben durch die Erbtheile der Geschwister, und aus der Naturaltheilung des ererbten Grundbesitzes unter sämmtliche oder doch mehrere Erben das Bestreben dieser, ihren kleinen Grundbesitz zu erweitern und zu arrondiren, was aber wieder zur Belastung der Güter mit rückständigen Kaufschillingen führt, die aus den zugekauften Grundstücken stammen. Nur ausnahmsweise pflege sich die Vermehrung der Verschuldung in Folge des geltenden allgemeinen Erbrechts vermeiden zu lassen: dann nämlich, wenn der gutsübernehmende Erbe eigenes Geldcapital besitzt, aus dem er seine Miterben abfinden kann, oder wenn das Nachlaßgut in die Hand einer dritten Person übergehe, die das den Erben fehlende Capital besitze. Aber diese beiden Fälle werden doch nur die Ausnahme von der oben bezeichneten Regel bilden, die uns die Steigerung der Gutsverschuldung als Wirkung des geltenden allgemeinen Erbrechts zeigte. Von dem größten Einflusse ist das Erbrecht namentlich auf den ganz kleinen und ganz großen Grundbesitz, weil dieser gewöhnlich in der Familie vererbt zu werden pflegt, während der mittlere Grundbesitz im nordöstlichen Preußen wenigstens viel öfter durch Veräußerungen unter Lebenden in andere Hände gelangt. Aber freilich, was durch das Erbrecht bewirkt wird, das wird auch der Gutskauf dann zur Folge haben, wenn der Käufer mit so ungenügenden Mitteln ausgestattet ist, daß sie ihm nur eine dürftige Anzahlung gestatten. Denn so lange die Bodenrente in rapidem Steigen begriffen, ist es vortheilhaft, mit kleinem Capital große Güter zu kaufen, wie in den Conferenzen wiederholt näher ausgeführt wurde. So theilte Professor Conrad mit, daß sein Vater in den dreißiger Jahren ein Gut mit Anzahlung nur eines Neuntels des Kaufpreises erworben und sich dabei ein Vermögen gemacht habe. Auch seine drei Brüder hätten eine Generation später Güter gekauft, wobei ihnen Anfangs nur ein Fünftel

derselben gehört habe; das übrige Geld sei ihnen von ihren Verwandten geliehen worden.

Aber die Erwerbung von Vermögen auf dem eben bezeichneten Wege schlägt in ihr Gegentheil um, wenn die Bodenrente ins Sinken geräth.

Gegen diesen constitutionellen Fehler unserer Agrarzustände wird nun in Vorschlag gebracht: die Ersetzung des allgemeinen Erbrechts für den selbständigen ländlichen Grundbesitz durch das Anerbenrecht; die obligatorische oder facultative Einführung einer Maximalgrenze für die hypothekarische Verschuldung des ländlichen Grundbesitzes, nachdem vorher die thatsächliche Verschuldung bis auf diese Grenze herabgemindert ist, wobei die Frage, welche Organe diese oder jene Manipulation durchzuführen hätten, eine Frage mehr secundärer Bedeutung ist.

Da in der Conferenz wiederholt Rodbertus als eine Art von Schutzpatron der befürworteten Bestrebungen erwähnt worden ist, so dürfte es hier wohl am Platze sein, festzustellen, ob und wie weit die discutirten Pläne den Namen von Rodbertus zu tragen berechtigt sind.

Rodbertus' großes Verdienst ist es, seiner Zeit auf die specifisch wirthschaftliche Natur des Grundbesitzes hingewiesen zu haben. Weil derselbe nicht Capital, sondern nur Rentenfonds sei, so dürfe er im Verkehr (bei Vererbung, Verkauf u. s. w.) auch nur als solcher behandelt werden. Aber während der Keim zu dieser Auffassung sich bereits bei Justus Möser vorfindet, ist Rodbertus bei Hervorhebung der wahren Gründe der Verschuldung des Grundbesitzes durchaus originell; denn nicht, wie man bisher allgemein annahm, stamme das Capital, das als Grundschuld erscheine, in den meisten Fällen von außen her und werde mit dem Grund und Boden durch Meliorationen verbunden, sondern es sei, so betont Rodbertus nachdrücklich, dieses Capital in den meisten Fällen nichts Anderes, als im Wege des Erbrechts, Verkaufs u. s. w. dem jetzigen Eigenthümer entfremdete Werthbestandtheile, die sich nun in dritten Händen (in denen der Miterben, Verkäufer u. s. w.) befänden.

Was an den weiter unten zu besprechenden, auf der Agrarconferenz zur Discussion gelangenden Vorschlägen an diese beiden Gedanken erinnert, mag auf Rodbertus zurückgeführt werden. Keineswegs gehört dahin aber die befürwortete Einführung einer capitalistischen Grenze für die hypothekarische Verschuldung und des Tilgungszwanges. Denn nur widerwillig hat Rodbertus hinterher Rudolf Meyer gegenüber einige Concessionen bezüglich der Tilgung gemacht, die nicht in sein ursprüngliches Programm hineingehörten. Auch war er kein Freund des Anerbenrechtes, indem erst einer seiner Anhänger, H. Schumacher-Zarchlin, die Rentenverschuldung mit dem Anerbenrecht zusammengebracht hat.

IV.

Was zunächst das erbrechtliche Gebiet betrifft, so beabsichtigte man, der ländlichen Sitte der ungetheilten Gutsvererbung einen festen gesetzlichen Halt zu geben, zwischen den collidirenden Interessen des Anerben und denen seiner vom Gute weichenden Geschwister billig zu vermitteln und die thunlichst wenig

verschuldete Erhaltung des ungetheilten Gutes in der Familie ohne Einschränkung der Freiheit des Eigenthümers zu bewirken. Dieser Zweck sollte erreicht werden durch den ausschließlichen Uebergang des Nachlaßgutes auf einen Erben, den sogenannten Anerben, nach Maßgabe einer sich auf den Ertragswerth stützenden Gutstaxe.

Die Wahl des Anerbenrechts als der für den ländlichen Grundbesitz geeignetsten Erbfolgeart setzt voraus, daß man die beiden principiellen Hauptfragen über das Erbrecht folgendermaßen entschieden habe: die Frage, ob es richtiger sei, das durch einen Todesfall frei werdende Grundstück der mit Capital am reichsten ausgestatteten oder der mit der Landwirthschaft im Allgemeinen und der mit der Wirthschaft auf dem betreffenden Gute im Speciellen am besten vertrauten Person zuzuführen, im letzteren Sinne; die Frage, ob es im Geist des Erbrechts liege, an die Erben die concreten Güter des Erblassers oder nur ihren Geldwerth gelangen zu lassen, dagegen im ersteren Sinne. Wenn dies die Voraussetzungen für das Anerbenrecht zu allen Zeiten waren, so hat dieses selbst im Laufe der Zeit doch insoweit eine Aenderung erfahren, als das Anerbenrecht früher seine ausschließliche Anwendung auf einen bestimmten Kreis von bäuerlichen Höfen fand, und als der Anerbe der einzige Erbe des Erblassers im Besitz sowohl des Hofes, wie seines Werthes war, während das Anerbenrecht gegenwärtig wohl ein ausschließliches Recht auf den Hof selbst, aber nur ein Vorzugsrecht auf den Werth desselben gibt, in den der Anerbe sich im Uebrigen mit seinen Miterben zu theilen hat, und daß das Anerbenrecht in diesem neueren Sinne seine Anwendung auch über den engeren Kreis der Bauergüter finden kann und zu finden pflegt.

Ueber das Anerbenrecht herrschte die größte Uebereinstimmung in der Conferenz. Auch glauben wir nicht fehlzugehen, wenn wir annehmen, daß ein bezüglicher, von der Regierung mit Geschick ausgearbeiteter und vertretener Entwurf in den Kammern und auch außerhalb derselben heute auf keinen nennenswerthen Widerspruch stoßen würde. Die Anerbenrechtsidee hat sich in den zwanzig Jahren, in denen sie die Oeffentlichkeit beschäftigt, allmälig in den Köpfen festgesetzt. Die theils günstigen, theils ungünstigen Erfahrungen haben die richtigen Ansichten befestigt und die Illusionen zerstört, und der realistische Zug unserer Zeit hat die Wolke von Phrasen, die dem Anerbenrecht bisher folgte, zerstreut. In den weitesten Kreisen ist heute das Verständniß dafür eröffnet, „daß es auch im dauernden Interesse aller Familienangehörigen besser ist, wenn eines von ihnen wohlhabend ist, als wenn sie durch fortgesetzte Theilung in wenigen Generationen Alle zu Bettlern werden" (Hermes). So ist denn das Anerbenrecht heute nicht nur Etwas, was die größeren Besitzer für die Bauern begehren, sondern dessen sie selbst, wie verschiedene Redner in der Conferenz ausdrücklich betonten, ebenso sehr und — füge ich hinzu — vielleicht noch mehr als die Bauern bedürfen; „denn es empfindet auch der große Besitzer es als eine Rechtfertigung vor dem eigenen Gewissen, wenn er bei einer den Gutsübernehmer begünstigenden Verfügung sich mit dem allgemeinen Erbrecht in Einklang weiß" (Graf von Zedlitz-Trützschler).

Aus den Debatten über das Anerbenrecht verdienen folgende Punkte hervorgehoben zu werden. Das Wesen desselben besteht, wie bereits oben angedeutet wurde, darin, daß zwischen der Succession in das Gut und in den Werth desselben unterschieden wird. Während in das Gut selbst nur einer unter mehreren, dem Erblasser nach gemeinem Rechte gleich nahe stehenden Erben, der sogenannte Anerbe, succedirt, theilen sich die sämmtlichen Anerben in den Werth des Gutes. Die Art, wie diese Theilung zu geschehen hat, bildet nun aber eine große Schwierigkeit. Der Anerbe wird nur so viel abgeben wollen, daß er bestehen kann, und seine Miterben werden wünschen, möglichst hohe Antheile zu erhalten. Daß der Conflict nur auf dem Boden des Ertragswerthes gelöst werden darf, gilt jetzt als communis opinio, und daß der Erbe ein Voraus zu erhalten hat, sei es in einer unter den Ertragswerth herabgehenden ermäßigten Taxe (verhülltes Voraus), sei es in der Form eines offenen praecipuum, ist vom Standpunkte wirthschaftlicher Gerechtigkeit gegenwärtig leichter zu begründen, als vor dem Ausbruch der letzten Krisis. Heute konnte das Voraus in der Conferenz ohne Widerspruch bezeichnet werden als eine Risicoprämie, die der Anerbe empfange für die mannigfachen unübersehbaren Fährlichkeiten, welche ihn als Besitzer treffen können und, dürfte man hinzufügen, als Entschädigung dafür, daß seine Miterben in Zeiten äußerster Noth eine Zufluchtstätte bei ihm finden werden. Um zu verhüten, daß der Anerbe das Voraus nicht zu seinem egoistischen Vortheil durch alsbaldigen theuren Verkauf des zu einer mäßigen Taxe angetretenen Anerbengutes mißbrauche, wurde die Generalisirung der Bestimmungen befürwortet, die in der Ordnung des für die mecklenburgischen Domanialpächter geltenden Erbrechts enthalten sind: daß während der Frist von zehn Jahren nach geschehener Gutsübernahme durch den Anerben seine Miterben ein Vor- oder Rückkaufsrecht und, wenn sie von demselben keinen Gebrauch machen, nach Analogie des Anhanges § 79 zu § 648 des russischen Allgem. Landrechts II, 1 einen zu begründenden Anspruch auf das sogenannte Surplusreservat erhalten.

Gegenüber dem häufig gebrauchten Argument, daß die Geschwister des Anerben sich als Enterbte fühlen und die Classe der Socialdemokraten vermehren würden, bemerkte ein Mitglied der Conferenz, Geh. Rath Dr. Thiel, man könne es ruhig auf die Probe ankommen lassen, „wer mehr Neigung zur Socialdemokratie haben wird: die in guten Verhältnissen aufgewachsenen Kinder eines Anerben, welche eine gute Ausbildung und Erziehung genossen haben, selbst wenn ihr Erbtheil ein nur verhältnißmäßig kleines ist, oder die Kinder eines wegen Mangel eines Anerbenrechts durch Schulden erdrückten, in steter Sorge und Noth lebenden Besitzers". Die bisherige Erfahrung zeigt, daß die Socialdemokratie sich viel mehr aus den Familien der in Verfall gerathenen kleinen Gütler, als aus stattlichen Bauernhöfen mit einer aufrecht stehenden Bevölkerung recrutirt.

Uebrigens sollen in Zukunft nach einem von mehreren Seiten gemachten Vorschlage, entsprechend der Rodbertus'schen Auffassung, die Miterben mit Renten abgefunden werden; nur wenn einer unter ihnen es verlangt, soll durch

Intervention einer öffentlichen Rentenbank die Abfindung in gegen Geld veräußerbaren Rentenbriefen erfolgen.

Auch wurde der Gedanke angeregt, dahin zu wirken, daß der Anerbe, neben der Uebernahme der Rentenverpflichtung, sich als Zuschlag zu derselben zur Zahlung einer Prämie für eine Lebensversicherung entschließe, deren Erlöß, namentlich nach frühem Ableben des Anerben, zur Erleichterung der Erbschaftsauseinandersetzung dienen könnte.

Hinsichtlich der Art, wie das Anerbenrecht in Kraft gesetzt werden könnte, wurden folgende Möglichkeiten unterschieden:

Erstens, das System der dem einzelnen Grundbesitzer zur Eintragung völlig freigestellten Höferolle, wie es in einer Anzahl preußischer Provinzen, in Oldenburg u. s. w. heute besteht. Dieses für Hannover unter preußischer Herrschaft zuerst in Anwendung gekommene System erklärt sich am leichtesten durch den in Hannover herrschenden Dualismus, indem dort im Norden freies Verfügungsrecht bezw. freie Theilbarkeit der Höfe und gemeines Erbrecht, in den südlichen und mittleren Landestheilen dagegen Gebundenheit der Höfe und Anerbenrecht galten. Die facultative Höferolle entsprach nun dem Bedürfnisse beider Landestheile, indem im südlichen und mittleren Hannover die Bauernhöfe, aber nicht nur diese, in die Höferolle eingetragen wurden, im Norden hingegen meist nicht. Der geringe Gebrauch, der von der Höferolle nach diesem System mit Ausnahme nur von Hannover (1893 waren eingetragen 66050 Höfe), Oldenburg (von 10826 Besitzungen über 5 Hektar waren eingetragen 9027), Bremen (von 772 Besitzungen derselben Größe waren eingetragen 299) und Westfalen (1894 waren eingetragen 2326 Höfe) gemacht worden ist, ließen jedoch allgemein von diesem System absehen (es waren im Jahre 1893 eingetragen im Herzogthum Lauenburg 519, in Brandenburg 81, im Regierungsbezirk Kassel 144, in Schlesien 44, in Schleswig-Holstein 28 Höfe). Die Einführung desselben könnte allenfalls nur in solchen Landestheilen vorläufig befürwortet werden, in denen, wie in der Rheinprovinz, in Hohenzollern u. s. w., die Agrarverfassung und Landessitte, zur Zeit wenigstens, der Anerbenfolge als Intestaterbrecht sich nur widerwillig unterwerfen würde. Es würde, wie ein Mitglied der Conferenz ausführte, in der Rheinprovinz gegen die Einführung des Anerben-Intestaterbrechts durch die Errichtung von Testamenten allgemein reagirt und auf diese Weise die Anwendung des Anerben-Intestaterbrechts vereitelt werden.

Um der Höferolle eine größere Wirksamkeit zu sichern, wurde dann zweitens vorgeschlagen, an die Stelle der freien Initiative des Einzelnen die autoritative Eintragung der Höfe in die Rolle durch die Behörden zu setzen. Bei der Ausführung dieses Vorschlags ist nun wieder ein doppelter Modus denkbar: entweder werden die einzelnen Besitzer vor der Eintragung ihrer Güter in die Rolle gefragt und es genügt dann der Widerspruch derselben, um die Eintragung zu unterlassen: oder es erfolgt die Eintragung ohne Befragung, in welchem letzteren Falle dem Besitzer für den einzelnen Vererbungsfall jedoch gestattet sein soll, durch letztwillige Verfügung oder auf andere Weise die Vererbung nach Anerbenrecht auszuschließen. Gegen den

ersteren Modus wurde geltend gemacht, daß, so leicht der Bauer sich Dinge gefallen läßt, die er für unabänderlich hält, er um so mehr zum Widerspruch geneigt ist, wenn er ausdrücklich gefragt wird, vollends wenn die Fragenden Beamte sind.

Drittens erklärte man sich fast einstimmig für das Anerbenrecht in Form des subsidiären Intestatanerbenrechts, d. h. das Anerbenrecht würde zum präsumtiven Willen aller selbständigen ländlichen Grundbesitzer, zum Intestaterbrecht erklärt werden, wobei es dem Einzelnen unbenommen bleiben sollte, seinen anders gearteten Willen testamentarisch oder in sonst rechtsverbindlicher Weise zum Ausdruck zu bringen. Als Intestaterbrecht besteht das Anerbenrecht schon gegenwärtig für die Erbpächter verschiedener Kategorien in Mecklenburg-Schwerin, für die Bauern in Lippe und in Braunschweig. Eine mißliche Erfahrung, die man in letzterem Staate mit der facultativen Unterwerfung der sogenannten Pertinenzgüter unter das Anerbenrecht im Jahre 1858 gemacht, hatte hier schon früh zur Begründung des Intestatanerbenrechts für die Bauerngüter geführt; ähnlich, wie die Erfahrungen, die man in den siebziger und achtziger Jahren in einer Anzahl preußischer Provinzen mit der Höferolle gemacht hat, jetzt auch den gleichen Schritt für die preußische Monarchie nahe legen.

Dagegen ist viertens die Begründung des Intestatanerbenrechtes als absolutes, d. h. unabänderliches Recht auf vieles Widerstreben innerhalb der Conferenz gestoßen und soll allenfalls nur zugelassen werden für diejenigen Güter, die man eben in zweckmäßigem Umfange begründet hat und in solchem auch für die Zukunft erhalten wissen will, was bei einem Theil der Rentengüter zutrifft.

Im Uebrigen wurde verlangt, daß unabhängig von den Arbeiten des deutschen bürgerlichen Gesetzbuches der Erlaß eines Anerbenrechtgesetzes für Preußen betrieben werde, wobei der Vorschlag Gierke's auf keinen Widerspruch stieß, daß durch ein allgemeines, für den gesammten preußischen Staat zu erlassendes Gesetz die Grundzüge desselben festgestellt werden sollen, wogegen die nähere Ausfüllung dieses Rahmens je nach den örtlichen Bedürfnissen für einzelne Landestheile zu geschehen haben würde. Zu den Grundzügen rechnet Gierke die Bestimmung, daß das landwirthschaftliche Gut an einen Erben übergehe und zwar zu einer Taxe von solcher Höhe, daß dem Anerben die Erhaltung des Besitzes nicht unmöglich gemacht werde, die Abfindung des Miterben in Form einer amortisirbaren Rente u. s. w. Zu den localen Ausführungsbestimmungen dagegen sollen, ebenfalls nach Gierke, gehören: die nähere Bezeichnung der Güter, die dem Anerbenrechte unterworfen werden sollen, also etwa alle ländlichen Grundstücke, die ihre Besitzer vollständig zu ernähren im Stande sind, mit Ausnahme der der Industrie und dem Gartenbetriebe dienenden kleineren Güter, die Feststellung der Person des Anerben und des Verhältnisses desselben zu den Pflichttheilsberechtigten, insbesondere die individuelle Ermittlung der Abfindung im einzelnen Fall durch locale Instanzen mit Hinzuziehung von Familienangehörigen u. s. w.

Wenn der preußische Landwirthschafts- und der preußische Justizminister sich bereits vor Einberufung der Agrarconferenz durch die ihnen zur Verfügung stehenden Organe über den Zustand der Grundbesitzvererbung haben Bericht erstatten lassen, so mag das geschehen sein, um das formell neu zu gestaltende Recht möglichst eng an die geltende Sitte anzuschließen, vorausgesetzt, daß diese von günstigen Folgen begleitet ist.

Dieser von Gierke auf der Agrarconferenz in Vorschlag gebrachte Weg ist von mir erstmalig bereits vor zehn Jahren angeregt und dann später wiederholt worden[1]). Er entspricht im Allgemeinen auch der Stellungnahme des landwirthschaftlichen Vereins für Bayern, des preußischen Landesökonomiecollegiums und des deutschen Landwirthschaftsraths der Erbrechtsfrage, und endlich auch demjenigen Verfahren, das der österreichische Reichsrath in dem von ihm angenommenen Reichsgesetz vom 1. April 1889, betreffend die Einführung besonderer Erbtheilungsvorschriften für die landwirthschaftlichen Besitzungen mittlerer Größe, einzuschlagen für gut befunden hat. Nur hat man in Oesterreich den Fehler begangen, die Wirksamkeit des allgemeinen Reichsgesetzes abhängig zu machen von dem Erlasse der für die einzelnen Kronländer bestimmten speciellen Ausführungsgesetze, ein Erlaß, der merkwürdiger Weise bis heute auf sich warten läßt, trotzdem die conservative Partei bereits im Jahre 1880 durch ihre Führer „schleunige und energische legislative Maßregeln" auf agrarpolitischem Gebiete dringend verlangte und trotzdem dieselbe Partei auch noch heute über die Majorität in den Landtagen Salzburgs, Oberösterreichs, Tyrols und Vorarlbergs verfügt. Auch hat das österreichische Gesetz nicht zu vermeiden gewußt, einige Fehler zu begehen (zu starke und zudem unklar formulirte Bevorzugung des Anerben, Verquickung des Anerbenrechts mit dem Güterschluß u. s. w.), durch welche das Gesetz in den Augen des Bauern leicht discreditirt werden konnte.

Möchte über der preußischen Gesetzgebung ein günstiger Stern walten! Wir wagen es zu hoffen, weil für die deutsche Volkswirthschaft und ebenso für das deutsche Anerberecht schon viel darauf ankommt, daß das deutsche bürgerliche Gesetzbuch sich nicht in Widerspruch zu den wirthschaftlichen Bedürfnissen und Rechtsüberzeugungen eines maßgebenden Theils des deutschen Volkes setze.

V.

Wenn auch nicht zu verkennen ist, daß die Zurückführung der Erbschaftstaxen auf denjenigen Werth, zu dem Landgüter nicht nur veräußert, sondern auch angetreten und auf die Dauer besessen werden können, einen Einfluß auf die Bewerthung der ländlichen Grundstücke überhaupt haben muß, so hat man diese Einwirkung doch nicht für genügend gehalten und einen Einfluß auch auf die Verkaufspreise auszuüben gewünscht. Dies konnte aber ebenfalls nur

[1]) A. v. Miaskowski, Das Erbrecht und die Grundeigenthumsvertheilung im Deutschen Reiche. Zwei Abtheilungen. Leipzig 1882—1884. — Derselbe, Agrarpolitische Zeit- und Streitfragen. Leipzig 1889, besonders die Abhandlungen 4—6, sowie die Artikel Anerbenrecht und Altentheilsverträge in Conrad Lexis' Staatswörterbuch, Band I.

in indirecter Weise geschehen, indem man eine Grenze für die hypothekarische Verschuldung zu ziehen und dadurch zu verhindern sucht, daß Personen mit geringem Capitale werthvolle Güter kaufen und nur eine geringe Anzahlung auf den Kaufschilling machen.

Auf diesem Wege hofft man, den künstlich hohen Verkehrswerth der Grundstücke allmälig auf den Ertragswerth herabzudrücken und dadurch einen der ungesunden Punkte, an denen die heutigen deutschen Agrarverhältnisse kranken, zu beseitigen. Zugleich hofft man, die Benutzung des Realcredits theilweise durch die des Personalcredits zu verdrängen. Das wird nämlich für einen Vortheil gehalten, weil derjenige, der seine Ausgaben durch Benutzung des Realcredits deckt, die Bezahlung derselben gleichsam auf die Nachkommen abwälzt, während der den Personalcredit Benutzende zugleich selbst für die Abzahlung der creditirten Summe sorgen muß.

Die Verschuldungsgrenze denken sich die Radicalen unter den Conferenzmitgliedern mit einem Schlage und für allen Grundbesitz ein- und durchgeführt. Wie weit sie gehen soll, in Bruchtheilen des Ertragswerthes ausgedrückt, ist wohl angedeutet (1/2 bis 2/3 des Ertragswerthes), aber nicht näher ausgeführt worden. Auch half man sich über die Durchführung dieser radicalen Maßregel mit dem Trost hinweg, daß, wer ein Ziel wolle, auch die Mittel wollen müsse, die zu dem Ziel führen.

Weniger weit ging Sering in seinem einleitenden Referate, das gleichsam das Programm für die ganze Discussion aufstellen sollte. Sein Plan einer Begrenzung der Creditbenutzung schließt sich in der Idee zum Theil an Schäffle's Incorporation des Hypothekarcredits, zum Theil an G. Ruhland's Forderung, daß dem Grundbesitzer mit dem Productivwerden seiner Arbeit ein entsprechender Mehrertrag des Bodens zufallen solle. Aber in der Ausgestaltung dieser Gedanken ist er weniger radical und betont immer wieder den Grundsatz der Freiwilligkeit und der allmäligen Durchführung der von ihm vorgeschlagenen Ordnung.

Im Uebrigen entnimmt Sering das Hauptmotiv für seinen Plan einem Gedanken, der für die Freilassung eines Existenzminimums von der Execution in ländliche Immobilien ausgesprochen worden ist, und benutzt ihn, übrigens in durchaus nicht unanfechtbarer Weise, als Richtschnur für die Feststellung der hypothekarischen Verschuldungsgrenze für ganz Preußen, mit Ausnahme jedoch der Länder des rheinischen Rechts [1]).

Danach soll die hypothekarische Verschuldung bis zum Betrage der Bodenrente, die ungefähr dem Pachtzinse gleichkommt, zugelassen werden: was darüber hinausliege, bilde angeblich den Arbeitsverdienst des Eigenthümers (= Pächters) und solle deshalb von der Execution wegen Real- und Personalschulden freibleiben. Demnach reihe sich diese Maßregel an die älteren Maßregeln wegen Aufhebung der Schuldhaft, Verbot der Beschlagnahme des Arbeitslohnes, Verbot der Execution in für den Arbeiter nothwendige Geräthe u. s. w. an.

[1]) Für diese Länder acceptirt Sering den Vorschlag Buchenberger's, ein Existenzminimum einzuführen, welches nur Haus, Hof und Garten zu umfassen hätte, aber streng von aller Execution zu eximiren wäre.

Auch solle der einzelne Grundbesitzer sich einer solchen Begrenzung der hypothekarischen Verschuldung freiwillig unterwerfen. Doch steht diese Freiwilligkeit mit dem Zwange nicht auf gespanntem Fuße, indem die Unterwerfung jedes Mal zu erfolgen habe, wenn der einzelne Gutsbesitzer sein Gut zum Zweck der Entlastung von übermäßigen Schulden oder der Umwandlung von Capitalschulden in Rentenschulden oder überhaupt der Erzielung besserer Creditbedingungen einer Behörde oder Creditanstalt (Generalcommission, Landschaft, Rentenbank) übergibt.

Als Ausnahme von der Regel der Einhaltung der Verschuldungsgrenze solle dem Grundbesitzer die Aufnahme von Meliorationscredit über diese Grenze hinaus gestattet werden. Als Ergänzung der Verschuldungsbeschränkung wären, nach einem weiter gehenden Antrage, die der letzteren unterworfenen Güter hinsichtlich ihrer Parcellirung, sowie der Aufhebung ihrer Selbständigkeit der Genehmigung der creditgebenden Anstalt so lange zu unterwerfen, als eine öffentliche Schuld auf ihnen lastet.

Sering ist ganz consequent, wenn er neben dem Anerbenrecht, als lediglich subsidiärem Intestaterbrecht, für den Grundbesitzer nur die Facultät begründet sehen will, sein Grundstück einer Begrenzung der hypothekarischen Verschuldung zu unterwerfen, diese Unterwerfung aber verlangt, wenn der Grundbesitzer von den Agrarbehörden oder Creditinstituten irgend welche außergewöhnliche Leistungen (Grundentlastung, billigeren Credit u. s. w.) beansprucht. Und wie das Intestatanerbenrecht nach Erlaß eines entsprechenden Gesetzes, in Folge der vis inertiae der Grundbesitzer in den meisten Fällen zur Anwendung kommen werde, so die Verschuldungsgrenze in Folge der Noth, in der sich einzelne Grundbesitzer befinden, oder der Vortheile, die sie sich erringen wollen. Was die Vortheile des billigeren Credits betrifft, so führt Sering die bezeichnende Thatsache an, er habe auf seinen Reisen die altansässigen Bauern oft bitter darüber klagen hören, daß sie ihre Privatdarlehn mit 5 und 6 Procent verzinsen müssen, während die Ansiedler in den benachbarten Rentencolonien einen Staatscredit zu $3^1/_2$ Procent und $^1/_2$ Procent Amortisationszuschlag erhielten.

Der facultative Character der Unterwerfung unter die Verschuldungsgrenze, sowie der indirecte Zwang, der in den Reizmitteln liegt, welche zur Unterwerfung unter die Verschuldungsgrenze führen sollen, fanden vielen Anklang, aber auch in dieser Form, um gleich mehr aber noch in der schrofferen der obligatorischen Schuldbegrenzung, Widerspruch.

Gegen diesen letzteren Vorschlag wurde geltend gemacht, daß er den bisher freiesten Stand einer Entmündigung unterwerfe, daß die Beschränkungen des Realcredits zur Erweiterung des Personalcredits, aber zugleich auch zur Vertheuerung dieses Credits, wie der Bodenpreise führen müsse, weil den Gläubigern der Grundbesitz als Executionsobject entzogen werde und die Zahl der Käufer in Folge der Nothwendigkeit größerer Baaranzahlung sich vermindern werde, und endlich, daß die Ziehung einer wirthschaftlich richtigen Verschuldungsgrenze außerordentlich schwierig, wenn nicht unmöglich, gewiß aber immer einigermaßen willkürlich sei.

Auf all' diese Gründe wurde freilich zugleich replicirt. Aus den Repliken verdienen folgende besonders hervorgehoben zu werden.

Daß jede solche Verschuldungsbegrenzung etwas Willkürliches enthalten werde, sei nicht zu bestreiten; aber gehe es nicht mit zahlreichen Acten der Gesetzgebung und Verwaltung ähnlich? Muß man sich nicht schon überhaupt damit begnügen, ungefähr das Richtige getroffen zu haben, und liegen denn nicht in der Feststellung der fair rent durch die irischen Landcommissionen, der Begründung einer richtigen Beleihungsgrenze für die Rentengüter durch die Generalcommissionen u. s. w. Versuche der Lösung ähnlich schwieriger Probleme, wie des in Rede stehenden, vor? Auch scheint es mir weniger schwierig zu sein, die erstmalige Feststellung der Verschuldungsgrenze vorzunehmen, als vielmehr die von Zeit zu Zeit nothwendig werdende Revision in Folge der mittlerweile vor sich gegangenen Veränderungen des Ertragswerthes durchzuführen. Die Vertheuerung des Personal- und Realcredits durch die Beschränkung der hypothekarischen Verschuldung wurde bestritten, indem man die Erfahrung der englischen Pächter mit ihrem billigen Personalcredit ins Feld führte. Auch würde sich ein Theil der gegen den Personalcredit erhobenen Bedenken durch eine zweckentsprechende Organisation desselben beseitigen lassen. Wenn endlich gegen die in der Einführung einer Verschuldungsgrenze angeblich liegende Entmündigung des bisher freiesten Standes geltend gemacht wurde, daß die gegebene rechtliche Freiheit das Vorhandensein der größten factischen Unfreiheit, wie sie durch die materielle Noth bedingt ist, nicht ausschließe, so pflegt mit diesem Argument auch die Socialdemokratie dem gegen ihre Ideale erhobenen Einwand, daß er die individuelle, rechtliche Freiheit vernichte, zu begegnen. Nun braucht ein Argument, welches von der Socialdemokratie benutzt wird, deshalb nicht schon unrichtig zu sein; aber man wird sich doch bei Betretung eines Weges, der zu einem nicht gewünschten Ziele führt, vorsehen müssen. Das Hauptargument gegen eine obligatorische und gleichzeitige Einführung einer Verschuldungsgrenze hat aber wohl Sering vorgebracht, wenn er geltend macht, daß dieser Maßregel eine zwangsweise corporative Organisation der gesammten ländlichen Grundeigenthümer vorausgegangen sein muß, hauptsächlich aber wenn er von dieser Maßregel eine Krisis für den gesammten Grundbesitz und seinen Credit befürchtet, die an Tiefe und Heftigkeit ihrer Wirkungen wahrscheinlich ohne Gleichen wäre. Und in der That ist die Situation des ländlichen Grundbesitzes, namentlich im Nordosten Deutschlands, eine ungesunde und jedenfalls gespannte, indem der Verkehrswerth desselben der Bodenrente nicht entspricht. Es bedarf daher vielleicht nur eines Anstoßes von außen, um das, was vorhanden, den Fernerstehenden bisher aber verborgen ist, durch eine beispiellose Entwerthung des Grundbesitzes für Jedermann erkenn- und fühlbar an die Oberfläche zu treiben. Diese Katastrophe ist aber um so mehr zu vermeiden, als unter der gegenwärtigen Conjunctur, wie bereits oben hervorgehoben wurde, die Gefahr, daß Personen mit zu geringem Capital als Käufer werthvoller Güter auftreten, eine sehr geringe ist.

Nicht viel größeren Anklang fand der von dem Conferenzmitgliede Wendorff vorgeschlagene Plan, „eine Grenze der Verschuldung zu finden in der Zeit, für welche die ländlichen Grundstücke belastet und Annuitäten versprochen werden dürfen." Es handelt sich also nach diesem Plan um eine Zwangstilgung sämmtlicher hypothekarischer Schulden unter Bemessung der Tilgungsfrist nach der größeren oder geringeren Sicherheit der Forderungen.

Verschieden von dem eben besprochenen radicalen Vorschlage haben, wie bereits oben erwähnt wurde, Sering und zugleich mehrere andere Conferenzmitglieder, wie Schmoller, Conrad, von Buch, Gierke, von Gustedt, von Plötz, von Puttkamer-Plauth eine allmälige, unter Zustimmung der betreffenden Grundbesitzer vor sich gehende Unterwerfung ihrer Güter unter die Verschuldungsgrenze befürwortet. Auf diese Weise hofft man, die befürchtete große Katastrophe zu vermeiden und die Aenderung auf einzelne Punkte und einen großen Zeitraum zu vertheilen. Gewiß ist, daß dieser Modus das für sich hat, daß er nicht auch diejenigen Güter einem neuen Agrarrecht unterwirft, die desselben gar nicht bedürfen, sondern daß er die Selbstbeschränkung der einzelnen Grundbesitzer lediglich als Strafe für Fehler, die in der Vergangenheit begangen worden, wie als Sicherheitsmaßregel für die Zukunft zur Geltung bringt. Auch darf aus dem Umstande, daß das Princip der freiwilligen Unterwerfung unter das Anerbenrecht sich nicht bewährt hat, nicht geschlossen werden, daß dieses Princip zu demselben Resultate auch auf dem Gebiete der Verschuldungsbegrenzung führen müsse, und zwar deshalb nicht, weil dort in den Gerichtskreis der Bauern hauptsächlich Gründe fielen, welche ihnen die Eintragung ihrer Güter in die Höferolle unerwünscht erscheinen ließen (Unbekanntschaft mit der Maßregel, Abrathen der Beamten und der Familienglieder, Nichtmitthun der übrigen Bauern u. s. w.), während hier eine Reihe von Reizmitteln für den Grundbesitzer gegeben sind, die zu seiner Unterwerfung unter die Verschuldungsgrenze führen werden.

Eine noch weitere Abschwächung des Gedankens, den ländlichen Grundbesitz gleichzeitig einer Maximalgrenze der hypothekarischen Verschuldung zu unterwerfen, liegt in dem von Paasche gemachten Vorschlage, es möge nach dem Vorbilde des für die Erbpächter des mecklenburg-schwerinschen Domaniums geltenden Rechtes, für alle dem freien Verkehr unterworfenen Grundbesitzer Preußens in dem in Zukunft zu erlassenden Anerbenrechtsgesetze ausdrücklich ausgesprochen werden, daß die Besitzer das Recht haben sollen, durch Testament die hypothekarische Verschuldung des zu ihrem Nachlasse gehörigen Grundstückes über eine bestimmte Höhe hinaus auszuschließen. Ueber diese Maximalgrenze hinaus soll es nur dann gestattet sein, Meliorationscredit aufzunehmen, wenn die Verwendung der betreffenden, auf dem Wege des Credits beschafften Summe unter die Controle der Generalcommission gestellt, und wenn diese Summe zugleich einer starken Amortisation unterworfen wird.

Die größte Schwierigkeit dürfte übrigens nicht in der Errichtung und Revision einer Grenze für die Verschuldung des ländlichen Grundbesitzes liegen, sondern in der Schaffung der Voraussetzung für eine solche Beschränkung. Dieselbe liegt in der Befreiung der Grundbesitzer von der Ueberschuldung, d. h. von einer Last, die sie nicht zu tragen vermögen.

Der Gedanke einer theilweisen Schuldentlastung, verbunden mit einer Begrenzung der hypothekarischen Verschuldung ist seit dem Schluß der sechziger Jahre von Rudolf Meyer, von Vogelsang, Ratzinger, Preser u. A. vertreten worden, ohne freilich bei den meisten Zeitgenossen etwas Anderes als ein theoretisches Interesse zu erwecken. Der erste Schritt, um ihm durch einen legislativen Versuch näher zu treten, stammt aus Oesterreich, wo bereits unter dem vorigen Ministerium zwei Entwürfe eines neuen Agrarrechts über landwirthschaftliche Genossenschaften und Rentengüter ausgearbeitet und mit spärlichen Motiven, aber reichlichen Beilagen versehen, im Reichsrathe eingebracht worden sind. Der Grundgedanke speciell der projectirten Rentengüter ist, den verschuldeten Grundbesitzern eine leichtere Liquidation ihrer hypothekarischen Schulden zu ermöglichen, wobei der Staat sich entschieden auf die Seite der Grundbesitzer stellt und sie im Wege theils der Zwangs-, theils der freiwilligen Vollstreckung von denjenigen Schulden zu befreien sucht, denen keine wirklichen Vermögensobjecte mehr entsprechen: nach Reduction der Schulden sollen die betreffenden Güter dann wieder an ihre Besitzer zurückgelangen und eine fernere Belastung derselben in der bisher unbegrenzten Weise in Zukunft ausgeschlossen werden.

Gehörten die meisten dieser auf die Schuldenentlastung gerichtet gewesenen Anregungen Oesterreich und Süddeutschland an, so hat der Norden Deutschlands zu derselben Zeit sich mit einem verwandten Gegenstande beschäftigt, nämlich damit, wie sich für den mit Schulden überlasteten Grundbesitzer, der in Execution verfällt, möglichst viel aus seinem Vermögen retten lasse. Hierher gehören die verschiedenen Pläne, die amerikanischen homestead laws nach Deutschland zu verpflanzen, die sich schließlich zu einem Gesetzentwurf über die Begründung von fideicommißähnlichen Einrichtungen auch für den mittleren und kleineren Grundbesitzerstand ausgewachsen haben; hierher der Plan, den Kreis der nach der Reichs-Civilproceßordnung von der Execution eximirten Gegenstände für die Lebenszeit des Schuldners, oder auch über diese hinaus, derart zu erweitern, daß er auch einen Theil des Grundbesitzes umfasse u. A. m.

Diesem Ideenkreise gehört auch Schäffle's Incorporation des Hypothekarcredits an (1882), dessen Inhalt neuerdings schärfer und klarer durchdacht in des Genannten „Zeit- und Kernfragen" (1894) zu erneuter Veröffentlichung gelangt ist.

Endlich hat der Plan der Begründung einer Maximalgrenze für die Verschuldung des ländlichen Grundbesitzes auch im Norden Deutschlands neuerdings gleichsam naturnothwendig zur Beschäftigung mit dem Problem einer Beseitigung der Ueberschuldung des Grundbesitzes geführt.

VI.

Auch auf der Berliner Agrarconferenz wurde eine Reihe solcher Möglichkeiten erwähnt und besprochen.

Sering hat der Eventualität gedacht, daß öffentlichen Corporationen, etwa den neu zu begründenden Landwirthschaftskammern, das Recht ertheilt werde, bei den zur Subhastation gelangenden ländlichen Grundbesitzungen bis zur

Beleihungsgrenze mitzubieten, dieselben sich zuschlagen zu lassen und die früheren Eigenthümer oder deren Verwandte oder Dritte auf deren Wunsch in den Besitz einzusetzen, nachdem dieser von demjenigen Theil der Schulden befreit worden, der nicht in der Meistbotsumme enthalten ist. Gegen diesen Gedanken wurde eingewendet, daß ein Theil der Grundbesitzer, namentlich die größeren, sich zu dieser Art, sich eines Theiles ihrer Schulden zu entledigen, kaum verstehen würde; denn es würde das an Praktiken — gute Pleite! — erinnern, die auch heute schon geübt werden, aber nicht als anständig gelten.

Von diesem Standpunkte würde sich allerdings weniger einwenden lassen gegen den zweiten, ebenfalls auf der Conferenz vorgebrachten Vorschlag, daß die Grundbesitzer-Corporation im Namen der einzelnen Grundbesitzer mit deren Gläubigern über eine Reduction der hypothekarischen Schulden verhandeln solle. Für diesen (ebenfalls von Sering, aber auch von Schmoller u. A. vertretenen) Gedanken ließe sich anführen, daß die Gläubiger einen bereits thatsächlich bestehenden Zustand ja nur formell anzuerkennen hätten, und daß es für die Grundbesitzer leichter sei, auf ihrem Gute zu bleiben, wenn ihre Gläubiger freiwillig einen Theil ihrer Forderungen gestrichen haben, als solches zu thun, wenn die Gläubiger in der Form Rechtens – im Wege der Zwangsvollstreckung — einen Theil ihrer hypothekarischen Rechte verloren hätten. Doch wird auf dem Wege der Zustimmung Seitens der Gläubiger eine nennenswerthe Schuldentlastung wohl kaum zu erzielen sein, worauf in der Conferenz ebenfalls aufmerksam gemacht wurde.

Von dem Plane, daß die nichtüberschuldeten Gutsbesitzer auch für die überschuldeten zu haften hätten, der u. A. von Schmoller in beredten Worten vertreten wurde, werden aber wohl die ersteren kaum etwas wissen wollen, da der individualistische Sinn nicht nur bei den Bauern, sondern auch bei den Rittergutsbesitzern ebenso stark, wie der genossenschaftliche in obigem Sinne schwach entwickelt ist.

Dagegen verspricht der von den Conferenzmitgliedern Graf Stosch, Von und von Gustedt befürwortete Weg einen größeren Erfolg. Derselbe würde darin bestehen, daß der Staat die Provinzial-Hülfskassen und Landschaften, welche die Entlastung der übermäßig verschuldeten Güter durchzuführen hätten, in ihrem Vorhaben mit seinem Credit unterstützen müßte, ähnlich wie er am Schluß der siebziger Jahre der schlesischen Provinzial-Hülfskasse ein zinsenfreies Darlehn von einer Million Mark auf zwanzig Jahre gewährt hatte, damit den in Noth gerathenen kleinen Grundbesitzern Oberschlesiens geholfen werde. Die Entlastung wäre hauptsächlich dadurch durchzuführen, daß eine Conversion der hoch verzinslichen Schulden niedriger verzinsliche vorgenommen und diese allmälig getilgt würden. Daß der Staat bezw. Provinzialorgane in allen Fällen, in denen sie ihre Hülfe den Grundbesitzern in der Noth darbieten, sich durch Einschränkung der Verfügungsfreiheit dieser letzteren gegen eine Durchkreuzung ihres Ablösungsplanes sicher stellen müßten, ist selbstverständlich. Jedenfalls erscheint das Opfer des verschuldeten Grundbesitzers weniger bedenklich, als das Opfer, das unter Umständen auch den Gläubigern angesonnen werden müßte; aber beide Opfer würden nur dann verlangt und angenommen

werden dürfen, wenn die Ueberschuldung wirklich Dimensionen angenommen hat, die sie als einen allgemeinen Nothstand erscheinen lassen.

Endlich braucht der Plan, die Grundentlastung Seitens zu bildender Genossenschaften mittels der Ausgabe von unverzinslichen Grundnoten durchzuführen, hier nur kurz gestreift zu werden, und kann von der Verknüpfung desselben mit der Währungsfrage vollends abgesehen werden. Denn er stammt nicht aus der Mitte der Agrarconferenz, sondern ist dem Bunde der Landwirthe von Dr. v. Skarzynski unterbreitet und von einigen Mitgliedern dieses Bundes, die zugleich Mitglieder der Agrarconferenz waren, hier, wie wie es schien, mit nicht recht starkem Glauben an die Realisirbarkeit ihres Projectes, vertreten worden.

Ueber die Nothwendigkeit einer Reform des Grunderbrechts bestand unter den Mitgliedern der Conferenz, wie unter den Schriftstellern, die sich über diesen Gegenstand geäußert haben, nahezu Einmüthigkeit. Ich nenne von den letzteren namentlich Helferich, Roscher, Schmoller, Conrad, Buchenberger, E. Jäger, v. Ceto-Reichertshausen, Hullmann, v. Beaulieu-Marconnay, Braun, Meyersburg und den Verfasser dieses Referats. Dieselbe Erscheinung, wie im Norden des Deutschen Reiches, begegnet uns auch in Oesterreich, wo die meisten Schriftsteller, die sich über das Grunderbenrecht geäußert haben, für das Anerbenrecht eingetreten sind; so die clerical-conservativen Freiherr v. Vogelsang und Graf Chorinski, der Antisemit Preser, die Liberalen Peez, von Inama, Marchet, Bärnreither und v. Grabmair, endlich die politisch mehr indifferenten L. v. Stein und C. v. Peyrer.

Dagegen gingen die Ansichten über die Nothwendigkeit oder doch Wünschbarkeit einer neuen Grundentlastung, sowie einer Beschränkung des hypothekarischen Credits auseinander; und selbst diejenigen, welche für diese Einrichtungen eintraten, schienen es nicht mit demselben Ernst zu thun, wie die Vertreter der Erbrechtsreform.

Möglich, daß der Unterschied in der Vertretung der beiden Programme darin beruht, daß die Anerbenrechtsfrage schon seit längerer Zeit durch Wort und Schrift eingehend behandelt worden ist, ja daß auf diesem Gebiet bereits einige mehr oder minder günstig verlaufene Experimente vorliegen, während der andere Gegenstand, die Grundschuldentlastung und Beschränkung erst neuerdings zur Diskussion gestellt und daher noch nicht genügend durchdacht und verarbeitet worden ist.

Möglich aber auch, ja wahrscheinlich ist, daß das ungleiche Resultat bewirkt wurde nicht so sehr durch die verschiedene Dauer und Intensität der Beschäftigung mit den beiden Gegenständen, als vielmehr durch das verschiedene Maaß innerer Schwierigkeiten, auf welche diese Fragen bei ihrer Durchführung stoßen würden.

Denn das Anerbenrecht in der vorgeschlagenen Form eines subsidiären Intestaterbrechts verletzt das Princip der individuellen Freiheit in keinem Punkte, sondern sucht im Gegentheil sein Anwendungsgebiet noch zu erweitern, während die Grundentlastung dazu führt, eine Collision zwischen den Interessen der Grundeigenthümer als Schuldner und der Capitaleigenthümer als

Gläubiger zu Gunsten der Ersteren zu entscheiden, und ferner die Verschuldungsbeschränkung in die Freiheit des Einzelnen eingreift, so zwar, daß dieser Eingriff die weitestgehenden Consequenzen für das Rechtsleben (Zwangsvollstreckung, Concursrecht u. s. w.), ebenso wie für das wirthschaftliche Leben (Einfluß auf den Personalcredit u. s. w.) haben müßte. Endlich begegnen diese Eingriffe bei ihrer Durchführung noch folgenden Schwierigkeiten: es soll die Benützung des Productivcredits nicht, wohl aber die aller andern Arten desselben gehemmt werden; es soll, um auf eine Reduction der Güterpreise einzuwirken, die Benutzung des Besitzcredits beschränkt und doch die aufwärtsstrebende Bewegung der besitzlosen Classen, die naturgemäß größtentheils auf den Creditkauf angewiesen sind, nicht gehindert werden. Die Schwierigkeit der Grundschuldentlastung, soweit sie nicht ohne Opfer der Gläubiger oder des Staates durchzusetzen wäre, würde aber darin bestehen, daß sie sich immer nur nach der Höhe, nicht aber nach den Gründen der Belastung richten würde; sie würde also in gleicher Weise zu Gute kommen Demjenigen, der zugleich ohne seine Schuld durch eine Verkettung widriger Umstände, sowie Demjenigen, der durch seine Kurzsichtigkeit, seine Indolenz, seinen Leichtsinn in Noth gerathen ist. Eine solche Maßregel würde also das Gegentheil der laisser-faire-Politik bedeuten und bewirken; denn während diese von der Fiction ausgeht, daß alle gleichmäßig befähigt sind, ihre Interessen wahrzunehmen, und daher sich selbst überlassen werden können, läßt der Staat oder wer immer die Schuldentlastung durchführen würde, dieselbe allen zu stark Verschuldeten angedeihen, indem sie derselben für bedürftig und zugleich für würdig gehalten werden.

VII.

In der Frage der wünschenswerthesten Creditorganisationen war dagegen wieder viel mehr Uebereinstimmung vorhanden, ähnlich wie in der des Anerbenrechts.

Im höchsten Grade erfreulich erschien es, daß ein Theil der preußischen Creditorganisationen die allgemeinste Billigung fand, sodaß nicht von Neueinrichtungen, sondern nur von Entwicklungen in Anknüpfung an Bestehendes die Rede war. Der Verlauf der Discussion bewegte sich zum Theil in Bahnen, die ich in meinem auf der Generalversammlung des Vereins für Socialpolitik im September 1888 erstatteten Einleitungsvortrage eingeschlagen hatte[1]).

Im Einzelnen sei wiederholt, daß das eben Gesagte hauptsächlich von den Anstalten für den hypothekarischen Credit gilt. Die Trefflichkeit der Landschaften, sowie der mit denselben hie und da verbundenen sog. Darlehnskassen wurde einmüthig anerkannt und nur bedauert, daß die Amortisationseinrichtung in einer Anzahl derselben zum Schein herabgesunken ist. Auch wurde beklagt, daß die Landschaften der verschiedenen Provinzen und Kreise in ungleichem Maße dem bäuerlichen Grundbesitze zu Gute kommen, und zwar je nachdem die Betreffenden in der Verwaltung machtgebenden Persönlichkeiten der Incorporirung des bäuerlichen Grundbesitzes geneigt sind oder nicht.

[1]) Meine agrarpolitischen Zeit- und Streitfragen, S. 282 ff., namentlich aber 304 ff.

In Anknüpfung an diesen Punkt wurde auf die Nothwendigkeit hingewiesen, die Organisation der Landschaften bis in die einzelnen Dörfer hinab zu führen, da der mittlere und kleine Grundbesitzer immer nur das ergreift, was ihm zugetragen wird, auch wenn es minderwerthig ist, statt das Beste selbst auszuwählen und aufzusuchen. Endlich wurde es als wünschenswerth bezeichnet, den soliden und verhältnißmäßig billigen Credit unter Umständen auch bis zu einer höheren Beleihungsgrenze zu erstrecken. Wenn dies durch die Landschaft selbst nicht geschehen könne, weil nicht alle Mitglieder dies Bedürfniß im gleichen Grade empfänden, so doch durch einen engeren Kreis derselben, für den die Organe der Landschaft auch bezüglich dieses höheren Darlehns die Geschäftsführung aber gleichwohl unentgeltlich übernehmen könnten.

Den Landschaften im Allgemeinen als gleichwerthig wurden die Landescreditkassen im Westen hingestellt, wobei auch der seit sechs Jahren bestehenden rheinischen Landesbank mit Anerkennung gedacht ward.

An den Sparkassen, als den Landwirthen Credit gebenden Einrichtungen, wurde die Nichtübereinstimmung der Fristen für die Activ- und Passivgeschäfte und ebenso das Fehlen des Amortisationszwanges getadelt. Dagegen fanden die Leistungen der Provinzial-Hülfskassen wiederum uneingeschränkten Beifall.

Der Hypothekenbanken wäre wahrscheinlich gar nicht gedacht worden, da man im Allgemeinen der Ansicht zu sein schien, daß sie sich für die Landwirthe Norddeutschlands weder zur Benutzung noch zur Nachahmung empfehlen. Indessen hatte der einzige anwesende Bankdirector, Dr. Hecht aus Mannheim, dafür gesorgt, daß auch ihrer Erwähnung geschah. Er suchte den allgemein, namentlich in den Kreisen norddeutscher Landwirthe geglaubten Satz zu bekämpfen, daß die Hypothekenbanken ausschließlich oder doch hauptsächlich das Interesse der Kapitalisten an hohen Dividenden und zwar auch dann verträten, wenn dieselben sich nur auf Kosten der grundbesitzenden Schuldner erzielen lassen. Zu diesem Zwecke bemühte er sich, nachzuweisen, daß auf sehr weitem Gebiete die Interessen der Kapitalisten und der sie vertretenden Bank, sowie die der Schuldner übereinstimmen, und daß es darauf ankomme, hauptsächlich durch Aufsuchung dieses Gebiets ungetrübter Interessenharmonie dem Bedürfnisse der creditsuchenden Grundbesitzer und zugleich dem der Dividenden empfangenden Actionäre zu dienen. Er selbst hat in seiner doppelten Stellung als Director zweier Actienbanken es an Intelligenz und Anstrengungen nicht fehlen lassen, um dieses Gebiet möglichst zu erweitern und für alle Theile nutzbar zu machen.

Wenn trotzdem, abgesehen von vereinzelten Fällen, den Actien-Hypothekenbanken für den ländlichen Credit in Norddeutschland die Zukunft nicht gehören dürfte, so fehlt es doch sonst nicht an Anstalten, die leicht so ausgebaut werden könnten, daß sie dem vorhandenen Creditbedürfnisse der ländlichen Grundbesitzer vollauf zu genügen im Stande wären. Diesem Zwecke wird der Staat hinfort seine Aufmerksamkeit zu widmen und dafür zu sorgen haben, daß es in keiner Gegend an den, ihren specifischen Agrarverhältnissen angepaßten Instituten für den ländlichen Immobiliarcredit fehle.

Schwieriger, als die Erfüllung dieser Aufgabe, ist die der Schaffung neuer Institute für den Mobiliar- oder Personalcredit, bezw. die Anpassung der bestehenden Einrichtungen an die vorhandenen, noch nicht befriedigten Bedürfnisse. In beiden Beziehungen war man darüber einig, daß, während die einzelnen Anstalten für den hypothekarischen Credit sich auf einen großen Kreis von Personen und Gütern erstrecken können, die Einrichtungen für den persönlichen Credit sich auf kleinere Kreise zu beschränken haben, in denen die persönlichen und Vermögensverhältnisse der Einzelnen sich noch von ihren Nachbarn einigermaßen überblicken lassen.

Im Uebrigen gingen die Ansichten darüber, welcher Art diese Anstalten sein sollen, aber doch auseinander. Während die meisten Conferenzmitglieder, die sich über diesen Gegenstand geäußert haben, für selbständige Anstalten waren, die nur dem Personalcredit zu dienen hätten, wollten andere, nach dem Vorgange einiger Landschaften, die Gewährung des Personalcredits mit der des Realcredits seitens derselben Anstalt in irgend welche Verbindung bringen. Die selbständigen Creditanstalten wurden von den einen als Genossenschaften gedacht, die durchaus auf eigenen Füßen stünden, ähnlich wie die Raiffeisen'sche Darlehnskassenvereine, während nach anderen Conferenzmitgliedern, zu denen auch A. Wagner gehörte, die Institute für den Personalcredit Organe des politischen Verbandes: der Gemeinde, des Kreises, des Bezirks, der Provinz, des Staates und des Reiches sein sollten. Gegen diesen letzteren Plan wurde, wie ich glaube mit Recht, eingewendet, daß die Interessen der Mitglieder der politischen Gemeinde mit denen einer Creditanstalt nicht ohne Weiteres identisch sind. Würde z. B. nicht nur in, sondern auch von der Gemeinde eine Personalcreditanstalt ins Leben gerufen, so müßten selbst diejenigen Mitglieder der politischen Gemeinde, die, wie etwa diejenigen, die keine Grundstücke besitzen, gar kein Interesse an der Gewährung von Credit an die ländlichen Grundbesitzer haben, dennoch für die Verbindlichkeiten dieser Creditanstalt einstehen. Hieraus könnten dann leicht Reibungen und Antagonismen unter den Mitgliedern des politischen Verbandes entstehen, die doch lieber zu vermeiden wären.

Wie die Entscheidung aber immer ausfallen möge, so ist doch zu verlangen, daß der Staat für das Vorhandensein genügender Organisationen auch für den Personalcredit Sorge trage. Diese Aufgabe ist um so dringender, eine je größere Rolle der Entwicklung des Personalcredits in Zukunft zugedacht ist.

Endlich ist auch die Frage, durch welche Organe die ins Auge gefaßte Schuldentlastung durchgeführt werden soll, auf der Conferenz gestreift worden. Auch hier kann die erfreuliche Thatsache constatirt werden, daß ein Bedürfniß nach neuen Organen nicht aufgetreten ist, indem man allgemein der Ansicht war, die vorhandenen Organe würden vollkommen genügen, um auch diese Aufgabe zu übernehmen und durchzuführen. Als solche Organe wurden namhaft gemacht: die alten Generalcommissionen, Provinzial-Hülfskassen, Landschaften, Landescreditkassen, Rentenbanken und die neuen Landwirthschaftskammern.

VIII.

Fasse ich jetzt noch den Gesammteindruck zusammen, den die Enquête auf mich gemacht hat, und suche ich zum Schlusse meine eigene Ansicht in Bezug auf die einzelnen Gegenstände der Enquête zu begründen und auszuführen, so muß zunächst constatirt werden, daß in den Bestrebungen, die zur Agrarconferenz führten, ein Zug hervortrat, der dem wirthschaftlichen Leben unserer Zeit überhaupt eigenthümlich ist: es ist das der Wunsch nach Errichtung einer neuen positiven Ordnung auch für die Grundbesitzer und Landwirthe, wie ähnliche Versuche für den Handel, namentlich aber für das Gewerbe bereits früher unternommen worden sind. Die Agrarverfassung, welche von der modernen Emanzipationsgesetzgebung geschaffen worden ist, war zu ausschließlich auf die Souveränetät des Individuums gegründet, als daß sie mehr als eine negative, gegen die Ordnung des ancien régime gerichtete Bedeutung hätte erlangen können. Denn schon sehr bald, auf dem Gebiete des Arrondirungs-, Versicherungs- und Creditwesens, trat das Bedürfniß nach Zusammenschluß der Einzelnen zu kleineren oder größeren Verbänden hervor. Jedoch wogt der Kampf darüber, ob dieser Zusammenschluß eine lediglich auf dem Princip der individuellen Freiwilligkeit oder des allgemeinen Zwanges beruhender sein soll, noch immer unentschieden hin und her. Und auch in den oben behandelten Fragen trat dieser Gegensatz zu Tage. Doch wird derselbe wohl kaum mit einem Schlage a priori, sondern nur langsam, und für die verschiedenen Gebiete in ungleichem Sinne entschieden werden. Das Experiment in der Geschichte wird auch hier die beste Lehrmeisterin sein.

Rechtfertigen aber lassen sich solche Eingriffe der Gesammtheit in die bisher freigelassene Sphäre der Einzelnen nur durch eine Collision unter den individuellen Interessen, die wieder ihrerseits eine Folge der größeren Complication dieser Interessen ist. Wie man den Eigenthümer eines isolirt dastehenden Ritterguts oder Bauernhofes freier schalten und walten lassen kann, als den Hausbesitzer einer volkreichen Stadt, so wird auch in der heutigen, in den Weltbetrieb hineingestellten agrarischen Gemeinschaft der Einzelne sich manche Beschränkungen durch die Gesammtheit und für die Gesammtheit gefallen lassen müssen, die ihm unter den früheren einfachen Verhältnissen fremd geblieben waren und fremd bleiben konnten.

Ein Schritt in der oben angedeuteten Richtung liegt auch in den von der Conferenz bezüglich des Anerbenrechts befürworteten Vorschlägen, weil diese Vorschläge, in Folge längerer theoretischer Beschäftigung mit dem Gegenstande derselben, um einen bekannten Ausdruck Auguste Comte's zu gebrauchen, den Gesetzen der socialen Statik so gut angepaßt worden sind, daß ihrer Durchführung in der Gegenwart wohl kaum etwas im Wege stehen dürfte, ihrer Durchführung, sofern nämlich der Grundbesitz des Erblassers noch eine wirthschaftliche Einheit bildet, oder doch aus solchen Einheiten besteht, und sofern in der besitzenden Familie der Zusammenhang und Familiensinn noch so stark ist, daß die einzelnen Glieder bereit sind, der Familie Opfer zu bringen. Zu bedauern bleibt allerdings, daß die Einführung des Anerbenrechts wahrscheinlich in einem Augenblicke vor sich gehen wird, in welchem wegen der hohen Ver-

schuldung mancher Güter für die Geschwister des Anerben nicht viel nachbleiben wird. Um so mehr sollten die Anerben den dergestalt „Enterbten" das elterliche Haus in Zeiten der Kindheit, des Alters und der Noth offen halten.

Was die andern beiden ungleich schwieriger durchzuführenden Maßregeln betrifft, so bin ich der Ansicht, daß der Staat sich von der Schuldentlastung nicht in jedem Fall wird unthätig zurückziehen dürfen. Denn es enthält eine solche Schuldentlastung einen so tiefen Eingriff in die bestehende Rechtsordnung, daß sie nur durch den Staat geschehen darf, und auch erst dann, nachdem sie durch Motive des Gemeinwohls genügend gerechtfertigt worden ist.

Es wird daher der Staat sich zunächst, und zwar am Besten auf dem kürzesten Wege der Entsendung von intelligenten und vertrauenswürdigen Commissaren, die mit außerordentlichen Vollmachten zu versehen wären, über den Umfang und die Tiefe der Verschuldungsnoth überzeugen müssen. Sollte sich dann aus dieser wandernden Enquête ergeben, daß die Noth der Einzelnen zu einer Noth der Allgemeinheit gestiegen ist, so würde der Staat in den betreffenden Fällen suchen müssen, eine Entlastung der Schulden bis auf ein zulässiges Maß herbeizuführen, wobei er auch seinerseits Opfer zu bringen hätte.

Nachdem dies geschehen, wäre Seitens des Staates dafür zu sorgen, daß aller Orten die nöthigen, den Bedürfnissen der Grundbesitzer angepaßten und vollständig vertrauenswürdigen Institute für den Real- und Personalcredit vorhanden seien. Dahin würden in der Regel nur die oben namhaft gemachten genossenschaftlichen und staatlichen Institute gehören. Zugleich wäre durch den Erlaß von Normativbestimmungen für diese Institute zu bewirken, daß der Credit von ihnen so billig, als die Lage des Geldmarktes und das von ihnen übernommene Risico es nur irgend gestatten, gewährt werde, und wäre für die hypothekarischen Darlehen außerdem die Unkündbarkeit seitens der Gläubiger und der Amortisationszwang einzuführen, damit durchschnittlich jede Generation die Schulden, die sie contrahirt, auch selbst bezahle. Diesen Creditinstituten könnte dann vom Staate ein Creditmonopol gewährt werden, so jedoch, daß dem einzelnen Grundbesitzer die Wahl bliebe, bei welcher der mehreren vom Staate zugelassenen Anstalten er den Real- oder Personalcredit nehmen wolle. Sind diese Reformen erst durchgeführt, so wird der gegenwärtig gezahlte Zins allein wahrscheinlich genügen, um in Zukunft diesen und auch die Amortisationssumme zu decken.

Dagegen sollte, meines Erachtens, von der Ziehung einer Grenze für die hypothekarische Verschuldung abgesehen werden und zwar aus folgenden Gründen. Werden die Ertragswerthtaxen mit Begünstigung des Anerben erst allgemein, so müssen diese Taxen auch einen regulirenden Einfluß auf die Güterpreise der Kaufverträge ausüben. Dafür, daß nicht wieder Personen mit geringem Capital Güter im vielfachen Betrage der von ihnen gemachten Baaranzahlungen kaufen, ist schon durch die im Vergleich zu der Conjunctur der dreißiger bis siebziger Jahre viel schlechter gewordene Situation der Landwirthschaft genügend gesorgt. Denn bei sinkender Bodenrente wäre ein solches Verfahren durchaus unvortheilhaft und verbietet sich daher von selbst. Und in der That

sind es heute nicht nur die Besitzer geringer, sondern auch diejenigen großer Capitalien, welche in der Regel keine im Verhältnisse zur Größe ihres Capitals stehenden Landgüter kaufen mögen; und daß die Conjunctur hinsichtlich der Höhe der Cerealienpreise und der Productionskosten noch eine Weile anhalten werde, scheint außer Zweifel zu stehen. Möglich hingegen, daß ein anderer Factor der Bodenpreisbildung, der Zins des Geldcapitals, sich früher verändern, d. h. steigen wird; aber diese Veränderung würde bei sonst gleichbleibender oder gar fortgesetzt sinkender Bodenrente naturnothwendig ein Sinken der Bodenpreise zur Folge haben, so daß vollends in diesem Falle von einer Belebung der Speculation in Güterkäufen nichts zu fürchten wäre.

So wird denn, was durch die Verschuldungsgrenze erreicht werden soll, wahrscheinlich auch ohne dieselbe durch das bestimmten Anstalten für den Real- und Personalcredit zu ertheilende beschränkte Monopol erreicht werden. Ja es wird durch diese Unterlassung sogar ein nicht wünschenswerther und daher nicht gewollter Effect vermieden werden. Sollen nämlich durch das Anerbenrecht die Tendenzen gestärkt werden, durch welche der Grundbesitz in der Familie erhalten wird, so würde die Verschuldungsgrenze umgekehrt denselben in die capitalkräftigsten Hände hinausdrängen. Das würde aber vermieden werden, wenn die Beschränkung der hypothekarischen Verschuldung unterbliebe.

Zum Schluß sei noch der Voraussetzungen gedacht, die erfüllt sein müssen, wenn die oben auch von mir befürworteten Reformen nicht nur beschlossen werden, sondern auch in Fleisch und Blut der Bevölkerung, für die sie bestimmt sind, übergehen sollen.

Hier ist nun weniger an die großen Grundbesitzer zu denken, die, soweit die Neuerungen nicht direct gegen ihr Interesse sind, durch Belehrung zu Freunden derselben gemacht werden können.

Dagegen wird es schwer halten, denselben Einfluß in Kurzem auch auf die Bauern zu gewinnen. Hier wird Alles von der Zeit und ihrem Einfluß zu erwarten sein. Es wird daher wenigstens für den Anfang darauf verzichtet werden müssen, die Wirksamkeit des neuen Rechtes von der Initiative der Bauern abhängig zu machen oder auch nur die Unwirksamkeit desselben durch ihr Veto zu provociren. Vor Allem wird die neue Gesetzgebung keine Bestimmungen enthalten dürfen, die gegen die Rechtssätze, welche erst unlängst für die Bauernschaft errungen worden sind und sich namentlich auf ihre Befreiung beziehen, verstoßen.

Aber auch auf denjenigen Theil der ländlichen Bevölkerung, der an den Reformen nicht direct betheiligt ist, wird Rücksicht zu nehmen sein. Ich meine die besitzlosen ländlichen Arbeiter. Hier wird Alles gethan werden müssen, um diese bei jeder passenden Gelegenheit über den wahren Sinn und die Tragweite der Reformen aufzuklären. Nöthigenfalls wird der politischen und socialen Demokratie und der von ihnen bei solchen Gelegenheiten gern geschwungenen Gleichheitsfahne entgegenzutreten sein. Die Frage der Schuldentlastung, des Ausbaues der Creditorganisation und der Einführung der Zwangstilgung für den hypothekarischen Credit wird die besitzlosen Arbeiter

wenig aufregen; umsomehr aber vielleicht die Frage des Anerbenrechts und die scheinbare Bevorzugung des Anerben. Doch ist in diesem Falle darauf zu rechnen, daß der Gegensatz von besitzlosen Arbeitern und besitzenden Unternehmern auf dem Lande lange nicht so scharf ausgebildet ist, wie im Gewerbe, und daß in der Landwirthschaft der fleißige und sparsame Arbeiter noch immer hoffen darf, dereinst Grundbesitzer zu werden. Ja, er wird in diesem Bestreben neuerdings durch den preußischen Staat und seine die Rentengüterbildung begünstigende Gesetzgebung mannigfach unterstützt, wie denn die gegebenen Conjuncturen für die Kleingüterbildung durchaus nicht ungünstig sind. So wird denn Derjenige, der heute seinem Bruder, dem Anerben, scheinbar ein Opfer bringt, vielleicht morgen bereits in der Lage sein, ein solches, wiederum scheinbares Opfer für eins seiner Kinder seitens der Uebrigen in Anspruch zu nehmen.

Auch wird das Bestreben dahin gehen müssen, die weder direct noch indirect am Reformwerk betheiligten Classen für dasselbe zu gewinnen. Denn bei entschiedenem Widerstreben der gesammten, nicht ländlichen Bevölkerung gegen die Reform wird sich dieselbe nicht durchführen lassen. Die vielen und lauten Klagen der Landwirthe, sowie die Ablehnung eines Theils ihrer auf die directe Erhöhung der Preise gerichteten Bestrebungen, und endlich die Unmöglichkeit, die Productionskosten der Landwirthe wesentlich herabzusetzen, dürften vielleicht eine größere Geneigtheit und Empfänglichkeit für Reformen, durch welche die Nicht-Landwirthe kaum etwas zu verlieren hätten, erzeugt haben.

Endlich wird bei Normirung und Durchführung der obigen Reformgedanken zwischen den großen und mittleren Gütern möglichst wenig zu unterscheiden sein. Die großen Grundbesitzer haben das richtig erkannt, indem sie in der letzten Agrarconferenz immer wieder betonten, daß bei Anwendung des Anerbenrechts, bei Durchführung der Schuldentlastung und Ziehung der Verschuldungsgrenze kein Unterschied zwischen Ritter- und Bauergutsbesitzern gemacht werden möge. Doch genügt es nicht, diesen Gedanken in Worten auszusprechen; er muß auch bethätigt werden, wo immer eine Gelegenheit sich dazu findet. So hat es auf die bäuerliche Bevölkerung Hannovers entschieden günstig gewirkt, daß ein Theil der Rittergutsbesitzer keinen Anstand nahm, seine Rittergüter ebenfalls in die Höferolle einzutragen, während solches in Altpreußen nicht geschehen ist.

Ich schließe meinen Bericht mit dem Wunsche, daß es dem in Aussicht genommenen engeren Ausschuß der Conferenz, sowie dieser selbst bei ihrer nächsten Zusammenkunft gelingen möge, das vorläufig nur in den Grundzügen entworfene Bild weiter auszuführen und zum Gedeihen der preußischen Land- und deutschen Volkswirthschaft dereinst verwirklicht zu sehen.

Erinnerungen an August Mariette.

Von

Heinrich Brugsch[1]).

[Nachdruck untersagt.]

Bereits sind dreizehn Jahre dahingeflossen, seitdem sich mein französischer Freund A. Mariette nicht mehr unter den Lebenden befindet. Und wie schwer wurde es ihm, von dieser Welt, von seinem Museum in Bulak an den Ufern des Nils zu scheiden, aus dem lachenden Sonnenlichte Aegyptens in die düstere Unterwelt hinabzuziehen! Seine Landsleute hatten seinen letzten Willen geehrt und die ägyptische Regierung sich vollkommen damit einverstanden erklärt, die sterblichen Ueberreste des um die Alterthümer Aegyptens hochverdienten Mannes in der Vorstadt Bulak bei Kairo einem Granitsarkophage zu übergeben, der für alle Zeiten seine Aufstellung im Angesicht des Haupteinganges zum Museum finden sollte. Mariette hatte dieses, wenn auch auf Kosten der ägyptischen Vicekönige gegründet — es war gegen das Ende der fünfziger Jahre —, zufällige Funde, Ankäufe und Nachgrabungen hatten die kleinen Anfänge von Jahr zu Jahr in unglaublicher Weise vermehrt und den Sälen die kostbarsten Denkmale zugeführt, so daß bereits zur Zeit der feierlichen Eröffnung des Suez-Kanales den eingeladenen Gästen, von den Kaisern und Königen an bis zum letzten Berichterstatter der großen Zeitungen Europa's und Amerika's, der Anblick einer wohlgeordneten, überaus reichen und werthvollen Sammlung ägyptischer Alterthümer geboten werden konnte.

Hätte mein verstorbener Freund jemals ahnen können, eine Laufbahn zurückzulegen, in welcher das Schicksal ihn, von den ersten dreißiger Jahren seines Lebens an, aus Boulogne-sur-Mer über Paris nach Aegypten versetzte und hier eine zweite Heimath finden ließ, die er bis zu seinem Tode hin fast mehr als sein eigenes Vaterland liebte? Er nahm vor seinem Glücke eine bescheidene

---

[1]) Nicht ohne wehmüthige Theilnahme wird man dieses letzte Blatt lesen, welches Heinrich Brugsch dem Andenken seines im Tode ihm vorauf gegangenen Freundes gewidmet hat und in welchem so mancher verwandte Zug des eigenen Charakters und Lebenslaufes sich abzuspiegeln scheint. Die Redaction.

Stelle als Lehrer an der höheren Bürgerschule in seiner Vaterstadt ein, mußte sich mit einer geringen Besoldung begnügen, und als Frau und Kinder seinen Hausstand vergrößerten, Romane, Novellen und Gedichte in die Welt schicken, um seine Einnahmen zu vermehren. Gelegentlich führte er artilleristische Zeichnungen für den in Hamm gefangenen Prinzen Louis Napoléon aus, eine Thatsache, von der er mir häufig erzählte. Dabei war es plötzlich um seine Ruhe geschehen, als er in dem kleinen städtischen Museum einen bunt bemalten und mit Hieroglyphen bedeckten Sarg entdeckte, dessen geheimnißvolle Zeichen er zu lösen sich entschloß. Mit diesem Mumienkasten beginnt die Geschichte Mariette's, der nach seinem am 18. Januar 1881 erfolgten Hinscheiden der höchsten bürgerlichen Ehre theilhaftig wurde. Seine dankbare Vaterstadt errichtete ihm eine Broncestatue in ihren Mauern, um das Gedächtniß an ihren hervorragenden Sohn der Mit- und Nachwelt zu erhalten. Anfangs freilich erging es ihm so traurig, wie es häufig großen Geistern ergangen ist, wenn tägliche Sorge die ganze Kraft im Kampfe um das Dasein herausfordert. Der Schulmeister begab sich in das Reich des Ungewissen, indem er damit begann, sich in den Besitz von Werken zu setzen, welche altägyptische Gegenstände, vor Allem die Schrift, vom wissenschaftlichen Standpunkte aus behandelten. Der Franzose Champollion le jeune, der Engländer Birch und unser Landsmann Lepsius waren die einzigen Gelehrten, welche sich damals mit diesen Studien eingehender beschäftigt hatten. In Kurzem hatte Mariette eine genügende Kenntniß des Inhalts der damals noch jungen ägyptischen Wissenschaft gewonnen, um einem Antrage entsprechen zu können, der von der Verwaltung der Museen in Paris durch Vermittelung eines treuen Freundes, des Herrn de Longpérier, wider Vermuthen an ihn gerichtet worden war.

Die ägyptische Sammlung im Louvre befand sich zu jener Zeit in einem Zustand unglaublichster Unordnung und Vernachlässigung, und es bedurfte langer und zeitraubender Arbeiten, um die einzelnen Gegenstände zu classificiren und in einem Cataloge zu beschreiben. Mariette erhielt den Antrag, sich dieser Aufgabe zu unterziehen, die in wenigen Monaten zu vollenden war, gegen ein Honorar von 166 Francs und 66 Centimes für jeden einzelnen Monat. Der junge Familienvater arbeitete unablässig in den wichtigen ägyptischen Schätzen der Sammlung und fand reichlich Gelegenheit, durch die eingehende Beschäftigung mit den Denkmälern seine Kenntnisse einerseits zu verwerthen, andererseits aber beträchtlich zu vermehren. Dennoch reichten die geringen Mittel, die ihm zu Gebote standen, nicht aus, um seine Familie in der Ferne zu erhalten und seine eigenen Auslagen in Paris zu bestreiten. Alle Mittel und Wege, seine Einnahmen zu erhöhen, schienen ihm recht, so sein Anerbieten, gegen Baarzahlung einige der ägyptischen Papyrusrollen in den Sammlungen des Louvre aufzukleben, was ihm amtlich freilich verweigert wurde, „da der Beschluß gefaßt worden sei, daß Herr Mariette keine andere Beschäftigung, welche vom Museum bezahlt würde, übernehmen könne, nachdem er gegen monatliche Zahlung in Verwendung gekommen.“ Er ließ sich dennoch nicht entmuthigen, sondern setzte seine Arbeiten in aller Ruhe

fort, indem er zugleich, es war im Jahre 1849, zum ersten Male eine wissenschaftliche Arbeit über einen ägyptischen Gegenstand in der „Revue archéologique“ erscheinen ließ. Ein schweres Hinderniß in seinem Fortkommen am Louvre, dem er zugewiesen blieb, bereitete ihm in demselben Jahre der gelehrte Vicomte Emmanuel de Rougé, welcher schon damals durch seine ägyptischen Arbeiten, die in der Akademie öffentlich vorgelesen wurden, allgemeines, aber sehr berechtigtes Aufsehen erregte, besonders nachdem die Regierung dem jungen Vicomte die Mittel zur Bereisung der ägyptischen Sammlungen in Leyden, Berlin, Wien, Turin, Florenz, Rom und Neapel in reichstem Maße zu Gebote gestellt hatte. Es war nicht leicht, eine solche Concurrenz zu überwinden, und Mariette mußte die Gegnerschaft um so schwerer fühlen, als de Rougé die Stellung eines Honorar-Directors der ägyptischen Sammlungen des Louvre übernommen hatte und ihn zu seinen Untergebenen zählte. Ich weiß aus den mündlichen Mittheilungen meines verstorbenen Freundes, wie tief er sich dem vornehmen Vicomte gegenüber gedemüthigt fühlte, andererseits aber auch, wie sehr der Vicomte Grund hatte, in Mariette einen stillen und gefährlichen Nebenbuhler zu fürchten.

Das Verhältniß zwischen beiden wurde immer unleidlicher, so daß Mariette sein ganzes Denken und Trachten darauf richtete, ähnlich wie de Rougé, mit einer wissenschaftlichen Mission betraut zu werden, die ihn auf einige Monate fern vom Louvre hielt und ihm die Gelegenheit verschaffte, selbständige Arbeiten liefern zu können. Er richtete ein Gesuch an das Unterrichts-Ministerium, um die erforderlichen Mittel zu einer Reise nach Aegypten zu erhalten, zu dem besonderen Zwecke, koptische Handschriften zu erlangen, nachdem es einer englischen Mission damals gelungen war, für das Britische Museum in London eine Menge werthvoller syrischer Handschriften in den sogenannten Natronklöstern zu gewinnen. Mariette verstand wenig von der koptischen Sprache und Literatur und die erbetene Mission erfüllte für ihn allein den Zweck, die Mittel zu Nachgrabungen in Aegypten zu liefern. Mit einer Summe von sechstausend Franken und einem sechsmonatlichen Urlaube, der vom 1. September 1850 seinen Anfang nehmen sollte, trat er seine Reise übers Meer an, um niemals mehr seine Arbeiten im Louvre fortzusetzen. Seine Frau und seine Kinder blieben in Paris zurück und bezogen die geringe Besoldung, welche er früher für seine Arbeiten im Louvre erhalten hatte.

Kaum war Mariette in Aegypten gelandet, so fing er damit an, seine Forschungen den Alterthümern zuzuwenden, von denen auch die Stadt Alexandrien, in welcher er gelandet war, eine genügende Auswahl besaß. Es waren vor Allem Sphinxgestalten, d. h. liegende Löwenkörper mit menschlichem Haupte, sämmtlich aus Kalkstein hergestellt, von kaum Meterlänge und häufig mit griechischen Buchstaben bekritzelt, welche Mariette in den Gärten reicher Alexandriner aufgestellt fand, und welche, nach seinen Erkundigungen, von einem Antikenhändler, einem spanischen Juden Namens Fernandez, käuflich erworben worden waren. In Kairo selber zog Mariette bei der genannten Persönlichkeit, die damals in einer schmalen Seitengasse der Muski-Straße einen Laden mit Kleinwaaren eröffnet hatte, nähere Erkundigungen

über die Herkunft der Sphinxe ein, und der Händler war gesprächig genug, ihm eine Gegend in der Wüste westlich von dem Dorfe Abusir, in vierstündiger Entfernung von Kairo, als Fundort jener Gestalten zu bezeichnen.

Damit war für den französischen Archäologen der Ausgangspunkt seiner späteren großartigen Entdeckungen geliefert. Er erinnerte sich sofort an die Stelle, welche der Geschichtschreiber Strabo über dieselbe Gegend geliefert hat. Sie lautete: „Ein Serapistempel ist auch daselbst an einem sehr sandigen Orte, so daß vom Winde Staubhügel aufgehäuft werden, von welchen wir die Sphinxe theils bis zum Kopf verschüttet, theils halb sichtbar erblickten, woraus man die Gefahr entnehmen kann, wenn den zum Tempel Gehenden ein Windstoß überfällt." Mariette begab sich an Ort und Stelle — wie mir gegenüber Fernandez behauptete, in seiner Begleitung — sah thatsächlich einen der Sphinxköpfe, welche in einer Vertiefung aus dem Sande hervorragten, und sofort war sein Plan gefaßt, an diesem Orte Nachgrabungen zur Aufdeckung des alten Serapeums von Memphis in größtem Maßstabe anzustellen. Das Glück war ihm hold, denn bereits gegen Ende des Jahres 1850 hatte er den eigentlichen Zugang zu den Gräbern der heiligen Apisstiere (der Osor-Hapi von Osiris-Apis = Serapis) gefunden und der Wissenschaft eine ungeheure Quelle der Erkenntniß geöffnet. Ich begnüge mich mit dem Hinweis auf Tausende von Inschriften in Hieroglyphen, in hieratischer und in demotischer Schrift, welche aus den dunklen Räumen an das Tageslicht gezogen wurden und gegenwärtig zu den Schätzen des Louvre gehören.

Es war im Februar des Jahres 1853, als mich zum ersten Male der Weg von Kairo aus nach dem Serapeum führte. Vier Stunden lang trug mich mein Miethsesel durch das grüne, hochaufgeschossene Getreide, während der muntere Treiberjunge lustig daneben einhertrabte und mir arabische Lehrstunden gab. Der sandige Aufstieg zur Wüste auf der letzten Strecke des Weges wurde glücklich überwunden und ich stand vor der schmalen Holzthür, welche den Eingang zur Terrasse vor dem Hause Mariette's bildete. Ein wohnliches Gebäude mitten in der Wüste gehört natürlich zu den größten Seltenheiten, da der Transport der Ziegelsteine in das Sandmeer hinein heutzutage erhebliche Kosten bereiten dürfte. Zum Glück hatten die Alten selber für das Baumaterial gesorgt, denn Mariette hatte so viel altes Ziegelwerk im Serapeum entdeckt, daß er mit Hülfe der gefundenen Masse einen ganzen Palast, geschweige denn ein bescheidenes Haus zu ebener Erde, hätte aufführen lassen können.

Auf das mehrmalige Anschlagen des Eselsbuben öffnete ein Beduine die hölzerne Pforte, und ich sah im Innern auf der Terrasse einen kräftigen Mann von hoher Statur in europäischer Tracht stehen, dessen blondhaariges Haupt mit einem Tarbusch bedeckt war, so roth wie das Gesicht darunter. Es war Mariette selber, der bei dem Anhören meines Namens auf mich zueilte, mich umarmte und zum Eintritt in sein Haus einlud. Diesem ersten Augenblicke folgte eine dreißigjährige Freundschaft. Ich wurde sofort der ständige Gast im Hause beim Serapeum, besaß mein eigenes Zimmer und kroch Monate lang mit Mariette im Sande herum, da wir auch die letzten Winkel und

Ecken der ungeheueren Anlage nicht unbesucht und ununtersucht lassen wollten. Gegen Abend fanden wir unsere Erholung auf der Terrasse, die, nach Norden gelegen, eine weite Aussicht über das grüne Nilthal zur Rechten bis nach Kairo hin und zur Linken über die Wüste bis zu den großen Pyramiden von Gisch gestattete. Das Leben zweier Menschen in der Einsamkeit einer Wüstenei, besonders in der Jahreszeit des heißen Sommers, bindet die Seelen fester an einander, der Gedankenaustausch wird ein innigerer, und das Gewöhnen an einander bildet eine Art von Familienband. Selbst in unseren späteren Jahren, da ich mich als Consul und später als ägyptischer Beamter in Kairo niedergelassen hatte, verging kein Tag, ohne daß wir uns aufgesucht und gesehen hätten. Trennten uns Reisen nach Europa, so trat eine regelmäßige Correspondenz ein, die in jedem einzelnen Falle mit dem schriftlich ausgesprochenen Wunsche nach einem baldigen Wiedersehen schloß. Unsere Freundschaft wuchs in dem Maße, als unser Lebenslauf in jeder Beziehung einen gleichen Gang genommen hatte. Wir hatten beide früh geheirathet, besaßen zahlreiche Kinder, daneben unsere Beschützer und Verfolger und hatten beide in Aegypten eine Zufluchtsstätte gefunden. Die Briefe, welche ich in einem so langen Zeitraum von Mariette empfangen habe, enthalten Geständnisse und Mittheilungen einer Freundesseele, die sich an den Freund richtet, im Glück freudige Theilnahme und im Unglück Trost sucht. Wenn ich die Sammlung heute durchblättere, so empfinde ich es mit Rührung, wie heute ein Todter zu mir spricht, und mit Trauer, daß meine Antworten ihre Adresse nicht mehr erreichen. Mariette's Briefe bilden in ihrem Zusammenhange eine Art Biographie, in welcher der Schmerz über Enttäuschungen eine breite Stelle einnimmt.

Aber diese Enttäuschungen führte er selber auf seine mangelhaften Kenntnisse in der Entzifferung hieroglyphischer Texte und sein Unvermögen zurück, sich in den altägyptischen Geist hineinzudenken. Oft gestand er es mir, und nicht bloß in schwachen Stunden, wie sehr er fühle, daß seine Laufbahn eine verfehlte sein müsse, da er in sich nur Anlagen finde, die ihn für die Kunst oder für schöngeistige literarische Arbeiten befähigten. Thatsächlich besaß Mariette einen ausgeprägten künstlerischen Geschmack, der in seinen farbigen Zeichnungen zu Tage trat, und war ein Meister im Stil, dem die dichterische Begabung im höchsten Maße zu eigen. Es ist mir nicht im Geringsten zweifelhaft, daß Mariette, wäre er nicht den alten Aegyptern verfallen gewesen, ganz Ausgezeichnetes als französischer Schriftsteller ersten Ranges geleistet haben würde. Seine Phantasie war lebendig und jeder poetischen Anregung zugänglich. Es dürfte Wenigen bekannt sein, daß er auf den Wunsch des Vicekönigs von Aegypten, der zur Zeit der feierlichen Eröffnung des Suezkanales seine Gäste durch eine neue Oper überraschen wollte, das Libretto zu Verdi's „Aïda" verfaßt hat. Und trotz alledem gehörte Mariette zu den größten Kennern des ägyptischen Alterthums, das er liebte, wie ein Jüngling seine schöne Braut. Er hatte außerdem eine so genaue Kenntniß der Wüste und des ägyptischen Erdbodens gewonnen, daß eine kurze Prüfung seinerseits genügte, um das Vorhandensein verborgener Denkmäler sofort vorauszusagen.

Er besaß eben das, was die Franzosen als „la bosse“ bezeichnen, den angebornen Spürsinn. Seine Stärke lag in dem, was man die Arbeit des Archäologen benennt, aber seine Schwäche, wie gesagt, in der Entzifferung der Hieroglyphen, die ihm die größten Schwierigkeiten zu bereiten pflegte. Er empfand diesen Mangel in die tiefste Seele hinein, und schrieb demselben die Mißerfolge zu, denen seine Arbeiten, wie er fürchtete, ausgesetzt seien. Ich war so glücklich, ihm manche Zweifel zu lösen, seine Lesungen zu bestätigen oder zu berichtigen, mit einem Worte, ihm als Helfer zu dienen. Seine Dankbarkeit mir gegenüber kannte keine Grenzen, besonders in jener Periode, welche zwischen seiner Rückkehr nach der Heimath und seiner Anstellung in ägyptischen Diensten lag. Es war zugleich die Zeit, in welcher er am meisten mit Noth und Entbehrungen zu kämpfen hatte. Er, welcher der französischen Regierung die kostbarsten Denkmäler des Alterthums im Werthe von Hunderttausenden als Eigenthum überliefert hatte, wußte oft kaum, wie er die nothwendigsten Ausgaben bestreiten sollte. Seine in dieser Periode an mich gerichteten Briefe malen mehr als alle weitläufigen Beschreibungen den Seelenzustand und die Herzensqualen des geprüften Mannes. Man begreift es, daß ihn die Sehnsucht nach Rückkehr in das Nilthal befiel, und daß er sich täglich mit dem Gedanken beschäftigte, diese Sehnsucht zu verwirklichen. Thatsächlich sollte ihm das Glück zu Theil werden, seine heißen Wünsche erfüllt zu sehen und ein Museum zu gründen, dessen Reichthum bis zur Stunde alle Welt in Erstaunen setzt. Die Mittel dazu gewährten ihm großherzige Vicekönige Aegyptens, wenn auch im steten Kampfe mit Schwierigkeiten, wie sie einmal bei allen Geldangelegenheiten von den morgenländischen Staatskassen unzertrennlich sind.

Nach einem vierjährigen Aufenthalte in der Wüste, vom Jahre 1850 an bis 1854 hin, in die Heimath zurückgekehrt, bereiteten schon die ersten Tage seines Aufenthaltes in Paris ihm wenig Freude, und ließen ihm die Zukunft in einem düstern Lichte erscheinen. Ein Brief, welchen er am 15. November 1854 an mich richtete, spricht dies in deutlichster Weise aus. Er schrieb mir:

„Ich zeige Ihnen mit einem Vergnügen, welches Sie verstehen, meine endliche Rückkehr in das schöne Paris an, das ich schon vor länger als vier Jahren verlassen habe. Trotz der Erfolge, welche der Zufall mir geschenkt hat, gestehe ich es Ihnen offen, daß ich nicht wieder anfangen möchte. Das war zu viel der Anstrengungen, zu viel des Kummers, zu viel der Schmerzen und endlich der Siege, welche allzu theuer erkauft waren. In vier Jahren habe ich zwanzig Jahre gelebt. Ich habe mich dabei aufgerieben, nicht in Bezug auf den Körper, sondern auf den Geist, und ich trete wieder in das Louvre ein mit allen Wünschen, mich der neuen Waffen zu bedienen, welche ich erobert habe; aber mit einer so ermüdeten Intelligenz, daß ich nicht die Kraft zu arbeiten in mir fühle. Wie dem auch sei, ein paar Ruhetage werden mich wieder in Stand setzen, so hoffe ich, und bald werde ich mich bereit fühlen, meinerseits in den Kampf einzutreten. Daß dieser Leichenbitterton Sie nicht traurig mache, mein theurer Freund! Ich habe schlecht geschlafen und bin mit übler Laune aufgewacht. — Ich hoffe, sollten Sie bald nach Paris kommen, und wenn meine Obscurität nicht die Augen Eurer Herrlichkeit verletzt, daß Sie in mir Ihren guten und fröhlichen Kameraden aus der Wüste wiederfinden werden. Welch' schöne Zeit, die ich mit Ihnen verlebt habe! . . . .“

In einem Briefe vom 13. September 1855, der vor Mariette's Reise nach Berlin an mich gerichtet war, beklagte sich der Entdecker des Serapeums bitter über die geringschätzige Behandlung, welche ihm in Paris von Seiten ausgezeichneter französischer Gelehrten zu Theil ward. Er ließ sich darum folgendermaßen gegen mich aus:

„So eben sind in der „Revue des deux mondes" und in dem „Journal des Savants" zwei Artikel erschienen, welche unter der Inspiration des Herrn de Rougé niedergeschrieben sind und, wenn auch in wohlwollender Weise, mein Porträt mit Zügen malen, die mir durchaus nicht in meiner Eigenschaft als Gelehrter schmeichelhaft erscheinen. In dem einen sagt Herr Maury in jedem Augenblick: „Herr Mariette hat im Serapeum ein Königsschild gefunden, welches Herr de Rougé Bokkoris gelesen hat", als ob ich nicht im Stande wäre, auch nur einen Königsnamen zu entziffern. In dem anderen Artikel stellt mich Herr Biot ganz einfach als einen thätigen Forscher, guten Zeichner und einen Mann dar, dem es gelungen ist, sich mit der Form der Hieroglyphen vertraut zu machen. Mit anderen Worten, Herr Mariette ist kein Gelehrter, und man muß ihn nicht als einen solchen ansehen. Das trifft so vollkommen den Gedanken des Herrn de Rougé, daß ich seine Empfindungen gegen mich errathe und sehe, wie er mich nicht im Ernste nimmt und bemüht ist, dieselbe Meinung auch von Anderen theilen zu lassen. Nichts kann mir aber in diesem Augenblick unangenehmer sein. Ich bin nur ein Anfänger und Herr de Rougé steht auf seiner Höhe in der Wissenschaft. Zermalmt von einem Manne wie er, kann ich das unmöglich überleben. Ich nehme deshalb, theurer Freund, meine Zuflucht zu Ihnen, zu Ihrer guten und offenen Freundschaft für mich, und ohne Führer, wie ich es bin, bitte ich Sie, der meinige zu sein, mich mit Ihren Rathschlägen zu unterstützen, meine Arbeiten zu leiten, damit ich eines Tages nach ausdauernder Arbeit jenen Sonnen, welche sich über den Aufgang meines kleinen Sternes beunruhigt fühlen, zeigen kann, daß ich noch zu Anderem gut bin, als bloß Hieroglyphen zu zeichnen. Ich behaupte nicht, daß diese Herren im Grunde nicht Recht hätten. Alles in Allem bin ich nur ein dummer Kerl, aber ich habe es nicht gern, daß man es in den Zeitschriften ausspricht."

Der Brief war an dem Tage geschrieben, an welchem Paris von Kanonenschlägen, von Trommelwirbeln und Trompeten widerhallte: man feierte die Erstürmung von Sebastopol.

Gegen Ende des Monats November 1855 traf Mariette in Berlin ein, um von Alexander von Humboldt, und durch diesen Nestor der Wissenschaft vom Könige Friedrich Wilhelm IV. in der schmeichelhaftesten Weise empfangen zu werden. Der König, welchem Mariette die Ehre hatte, Pläne und Zeichnungen von Denkmälern aus dem Serapeum vorzulegen, zog Mariette zu Tisch und verlieh dem französischen Gelehrten den Rothen Adlerorden dritter Klasse. Am 28. December desselben Jahres, nach seiner Rückkehr, erhielt ich aus Paris von meinem französischen Freunde einen längeren Brief, in dem sich folgende Stellen finden:

„Ich würde undankbar sein, wenn ich vergäße, Sie zu bitten, dem verehrungswürdigen und berühmten Herrn von Humboldt meine Ehrerbietung darzubringen, dessen entzückender und mich ehrender Empfang eine unauslöschliche Erinnerung in mir zurückgelassen hat. Sagen Sie es wohl, ich bitte Sie, Herrn von Humboldt; sagen Sie ihm, daß ich ihm vom Grunde meines Herzens dafür danke. Meine Reise nach Berlin ist durch ihn eine ganze Begebenheit in meinem armen,

so traurigen und langweiligen Leben geworden, und Sie, mein theurer Freund, der Sie mich kennen und es wissen, wie sehr mir das Leben vergällt worden ist, Sie werden begreifen, daß ich einen von Humboldt nicht vergessen kann, und daß im Gegentheil ich Sie bitten will, ihm unverzüglich Ihren Besuch zu machen, um ihm meinen Dank mitzutheilen und ihn meiner ewigen Erkenntlichkeit zu versichern. Die Ehren, mit welchen mich Ihr König und Herr von Humboldt beglückt, haben in Paris den besten Eindruck hervorgerufen. Der Herzog de Luynes ist ins Besondere davon erbaut gewesen, und unser Minister des öffentlichen Unterrichtes hatte die Güte, mir seine Glückwünsche darüber auszusprechen. Für meinen Theil bin ich so stolz wie möglich darauf. Meine vier Jahre der Einsamkeit im Serapeum sind mehr als belohnt worden. Darum nimmt Ihr König mit Herrn von Humboldt einen großen Platz in meiner Erinnerung und, wenn ich es sagen darf, in meinem Herzen ein."

In einem Briefe vom 5. November 1856 kommt er noch einmal auf seinen Berliner Aufenthalt zurück, indem er mir die Geburt eines Knaben anzeigt, und dann fortfährt:

„Dem kleinen Weltbürger habe ich die Namen August, Paul und Alphons gegeben, zur Erinnerung an seinen Vater, Großvater und Onkel, und dazu noch Wilhelm gefügt, zur Erinnerung an Ihren König. Mein Besuch in Berlin im vergangenen Jahre ist ein wirkliches Ereigniß in meinem Leben, und bei jeder Gelegenheit bereitet es mir viel Behagen, Jedermann zu beweisen, daß wenigstens der König von Preußen einen Franzosen hat, der ihm die größte Dankbarkeit widmet. Ich meine dasselbe Ihrem ehrwürdigen Herrn von Humboldt gegenüber. Seine beiden Bildnisse, mit allem Luxus eingerahmt, den meine arme kleine Börse zu bestreiten vermag, schmücken mein Arbeitszimmer und hängen neben dem meines Vaters. Was wollen Sie? Wenn ich glaube keinen Kopf zu besitzen, der für die großen Maschinen der Wissenschaft gebaut ist, so behaupte ich wenigstens, ein Herz zu besitzen, in welchem die Liebe und die Erinnerung thronen. Im Leben besagt das Etwas."

Nach mehreren Briefen, in denen er abermals über die geringe Theilnahme klagt, die man ihm in Frankreich beweise, und seiner Sehnsucht nach Aegypten wiederholt Ausdruck gibt, konnte er mir endlich am 5. December 1856 schreiben:

„Ich will Ihnen als meinem besten Freunde jetzt erzählen, wie es in Bezug auf mich möglich ist, daß ich aufs Neue dieses schöne Land wiedersehe. Der Pascha will mich zum Generalinspector ernennen. Ich würde in Kairo bleiben wie Linant-Bey, Clot-Bey und Andere, d. h. als ein Beamter des Pascha. Meine Aufgabe würde darin bestehen, die Alterthümer zu überwachen, ihre Zerstörung zu verhindern, ebenso ihre Verwandlung in Kalk ꝛc. Im Princip ist das ausgezeichnet und durchaus eines Archäologen würdig, um so mehr als ich unter dem Vorwande, sie sicher zu stellen, sie bloßlegen würde. Aber in der Praxis sieht die Sache nicht so schön aus. Thatsächlich kümmert sich der Pascha den Teufel um die Alterthümer wie um mich. Seine Absicht ist nur die, daß die Zeitungen im Chor von ihm sagen können: dieser aufgeklärte Fürst, dieser verständnißreiche Fürst u. s. w. Ich bin dabei nur ein Werkzeug, und wenn die Artikel in den Zeitungen erschienen sind, kann es dem Pascha einfallen, mich aufs Trockene zu setzen, andererseits wird der Inspecteur der Denkmäler gar nichts zu inspiciren haben. Sämmtliche Consuln graben nach, und es würde mir schön bekommen, sie zu verhindern, Löcher in den Mauern zu machen. Mein Platz wird also in einer Sinecure bestehen, und wissenschaftlich würde ich nichts zu thun haben, folglich keinen Nutzen davon tragen. Schließlich mache ich mir nichts daraus, ein Aus-

hängeschild für den Pascha zu sein, einen Schreibtisch in Kairo zu haben und meine Zeit da unten zu verlieren. Von einer anderen Seite kann ich meine Entlassung als Conservateur im Louvre nicht geben. Wenn meine Stellung auch nicht sehr einträglich ist, so ist sie sehr ehrenvoll; sie führt in einigen Jahren ins Institut und sichert mir wenigstens für das ganze Leben mein Brot. Nähme ich jetzt meine Entlassung, und oben genannter Pascha stürbe in sechs Monaten? Sie sehen die Verwicklungen, die sich daraus ergeben können. Rechnen Sie dazu, daß ich 12000 Franken verlange und daß man mir 8000 anbietet, daß ich verpflichtet sein würde, fern von meiner Familie zu leben u. s. w. Kurzum es ist eine wichtige Angelegenheit. Wenn ich annehme, muß man mir sehr schöne Bedingungen machen. Der Pascha soll mich einfach an die Spitze ernsthafter Ausgrabungen setzen, über ganz Aegypten hin, Ausgrabungen zum Zwecke, ein Museum in Kairo zu schaffen, und ich nehme mit geschlossenen Augen an. Darin liegt eine Aufgabe, würdig eines Alterthumforschers, und ich kann mir ein wissenschaftliches Vermögen und ein reelles Vermögen in baarer Münze schaffen. Aber mich dahin zu begeben, um gar nichts zu thun zu haben und von der Gnade oder Ungnade der Consuln abzuhängen, welche nothwendiger Weise mich niemals mit freundlichen Augen ansehen werden, das kann ich nicht. Das sind, theurer Freund, meine Ansichten, nach Aegypten zu gehen. Herr von Lesseps und Herr Sabatier (damaliger Generalconsul Frankreichs in Aegypten) haben sich jetzt ans Werk gemacht, und ich erwarte alle Tage eine entscheidende Antwort. Meine Reise nach Aegypten ist also durchaus nicht sicher. Ich verlange: 1. meine Entlassung im Louvre nicht zu geben; 2. 12000 Franken Besoldung; 3. wirkliche Dienstleistungen in Aegypten und keine Sinecure, welche meinen Gelehrtenruf schädigen würde; 4. das Recht, alle Sommer nach Frankreich zurückzukehren; 5. die Verfügung über alle Denkmäler. — Wird man mir Alles dies bewilligen? Ich zweifle daran trotz alles guten Willens des Pascha (Sajid-Pascha), den ich persönlich gekannt habe und der mir sehr wohl will.

Wenn ich nach Aegypten gehe, so werde ich also nicht auf Kosten der französischen Regierung gehen. Was kann ich für Sie thun? Mein lebhafter Wunsch besteht darin, mit Ihnen eine Forschungsreise nach Aegypten zu unternehmen, und dafür würde ich vor nichts zurückweichen. Aber Sie begreifen, daß die schönste Frau der Welt nicht mehr geben kann als das, was sie besitzt. Wir haben nur zwei Wege einzuschlagen, nämlich: 1. Sie officiell mit meiner Angelegenheit in Zusammenhang zu bringen aus dem Grunde, daß ich damit einverstanden bin, Sie vor mir zu sehen oder höchstens neben mir, da ich niemals damit einverstanden wäre, Sie hinter mir zu sehen; 2. sich mit mir officiell zu vereinigen. Machen Sie deshalb einige Ersparnisse, um bis Alexandrien kommen zu können, und für das Uebrige stehe ich ein. Wir werden zusammen als Freunde leben, die guten und bösen Geschicke mit einander theilen und eine gute Barke bewohnen; Sie werden mich in der Eigenschaft als Freund begleiten, was mir erlauben wird, meinen Geschäften nachzugehen, als ob Sie nicht da wären. Aber ich bemerke, daß ich abschweife. Lassen Sie mich, was in einigen Tagen eintreffen wird, mit ja oder nein bezeichnen, und wir werden sehen, wie wir uns verständigen. Tragen Sie wirklich das Verlangen, Aegypten wiederzusehen, so sagen Sie es mir, und ich werde für Sie thun, was ich meinem besten und liebsten Freunde schuldig bin, und sollte ich selbst nach Berlin gehen müssen. Also, mein braver Preuße, wir sind darüber einverstanden. Das tiefste Schweigen über alles Das. Inzwischen zählen Sie auf mich, auf meine Freundschaft, wie Sie auf die Freundschaft Ihres eigenen Bruders zählen können."

Fast hatte es den Anschein, als ob die Pläne Mariette's scheitern sollten, denn noch am 7. April 1857 schrieb er mir:

„Ich habe vor einiger Zeit recht schlimme Geschichten hier gehabt. Thatsache ist, daß ich mit meiner Besoldung vom Louvre allein nicht mehr im Stande bin, zu leben und fünf Kinder zu erziehen. Alles ist schrecklich theuer, und Paris ist nur noch für die goldene Welt mit 20000 Franken Rente geschaffen. In Verzweiflung über meine Armuth und am Ende der Hülfsquellen und des Muthes hatte ich deshalb den Plan gefaßt, die Wissenschaft aufzugeben und in ein Gewerbe einzutreten, welches mir wenigstens den Lebensunterhalt verschafft. Wie Sie sehen, war dies eine ernsthafte Sache. Zum Glück habe ich sie noch aufschieben können. Aber wenn von heute in einigen Wochen keine Aenderung in meiner Stellung eintritt, werde ich mein Wort halten und Jeden zum Kuckuck schicken."

Am 5. April desselben Jahres erhielt ich die folgende briefliche Nachricht:

„Meine Angelegenheit in Aegypten, welche eine gute Wendung genommen hatte, ist plötzlich ins Stocken gerathen. Ich sage Ihnen ein- für allemal, daß, wenn ich nicht die Hoffnung hätte, da unten etwas zu erreichen, ich schon vor einiger Zeit meine Entlassung aus dem Louvre gegeben haben würde. Man mißhandelt zu stark die Wissenschaft in Frankreich, und die wissenschaftliche Laufbahn gehört nicht mehr in unsere Zeit hinein. Deshalb ist meine größte Hoffnung, nach da unten zurückzukehren. Der Vicekönig hat mir es versprochen, ebenso Herr Sabatier und Herr de Lesseps, und ich muß um jeden Preis hin. Meine wissenschaftliche Zukunft liegt dort, das materielle Glück meiner Familie ebenfalls. Ich habe gute Hoffnung, daß die Sache bald zum Ziele kommt. Was Sie betrifft, mein theurer Freund, so schreiben Sie mir, daß Sie bald dorthin gehen werden. Ich beglückwünsche Sie deshalb. Aber beim Schreiben dieser Zeilen stoße ich einen Seufzer aus. Könnten wir uns dort wiederfinden! Dort wäre das Glück! Mit Ihnen Aegypten zu sehen, ist ein Traum, der mir seit langer Zeit vorschwebt! Wird er sich verwirklichen? Ich weiß es nicht. Ich habe kein Glück. Augenblicklich brauche ich nur einen Plan zu fassen, um Alles um mich zusammenstürzen zu sehen. Wenn ich wenigstens doch zu leben hätte; aber lassen wir nicht die letzten Zeilen dieses Briefes traurig enden. Um nicht an die Zukunft zu denken, denken wir an die Vergangenheit. Wir sind schon alte Freunde; der gute Gott wird uns wieder zusammenführen."

Und wir sahen uns im Winter des Jahres 1857—58 in Aegypten wieder, nachdem Mariette in dem vorangehenden Sommer Frankreich den Rücken gekehrt und mit dem Titel eines General-Directors am Museum in die Dienste des Vicekönigs Sajid-Pascha getreten war. Aus einem Kohlenschuppen hatte er in den Monaten der größten Hitze ein Museum geschaffen, das mich bei meiner Ankunft mit wirklichem Entzücken erfüllte. Von hier aus traten wir unsere erste gemeinschaftliche Nilfahrt auf dem Museums-Dampfer an, um im Angesicht der Denkmäler alles Leid hinter uns zu werfen.

Hans Sachs.

Ein Gedenkblatt.

Von

Erich Schmidt.

[Nachdruck untersagt.]

Der romantische Gruß: „Nürnberg, du vormals hochberühmte Stadt ... gesegnet sei mir deine goldene Zeit!“ erklingt am 5. November, da es den vierhundertjährigen Geburtstag des Hans Sachs zu feiern gilt, durch alle Länder deutscher Zunge, und längst von ihrem größten Dichter bekehrt sühnt die Nation vollends, was so manches Jahrzehnt thörichter Dünkel gegen das Andenken des Meistersingers verbrochen hatte. Vornehme Lateiner und akademische Alexandrinerdrechsler schauten verächtlich nieder auf die Knittelreime der Schusterwerkstatt. Vereinzelt nur regte sich ein leises Verständniß für die ungeschminkte Macht dieser Sprache, die Fülle der Laune und Beobachtung, die Tüchtigkeit der Gesinnung. 1765 trat, durch ein dem Hans Sachs fälschlich zugeschriebenes Kirchenlied zu liebevollem Studium bewogen, Ranisch als Biograph hervor, ohne mit seinem wackeren Buch weiter und tiefer zu wirken, wie von demselben Choral ergriffen Thomasius, der immer den Muth der Meinung besaß, es für keinen Raub gehalten hatte, Hans Sachs mit Homer zu vergleichen. Auch gesunde Worte Kästner's, begeisterte Blätter des Nürnberger Antiquars v. Murr (1772) blieben im Stillen. Ebendamals beschwor der junge Goethe im „Götz von Berlichingen“ das deutsche Leben des sechzehnten Jahrhunderts in seinen Höhen und Tiefen, vom Kaiser bis zum Troßknecht, vor dem staunenden Blick der Nachfahren, zugleich Edelsteine und Eisen aus den Sprachschachten der Vergangenheit schürfend, und wie er die gothische Baukunst dithyrambisch dem engen Kreise eines Straßburger Localpatriotismus entrückte, so wurde er der erste feurige Herold des alten Nürnberg. Von hier hatte er sich nicht zufällig die Vita des Ritters mit der eisernen Hand kommen lassen und unbestellt einen vollen Hauch der Vorzeit dazu. An die starke und tiefsinnige Kunst jener Ahnherrntage mahnte er, höhnend und preisend, die schwächlichen Puppenmaler der Gegenwart: „Männlicher Albrecht Dürer, den die Neulinge anspötteln, deine holzgeschnitzteste Gestalt ist mir willkommener!“

Sein eigener, sieggekrönter Vorsatz ward, nicht bloß schwankweis seine Sache vorzutragen wie ein alter Fastnachtdichter und in dreisten Schönbartspielen allen Muthwillen zu treiben, sondern auch die Welt mit Seheraugen anzuschauen, „wie Albrecht Dürer sie gesehn", im erfrischten und erhöhten Stil des sechzehnten Jahrhunderts dessen ernsteste Sagenhelden, Faust und Ahasver, auf neue dramatische oder epische Fahrt zu senden. Er weihte das Reimpaar zum Gefäß für die Bekenntnisse Faust's und Gretchen's, die höchste Genialität wie die innigste Natur. Was den jungen Franken zu dem fernen Alten hinzog, das war in erster Linie die derbe, gesunde Auffassung des Daseins ohne alle angelernte Künstlichkeit, falsche Bildung, verzärtelte Convention, ausgeprägt in einer unverbrauchten und unpolirten landskräftigen Sprache voll schlagender, saftiger, mutterwitziger Wendungen und blanker Bilder, gerad heraus, eigenrichtig, markig, den zimpferlichen Geschmäcklern ein Aergerniß. Dazu kam die ungemeine Leichtigkeit und Wandelbarkeit einer freilich bei Hans Sachs oft holpernden und stolpernden, auch an stereotype Behelfe gewöhnten Versart, die dem knappen Wurf und den langen Falten der Rede gleichermaßen zu Willen war und nun von ihrem neuen Meister auch leidenschaftliches Anstürmen, geistreiches Bekenntniß und lyrische Weichheit lernte. Goethe idealisirte den Hans Sachs, seine Persönlichkeit, seinen Stil, seinen Vers. Dann mochte er rufen, daß die Welt vor ihm gestanden, „wie Albrecht Dürer sie gesehn", da doch des wackeren, weder in Dürer's Religiosität noch in Dürer's Renaissance eingetauchten Bürgers Poeterei mit dem Größten, was wir seinem zeichnenden und malenden Landsmann verdanken, wenig gemein hat. Goethe schied, wenn er das ihm im Ganzen und Einzelnen wohlvertraute Werk Hans Sachsens überschlug, manche handwerksmäßige Masse aus und hielt sich an das unvergänglich Tüchtige. So erschien ihm im ersten Weimarischen Winter, beim sachten Abschied von dem Unmaß jugendlichen Treibens und Schaffens, als er mit dem schmiegsamen, bald auch im leis alterthümelnden Reimpaar so gewandten Wieland eine feierliche Rettung unternahm, sein Liebling in einem an genrehaftem Leben und allegorischer Weihe reichen verklärenden Holzschnitt. Diese „Poetische Sendung", den sogenannten Bildergedichten alter Zeit gemäß, doch unendlich überlegen, ziert das Aprilheft des „Deutschen Merkurs" 1776; zwei Gedichte des Hans Sachs, eines an seine erste Frau und die köstliche Legende von St. Peter mit der Geis, folgen; endlich hält Wieland einen treuherzigen Schlußsermon, worein Gedenkzeilen des Görlitzer Schülers Adam Puschmann glücklich verwoben sind. Goethe's Verse sind zuguterletzt, zweiundfünfzig Jahre später, als Kernstück eines Prologs zu Deinhardstein's flacher Komödie im Berliner Schauspielhaus recitirt worden, mit einer matteren und steiferen Einleitung, die aber dauernde Liebe bezeugt und dem Gefeierten so viele Tugenden nachrühmt:

Daß er bis auf den heutigen Tag
Noch für einen Dichter gelten mag.

Hans Sachs ist denn auch, immer von Luther abgesehen und vielleicht von Hutten, der einzige deutsche Dichter des Reformationszeitalters, der weiten Kreisen gegenwärtig erscheint, so daß mit seinem Namen eine klar umrissene,

farbige Persönlichkeit und ein lebhaftes Schaffen sich im Bewußtsein unseres Volkes verbindet, ein Bild, unabhängig von der dichterischen Operngestalt Richard Wagner's.

Man wird gern die in einer Zeitschrift verborgenen hitzigen Worte aus Wieland's Brief vom 15. April 1776 lesen: „Haben Sie" — Lavater — „schon gewußt, daß Hans Sachs würklich und wahrhaftig ein Dichter von der ersten Größe ist? Ich weiß es erst seit sechs bis acht Wochen. Wir beugen uns alle vor seinem Genius, Goethe, Lenz und ich. O die Teutschen, die stumpfen, kalten, trägherzigen Teutschen! die das erst vom T. Merkur werden lernen müssen! Doch noch wollen wir sie nicht schimpfen; den meisten ist's mit Hans Sachsen wohl wie mir gegangen — sie haben ihn nicht gekannt, nie gelesen, nie gesehen. Aber die Wahrheit muß doch endlich einmal durchbrechen; in weniger als vier Monaten a dato soll keine Seele, die Gefühl und Sinn für Natur und Empfänglichkeit für den Zauber des Dichtergeistes hat, in Teutschland sein, die Hans Sachsens Namen nicht mit Ehrfurcht und Liebe aussprechen soll." Goethe, Wieland und ein poetisch reichbegabter Bilderstürmer beugen sich vor dem alten Meistersinger, dessen Name fast zum Gespött geworden war, als vor einem Dichter erster Größe! Nach diesem Concilium wagt man kaum ein dämpfendes Wörtchen, aber auch an Festtagen soll nicht allein die eifernde Begeisterung auftreten.

Hans Sachs war eines braven Handwerkers Kind und ist, von einer frühen Wanderschaft abgesehen, sein langes Leben hindurch in Nürnberg ein braver Handwerker geblieben. Neunzehnjährig hat der fahrende Schneidersohn und Schustergesell sein erstes Gedicht verfaßt „im langen Marner"; es war ein Erlebniß, das ihn zum Reimerguß trieb. Fortan gehörte die Muse arbeitsamer, gesegneter Jahre der Poesie; wie er sich selbst einmal durch Klio weihen läßt: „O Jüngling, dein Dienst sei, Daß du dich auf Poeterei Ergebst durchaus dein Leben lang," oder ein ander Mal betheuert, daß er nicht ablassen könne, weil eine innere Stimme ihn immer wieder zum Dichten rufe. Ja, er war ein geborener Poet; aber die Gewohnheit, täglich ein Pensum schwarz auf weiß zu erledigen, hat ihn auch zum handwerksmäßigen Reimisten gemacht und den Führer der Singschule, der von dem conservativen Nunnenpeck seinen Ausgang nahm, aber allmälig immer entschiedener aus geistlichen Bahnen in weltliche übertrat, Jahr für Jahr etwa dritthalbhundert Meisterlieder schreiben heißen, deren ungefüge Masse wohl nie anders als in Proben und Uebersichten gedruckt werden kann. Die Singschule war trotzalledem eine Stätte der Bildung und Zucht für die ehrsamen Bürger, und Hans Sachs hat da nicht bloß allerlei öde Schablonen ergriffen, sondern auch fruchtbare alte Motive der Naturbeschreibung und des Spaziergangs, des Traumgesichts und der Allegorie übernommen. Sein Schulsack war nicht schwer; er gesteht auch launig, daß er alle Puerilia wieder vergessen habe, und dankt dem lieben Gott für die Gaben, „verliehen einem Mann, Der weder Latein noch Griechisch kann". Er arbeitete als nimmer müder Autodidact an seiner Bildung, begünstigt durch die in Handel und Wandel, Kunst und Wissenschaft reich entfaltete Blüthe der Vaterstadt und den neuen Zeitgeist, der, einem

aristokratischen Humanismus entgegen, auch schlichte Männer aus dem Volk ins Gewehr und zum Worte rief; aber wie er bei aller Lebensfreude und Lustigkeit den wüsten Grobianern der Unterhaltungsliteratur fern blieb, so wurde er in den Kreisen der Reformation weder ein trockener Lehrer noch ein liebloser Eiferer. Andächtig belauschen wir, wie dieser Schuhmacher nach Luther's ersten deutschen Schriften seine ganze Muße an ihr Studium setzt, sie sammelt und verarbeitet, durch ihre Gedanken und ihren Ausdruck gestärkt dann seinerseits das neue Priesteramt der christlichen Laien, der Schuster und Schneider, bewährt, und in Prosadialogen, die sich Lessing's und Herder's Lob verdienten, mit einem Chorherrn siegreich disputirt; mochten nun die Papisten die Nase rümpfen über den „tollen Schuster", oder ein ander Mal, als er ohne sonderliches Unmaß antirömische Bilderverse ausgegeben, der Stadtrath den Meister rüffeln: solches stehe ihm nicht zu, er möge lieber seines Amtes und Schuhmachens warten. Was ihm Doctor Martinus bedeutete, hat er 1523 „Die Wittenbergisch Nachtigall, Die man jetzt höret überall" hell singen lassen, aber in mehr als einem Gedicht auch die „Spitzfünd und Schulzenk" der Theologen von seinem friedlichen Glaubensboden gesund abgewiesen.

Um den Grundstock der Lutherschriften sammelte sich nach und nach eine ansehnliche Bücherei, deren Schätze Meister Hans mit Behagen registrirte. Wir besitzen den Catalog, nutzen ihn für die Quellenkunde und fassen allen Respect vor dem Handwerker, der den Pfriem bei Seite legte, um sich die Cento novella (Boccaccio) oder die Odyssee, Kranzens nordische Historien oder den Plutarch, das deutsche Heldenbuch oder die Griseldis vom Brett zu langen. So wurde er ein ungemein belesener Mann und nahm in ein feines Gedächtniß eigentlich Alles auf, was von deutscher Geschichtschreibung, Sittenschilderung und Unterhaltungsliteratur durch den Druck und was von antiken Poeten, Philosophen und Historikern, aber auch von Neulateinern, Italienern u. s. w. durch Uebersetzungen zugänglich war. Dann hebt er gern an: „Herodotus, der Kriech verkündt" oder stellt sich eingangs dar, wie er am Abend „den Poeten Homerum" liest. Im Vorwort des vierten Folianten kann der Verleger nicht Worte genug finden, die Belesenheit dieses „Lichts und Magisters aller Teutschen Poeten" zu rühmen, und Adam Puschmann schildert uns im „Elogium" von 1576 den altersschwachen Greis, der seine Besucher nur noch durch ein stilles Kopfneigen begrüßen kann, aber auf Pult, Tisch und Bank „viel großer Bücher fein" liegen hat.

Diesen Lesestoff hat Hans Sachs unzählige Male ganz mechanisch in Reimpaare umgesetzt, wie die Mühle Alles zermahlt, was man ihr einschüttet. Es war seine Sache nicht, eine Vorlage auf ihren poetischen Gehalt, ihre innere Form, besonders ihre Qualitäten für ein Drama reiflich zu prüfen. So manche zwar ist sein Eigenthum geworden, so manche ein gereimter Rohstoff geblieben. Das erscheint als Handwerk in Hans Sachsens Kunst, und ein Kritiker, der seinen Vorzügen einsichtiges und beredtes Lob zollt, W. Schlegel sagt in den Berliner Vorlesungen zutreffend: „Man erstaunt über seine ungeheure Fruchtbarkeit, aber man muß bedenken, daß er zu dem, was er bezweckte, in jeder Stunde einsammelte und in keiner guten Stunde feierte, um

wieder auszusäen. Dann ist ihm jene Art von Kunst gänzlich unbekannt, die im Verschweigen besteht, er sagt Alles heraus bis auf das Letzte: wirklich ist nichts in seinem Tintenfasse zurückgeblieben, und man weiß, wie viel die damaligen Tintenfässer, von jener Art wie Dr. Luther dem Teufel eins an den Kopf geworfen haben soll, in sich faßten." Hans Sachs freut sich naiv der Massenhaftigkeit seiner Production und ist wie ein rechtschaffener Arbeiter stolz, soviel auf die Bahn gebracht zu haben, wenn er die Jahresernten berechnet oder eine ganze „Summa" in sein Contobuch schreibt. Oft genug hat er denselben Stoff drei- ja viermal verarbeitet, als Meisterlied, als erzählenden Schwank, als Spiel. Diese Freude an der Masse und an sauberen Additionen verräth seine Dichtung auch durch die langen gereimten Listen von allerlei Hausgeräth, oder Fischen, oder Vögeln, oder sittlichen Eigenschaften, die Gegensätze z. B. zwischen zwölf durchläuchtigen und zwölf bösen Frauen, die gründlich durchgeführten Vergleiche, wenn etwa der reiche Filz in vierzig Stücken einer Sau ähnlich erfunden wird.

In den fünf Folianten, deren er selbst bei Lebzeiten drei herausgegeben hat und die im Neudruck zweiundzwanzig starke Bände füllen, liegt neben dem Frischesten und Köstlichsten ein großes todtes Material von verdienstlosen Bibelreimen, „Figuren" und „Alligorien", von Lehrgedichten und ausgelegten Historien u. s. w., deren hölzerne Gravität selten genug durch ein kräftiges Wörtlein wohlthätig unterbrochen wird. Und der im Jahre 1527 vollzogene Uebergang zu den höheren dramatischen Gattungen der „Tragedi" und „Comedi" ist dem Meister des Volksspieles nicht gelungen: er hat zahllose Stoffe der antiken Heroenwelt und Geschichte, der Bibel, der neueren Historie, der deutschen Heldensage, der sogenannten Volksbücher über einen Leisten geschlagen, im Gegensatze zum breitepischen Volksdrama der Schweizer Alles in denselben engen, kahlen Raum weniger Seiten zusammengepreßt, sein schlichtes, derbes Gefühl nie in tragische Abgründe tauchen lassen, seinem bürgerlichen Stil nie den Schwung und Drang der Leidenschaft eingehaucht, und kann uns in diesen weiten Wüsten nur durch einzelne drastische oder herzliche Worte und wider Willen durch die Einfalt und Costümlosigkeit seiner Technik ergötzen, so daß ihn manche unberühmte Zeitgenossen übertreffen. Nur wo der höhere Vorwurf ins Genre übergeht, stellt er seinen Meister. Es ist bekannt, daß bis zum heutigen Tag ländliche Weihnacht- und Paradeisspiele vom Wortlaut Hanssachsischer Bibelstücke zehren, und gleich dem jungen Goethe entzückt uns alle seine Darstellung des vielbehandelten, ihm durch Melanchthon zugetragenen Motivs von den „ungleichen Kindern Eve": wie der liebe Gott durch einen Engel seinen Besuch ansagt, um den Haushalt des ersten Menschenpaares zu mustern, wie Mutter Eva die Räume schmückt, ihre hübschen Kinder putzt, die häßlichen und unartigen aber, Kain und Genossen, die sich nicht kämmen lassen wollen, ins Stroh oder gar ins Ofenloch steckt, und wie Gottvater, als führe er Luther's kleinen Katechismus mit sich, Kinderlehre hält:

Abel, wie heißt das erst Gebot?
„Du solt glauben an einen Gott,
Nit frembde Götter neben ihm hon."
Wie verstehst du das, zeig mir on . . .

Er segnet die guten Kinder und setzt die Stände des Königs, Grafen, Ritters, Edelmanns, Bürgers ein; die schlimmen aber, die Eva aus falscher Hoffnung nun hervorholt, reden in der Katechisation verkehrt und heillos drein und werden bestellt zu Landsknechten, Bauern, Holzhackern, Schergen, Kärrnern, nicht zu vergessen — den Schuster. Für dies Spiel, besonders in seiner kürzeren und einheitlicheren Gestalt, geben wir ein Schock Hanssachsischer Trauerspiele hin; wie die gar nicht genug zu preisenden Legenden mit ihrer kerngesunden Moral, die den Herrn so ganz als den klugen, praktischen Lehrer zeigen und den Glatzkopf Petri mit einem ehrerbietigen Humor umspielen, alle gereimten Psalter und Evangelia aufwiegen.

Hans Sachs hat die Landschaft in allen Tages- und Jahreszeiten liebevoll beobachtet und erliegt keiner lahmen, bloß aufzählenden Beschreibung, sondern macht, selbst vom „Genius" geführt, unsern Geleitsmann bis empor ins tirolische Hochgebirge, doch lieber in und um Nürnberg, dessen Lob er, wiederum Bewegung und Handlung statt der Schilderei aufbietend, in volleren Tönen verkündet, als der König der neulateinischen Poeten und Zecher Eobanus Hessus, der schnöde herabsieht auf den nebenbuhlenden Schuster. Dieselbe Bewegung und dieselbe Vertrautheit mit der Natur, wenn es auch in größeren, mehr didaktischen Stücken nicht ohne zoologische Naivetäten abgeht, zeigt Hans Sachs in seinen nicht mit äsopischer Knappheit, vielmehr behaglich breit vorgetragenen Thierfabeln: wie behend weiß er die Affen agiren zu lassen, wie charakteristisch stimmt er den sanften Ton des Schafes gegen den frechen des Wolfes ab. Auch seine allegorischen Figuren bieten, obwohl natürlich die vielen „engelisch geliedmasierten" Frauen einander sehr ähnlich sehen, eine Fülle feiner und grotesker Züge. Schadet der „Melancholia" der unabweisbare Gedanke an Dürer, so betrachte man den Baldanders, den Heinz Widerporst, den guten (blauen) Montag, die Fastnacht, das „greulich Thier, den Eigennutz", den Epicurus als Verkörperung des Materialismus, der sich einen Kranichhals wünscht, um recht lang zu schmecken, ein Maul wie ein Stadelthor, Elephantenzähne und einen Bauch gleich einer Bierkufe. Unser Dichter weiß, welche Neckereien unter den verschiedenen Handwerken und deutschen Stämmen umlaufen, und verwendet, allerlei Zustände zu streifen, auch das hübsche, noch heute in der Schule beliebte Motiv, daß ein Gulden seine Wanderschaft erzählt; oder er, der Schuster, will eines Morgens etwas übernächtig den Gesellen Leder zuschneiden, als die alte Roßhaut zu reden anhebt und ein Pferdeleben in auf- und absteigender Linie erzählt, mit der Bitte zum Schluß, der Meister möge aus ihr Frauenschuhe, keine Bauernstiefel machen. Hans Sachs hat seine Lust an Eulenspiegeleien, ohne die unfläthige Tücke des niedersächsischen Gesellen, an kecken Streichen fahrender Schüler, am unverwüstlichen Treiben der frummen Landsknechte bis hin zum höllischen Wirthshaus, an Lügenmärlein, in denen die spielende Phantasie aller Völker sich so gern ergeht. Da ist der „Sturm des vollen Bergs", wo die Basteien aus Hirsbrei, die Gräben aus Sülze, die Thürme aus Würsten sind, wo die Kannen der Weinschwelge als Geschosse, Schweinebraten als Hellebarden dienen, wo ein Kämpfer mit einem Schwartenmagen erstochen wird: „Und wer Lust

hat mit ihnen zu kriegen, der füg' sich ins Schlauraffenland", in das Paradies der Schlemmer und Bummler, das nun am krönenden Schlusse des ersten Folianten so ausgelassen und zugleich mit einer so ungesuchten Tendenz gegen die Faulheit geschildert wird, daß diesem berühmten Gedicht der Preis gebührt unter allen Verherrlichungen des Wunschlandes, da Milch und Honig fleußt und die Trägheit königlichen Lohn erntet. Gewiß hat auch Hans Sachs als kräftiger Sohn einer Zeit, in der selbst „das ohrenzart Frauenzimmer", mit Fischart zu reden, sehr robuste Späße vertrug, manchen Schwank recht stark gewürzt; nie jedoch verfällt er dem zotigen Cynismus oder der schmutzigen Witzelei wie seine Vorgänger und manche unsaubern Talente des 16. Jahrhunderts.

So hat das ältere Nürnberger Fastnachtspiel, das in den Wirthshäusern umlief, die übliche Schlußbitte gar nöthig, das Publicum möge ein Auge zudrücken, wenn man zu „grob gespunnen". Eine reinere Luft umfängt uns auf dem Schauplatze des Hans Sachs. Wohl verschmäht er eine Menge hergebrachter Motive und typischer Figuren nicht, wenn er unerschöpflich, nach raschem Anlauf aus halbschürigen Gesprächen heraus dringend und früh des Allerbesten fähig, seine Ehepaare und Nachbarn, Mägde, Vetteln, Pfaffen ihre Händel abwickeln läßt; aber er reinigt das übelriechende Erbe, bereichert es mit lebensfrischer Beobachtung und sprudelnder Laune, bringt neue Bewegung in die Handlung und das Spiel und erweitert durch glückliche Anleihen bei deutschen Facetisten und ausländischen Erzählern das Reich der Fastnachtmuse bedeutend. Besonders gern ging er bei Boccaccio zu Gaste, und wenn ihm die stilistische Feinheit des Florentiners fern bleiben mußte, so war es ein guter Griff, daß er den Tölpel Calandrino aus der wälschen Stadt in ein deutsches Dorf verpflanzte. Wohl erscheinen auch bei ihm die Bauern meist als grobe Knollen und dumme Dildappen, wohl meint auch er: wenn man einen Bauer in den Sack stecke, so gucke immer ein Paar Stiefel verrätherisch heraus; aber nach dem unsäglichen Schmutz seiner Vorfahren kann er fast als Retter der Landleute gelten, deren gesundes und zufriedenes Leben der Dörper des 15. Fastnachtspiels „in sumpa sumparum" gegen Edelmann und Bürger rühmt. Hans Sachs hat mannigfach seine ehrenfeste, nirgend pedantische und grämliche Ethik schwankweis vorgetragen; wie lebendig im Einzelnen und wie findig im summarischen Abschluß muthet uns sein „Narrenschneiden" an, verglichen mit der mürrischen Musterung des Brant'schen „Narrenschiffs"! Wir begreifen den großen Erfolg einer von Goethe 1777 veranstalteten Aufführung, von der noch heute die drolligen Wachsfiguren auf der großherzoglichen Bibliothek zeugen. Hans Sachs ist darin sowohl alterthümlicher als milder denn Luther, daß er Narren mit dem Kolben striegelte, wo dieser seine ungestüme Beredsamkeit des Zorns gegen höllische Laster erdröhnen ließ. So hat Hans Sachs keinen steten mörderlichen Krieg wider den „alt bösen Feind" zu führen, sondern nimmt lieber den dummen deutschen Teufel von der komischen Seite. Er macht uns nicht erbeben, sondern lachen, wenn — im Zeitalter Faust's! — bei ihm ein Kaufmann mit dem Satan einen Blutvertrag auf zehn Jahre geschlossen hat und, als die Zeit des Pactes erfüllt ist, dem Rath eines „Amice"

folgend, zwei alte Weiber zu seinem Schutz in den Laden setzt, die den Teufel hinausprügeln. Das Ganze äußerst lustig und harmlos, mit einem Witzchen gegen die armen Schwiegermütter gepfeffert. Nun ist es mehr bühnenwirksame Tradition als persönliche Meinung, wenn Hans Sachs in zahlreichen Fastnachtspielen die alten Weiber so gesalzen hinstellt und den jungen eine geringe häusliche Zucht beimißt. Er selbst war nie ein Buhler, nie ein Weiberfeind. Den einfachen Rath: „Spart eure Lieb' bis in die Eh', Habt Eine lieb, dann keine meh", hat der stattliche Mann, der uns aus Brosamer's Holzschnitt so liebenswürdig anschaut, von Herzen gesprochen. Eine lange Ehe mit seiner Kunigunde hat ihn beglückt, aber auch mit tiefer Trauer heimgesucht; denn ergreifend klingt nach manchem Ruhm und Preis seine Klage: „Welche mir gebar sieben Kind, Die all in Gott verschieden sind." Er weinte 1760 um die liebe Hausfrau — ein Jahr später aber freite er die schöne Barbara Harscher und schloß das reizende „Künstlich Frauenlob" mit dem Jubelruf: die heißt nun Barbara Sächsin!

„So wird die Liebe nimmer alt,
Und wird der Dichter nimmer kalt."

Dichterjubiläen werden am Besten durch Versenkung in die Werke gefeiert und haben überhaupt nur ein Recht, wo auch unzünftige Literaturfreunde sich dies und jenes noch vor Aug' und Herz halten. Die „Andacht liturgischer Lection" ist für Hans Sachs nicht vorbei. Rege Forschung ist ihm gewidmet. Ein würdiges Buch freilich, das gut fundirt und lesbar wäre, bleibt noch zu erwarten; aber wir wissen, wer es schreiben kann und schreiben wird. Vor der Hand hat ein Franzose uns Deutschen den Rang abgelaufen. Da die große Ausgabe des Stuttgarter literarischen Vereins, deren zuverlässige Fortführung Edmund Götze verdankt wird, nur Wenigen zugänglich sein kann, so möge, wer den guten Alten selbst hören will, zu den trefflichen und billigen Neudrucken greifen, die Götze den Schwänken und den Fastnachtspielen bereitet hat (Halle, Niemeyer). Am Traulichsten aber wirkt Hans Sachs, wenn wir einen der Folianten in gepreßtem Schweinsleder mit Schließen auf den Knieen wiegen, vorn das Bild des Greises beschauen und dann, den großen Schwabacher Lettern folgend, lustwandeln in dem „gemeinen offenen Lustgärtlein", das nach des Dichters treuherziger Versicherung Kräuter für die Kranken und süße Früchte für die Gesunden trägt.

Ostasiatische Probleme.

Von

M. von Brandt.

[Nachdruck untersagt.]

So, oder wenn man genauer übersetzen will, „Probleme des fernen Ostens" betitelt sich ein Buch, das der Unterstaatssecretär für Indien im letzten Cabinet Lord Salisbury's, der ehrenwerthe George N. Curzon, zum großen Theil nach bereits früher in der „Times" erschienenen Artikeln vor Kurzem veröffentlicht hat[1]). Herr Curzon ist kein Neuling auf politisch-literarischem Gebiet; seine Werke über Persien und Rußland in Centralasien erfreuen sich eines wohlverdienten Rufes, und auch das neueste Product seiner Feder bringt viel des Interessanten und Lehrreichen. Er hat die Länder, um die es sich in den „Problemen" handelt, Japan, Korea und China, selbst besucht und mit großem Fleiße zusammengestellt, was er auf seinen Reisen gesehen und gehört hat; aber gerade in dieser Art des Einziehens von Nachrichten liegt die Gefahr einer gewissen Oberflächlichkeit und Einseitigkeit, die auch Herr Curzon nicht ganz zu vermeiden gewußt hat. Tage oder selbst Wochen genügen nicht, um einen Einblick in das Getriebe ostasiatischer Politik und Lebensanschauungen zu gewinnen, und die Benutzung nur der eigenen Nation angehörigen Gewährsmänner führt leicht zu einer Voreingenommenheit in der Beurtheilung thatsächlicher Verhältnisse, die auch das Auge des sonst Scharfblickenden zu trüben geeignet ist. Ganz besonders einer solchen Gefahr ausgesetzt sind aber die Engländer, und je stärker in einem solchen das Gefühl nationaler Unfehlbarkeit und Ueberhebung ausgeprägt ist, desto schärfer wird auch diese Voreingenommenheit zum Ausdruck kommen. Herr Curzon ist in dieser, wie übrigens in manchen anderen Beziehungen, der typische Engländer, und das Mitglied des conservativen Cabinets unterscheidet sich bei der Beurtheilung der Gegenwart und den Forderungen für die Zukunft in nichts von dem radikalen Baronet, Sir Charles Dilke, der seine Ansichten über die Aufgaben und Ziele der englischen Politik vor wenigen Jahren (1890) in einem ähnlich betitelten Werke „Problems of Greater Britain" niedergelegt hat.

---

[1]) Problems of the Far East. Japan-Korea-China. By the Hon. George Curzon. M. P. London, Longmans. 1894.

Der Glaube an die Vortrefflichkeit der angelsächsischen Rasse und ihre historische Vorausbestimmung zur Weltherrschaft kann keinen entschiedeneren und, wenn man will, naiveren Ausdruck finden als in den Schlußworten der Vorrede zu den „Problems of the Far East". Da lesen wir: „Kein Engländer braucht der großen Macht, deren Hand über den ganzen Norden Asiens, von den Bergen des Ural bis zum Stillen Meere ausgestreckt ist, ihre glänzenden Erfolge und ihren Besitz zu mißgönnen; keiner hat eine Veranlassung, auf den neugeborenen asiatischen Eifer unseres nächsten Nachbarn in Europa neidisch zu sein; er kann dem greisenhaften Stolze Chinas und dem überströmenden Ungestüm Japans gleiche Achtung zollen. Aber er wird ersehen, daß die beste Hoffnung auf Rettung für die Schwachen und Hinsterbenden in Asien, die weisesten Lehren für die Emancipirten und Neuen, noch immer in dem überlegenen Einfluß des britischen Charakters und, wo erforderlich, unter dem Schutze britischer Herrschaft zu finden sind. Wenn es mir gelingen sollte, diese Ueberzeugung auch nur in dem geringsten Maße dem Geist meiner Landsleute in der Heimath einzuflößen, so werde ich nie die Jahre der Reisen und der Arbeit bedauern, die ich dieser mir sympathischen Aufgabe gewidmet habe."

Es ist hier nicht der Ort, die Selbsttäuschung zu beleuchten, die aus der eben angeführten, wie aus vielen anderen Stellen der „Probleme" spricht; wohl aber aus der Erklärung des Verfassers die Lehre zu ziehen, die auch für uns in derselben liegt, d. h. nicht zu vergessen, daß auch wir ein berechtigtes Interesse an der Lösung der ostasiatischen Probleme haben und selbst darüber wachen müssen, daß dieselbe in einem uns günstigen, zum Mindesten in keinem schädlichen Sinne erfolge. Um das aber zu können, müssen wir uns selbst erst über die Fragen, die vorliegen, klar werden, und dazu an der Hand eigener Erfahrung einen Beitrag zu liefern, soll in Nachstehendem versucht werden.

I.

Die Fragen, die man mit Bezug auf China von Fremden und Chinesen am Häufigsten erwähnen gehört hat, sind die Opium- und die Missionarfrage. Beide gehörten, und eine von ihnen gehört wenigstens noch, zu den offenen Schäden des chinesischen Reichs; beide sind oft und viel, absichtlich und unabsichtlich, verdunkelt und verfälscht worden, und in dem Kampf der widerstreitenden Meinungen, Wünsche und Absichten ist es schwer, die Wahrheit zu erkennen und festzuhalten. Beide, Opium und Missionare, sind von chinesischer Seite wiederholt, so z. B. durch den Prinzen Kung dem früheren englischen Gesandten, Sir Rutherford Alcock, gegenüber, zu Anfang der siebziger Jahre als die großen Uebel bezeichnet worden, an denen China kranke, und an dieser Auffassung hat sich, wenigstens was die Missionare angeht, nichts geändert, obgleich gerade dieselben eifrig bemüht gewesen sind, sich durch Bekämpfung des Opiums annehmbarer oder doch erträglicher zu machen.

Opium als Medicament und Genußmittel ist seit langer Zeit, zum Mindesten seit dem 15. Jahrhundert, in China zum Theil über Land, meistens von den Arabern eingeführt worden; es wird unter Anderem unter den Tribut-

geschenken an die Herrscher der Ming-Dynastie erwähnt, 200 Catties (1 Catty gleich ungefähr 605 Gramm) für den Kaiser und 100 für die Kaiserin. Indessen war die Einfuhr nicht bedeutend und überstieg bis 1720 nicht zweihundert Kisten jährlich, auf die drei Taels per Kiste Zoll entrichtet werden mußten. Kurz vor dieser Zeit, gegen Anfang des 18. Jahrhunderts, haben Chinesen aus Java die Gewohnheit des Opiumrauchens nach Formosa gebracht, ohne daß die Unsitte weiter um sich gegriffen zu haben scheint. Wenigstens bezieht sich ein von dem Kaiser Yung chêng im Jahre 1729 gegen das Opiumrauchen erlassenes Verbot nur auf diese Insel. Das kaiserliche Edict muß ziemlich erfolglos geblieben sein, denn Barrow und Staunton erwähnen aus dem Jahre 1793, daß der Gebrauch des Opiums stetig, wenn auch hauptsächlich unter den besseren Classen, zugenommen habe. Viel zu der schnellen Verbreitung dieser Art des Opiumgenusses mag beigetragen haben, daß die Einführung von Opium und Tabak fast gleichzeitig erfolgte und der letztere vielfach mit wohlriechenden Essenzen und kleinen Quantitäten Opium vermischt geraucht wurde. Die ersten Opiumpfeifen waren einfache Rohre, die mit Kokosnussfasern, Tabak und Opium gestopft wurden; die heutige Form ist neueren Ursprungs, der aufgesetzte Kopf soll der Mohnblume nachgebildet sein.

Im Jahre 1796 erließ der Kaiser Kiaking ein neueres Edict, durch welches die Einfuhr von Opium überhaupt verboten und dasselbe aus der Liste der zollpflichtigen Artikel gestrichen wurde. Dieses Verbot hatte aber nur den Erfolg, daß der Handel ein heimlicher wurde und der Preis der Drogue dem entsprechend stieg, während auch der Verbrauch zunahm. Im Jahre 1820 wurden ungefähr 4000, sechs Jahre später schon 20000 Kisten eingeführt, und die gegen den Schmuggelhandel ergriffenen Maßregeln der Behörden in Canton erwiesen sich als wirkungslos, da die Commandanten der Zollkreuzer mit den fremden Schiffen gemeinschaftliche Sache machten und das Opium gegen eine bestimmte Abgabe passiren ließen oder sich wohl gar selbst an dem Verkauf betheiligten, so daß die Einfuhr zu Anfang der dreißiger Jahre dieses Jahrhunderts auf 40—50000 Kisten geschätzt wurde.

Dieser Zustand erregte in immer höherem Maße die Besorgnisse der hauptstädtischen Behörden. Der Grundsatz, welcher dem Handel mit dem Auslande ursprünglich zu Grunde gelegen hatte, war gewesen, daß kein Silber ausgeführt, sondern nur Waaren gegen Waaren ausgetauscht werden durften. Allmälig und ganz besonders in Folge der Einfuhr von Opium war dieses Princip immer mehr und mehr in Vergessenheit gerathen und die Handelsbilanz gestaltete sich von Jahr zu Jahr ungünstiger für China. Ein im Jahre 1836 von einem Director des Opferamts gemachter Vorschlag, die Drogue wie früher mit einem Eingangszoll zu belegen, den Ankauf aber nur im Umtausch gegen Landesproducte zu gestatten, wurde verworfen, dagegen ein 1838 von dem Director des Ceremonien-Amts, Hwang Tsioh-tsze, auf gänzliche Unterdrückung des Opiumhandels abzielender Antrag den höchsten Provinzialbeamten zur Begutachtung vorgelegt.

Hwang bezeichnete den immer zunehmenden Verbrauch von Opium als die Veranlassung zu allen Leiden China's. Silber, und ebenso Dollars, würden

immer seltener und theuerer, der Werth des Taels sei von 1000 auf 1600 Cash gestiegen, die Staatseinkünfte geriethen in Verwirrung, Unterschleife seien an der Tagesordnung und der Handel sei desorganisirt. Die Engländer ruinirten die Körper und das Vermögen der Chinesen und die schärfsten Maßregeln, die Todesstrafe gegen alle Uebertreter, müßten ergriffen werden, um dem überhandnehmenden Uebel zu steuern. — Der Beamte, der sich in seiner Berichterstattung über die Denkschrift Hwang's am schärfsten in diesem Sinne ausgesprochen, der General-Gouverneur von Hu-kwang, Lin Tsê-sü, wurde mit der Durchführung der erforderlichen Maßregeln betraut, zum General-Gouverneur der beiden Kwangs ernannt und nach Canton geschickt.

Lin's Vorgehen, das ebenso sehr auf die „Zähmung der Barbaren" überhaupt als gegen den Opiumhandel gerichtet war, und das selbst von Hia Sieh, dem Verfasser eines Werkes über die chinesischen und westlichen Beziehungen aus den sechziger Jahren, als übereilt und falsch bezeichnet wird, führte zu dem durch den Frieden von Nanking im August 1842 beendigten Kriege; die chinesische Regierung mußte für das im März 1839 gewaltsam weggenommene und verbrannte Opium eine Entschädigung von sechs Millionen Dollars (damals dreißig Millionen Mark) zahlen, aber bei den Friedensverhandlungen wurde merkwürdiger Weise des Opiumhandels sonst gar keine Erwähnung gethan, wie der chinesische Autor schreibt, „weil unsere Staatsmänner sich fürchteten, die Frage des Verbots der Opiumeinfuhr wieder anzuregen und auf der anderen Seite auch nicht die Einfuhr sanctioniren wollten". — Das Ergebniß dieser eigenthümlichen Politik war, daß Opium während längerer Zeit überhaupt zollfrei einging und der Verbrauch sehr zunahm, bis die Behörden sich entschlossen, für bestimmte Zwecke, wie die Reorganisation der Armee, Abgaben davon zu erheben, die allmälig von 24 bis auf 48 Dollars für die Kiste stiegen. — Nach dem Kriege von 1858, der mit der Opiumfrage selbst nichts zu thun hatte, wurde bei den Verhandlungen über den einzuführenden Tarif von den chinesischen Bevollmächtigten selbst, ohne irgend welchen Druck oder auch nur Anregung von Seiten der englischen Unterhändler, wie trotz aller gegentheiligen Behauptungen der Antiopium-Gesellschaft unzweifelhaft feststeht, die Aufnahme von Opium in den Tarif beantragt, freilich nicht unter seinem alten chinesischen Namen „yap'ien", sondern unter dem neuen, verschämteren „fremde Drogue", und der Kaiser hob alle das Opiumrauchen betreffenden Verbote auf mit Ausnahme der auf Beamten, Soldaten und Eunuchen bezüglichen, welche in Kraft blieben.

Die Auferlegung eines festen Zolls auf Opium machte indessen den Schwierigkeiten, welche die Einfuhr dieses Artikels mit sich brachte, kein Ende; die Besteuerung desselben, sowie er in den inländischen Verkehr überging, blieb in den Händen der Localbehörden und unterlag damit allen den Schwankungen und Unregelmäßigkeiten, welche sich aus den wechselnden Bedürfnissen derselben wie aus der Habsucht und Bestechlichkeit der einzelnen Persönlichkeiten ergaben. — So kam es, daß ein großer Theil des Inlandzolles statt in die öffentlichen Kassen in die Taschen der Beamten floß, während zu gleicher Zeit der Schmuggelhandel von Hongkong aus nach dem

Festlande wie von den geöffneten Häfen nach dem Inlande sich immer reger entwickelte.

Um diesen Zuständen und den fortwährenden Klagen der chinesischen Regierung ein Ende zu machen, wurde in der nach der Ermordung Margary's und aus Veranlassung derselben 1876 abgeschlossenen sogenannten Chefoo-Convention von englischer Seite das Zugeständniß gemacht, daß importirtes Opium unter Zollverschluß niedergelegt und nur nach gleichzeitiger Entrichtung des Einfuhrzolles und der Likin (Inland)-Abgabe, der ersteren durch den Importeur, der letzteren durch den chinesischen Käufer in den Verkehr übergehen solle; die Bestimmung der Höhe der Inlandabgabe wurde den Provinzialbehörden überlassen.

Dieser Artikel der Chefoo-Convention wurde, wie eine Anzahl anderer derselben, Seitens der englischen Regierung nicht ratificirt und, freilich erst im Jahre 1885, durch das zwischen Lord Salisbury und dem damaligen chinesischen Gesandten in London, Marquis Tsêng, abgeschlossene Abkommen ersetzt, welches das Princip des Zollverschlusses für Opium und die gleichmäßige Entrichtung von Zoll und Likin festhielt, aber bestimmte, daß der erstere 30 Taels und das letztere nicht über 80 Taels pro Sicul (60,5 Kil) betragen dürfe.

Im Anschluß an diese Vereinbarung wurden dann Abkommen mit Hongkong und Macao getroffen, durch welche den chinesischen Zollbehörden gestattet wurde, an diesen beiden Plätzen Zollämter einzurichten und Maßregeln zur Verhütung des Schmuggelhandels zu treffen, während gleichzeitig die Erhebung des Likin in den geöffneten Häfen von den chinesischen Zollämtern auf die von Fremden geleiteten Seezollämter überging. Diese letzte Anordnung ebenso wie die später eingeführte gleichmäßige Besteuerung des einheimischen Opiums sind in den jahrelangen Bemühungen des General-Inspectors der chinesischen Seezölle, Sir Robert Hart, zu danken, der so der chinesischen Regierung eine neue, sehr erhebliche Einnahmequelle gesichert hat.

Die vorstehende, streng historische Darstellung wird jedem Unvoreingenommenen die Richtigkeit der von Hia Sieh ausgesprochenen Ansicht beweisen, daß, „wenn auch die Fremden das Uebel nach China gebracht, es doch China gewesen sei, welches ihm das Thor geöffnet, da es sein Begehren nach demselben gesteigert habe."

Die Einfuhr von Opium nach China hat in den letzten dreißig Jahren, einige Schwankungen abgerechnet, zwischen 60 und 70 000 Piculs betragen; die niedrigste Einfuhr war die von 1869 mit 53 413 Piculs, die höchste 1888 mit 82 612 Piculs; diese letztere ausnahmsweise hohe Ziffer war auf das Bestreben der Importeure zurückzuführen, die Zeit vor dem Inkrafttreten der Convention von 1885 zu benutzen, wobei ihnen die chinesischen Behörden der einzelnen Häfen durch Herabsetzung der Likinabgabe eifrigst Vorschub leisteten.

Der Werth des 1892 eingeführten fremden Opiums, 70 782 Piculs, betrug 27 418 152 Taels, d. h. annähernd die Summe, um die der Ausfuhrhandel China's geringer als der Einfuhrhandel ist, die 102½ resp. 135 Millionen Taels repräsentiren. Die Einnahmen der Regierung aus Opium be-

liefen sich in demselben Jahre auf 2123000 Taels an Zoll und 5667000 Taels an Likin, d. h. gemeinsam auf 7790000 Taels, die trotz des niedrigen Silbercurses immer noch über 30 Millionen Mark darstellen.

Den Gebrauch, den die Chinesen vom Opiumrauchen machen, ist ein vielfacher und erklärt bis zu einem gewissen Grade die schnelle Verbreitung, die es gefunden hat und noch findet. Es dient als Genußmittel und Aphrodisiacum, als Stimulans, als Schutzmittel und als Medicin. Als Letztere hauptsächlich gegen Lungenleiden und damit verbundene Blutungen, als Prophylacticum gegen Fieber und Dysenterie in Gegenden, in welchen Malaria herrscht. Dies kann kaum Wunder nehmen, da dieselben Ursachen z. B. in England große Theile der Fabrikbevölkerung dazu geführt haben, sich dem Genuß von Opium in flüssigen Lösungen zu ergeben. Als geistiges Stimulans wird es von Gelehrten, Beamten und Kaufleuten, als körperliches von der hart arbeitenden Bootbevölkerung besonders auf dem oberen Laufe des Yangtsze, von den Schiffsziehern, Lastträgern und einem großen Theile der Landbevölkerung, von der letzteren hauptsächlich in Szechuen gebraucht, als Genußmittel von vielen Personen beiderlei Geschlechts der wohlhabenderen Classen, von Beamten und Soldaten und der großen Masse der Nichtsnutze und Tagediebe, die sich in jedem Lande und unter jedem Volke finden; für diese dient es auch als Aphrodisiacum, und aus ihnen stammen gewöhnlich die abschreckenden Beispiele körperlicher und geistiger Verkommenheit, die dem in China eintreffenden Fremden in den Opiumhöhlen gezeigt werden. Daß Opium immer schädlich wirkt oder wirken kann, soll unbestritten bleiben; aber sind wir nicht auch dahin gekommen, den Alkohol als Völkergift zu bezeichnen und die absolute Schädlichkeit desselben zu behaupten? Und ebenso wenig wie auf lange hinaus die Wahrscheinlichkeit vorhanden ist, daß die an alkoholische Getränke gewöhnten Völker denselben, andere dem Tabak, der Coca, dem Haschisch, dem Betel oder dem Mate entsagen werden, ebenso wenig wird der Chinese dem Opiumrauchen entsagen, es sei denn, daß der Genuß und die Stärkung, die ihm dadurch geboten, auf andere Weise ersetzt oder überflüssig gemacht werden. Letzteres aber dürfte wie beim Alkohol für die große Masse der Bevölkerung nur dann möglich sein, wenn die Nahrung derselben kräftiger würde. Daran ist aber in China für den Augenblick und voraussichtlich noch auf lange hinaus nicht zu denken, da die Bevölkerung selbst zu arm ist und bei der Regierung das Verständniß dafür fehlt.

Ueber die Schädlichkeit des Opiumrauchens ist viel gestritten worden; jedenfalls ist diese Art des Genusses eine viel weniger schädliche als das Essen oder Trinken von Opium oder die Einspritzungen von Morphium. Beim Rauchen, namentlich der besseren indischen Sorten, gehen nur wenige der schädlichen Bestandtheile, welche das Opium enthält, in den Körper über, und Jeder, der längere Zeit in China gelebt hat, wird unter Bekannten und Dienern Leute gekannt haben, die zehn, zwanzig und mehr Jahre starke Opiumraucher gewesen waren, ohne daß ihre geistigen oder körperlichen Kräfte darunter gelitten hätten. Jedenfalls ist das Opium nicht die Ursache so vieler Verbrechen wie der Alkohol; der Raucher wird vielleicht stehlen oder betrügen, um sich das

Geld für den ihm unentbehrlich gewordenen Genuß zu verschaffen, aber dem so weit gesunkenen Opiumraucher fehlt es an der körperlichen wie an der geistigen Kraft zur Begehung eines Verbrechens, denn der Opiumrausch bringt Ermüdung und Erschlaffung, nicht Aufregung und Ueberreizung hervor.

Niemand wird in Abrede stellen, daß die Thätigkeit der Missionare, so lange dieselben, Jeder in seinem Kreise, gegen den Gebrauch des Opiums wirken, eine segensreiche sein kann und vielfach auch unzweifelhaft gewesen ist; aber die öffentliche Agitation der protestantischen Missionare, namentlich der englischen, gegen den Opiumhandel ist weit entfernt davon, gute Früchte getragen zu haben. Die oft mit Entstellung der Thatsachen gegen die eigene Regierung geführte Polemik hat nur der fremdenfeindlichen Partei in China einen Vorwand und ein Thema für weitere Aufhetzungen gegeben, und wenn England und den Engländern heute durch die große Menge mehr, als sie es verdienen, die Schuld an der Einführung und Verbreitung des Opiumrauchens zugeschrieben wird, so können sie sich dafür bei den Missionaren ihrer eigenen Nationalität bedanken. Einen praktischen Erfolg haben die Missionare allerdings aufzuweisen und der ist, daß nach dem, im Wesentlichen der Einwirkung von Exeter Hall zuzuschreibenden Abschluß der Convention von 1885 der Anbau von Opium in ganz China legalisirt worden ist und in einer Weise zugenommen hat, daß jetzt die Production des Inlandes weit, vielleicht zwei oder drei Mal die von Indien eingeführten Mengen übersteigt. Zwar suchen sich die Missionare über diesen Erfolg ihrer Agitation mit der Hoffnung zu trösten, daß das chinesische Product das indische bald ganz verdrängen und die chinesische Regierung dann im Stande sein werde, auch den Anbau im Innern wieder zu unterdrücken; aber abgesehen davon, daß sich auch diese Annahme als irrthümlich erweisen dürfte, ist es doch immer ein gewagtes Spiel, den Teufel durch Beelzebub vertreiben zu wollen.

Auch in anderer Beziehung haben die protestantischen Missionare in der Bekämpfung des Opiumrauchens keine glückliche Hand gehabt. Bei der 1890 in Shanghai stattgefundenen Missionarconferenz erklärte Dr. Boone aus Shanghai als Bevollmächtigter der „Medical Missionary Association of China", daß mit dem Verkauf von sogenannten Anti-Opiumpillen, welche Morphium oder andere Opiumpräparate enthielten, der gröbste Mißbrauch getrieben würde. Ein großer Handel in solchen Pillen oder Pulvern sei in China entstanden und wachse täglich; in einigen Theilen des Landes seien es die eingeborenen Christen und Prediger, welche diese Mittel verkauften, in erster Linie allerdings mit dem Wunsche, das Opiumrauchen zu unterdrücken; bald aber hätten sie gefunden, daß bei dem Geschäft Geld zu verdienen sei. „Mir ist von Canton, Amoy und Swatow auf das Bestimmteste versichert worden," fährt Dr. Boone fort, „daß die eingeborenen Christen durch die Gewohnheit, Geld aus dem Verkauf dieser Medicamente zu erzielen und sich zu bereichern, verdorben würden und daß sie ihren ersten Zweck, den Opiumraucher zu heilen, ganz aus dem Gesicht verloren hätten. Ich bin ferner auf glaubwürdige Weise benachrichtigt worden, daß in Südchina Morphium unter dem Namen „Jesusopium" bekannt ist, und daß die Christen als die Verbreiter dieser Sitte (des Opiumessens) angesehen werden."

Andere Missionar-Aerzte aus Swatow, Hangchow und Canton bestätigten die Erklärung Dr. Boone's mit dem Zusatz, daß das Morphiumessen und, wiewohl seltener, der Gebrauch subcutaner Einspritzungen auch in den am Yangtsze und nördlich an demselben gelegenen Provinzen in bedenklicher Weise um sich greife; daß in einer Anzahl von Missionen und von Missionaren, die sich des Schadens, den sie verursachten, nicht bewußt seien, sowie von eingeborenen Christen diese Morphiumpillen und -Pulver verkauft würden. Morphiumessen sei aber schlimmer als Opiumrauchen! —

Die Versammlung beschloß auf den Antrag eines zu dem Zweck ernannten Comités, alle Missionare aufzufordern, so weit als möglich den Verkauf von Morphium enthaltenden Anti-Opium-Mitteln zu verhindern; gewiß eine lobenswerthe Maßregel, die vielleicht aber zu spät kommen dürfte, um den Schaden wieder gut zu machen, der von wohlmeinenden, aber unwissenden Leuten begangen worden ist.

Eine politische Bedeutung wird die Opiumfrage und die auf dieselbe bezügliche Agitation in Zukunft voraussichtlich mehr für England als für China haben, da die auf das Drängen der Anti-Opium-Gesellschaft vorgenommenen Erhebungen in Indien dort sehr viel böses Blut gemacht und ein ganzes oder theilweises Verbot des Anbaues die materiellen Interessen der ackerbauenden Bevölkerung wie auch der einheimischen Fürsten schwer schädigen würde. Eine solche Maßregel würde außerdem nur den Erfolg haben, nicht den Verbrauch herabzusetzen, sondern die Bezugsquellen zu verändern, wie denn der Ausfall, den die Seitens der indischen Regierung vorgenommene Verminderung der zur Auction gebrachten Quantität bengalischen Opiums zur Folge gehabt hat, einerseits durch die Mehrproduction an chinesischem, andererseits durch die Zunahme in der Einfuhr von persischem Opium (im Handel türkischer genannt), mehr als ausgeglichen worden ist.

II.

Während die Opiumfrage so, wenigstens für China, ihre acute Form verloren und vom politischen Gebiet ganz oder zum größten Theil auf das national-ökonomische übergegangen ist, wird die Missionarfrage von Tag zu Tag eine brennendere und muß und wird in nicht zu langer Zeit ein Eingreifen der chinesischen Regierung, wie der betheiligten fremden Mächte nothwendig machen.

Das Vorwärtsdrängen der Missionare und der immer mehr die Form gewaltsamer Ausschreitungen annehmende Widerstand der chinesischen Bevölkerung gegen die ihr aufgezwungenen Segnungen der christlichen Propaganda sind Symptome, die nicht länger übersehen werden dürfen, wenn China und die Vertragsmächte sich nicht eines Tages einer Katastrophe gegenüber befinden wollen, deren Bedeutung und Tragweite sich kaum übersehen lassen, aber jeden Freund wahrer Cultur und Gesittung mit ernster Besorgniß erfüllen müssen.

Römisch- und griechisch-katholische und protestantische Missionare sind zu verschiedenen Zeiten in China thätig gewesen und sind es noch. — Am wenigsten Bedeutung besitzt, vom religiösen wie vom politischen Gesichtspunkt

aus, die griechisch-katholische Mission. Als nach der Eroberung und Zerstörung Albazin's am Amur 1689 die dort gefangenen Russen nach Peking gebracht und als „russische Centurie" einem Banner einverleibt und in einem besonderen Quartier der Stadt angesiedelt wurden, gestattete der Kaiser ihnen, ihren Gottesdienst frei auszuüben und gab ihnen zu dem Zweck sogar einen buddhistischen Tempel, aus welchem er die Götzen hatte entfernen lassen. Der Erzbischof von Tobolsk, der hiervon Kenntniß erhielt, sandte die erforderlichen kirchlichen Geräthe und empfahl den Albazinern, bei dem Gottesdienst für den Bogdokhan, die russische Bezeichnung für den Kaiser von China, als den Beschützer ihres Glaubens zu beten.

Seit 1716 steht ein Archimandrit an der Spitze dieser gewöhnlich aus zwei bis drei Mönchen bestehenden Mission, deren Thätigkeit sich fast ausschließlich auf die Seelsorge der aus der Ehe mit chinesischen Frauen stammenden Nachkommen der russischen Gefangenen, vierzehn bis fünfzehn Familien mit ungefähr hundertundsechzig Seelen, und von vielleicht zweihundertfünfzig anderen Christen beschränkt, von denen fünfzig in einem kleinen Dorfe in der Nähe von Peking wohnen, wo sie zu Anfang der siebziger Jahre dieses Jahrhunderts durch den Pater Isaï bekehrt worden sind. Größere Erfolge hat die Mission auf wissenschaftlichem Gebiete aufzuweisen gehabt; die Namen der Archimandriten Hyacinth (Bitschurin) und Palladius, wie auch der aus der früher mit der geistlichen Mission verbundenen Dolmetscherschule hervorgegangenen Gelehrten Wassilyeff, Tatarinow, Bunge und Gashkewicz sind weit, und mit Recht, bekannt.

Bis zum Jahre 1860 stand die Mission unter dem Asiatischen Departement, seit dieser Zeit direct unter dem heiligen Synod. Der Abwesenheit aller propagandistischen Bestrebungen hat die russische Mission es zu verdanken gehabt, daß sie im Großen und Ganzen von allen Verfolgungen verschont geblieben ist, und auch als der letzte katholische Missionar 1823 aus Peking verwiesen wurde, unbehelligt blieb. Auch in der Neuzeit hat sie, im Gegensatz zu der griechisch-katholischen Mission in Japan, wo der Pater, spätere Bischof Nicolas Kassatkine seit 1870 viele Tausende von Bekehrungen und die Gründung von nahe an zweihundert Gemeinden zu verzeichnen hatte, sich jeder Propaganda enthalten.

Aelter als die griechisch-katholische ist die römisch-katholische Missionsthätigkeit in China. Wenn man den Angaben des 781 errichteten, 1625 in Singanfu wieder aufgefundenen berühmten Denkmals Glauben schenken darf, würde der erste nestorianische Missionar China schon 635 erreicht haben. Den Nestorianern scheint, trotz mancher Verfolgungen, denen sie als „fremde Priester aus Tatsin" (Syrien) zugleich mit persischen Magiern und eingeborenen Buddhisten und Taoisten ausgesetzt waren, das Glück gelächelt zu haben; ganz besonderen Einfluß gewannen sie aber unter den Herrschern der Mongolen-Dynastie (1206—1367), von welchen sie sogar einige zum Christenthum bekehrt haben wollten; jedenfalls findet man in den Berichten gleichzeitiger Reisenden häufig die Erwähnung nestorianischer Kirchen, Priester und dieser Secte angehöriger, in mongolischen Diensten stehender Beamten. In diesen Beziehungen

zu der mongolischen Dynastie mag auch die Veranlassung gelegen haben, daß die Nestorianer in den Sturz derselben verwickelt wurden. Seit der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts sind sie aus China verschwunden, ohne daß andere Spuren ihrer Thätigkeit übrig geblieben wären, als das Denkmal in Singanfu und einige Stellen in fremden und chinesischen Autoren.

Zur Zeit der Mongolen-Dynastie kamen auch die ersten rechtgläubigen katholischen Priester nach China, freilich zuerst nicht als Missionare, sondern als päpstliche und königliche Gesandte. Der Siegeszug der Mongolen durch Asien und ihre Bedrohung Europa's veranlaßten den Papst Innocenz IV., 1240 von Lyon aus, wo ein Concil versammelt war, Gesandte an Baitu und den Groß-Chan zu schicken, ein Beispiel, dem bald darauf König Ludwig IX., der Heilige, von Frankreich, von Cypern aus folgte. Die ganze zweite Hälfte des 13. Jahrhunderts ist mit Verhandlungen zwischen den Dschingisiden, wie sie Ranke sehr treffend nennt, und dem christlichen Europa angefüllt. Während die ersteren anfänglich einen sehr hohen Ton annahmen und die Unterwerfung des Papstes und der Fürsten unter ihre Oberhoheit verlangten, gewann das Bedürfniß nach einer Verständigung mit den christlichen Mächten gegenüber dem gemeinsamen Feinde, den Saracenen, allmälig die Oberhand, so daß die späteren Annäherungsversuche meistens von den mongolischen Fürsten ausgingen. Auf christlicher Seite fehlte es an dem politischen Verständniß und namentlich an der politischen Einigkeit, welche eine über schöne Redensarten hinausgehende Verständigung mit den Mongolen ermöglicht haben würde, und die Päpste, die sich am Eifrigsten zeigten, legten größeren Werth auf die Bekehrung der Mongolen, als auf ein politisches Zusammengehen. Es macht einen fast komischen Eindruck, wenn Arghun-Chan von Persien verspricht, nach der mit gemeinsamen Kräften ins Werk zu setzenden Eroberung von Jerusalem, den christlichen Glauben anzunehmen, und Papst Nicolas IV. ihm empfiehlt, dies lieber vorher zu thun, da eine solche Handlungsweise nicht verfehlen könne, ihm den Schutz des Himmels zu verschaffen und also die beabsichtigte Eroberung zu erleichtern.

Bei den Verhandlungen, in welche die verschiedenartigsten Fragen, die Interessen der einzelnen christlichen Staaten, die Kämpfe zwischen Guelfen und Ghibellinen und die Versuche einer Verständigung zwischen der römischen und griechischen Kirche hineinspielten und die neben den Päpsten und Fürsten bald von Mönchen, wie Anselm, Plano Carpini und Rubruk oder den christlichen Gemahlinnen mongolischer Fürsten, aus dem Geschlecht der Palaeologen und der armenischen Könige, bald von Abenteurern, im guten Sinne, wie die Vasalli, Buscarell und die Polo geführt wurden, war es keiner der Hauptpersonen Ernst mit dem, was der anderen Partei zumeist am Herzen lag; der Papst wollte die Bekehrung des Groß-Chans und gebrauchte die politische Frage nur zu diesem Zweck, während für die Kaiser von China und die Herrscher der anderen mongolischen Reiche ihre mögliche Bekehrung nur eine Vorspiegelung war, mit der sie den Papst und die christlichen Fürsten zu täuschen und zu gewinnen hofften. So blieben die Verhandlungen nach jeder Richtung hin erfolglos, und es war schließlich dem Glaubenseifer und der Aufopferung der

geistlichen, in Hochasien und China thätigen Sendboten, namentlich der von Innocenz IV. 1252 aus Franciskanern und Dominikanern organisirten „Societas fratrum peregrinantium propter Christum“ zu verdanken, daß die katholische Missionsthätigkeit in China eine bestimmte Form annahm. Der thätigste dieser Sendboten, der Franciskaner Johann von Monte Corvino, der, 1289 nach China geschickt, Khanbalik (Peking) 1292 erreicht und dort elf Jahre allein gewirkt hatte, wurde 1307 von Papst Clemens V. zum Erzbischof von Peking ernannt, während zugleich zu seiner Unterstützung sieben Suffraganbischöfe hinausgesandt wurden. Unter ihm und seinem Nachfolger, dem 1325 ernannten Franciskaner Nicolas, früher Professor an der Universität von Paris, befand sich die Mission in blühendem Zustande; die Zahl der Bekehrungen nahm täglich zu, neue Gemeinden entstanden überall, und der Kaiser ließ keine Gelegenheit vorbeigehen, den Missionaren sein Wohlwollen zu bezeigen. Aber alle diese Erfolge verschwanden wenige Jahre später, als wenn sie nie gewesen wären. Mit dem Sturze und der Vertreibung der Mongolen und der Erhebung der neuen nationalen Dynastie der Ming verlor die katholische Mission die Grundbedingungen ihres Bestehens, den Schutz der Regierung und den Zusammenhang mit Europa. Zwar versuchte Urban V. diesem letzteren Uebelstande in 1370 durch die Ernennung und Entsendung eines neuen Erzbischofs, eines päpstlichen Legaten und einiger achtzig Geistlichen nach Peking abzuhelfen, aber von keinem dieser Sendboten lief je wieder eine Nachricht ein, und das Werk der rechtgläubigen Katholiken ging ebenso spurlos unter, wie das ihrer Gegner und Zeit- und Schicksalsgenossen, der Nestorianer.

Erst beinahe zwei Jahrhunderte später wurde der Versuch zur Bekehrung China's erneuert. Zwar starb der heilige Franz Xaver 1552 auf der Insel Sancian ohne das Festland erreicht zu haben, aber der italienische Jesuit Alexander Valignani, der bei einer Visitationsreise Macao besucht hatte, vermochte es, den Provinzial von Indien zu veranlassen, 1579 zwei Jesuiten, Michael Ruggiero und Matthias Ricci, nach China zu entsenden, denen es gelang, über Macao Canton zu erreichen und dort festen Fuß zu fassen. Trotz vieler Schwierigkeiten und mancher Verfolgungen wurden in Kwangtung und Kwangsi und später in Nanking Stationen errichtet und nicht unbedeutende Erfolge erzielt. Das Mittel, dessen sich die Missionare bedienten, um Zutritt zu den hohen Beamten und deren Wohlwollen zu erlangen, war: die Neugierde derselben durch europäische mechanische Kunstwerke, Uhren, Glockenspiele u. s. w., zu erregen und sich dann durch die Nothwendigkeit, diese Spielereien in Ordnung zu halten, unentbehrlich zu machen. Auf diese Weise gelang es auch Ricci, einen in Nanking befindlichen Eunuchen des Kaisers zu gewinnen und von demselben die Erlaubniß zu erhalten, ihn nach Peking zu begleiten, wo er nach vielem Aufenthalt und manchen Fährlichkeiten 1601 anlangte und von dem in Haremsleben und Vergnügungen versunkenen Kaiser Wan-li mit Interesse und Wohlwollen, als eine neue Zerstreuung, empfangen wurde. In die Streitigkeiten zwischen den hohen Staatsbeamten und Eunuchen, als Schützling der letzteren, verwickelt, wußte Ricci die unbequemen Freunde abzuschütteln und sich auch die Achtung und Unterstützung der höchsten Würden-

träger zu sichern. Als er 1610 starb, wurde er allgemein betrauert und der jetzt noch in Peking als der portugiesische Kirchhof bekannte Begräbnißplatz für seine letzte Ruhestätte angewiesen. Er liegt dort unter einem chinesischen Denkstein, vor dem sich eine steinerne Tafel mit ebensolchen Opfergefäßen befindet. Pater Ricci war stets der Meinung gewesen, daß die Ansichten der Chinesen möglichst geschont und im Anschluß an dieselben ihre Bekehrung versucht werden müsse; sein von ihm selbst bestellter Nachfolger Nicolas Longobardi theilte diese Auffassung durchaus nicht und legte damit den Keim zu den Streitigkeiten, die später den Jesuiten und mit ihnen der ganzen christlichen Missionsthätigkeit in China so verderblich wurden. Bald sollte es sich trotz der anscheinend günstigen Erfolge zeigen, daß der Haß der Literaten und Beamten gegen die fremden Neuerer nicht ruhe, und 1616 erging von Peking, auf den Antrag der Behörden in Nanking, der Befehl, alle Missionare zu verhaften und ins Gefängniß zu werfen; selbst die in Peking im Astronomischen Amt Angestellten wurden von dieser Maßregel nicht ausgenommen. Indessen nahm die Verfolgung nur in Peking und Nanking einen acuten Charakter an, an allen anderen Plätzen fanden die Jesuiten willige Aufnahme und Schutz. Bald auch veranlaßten die immerwährenden Einfälle der Mandschus den neuen Kaiser Tien Ki (Wan-li war 1620 gestorben, sein Nachfolger Tai-Chang vier Monate später), die Missionare zurückzurufen, „um ihm Rath über die Art und Weise, wie man die Mandschus bekriegen könne, zu geben und Kanonen zu gießen, was sie besonders gut verständen". Die nächsten Jahrzehnte waren glückliche für die Mission, die 1627 in sieben Provinzen des Reichs, Kiangsi, Che-kiang, Kiang-nan, Shan-tung, Shan-si-Shensi und Chili 13 000 und zehn Jahre später mehr als 40 000 Bekehrte zählte. Auch der Sturz der Ming-Dynastie 1643, die Besetzung Pekings durch den Rebellen Li-Tsze-ching und die bald darauf erfolgte Einnahme der Stadt durch die Mandschus änderten daran nichts, und der damalige Chef der Mission, Adam Schall aus Cöln, wurde von dem jungen Kaiser Shunchi 1645 zum Präsidenten des Astronomischen Amtes ernannt. Shunchi blieb Schall bis zu seinem 1661 erfolgten Tode gewogen und ertheilte u. A. drei Generationen seiner Vorfahren den ersten Rang. Es ist vielleicht nicht ohne Interesse, daran zu erinnern, daß dieselbe Auszeichnung vor wenigen Jahren dem verdienten Generalinspector der Seezölle, Sir Robert Hart, zu Theil geworden ist. Bei dem Begräbniß Shunchi's wie bei dem einer vor ihm gestorbenen, von ihm sehr geliebten Concubine, der nach ihrem Tode der Titel als Kaiserin verliehen worden war, fanden zum letzten Male die durch die mandschurische Sitte vorgeschriebenen Menschenopfer und Selbstentleibungen von Freunden und Dienern statt.

Der Nachfolger Shunchi's war der damals achtjährige, später so berühmt gewordene Kaiser Kang-hi, während dessen einundsechzigjähriger Regierung allen Anstrengungen der Missionare zum Trotz und ungeachtet mancher Schwankungen zu ihren Gunsten die Aussichten der katholischen Mission sich, durch eigene Schuld, sehr verschlechterten. Gleich zu Anfang der Regierung des minderjährigen Kaisers griffen die Regenten zu den schärfsten Maßregeln gegen

die Missionare; der alte ehrwürdige, vom Schlage gerührte Schall und sein Stellvertreter Verbiest wurden mit den anderen Missionaren zusammen ins Gefängniß geworfen, der Erstere zum Tode, der Letztere zur Verbannung verurtheilt, und es war nur einem heftigen, nach der Verurtheilung Schall's stattgehabten Erdbeben zu verdanken, daß das gegen ihn ausgesprochene Urtheil nicht zur Ausführung kam. Nach der Uebernahme der Regierung durch den Kaiser besserte sich die Lage der Missionare, besonders da in dem Reichskalender durch die Unfähigkeit der chinesischen Astronomen vorgekommene Fehler nur durch die Europäer richtig gestellt werden konnten. Im Jahre 1671 wurde das Verbannungsdecret gegen die Missionare zurückgenommen, was wohl hauptsächlich auf das persönliche Wohlwollen des Kaisers zurückgeführt werden dürfte, der sich lebhaft für europäische Wissenschaft, namentlich Mathematik, interessirte und es liebte, sich mit den Missionaren darüber zu unterhalten. Die Erhebung Wu-sankwei's in Yünnan und Szechuen gegen die Mandschus 1673 gab Verbiest eine neue Gelegenheit, sich dem Kaiser nützlich zu erweisen, indem er auf den Wunsch desselben eine Anzahl Geschütze goß, die wesentlich zur Unterdrückung des Aufstandes beitrugen. Die Stellung der Missionare in Peking wurde dadurch so einflußreich, daß, als die Provinzialbehörden von Chekiang 1691 die in der Provinz ansässigen fremden Geistlichen und eingeborenen Christen zu verfolgen begannen, der Kaiser 1692 auf ihre Bitte ein Edict erließ, durch das die Duldung des christlichen Glaubens aufs Neue bestätigt wurde. — Inzwischen begann bei den Missionsbestrebungen das politische Element stärker in den Vordergrund zu treten. Durch päpstliche Entscheidung war das geistliche Patronat in Indien, zu dem auch China gerechnet wurde, der Krone Portugal übertragen worden. Mit der steigenden Macht und dem wachsenden Ehrgeize Frankreichs schien dieses Portugal ertheilte Monopol unvereinbar, und bald fingen französische Geistliche, vor Allem der Pater Alexander de Rhodes aus Avignon, und der französische Hof an, in Rom gegen dasselbe zu intriguiren. Der Herzogin von Aiguillon gelang es, bei dem Papst Alexander III. die Ernennung von drei französischen Bischöfen, Pallu, de la Motte Lambert und Cotolendi, durchzusetzen, die nach Siam, Tongking und China entsendet werden sollten. Aber kein portugiesisches, holländisches oder englisches Schiff wollte sich bereit finden lassen, den Bischof Pallu nach Ostasien zu befördern, was zu dem Vorschlage der Errichtung einer französischen Handelsgesellschaft nach dort und bald zu der Gründung der „Compagnie des Indes“ führte. Um die erforderlichen Geistlichen für die in Aussicht genommenen französischen Missionen zu beschaffen, wurden 1663 die „Missions étrangères“ in Paris gegründet (der Grundstein der Kirche derselben wurde 1683 gelegt), und 1685 gingen auf Colbert's Veranlassung und Betreiben eine Anzahl hochwissenschaftlich gebildeter Missionare nach Peking, um den auf den Kaiser gewonnenen Einfluß weiter auszudehnen und zu befestigen, ein Plan, der anscheinend vollkommen gelang.

Schon aber sammelten sich die Wolken, aus denen der Sturm kommen sollte, der dem blühenden Bekehrungswerke ein schnelles Ende bereitete. Selbst unter den Jesuiten waren die Auffassungen über den Gott zu gebenden chine-

sischen Namen und die Zulässigkeit mancher Ceremonien, namentlich bei der Verehrung von Confucius und den Ahnen, getheilt, wenn auch die Meisten Ricci zustimmten, welcher denselben keine abergläubische und götzendienerische Bedeutung beigelegt hatte. Anders dagegen urtheilten die zelotischeren Dominikaner, denen sich später die Lazaristen und die „Missions étrangères“ anschlossen, die alle die weitherzige Auffassung der Jesuiten als unchristlich verdammten. Der Papst wurde zur Entscheidung der Streitfrage angerufen; Innocenz X. erklärte sich 1645 für die Dominikaner, Alexander VII. 1656 für die Jesuiten und Innocenz XI. gewissermaßen auch für die letzteren, indem er die Zulässigkeit der angefochtenen Ceremonien zugestand, wo sie nur als bürgerliche, nicht als götzendienerische angesehen würden. Da die Anordnungen des päpstlichen Stuhles keine der beiden Parteien befriedigten, ging der Streit zwischen den Missionaren weiter, und Bischof Maigrot, ein Mitglied der „Missions étrangères“ und Doctor der Sorbonne, der 1684 von Pallu vor seinem Tode mit der Leitung des ganzen Missionswesens in China betraut worden war, erklärte sich 1693, im Widerspruche mit der päpstlichen Entscheidung, in einer von Nanking datirten Verordnung gegen die Jesuiten, deren Vorstellungen an den päpstlichen Stuhl er als in verschiedenen Punkten nicht der Wahrheit entsprechend bezeichnete. Die Jesuiten weigerten sich, die Entscheidung anzuerkennen, und wendeten sich 1699 an den Kaiser Kanghi selbst, um von ihm eine autorative Erklärung über die Bedeutung der angegriffenen Ceremonien zu erhalten, die denn auch ganz in ihrem Sinne ausfiel. — Inzwischen hatte man in Rom die Sache weiter verfolgt, ein Legat des Papstes, Tournon, Patriarch von Antiochien, wurde nach Peking gesandt, um an Ort und Stelle die Jesuiten zu einer Verständigung zu veranlassen, während die Congregation der Inquisition mit der Untersuchung der Frage beauftragt wurde. Die Inquisition entschied gegen die Jesuiten, und Papst Clemens XI. bestätigte am 20. November 1704 diese Entscheidung. Tournon, dem das päpstliche Decret in Peking zuging, wagte nicht, dasselbe dort zu veröffentlichen; denn er war sich bewußt, daß dadurch ein unheilbarer Bruch mit dem Kaiser herbeigeführt werden würde, schon deshalb, weil die Bezeichnung „Himmel“ „Tien“ als Synonym für Gott nicht zugestanden worden war, während sich z. B. über der Kirche der Jesuiten in Peking eine von Kanghi selbst gestiftete Marmortafel mit den Worten befand: „King tien“: „Betet den Himmel an.“

Tournon schlug einen Mittelweg ein; er berief Maigrot nach Peking, ebenso wie den Jesuiten de Visdelou, von dem er wußte, daß er die Ansichten seiner Mitbrüder nicht theilte, um durch mündliche Erörterung der Streitfrage die Jesuiten zur Unterwerfung unter die päpstliche Entscheidung zu vermögen. Das päpstliche Decret konnte aber auch unter den chinesischen Christen nicht unbekannt bleiben und kam so zur Kenntniß des Kaisers. Dieser brachte die Frage in öffentlicher und feierlicher Audienz Tournon gegenüber zur Sprache, der seinerseits Maigrot vorschob und den Kaiser veranlaßte, denselben sowohl zu empfangen, als zu einer schriftlichen Erklärung aufzufordern. Der Zusatz, den Maigrot seiner Auseinandersetzung hinzufügte, daß er den Kaiser

nicht als Richter in einer Angelegenheit anerkennen könne, die ausschließlich zur Competenz des heiligen Stuhls gehöre, beschleunigte den Bruch. Maigrot wurde aus China verbannt und Tournon aufgefordert, seine Abreise zu beeilen. Der Erstere konnte sich nicht einmal in Macao einschiffen, sondern mußte sich an Bord eines englischen Schiffes flüchten, das ihn nach Irland brachte; der Letztere ging nach Nanking, und da er noch immer, um den Bruch zwischen dem Kaiser und dem päpstlichen Stuhle nicht unheilbar zu machen, das päpstliche Decret nicht veröffentlichen wollte, faßte er die Bestimmungen desselben in einer Verordnung zusammen, die er in seinem Namen allen Missionaren zugehen ließ. Einzelne derselben reichten gegen diese Verordnung eine Berufung an den Papst ein, der dieselbe aber 1710 guthieß und bestätigte und die Generale der verschiedenen Orden anweisen ließ, sich ihr zu unterwerfen, was der der Jesuiten, der einzige, der wirklich in Frage kam, auch in unzweideutiger Weise that. — Sobald Kanghi von dem Schritte Tournon's Kenntniß erhielt, ließ er denselben verhaften und nach Macao führen, wo den Portugiesen der Befehl zuging, ihn ins Gefängniß zu werfen, eine Weisung, der sie sich beeilten nachzukommen; Tournon starb dort 1710 als Gefangener. Alle Missionare aber, die sich nicht verpflichten wollten, sich der Entscheidung des Kaisers zu unterwerfen, wurden des Landes verwiesen.

Clemens XI., um dem noch immer nicht gebrochenen Widerstande der in China ansässigen Jesuiten und dem Aergerniß, das durch die verschiedenen Streitschriften gegeben wurde, ein Ende zu machen, erließ endlich 1718 die Bulle „Ex illa die", welche Jeden, ipso facto, mit der größeren Excommunication bedrohte, der sich den Bestimmungen der päpstlichen Constitution von 1704 nicht füge; zugleich entsendete er einen neuen päpstlichen Legaten, den Patriarchen von Alexandrien, Mezzabarba, nach China, dieses Mal aber über Lissabon, um alle Streitigkeiten mit Portugal zu vermeiden. Bei seiner Ankunft in Peking 1720 fand Mezzabarba, trotz der anscheinend vollständigen Unterwerfung der Jesuiten unter den Willen des Papstes, die Lage schwieriger, als er erwartet und selbst gefürchtet hatte. Der Kaiser ließ ihm gleich bei seiner Ankunft in China sagen, daß er die früheren Missionare in China lassen möge, denen, aber nicht den Chinesen, freigestellt sei, die Decrete des Papstes zu befolgen; alle anderen Europäer solle er mit sich nach Rom nehmen, wo er ihnen befehlen könne, was er wolle. Das sei die einzige Form, in der der Kaiser einer Verordnung zu gehorchen gestatte, die im Widerspruch mit seinen unwiderruflichen Edicten stehe.

Um nicht den, wie die Jesuiten erklärten, sonst unvermeidlichen sofortigen Ruin der Mission zu verursachen, entschloß sich Mezzabarba dazu, der Bulle des Papstes acht Clauseln hinzuzufügen, deren Inhalt sich dahin zusammenfassen läßt, daß die Ausübung aller der vielumstrittenen Gebräuche gestattet sein sollte, soweit sie als rein bürgerliche aufgefaßt würden. Aber auch diese Nachgiebigkeit vermochte nicht, den Kaiser günstiger zu stimmen; Mezzabarba erhielt in höflicher, aber bestimmter Weise den Befehl, China zu verlassen und die Missionare, die ihn begleitet hatten, mit fortzunehmen. In Rom war man um so unzufriedener mit dem Verhalten des Legaten, als man, und

wohl nicht mit Unrecht, annahm, daß das Verfahren des Kaisers nicht unwesentlich durch Einflüsterungen der Jesuiten bestimmt worden sei. Benedict XIV. erklärte daher die von Mezzabarba abgegebenen Erklärungen für unzulässig und bestätigte die Entscheidung Clemens' XI. durch die Bulle „Ex quo singulari", durch welche der Streit endgültig gegen die Jesuiten entschieden wurde.

Wie man auch über die Haltung der Jesuiten in dieser Frage denken mag, so läßt sich nicht in Abrede stellen, daß sie die Folgen richtig beurtheilt hatten, welche die Entscheidung des päpstlichen Stuhles für die Zukunft der katholischen Missionen nach sich ziehen mußte. Wie der Streit zwischen Bettelorden und Jesuiten den Untergang des Christenthums in Japan herbeiführte, so hat der Ausgang des Kampfes zwischen Dominikanern, Lazaristen und Missions étrangères einer- und den Jesuiten andererseits sehr wesentlich zu den Verfolgungen beigetragen, denen die katholische Kirche in China seit der Sendung Tournon's ausgesetzt gewesen ist. Unter Kanghi's Nachfolger, Yung-chêng (1723—1735) nahmen die Maßregeln gegen die Missionare einen viel schärferen Charakter an, und wenn Kienlung's (1736—1795) persönliches Wohlwollen gegen die in Peking ansässigen Jesuiten, die inzwischen durch die 1773 erfolgte Aufhebung des Ordens laicirt worden waren sich immer gleich blieb, und er ihnen sogar die Mittel zum Wiederaufbau ihrer 1775 abgebrannten Kirche gab, so wurden doch unter ihm, wie unter Kia-king (1797—1820) die Verfolgungen gegen die eingebornen Christen wie gegen die fremden Missionare, die sich heimlich im Lande aufhielten oder in dasselbe einschlichen, immer heftiger und die Zahl der Opfer, die ihre Glaubenstreue mit dem Tode bezahlen mußten, immer größer. Erst die Jahre 1844 und 1845 brachten hierin insofern eine Aenderung, als der Kaiser Taokwang, in Folge der durch den französischen Gesandten de Lagrené gemachten Vorstellungen, die Ausübung der christlichen Religion durch die Chinesen im Innern genehmigte, die Thätigkeit der Missionare aber auf die öffentlichen Häfen beschränkte, mit dem Zusatz, daß, wenn dieselben sich doch ins Innere begäben, sie nicht als Verbrecher behandelt, sondern nur ausgewiesen werden sollten. Erst durch die Verträge von 1858 und 1860 wurde den Missionaren der Zutritt zum Inlande wieder gestattet.

Heute bestehen in China einunddreißig apostolische Vicariate, von denen acht (Mandschurei, Ost-, West- und die Südszechuen, Yünnan, Kwangsi und Kwangtung) den „Missions étrangères de Paris", fünf (Nord- und Westchili, Chekiang, Süd- und Nordkiangsi) den Lazaristen, vier (Süd- und Ostchili, Kiangnan) den französischen Jesuiten, sechs (Nordshantung, Shansi, Nord-, West- und Ost Hupe, Shensi) italienischen Franciskanern min. observ, eine (Süd Hunan) italienischen reformirten Franciskanern, zwei (Honan und Hongkong) den italienischen „Missions étrangères de Milan", eine (Fokien mit Formosa) spanischen Dominikanern, eine (Nord Hunan) spanischen Augustinern aus Manila, zwei (Mongolei und Kansu) den belgischen „Missions étrangères", eine (Süd Shantung) den deutschen Missionaren des Steyler Hauses angehören, während in Macao ein portugiesisches Bisthum errichtet ist.

Von den einunddreißig Vicariaten gehören also siebzehn französischen, neun italienischen, zwei spanischen, zwei belgischen und eine einer deutschen Gesellschaft an; die Zahl der europäischen Missionare beträgt ungefähr 530, die der eingeborenen katholischen Christen etwas über 535 000. —

Die älteste protestantische Mission in China war die aus holländischer Initiative 1624 in Formosa hervorgegangene; sie erzielte unter den Ureinwohnern der Insel ungefähr 9000 Bekehrungen und ging in den Kämpfen unter, die der Besetzung der Insel durch Koxinga (Ching-ching-Kung) folgten und mit der Vertreibung der Holländer endeten. Im Jahr 1684, als der Enkel Koxinga's sich dem Kaiser Kanghi unterworfen hatte, wurden die letzten überlebenden holländischen Gefangenen und einige Nachkommen derselben in Freiheit gesetzt. Sonst erinnern nur einzelne, zum Theil erst seit Kurzem der Vergangenheit entrissene sprachliche Arbeiten an diese erste Episode protestantischer Missionsthätigkeit. —

Beinahe hundertundfünfzig Jahre nach diesem mißlungenen Versuche kam der erste protestantische Missionar, der Engländer Dr. Morrison, nach dem Festlande von China. Aber auch seine Thätigkeit blieb, was das Missionswerk anbetraf, weit hinter den gehegten Erwartungen zurück, ebenso wie die der in Malacca, Singapore, Pinang und Java errichteten Missionen, von denen man gehofft hatte, daß sie unter den dort lebenden Chinesen einen guten, später auf das eigentliche China zu übertragenden Erfolg haben würden. In China waren bis 1842 sechs, auf den Inseln und dem Festlande Hinterindiens in derselben Zeit ungefähr hundertfünfzig Bekehrungen von Chinesen erzielt worden. Die erfolgreichere Thätigkeit der protestantischen Missionen begann erst mit deren nach dem Abschluß des Friedens von Nanking 1843—45 erfolgter Uebersiedelung nach Hongkong und dem eigentlichen China.

Heute zählen die protestantischen Missionen in China 37 287 Communicanten, während sich an dem Missionswerk 589 Männer, 391 verheirathete und 316 unverheirathete Frauen betheiligen, die vierzig verschiedenen amerikanischen, englischen und deutschen Gesellschaften angehören und sich nach den Nationalitäten aus 724 Engländern, 513 Amerikanern und 59 Deutschen zusammensetzen.

Die Zahl der in den Missionsschulen unterrichteten Kinder betrug 16 836; sechzehn Hospitäler und vierundvierzig Apotheken bestanden, in denen 1889 348 439 Kranke verpflegt oder mit Arzeneien versehen wurden. Die Beiträge der einzelnen Christen zu den Kosten der Missionen beliefen sich auf 36 884 Dollars, d. h. auf nicht einen Dollar per Convertiten, während man wohl nicht irre geht, wenn man den Betrag der durch die protestantischen Missionen verursachten Kosten auf weit über eine Million Dollars veranschlagt. —

III.

Wie sich aus der vorstehenden kurzen historischen Skizze ergibt, haben drei anfänglich sehr erfolgreiche Versuche christlicher Missionare, der Nestorianer und der Römisch-Katholischen im vierzehnten, der Protestanten auf Formosa im siebzehnten Jahrhundert, mit einer so vollständigen Vernichtung des Er-

reichten geendet, daß auch nicht die geringsten Spuren übrig geblieben sind. Bei der Vorliebe der Chinesen für historische Analogieen darf man sich daher nicht wundern, wenn wenigstens die Möglichkeit eines derartigen Erfolges auch jetzt der fremden- und christenfeindlichen Partei als ein erreichbares Ziel vorschwebt. Daß die Vernichtung der christlichen Missionen im vierzehnten Jahrhundert mit der Vertreibung einer fremden, der mongolischen Dynastie, zusammenfiel, läßt es verständlich erscheinen, daß bei den angeblich politische Zwecke verfolgenden geheimen Gesellschaften die Aufreizungen gegen die regierende fremde, mandschurische Dynastie mit denen gegen die Christen und Fremden überhaupt Hand in Hand gehen. Die Regierung ist sich der Möglichkeit eines solchen Zusammenhanges wohl bewußt, und sie hat dieselbe bei den Verhandlungen mit den Vertragsmächten, welche durch die 1891 im Yangtsze-thale gegen die christlichen Missionen gerichteten Angriffe nothwendig wurden, diplomatisch zu verwerthen gewußt, um Aufschiebe und Rücksichten zu erlangen, auf die sie sonst keinen Anspruch gehabt haben würde.

Die Anschuldigungen, welche gegen die christlichen Missionen, die Missionare und Convertiten erhoben werden, zerfallen in vier Classen: sie sind abergläubischer, religiöser, socialer und politischer Art. Was die ersten derselben anbetrifft, so wird den Missionaren vorgeworfen, daß sie die Augen und andere Körpertheile Kranker und Todter zu Zaubermitteln, z. B. um Gold zu machen, und zum Photographiren, gebrauchen. Die Beschuldigung ist keine neue, sie ist schon vor Jahrhunderten erhoben worden und findet sich auch später u. A. in den Berichten Kiying's an den Kaiser Taokwang und in den Edicten des letzteren aus der Mitte der vierziger Jahre dieses Jahrhunderts, sowie in amtlichen Schriftstücken aus der neuesten Zeit. Später, berichtet Kiying 1844, machten Chinesen, die die christliche Religion ausübten, sie zum Deckmantel ihrer Schändlichkeiten, „indem sie Frauen und Töchter (Anderer) verführen und in betrügerischer Weise die Pupillen aus den Augen der Kranken stehlen"; und in den Berichten des Taotai von Wuhu aus dem Jahre 1891 wird ausdrücklich erwähnt, daß diese Beschuldigung gegen die Missionare erhoben worden sei, und er bei einer Untersuchung der Gewölbe der Kirche in derselben einige Leichen gefunden habe, die ihrer Augen beraubt gewesen wären. Bei den auf die Abberufung und Bestrafung dieses Beamten bezüglichen Verhandlungen mit den Ministern des Tsungli Yamen konnte man sich des Eindrucks nicht erwehren, daß wenigstens einige dieser Herren durchaus nicht von der Grundlosigkeit der Beschuldigungen des Taotai's überzeugt waren. Zu derselben Kategorie gehören die gegen die katholischen und protestantischen Waisenhäuser und Hospitäler erhobenen Anklagen, daß sie Kinder zu solchen Zwecken aufkaufen ließen oder Kranke zu denselben mißbrauchten. Die unvorsichtige Zahlung von Belohnungen Seitens der Waisenhäuser an Leute, welche ihnen Kinder überbringen, hat nicht wenig dazu beigetragen, solche Gerüchte zu verbreiten; aber z. B. selbst in dem Hospital der „Soeurs de la Charité de St. Vincent de Paul" beim Nantang in Peking, wo die Chinesen den Schwestern willig die Sorge und die Kosten für die Pflege und die Beerdigung der Kranken überlassen, besuchen Leute nie ihre verstorbenen, schon

aufgebahrten Verwandten, ohne zu untersuchen, ob die Leiche auch noch die Augen besitzt. — Bei Epidemieen können Fremde nicht vorsichtig genug sein. Als die Pest in diesem Jahre in Hongkong herrschte, glaubten selbst Chinesen, die Jahre lang als Diener bei Fremden gewesen waren, daß die Colonialregierung ihre erkrankten Landsleute umbringen lasse, und in Canton entgingen zwei protestantische Missionarinnen, die sich auf der Straße eines Sterbenden annahmen, nur mit Mühe dem Schicksal, von der argwöhnischen Menge zerrissen zu werden. Wundern kann man sich über derartige Auswüchse des dümmsten Aberglaubens nicht; gibt es doch bei uns genug Leute, die trotz aller Aufklärung und Bildung an das Blutritual der Juden glauben, und bei Epidemieen gehören Gerüchte von der Vergiftung der Brunnen und die sich daraus ergebenden Ausschreitungen leider auch nicht zu den Seltenheiten. Man hat daher Unrecht, selbst die albernsten Gerüchte zu mißachten, und thut am besten, Alles zu vermeiden, was denselben neue Nahrung geben kann.

In religiöser Beziehung würde man sich sehr irren, wenn man annähme, daß die gebildeten Chinesen auf einer so niedrigen Stufe ständen, als man nach dem krassen Aberglauben, dem sie oft huldigen, vorauszusetzen geneigt sein möchte. Die Disputationen der Kaiser Kanghi und Kienlung mit den päpstlichen Legaten und den Missionaren sind auf chinesischer Seite häufig Meisterwerke der Dialektik, und die Gründe, welche neuere chinesische Schriftsteller gegen die Lehren der Bibel vorbringen, sind oft mindestens ebenso geistreich wie die des Bischofs Colenso. Bei der schon früher erwähnten Missionarconferenz von 1890 hat der Rev. Dr. Edkins einen Vortrag über die Tagesliteratur der Chinesen, insofern sie dem Christenthum feindlich ist, gehalten, der manche interessante Aufschlüsse über diesen Gegenstand bietet. Der eine Autor bestreitet die Möglichkeit der Himmelfahrt aus der bei steigender Höhe zunehmenden Verdünnung der Luft, der Andere greift die biblische Schöpfungsgeschichte an, weil nach ihr Sonne, Mond und Sterne der Erde wegen geschaffen worden seien, ein Dritter zieht die buddhistische Kosmogonie der christlichen vor, weil die erstere nach Aeonen, die letztere nur nach Tagen rechne. Alle aber sträuben sich gegen den Glauben an die Menschwerdung Gottes und die unbefleckte Empfängniß.

Es läßt sich nicht in Abrede stellen, daß die Uebersetzung und der Verkauf, resp. die Vertheilung vieler Theile der Bibel, namentlich des alten Testaments, ein großer Mißgriff ist, der die Sache des Christenthums ernstlich schädigt, und daß selbst viele Stellen des Neuen Testaments in den vorhandenen Uebersetzungen dem Chinesen absolut unverständlich bleiben müssen. Ein Redner auf der Conferenz von 1890 führte an, daß die Eingangsworte zu dem Evangelium St. Marcus: „Der Anfang des Evangeliums Jesu Christi, des Sohnes Gottes" in der Uebersetzung laute: „Gottes Sohn Je-su Ki-tuh glücklicher Ton Anfang," wovon jedes Wort ein Räthsel für jeden Chinesen sei und bleiben müsse. Man braucht dabei noch gar nicht an die Streitigkeiten zwischen den verschiedenen Secten über die Uebersetzung des Wortes „Gott" zu denken, die selbst unter den protestantischen Missionaren noch zu keiner Verständigung geführt. Haben doch noch 1880 eine Anzahl Missionare

und nicht die schlechtesten, den Prof. Max Müller auf das Heftigste angegriffen, weil er dem Prof. Legge gestattet hatte, in der Uebersetzung der in die Sammlung der heiligen Bücher des Ostens aufgenommenen chinesischen Classiker das Wort „Shangti" mit „Gott" zu übersetzen.

Der schwerste Vorwurf, der in politischer Beziehung den Missionaren gemacht wird, ist der, daß die Duldung der christlichen Religion China mit Gewalt aufgezwungen worden sei. Diese Behauptung entbehrt, wenigstens theilweise, der Begründung. Der Satz: „Wir zeigen allen das gleiche Wohlwollen," ist ein altes Princip der chinesischen Regierung, von dem sie Christen wie Mohammedanern und Buddhisten gegenüber nur abgewichen ist, wenn sie glaubte, daß die Propaganda derselben eine politische Färbung annähme. Die einheimischen Christen sind oft, mit wie viel Recht oder Unrecht, ist schwer festzustellen, mit der „Secte der weißen Lilie" und anderen geheimen politischen Gesellschaften identificirt und deswegen verfolgt worden. Im Allgemeinen kann man sagen, daß die katholischen Missionare, soweit es sich um innere chinesische Angelegenheiten gehandelt hat, sich stets loyal erwiesen haben, während die protestantischen leider, namentlich zur Zeit des Taipingaufstandes, weniger discret und zuverlässig gewesen sind. In der Unterstellung der Missionare unter einen fremden Schutz und ganz besonders in der Thatsache, daß Frankreich diesen Schutz in der Form eines Patronats über die katholischen Missionen überhaupt auszuüben beansprucht und in der That auch über alle, mit Ausnahme der deutschen, ausübt, liegt allerdings für China eine Gefahr, die in den Augen der Chinesen um so größer erscheint, als einerseits Frankreich bei Ausübung dieses Protectorats unzweifelhaft politische Zwecke verfolgt und andererseits China das Beispiel Annam's und Tonking's vor Augen hat, für welche Länder Missionarfragen die Einleitung und die Veranlassung zur Vernichtung ihrer politischen Selbständigkeit gewesen sind. China hat daher auch 1886 durch die Entsendung eines vertraulichen Agenten des Generalgouverneurs Li-hung-chang, Mr. Dunn, an den Vatican die Ernennung eines päpstlichen Legaten oder Nuntius für China angeregt; Papst Leo XIII. zeigte sich dem Plane nicht abgeneigt, und die Frage würde voraussichtlich die von China gewünschte Lösung gefunden haben, d. h. die Unterstellung sämmtlicher katholischen Missionen unter eine geistliche Autorität, während der Schutz der Personen der einzelnen Missionen den Gesandtschaften ihres Landes zugefallen sein würde, wenn nicht Frankreich durch die Drohung mit Repressalien die Verständigung zwischen dem heiligen Stuhl und China zu verhindern gewußt hätte. —

Einen der schwierigsten Punkte in der ganzen Missionarfrage bildet die Zulassung der Missionare ins Innere und das Recht, sich dort dauernd aufzuhalten; ein Recht, das sonst keinem Fremden in China zusteht und ausschließlich auf Artikel VI des französisch-chinesischen Vertrages von 1860 beruht. Durch den Vertrag von 1858, Artikel XIII, waren die Missionare mit allen anderen Franzosen gleichgestellt worden, d. h. sie durften sich mit von den Consulaten ausgestellten Pässen zeitweilig ins Innere begeben. Artikel VI des Vertrages von 1860 erwähnt in dem französischen, nach dem Vertrage

allein maßgebenden Texte der Missionare gar nicht, sondern enthält nur die Bestimmung, daß ein bereits vom Kaiser Taokwang 1846 freiwillig gegebenes Versprechen, nach welchem die den Christen während der Verfolgung weggenommenen Grundstücke und Gebäude denselben zurückgegeben werden sollten, nunmehr ausgeführt werden solle. Der chinesische Text desselben Artikels enthält aber den Zusatz, daß es den französischen Missionaren gestattet sei, in allen Provinzen des Reiches Grundstücke zu kaufen oder zu miethen und auf denselben Gebäude zu errichten. Es handelte sich bei diesem Unterschied der Texte aller Wahrscheinlichkeit nach um einen hinter dem Rücken des Botschafters Baron Gros auf das Andringen französischer Missionare Seitens der Dolmetscher der Gesandtschaft gemachten unautorisirten Zusatz, dem die Chinesen unter dem Druck der Niederlage ihre Zustimmung zu verweigern nicht gewagt hatten. Als die Chinesen den Sachverhalt entdeckten und sich weigerten, die nicht in dem französischen Text enthaltene Bestimmung anzuerkennen, kam es zu Verhandlungen mit der französischen Gesandtschaft, die damit endeten, daß im Wesentlichen der chinesische Text aufrecht erhalten, aber hinzugefügt wurde, daß nicht die Missionare, sondern nur die christlichen Gemeinden im Innern Eigenthum erwerben dürften und den Missionaren besondere Gesandtschaftspässe ausgestellt werden sollten. Dies im Jahre 1865 getroffene Uebereinkommen wird gewöhnlich mit dem Namen des damaligen französischen Gesandten, Mr. Berthémy, bezeichnet.

Das den katholischen Missionaren gewährte Recht ist von der chinesischen Regierung auch den protestantischen bereitwillig zugestanden worden, obgleich sie nicht verkennen konnte, daß ihr durch die Ausübung desselben von protestantischer Seite viel häufiger und viel größere Ungelegenheiten erwachsen würden. Der katholische Missionar ist ein Glied eines festen Gefüges, er untersteht der Autorität des apostolischen Vicars, zu dessen Mission er gehört, und der letztere ist ein seit Jahrzehnten in China ansässiger, mit den Sitten, Gebräuchen und Vorurtheilen des Landes vertrauter Mann, der seine Missionare nur auf Plätze stellt, für welche dieselben sich durch ihre Kenntniß der Sprache und sonstige Schulung eignen. Die protestantischen Missionare, ganz abgesehen davon, daß sie vierzig verschiedenen Gesellschaften angehören, sind mehr oder weniger unabhängig: die Gesellschaften, die sie heraussenden, haben ihren Sitz in Europa oder Amerika, und die an Ort und Stelle befindlichen älteren Missionare besitzen oft nicht die erforderliche Autorität, manchmal auch nicht den nothwendigen Takt, um vielleicht lobenswerthen, oft aber schädlichen Eifer zu zügeln. Nimmt man dazu die stets vorhandene Rivalität zwischen Amerikanern und Engländern, so kann man sich nicht wundern, daß ein Vorwärtsdrängen entsteht, das zu Conflicten mit Behörden und Volk führen muß und wirklich führt. Ganze Scharen junger Mädchen und Männer kommen aus Amerika und England, seit einiger Zeit auch aus Dänemark und Schweden, die weder die Sprache noch die Sitten des Landes kennen, noch irgend welche Vorbildung für den neuen Beruf besitzen; man steckt sie, zum Theil wenigstens, in chinesische Kleidung, und oft in einer die chinesischen Begriffe von Sitte und Anstand aufs Tiefste verletzenden Weise werden dann zehn oder mehr

dieser Mädchen, unter dem Schutze eines Mannes, ins Innere transportirt. Ueber den schlechten Eindruck, der dadurch hervorgebracht wird, kann nur blinder Fanatismus sich hinwegtäuschen, und es wäre an der Zeit, daß die heimischen Leiter der Missionen in dieser, wie in mancher anderen Beziehung die Zügel etwas straffer anzögen. — Ein anderer, sehr wesentlicher Uebelstand ist die nicht wegzuleugnende Thatsache, daß viele, wenn nicht alle eingeborenen Christen ihre Beziehungen zu den fremden Missionaren als ein gewisses Schutzverhältniß auffassen, das sie ihren heidnischen Landsleuten und den Landesbehörden gegenüber bei religiösen Verfolgungen stets, bei persönlichen Streitfragen und Angelegenheiten oft anzurufen pflegen. Auch Seitens der Missionare wird nach dieser Richtung hin vielfach gefehlt und dadurch eine tiefgehende Erbitterung hervorgerufen, in der die Ursache mancher Ausschreitungen der Bevölkerung und der Behörden zu suchen ist. —

Am tiefsten aber greift die Thätigkeit der Missionare in die socialen Beziehungen des chinesischen Volkes ein, und hier ist es, wie zur Zeit der Kämpfe zwischen Dominikanern und Jesuiten die Frage der Verehrung der Ahnen, die ebenso, wie sie den Fortgang des Bekehrungswerkes wesentlich beeinträchtigt und hemmt, die Veranlassung zu dem größten Theil aller Streitigkeiten und Zerwürfnisse zwischen Heiden und Christen bildet. Für die katholischen Missionare ist die Frage durch die Bulle Papst Benedict's XIV. thatsächlich erledigt; wenngleich viele unter ihnen die Weisheit der getroffenen Entscheidung anzweifeln mögen, so hat doch Jeder sich eidlich verpflichtet, derselben gemäß zu handeln. Die überwiegende Mehrzahl der protestantischen Missionare steht auf dem päpstlichen Standpunkt. Bei der Conferenz von 1890 machte Dr. Martin, der Präsident der sogenannten Peking-Universität, des Tung wen kwan, und ein ebenso gebildeter wie mit den chinesischen Verhältnissen vertrauter Mann, den Versuch, eine Berücksichtigung der chinesischen Auffassung der Frage herbeizuführen, entging aber selbst nicht der schärfsten Verurtheilung, die sich in einem mit allen gegen zwei Stimmen abgegebenen Votum der Versammlung aussprach.

Die religiöse Seite der Frage zu erörtern, ist hier nicht der Platz, obgleich es seltsam erscheinen mag, daß eine Religion, zu deren Geboten das „Ehre Vater und Mutter, auf daß es dir wohl gehe und du lange lebst auf Erden" gehört, nicht Mittel und Wege finden sollte, sich auf dieser Grundlage mit der chinesischen Auffassung zu verständigen. Die Verehrung der Ahnen ist aber nicht nur geistig der Mittelpunkt, um den sich das Familienleben und die gemeinsamen Interessen des Geschlechts gruppiren, die in China eine so große Rolle spielen. Der Ahnensaal ist der Versammlungsort, an dem die Fragen erörtert und entschieden werden, die auf das Wohl und Wehe des Geschlechts Bezug haben; er enthält die Familienregister und Archive des Geschlechts, und der dem Geschlecht gemeinsame Besitz hängt eng mit ihm zusammen. Sich von der Verehrung der Ahnen lossagen, heißt für den Chinesen aus Familie und Geschlecht ausscheiden, d. h. mit Allem brechen, was ihm seit Jahrtausenden das Werthvollste erscheint. Schwieriger wird die Frage noch, wenn der aus der Familie und dem Geschlecht Ausgetretene Ansprüche auf den

Antheil erhebt, den er früher an dem gemeinsamen, untheilbaren Besitz hatte, und der nun, wenn sein Verlangen erfüllt würde, aus demselben, zum Schaden der Allgemeinheit, ausgeschieden werden müßte. Tritt dann der Missionar auf die Seite seines Bekehrten und unterstützt die Forderung desselben bei den Behörden, so ist der Streitfall fertig, und nicht wenige der Angriffe auf christliche Chinesen, Gemeinden und Missionen sind auf solche Ursachen zurückzuführen.

Die chinesische Regierung hat wiederholt versucht, die Aufmerksamkeit der fremden Mächte auf die sich aus der Thätigkeit der Missionare ergebenden Mißstände zu lenken, und auch Vorschläge in Betreff der Vermeidung derselben gemacht; so 1871, in welchem Jahre sie den fremden Vertretern acht von einer Note begleitete und eingeleitete Artikel vorlegte, ein Schritt, der erfolglos geblieben ist, wie es nicht anders der Fall sein konnte, da die Zeit, ein Jahr nach dem sogenannten Massacre von Tientsin und nach den französischen Niederlagen in Europa, nicht schlechter gewählt sein konnte, und das Ganze ausschließlich gegen die katholischen Missionare gerichtet war, wie es auch sonst in der Begründung der einzelnen Vorschläge viel Falsches und Ungeschicktes enthielt. Trotzdem läßt sich den in den acht Artikeln enthaltenen Beschwerden der chinesischen Regierung nicht jede Berechtigung absprechen, und sie verdienen um so mehr eine eingehende Erwähnung, als die Behörden mit der ihnen eigenen Zähigkeit wiederholt und zuletzt 1891 auf dieselben zurückgekommen sind. Sie lauten:

1. Waisenhäuser sollen entweder gar nicht oder nur für die Kinder von Christen und dann nicht ohne obrigkeitliche Genehmigung und Aufsicht eingerichtet werden.

2. Frauen soll der Zutritt zu den Kirchen nicht länger gestattet und den barmherzigen Schwestern nicht erlaubt werden, in China das Christenthum zu lehren.

3. Die in China lebenden Missionare sollen den Gesetzen und Gebräuchen des Landes nachkommen.

4. Fremde und Chinesen sollen bei Begehung von Verbrechen jeder nach den Gesetzen seines Landes bestraft werden, aber es soll den Fremden nicht gestattet sein, außer der Bestrafung des Schuldigen auch noch eine Entschädigung zu verlangen.

5. Die Pässe, welche den französischen Missionaren ertheilt werden, sollen den Platz ihres künftigen Aufenthaltsortes und den Weg dorthin genau angeben, und es soll den Missionaren nicht gestattet sein, sich nach einem anderen Platze zu begeben.

6. Niemand soll als Christ aufgenommen werden, ohne daß man sich vergewissert hat, daß er kein Uebelthäter sei.

7. Missionare sollen sich keine amtlichen Vorrechte anmaßen.

8. Missionare sollen nicht Grundstücke für die Kirche erwerben, ohne vorher den Behörden von ihrer Absicht Kenntniß gegeben und sich versichert zu haben, daß keine Einwendungen dagegen bestehen; ebenso sollen sie nicht früher angeblich der Kirche gehörige Grundstücke ohne Weiteres zurückfordern.

Es ist klar, daß einzelne der vorstehenden Vorschläge unannehmbar sind; andere dagegen enthalten den Keim ausführbarer und wünschenswerther Reformen; so namentlich die in Betreff der Reisen und des Aufenthalts der Missionare im Innern, der Waisenhäuser und Anderes. Die Schwierigkeit liegt aber für den Augenblick viel weniger in den Punkten, über die die Regierungen von China und der Vertragsmächte sich verständigen könnten, als in der Möglichkeit, das Ergebniß einer solchen Verständigung praktisch ins

Werk zu setzen. Für die katholischen Missionare würde sich dies leichter machen lassen, unter der Bedingung, daß die Verständigung aus Verhandlungen zwischen China und dem Vatican hervorginge. Daß dies unter dem französischen Protectorat nicht möglich, ist ein weiterer Beweis für die Nachtheile, die den Interessen der Kirche aus demselben erwachsen. Die Zukunft der katholischen Missionare hängt davon ab, daß die Curie sich darüber nicht täusche und rechtzeitig die Mittel ergreife, in directe Beziehungen zu China zu treten.

Für die protestantischen Missionare muß die Revision der bis jetzt geltenden Grundsätze durch die Regierungen erfolgen; man würde sich aber sehr irren, wenn man annehmen wollte, daß dies eine leichte Aufgabe sei. Abgesehen von der Anzahl von Personen, die auf eigene Hand das Bekehrungswerk treiben, besitzen die größeren Missionsgesellschaften in England wie in den Vereinigten Staaten einen so bedeutenden politischen Einfluß, daß die Regierungen der beiden Länder um so weniger Lust haben werden, sich auf eine solche Frage einzulassen, als sie sicher sein können, auf sehr wenig Entgegenkommen zu stoßen. Mr. Curzon führt in seinem genannten Werke die Aeußerung eines hohen Geistlichen der englischen Kirche an, der in Exeter-Hall mit Bezug auf einige, von dem Verfasser in der „Times" gemachte Bemerkungen über christliche Missionen in China sich dahin ausgelassen hatte, daß der Gewinn oder Verlust, der der Civilisation aus christlichen Missionen erwachse, keine Frage der Missionare sei. Der Missionar sei der Unterthan eines Herrn, der höher sei als alle Staatsmänner und Diplomaten der Welt. Nicht der Missionar habe mit dem Diplomaten, sondern der Diplomat mit dem Missionar zu rechnen! Aehnlicher Ueberhebung und Mangel an Verständniß für thatsächliche Zustände wird man oft in England und den Vereinigten Staaten begegnen, und die Befürchtung liegt daher nahe, daß die an der Frage interessirten Regierungen es vorziehen werden, die Sache gehen zu lassen, wie sie geht, statt zu Hause in ein clericales Wespennest zu greifen. Die Missionare und die fremden Regierungen werden sich dann aber auch kaum wundern dürfen, wenn die Angriffe auf Missionen und eingeborene Christen in immer verstärktem Maße wiederkehren, und die chinesische Regierung sich wenig geneigt zeigt, dieselben zu verhindern oder zu bestrafen; denn wenn die Regierungen der Vertragsmächte das Recht haben, zu verlangen, daß China die in den Verträgen übernommenen Verpflichtungen erfülle, so darf China beanspruchen, daß die anderen contrahirenden Parteien, die die Missionare seiner Gerichtsbarkeit entziehen und für dieselben trotzdem das Recht fordern, sich in Gegenden zu begeben, wo auch die fremde Gerichtsbarkeit nicht ausgeübt werden kann, ihrer zum mindesten moralischen Pflicht nachkommen und dafür einen Ersatz schaffen. Einen anderen Ausweg als den mit der chinesischen Regierung gemeinschaftlich Bestimmungen zu erlassen, deren Befolgung die Vorbedingung der Ertheilung von Pässen für das Inland an Missionare sein muß, gibt es aus diesem Dilemma nicht; denn den aus Missionarkreisen gemachten Vorschlag, dem Schutze der fremden Mächte zu entsagen und sich den chinesischen Behörden zu unterstellen, kann Niemand ernst nehmen, der die Verhältnisse

kennt. Das chinesische Strafgesetzbuch enthält eine Reihe von Bestimmungen, deren Anwendung auf sich ein Missionar kaum für zulässig erachten dürfte. Wer ohne obrigkeitliche Erlaubniß ein religiöses Haus gründet, unterhält oder beschenkt, erhält hundert Schläge und wird, wenn er ein Priester ist, seines geistlichen Charakters entkleidet und für Lebenszeit nach jenseits der Grenzen verbannt; handelt es sich um eine Nonne, so wird sie zur Sclaverei im Regierungsdienst verurtheilt; alles Eigenthum, das der Stiftung zugewendet worden, wird eingezogen. — Wer ohne die Erlaubniß der Regierung Priester wird, erhält achtzig Hiebe und wird in den weltlichen Stand zurückversetzt; die Mitglieder und Vorsteher der klösterlichen Gemeinden, die Personen in gesetzwidriger Weise aufnehmen, verfallen der gleichen Strafe. — Der erwähnte Vorschlag könnte also nur den Sinn haben, sich der Aufsicht der eigenen Regierung zu entziehen und der der chinesischen nicht unterwerfen zu wollen, was keiner der beiden Regierungen und schließlich, im Augenblick der Gefahr, auch dem Missionar nicht zusagen dürfte.

IV.

Brennender aber noch als die Missionarfrage und von größerer Wichtigkeit für die Vertragsmächte als für China selbst ist die weitere Entwicklung der politischen Lage in Ostasien. — Während das große, unbehülfliche und unoffensive China sich, seit es in diesem Jahrhundert in nähere Beziehungen zu dem Auslande getreten ist, auf den vergeblichen Versuch der Abwehr von Zumuthungen beschränkt hat, die mit dem, was es für sein Interesse und sein Recht hielt, im Widerspruch standen, repräsentirt Japan in Ostasien das aggressive Element, dem auch die augenblicklichen Verwicklungen mit China allein Schuld zu geben sind. Zweimal innerhalb der letzten zwanzig Jahre hat die japanische Politik China gegenüber Wege eingeschlagen, die bei einem weniger schwerfälligen und friedfertigen Gegner zu ernsthaften Verwicklungen hätten führen müssen. — Liu-kiu und japanische Dschunken waren an der Südspitze von Formosa gescheitert und die Bemannung von den dort wohnenden wilden Ureinwohnern der Insel ermordet worden. Mit charakteristischer Ungeschicklichkeit lehnte China die Verantwortung für diese Vorfälle ab, was Veranlassung zu der 1874 unternommenen japanischen Expedition nach Südformosa gab. Sie wurde durch ein Abkommen zwischen den beiden Mächten beendigt, in welchem China die Handlungsweise Japans als durch den seinen Unterthanen zu gewährenden Schutz berechtigt anerkannte, 100000 Taels Entschädigung für die Familien der ermordeten Seeleute und 400000 Taels für die von den Japanern in Südformosa ausgeführten Wege und sonstigen Bauten zahlte und versprach, in Zukunft dafür Sorge zu tragen, daß die Schiffahrt nicht von den Wilden zu leiden habe.

Wenn die von einem Lobredner Japans (Griffith) gemachten Angaben richtig sind, daß die Expedition nach Formosa den Japanern fünf Millionen Dollars und siebenhundert an Krankheiten gestorbene Soldaten gekostet habe, so ist nur zu bedauern, daß die japanischen Staatsmänner die darin liegende Lehre nicht besser zu benutzen verstanden haben.

Die Liu-kiu-Inseln entrichteten, wie Aehnliches bei vielen asiatischen Staaten der Fall war und ist, seit 1609 gleichzeitig Tribut an China und Japan, d. h. eigentlich an den Prinzen von Satzuma, dessen Truppen in dem Jahre einen erfolgreichen Angriff auf die Inseln gemacht hatten. Im Jahre 1872 befahl die japanische Regierung dem König von Liu-kiu, einen Gesandten nach Tokio zu senden, dem dort mitgetheilt wurde, daß die japanische Regierung dem Könige die Investitur als Herrscher von Liu-kiu ertheile und in Zukunft eine directe Controle über die Verwaltung der Inseln ausüben werde. Der König protestirte gegen diese Vergewaltigung, sah sich aber genöthigt, die Investitur anzunehmen, unter der von Japan zugestandenen Bedingung, daß dadurch weder an der Verfassung noch an der Regierungsform der Inseln etwas geändert werden solle. In Uebereinstimmung hiermit gingen 1872 und 1874 die gebräuchlichen Tributgesandtschaften auch nach China; 1875 aber verbot die japanische Regierung die Fortdauer dieser Beziehungen zu China, was, wie es in dem Protest des Königs von Liu-kiu heißt, von dem ganzen Volke als ein Treubruch Seitens der Japaner angesehen wurde. Die japanische Regierung antwortete 1876 auf diesen Protest und auf den ausgesprochenen Wunsch der Bevölkerung, daß nichts an den Jahrhunderte langen Beziehungen geändert werden möge, mit der Mediatisirung und Fortführung des Königs nach Tokio und der Einverleibung des Landes als des 36. Regierungsbezirkes. Die chinesische Regierung war durch dieses Vorgehen Japan's tief verletzt; sie suchte die Vermittlung des auf einer Reise um die Welt begriffenen früheren Präsidenten der Vereinigten Staaten, General Grant, nach, die aber erfolglos blieb.

Die Expedition nach Korea ist also nicht die erste Gelegenheit, bei der Japan historische Ansprüche China's mißachtet hat. Kein militärischer oder politischer Erfolg, kein dem in seiner Hauptstadt gefangen gehaltenen König von Korea abgepreßtes Zugeständniß, keine diplomatischen Spitzfindigkeiten können über die Thatsache täuschen, daß Japan unprovocirt, nur um seinen eigenen selbstsüchtigen Interessen zu dienen, mitten im Frieden über ein Nachbarland hergefallen ist, von dessen Volk es tief gehaßt wird, und dessen Regierung es nicht gerufen hat. Diesen Thatsachen gegenüber bleiben alle Vorwände von der Befreiung Korea's, das nicht befreit sein will, und der Einführung von Reformen, die auch auf unblutigem Wege hätten erzielt werden können, bedeutungslos; das Vorgehen Japans erinnert vielmehr an dasjenige Richelieu's, Ludwig's XIV. und Napoleon's I. gegen Deutschland, dem ebenfalls die Vertheidigung der deutschen Libertät als Vorwand dienen mußte. Auch der Vergleich Chinas mit dem Römischen Reich deutscher Nation hinkt weniger, als es vielleicht im ersten Augenblick den Anschein haben dürfte, wenn auch die in dem letzteren ihren persönlichen Interessen dienenden Fürsten und Städte in dem ersteren durch Gouverneure und Generalgouverneure dargestellt werden.

Durch Japan in einen Kampf verwickelt, den es nicht gesucht und nicht vorhergesehen hat, wird sich China allmälig der Unzulänglichkeit seiner militärischen Organisation bewußt und, wie es meistens in solchen Krisen der

Fall zu sein pflegt, wird die Schuld daran dem Manne zugeschoben, der allein von allen chinesischen Staatsmännern die Gefahr erkannt und etwas zur Abwehr derselben gethan hat. Der Generalgouverneur von Chili, Li Hung Chang, ist der einzige von allen Beamten gewesen, der trotz des Widerstandes, den er bei der altchinesischen conservativen Partei, und der geringen Unterstützung, die er überhaupt in Peking fand, eine Armee und eine Flotte geschaffen hat, die allenfalls den Anforderungen der neueren Kriegskunst entsprechen können. Hätten die Generalgouverneure und Gouverneure der anderen achtzehn Provinzen, der Mandschurei und der Mongolei in gleicher Weise ihre Pflicht gethan, so würde China heute über eine Flotte und eine Armee gebieten, die es nicht allein Japan weit überlegen machen, sondern deren bloßes Vorhandensein genügt haben würde, den unruhigen Nachbar von dem Angriff auf Korea abzuhalten. Daß dies nicht geschehen, liegt aber hauptsächlich an der Unwissenheit und der Ueberhebung der maßgebenden Persönlichkeiten in Peking, und zwar weniger an dem Hofe und den Mandschus, als an den Chinesen, die sich von der Ueberzeugung der Unübertrefflichkeit der alt überkommenen Einrichtungen noch nicht haben frei machen können. Selbst die Mißerfolge in dem Conflict mit Frankreich 1883—85 haben diese Leute nicht eines Besseren belehrt; im Gegentheil, der einzige Eindruck, den sie gewonnen, ist, daß die chinesischen Soldaten nicht so schlecht sein könnten, wie englische und andere Berichterstatter sie darstellten, da sie ja doch die Franzosen geschlagen hätten! Diese Ueberzeugung hat nicht unwesentlich auf die Haltung der chinesischen Regierung seit 1885 eingewirkt, und die mannigfachen Enttäuschungen, die dieselbe seit dem Beginn des Krieges mit Japan erfahren hat, sind wesentlich auf Rechnung dieser Ueberschätzung der eigenen Art zurückzuführen, für die noch manche andere, oft ans Lächerliche streifende Beispiele vorhanden sind. So berichteten die chinesischen Generale aus Tonking, daß die alten chinesischen Luntenflinten, was Tragfähigkeit anbetrifft, den fremden gezogenen Hinterladern weit überlegen seien und im Tsungli Yamen wurde diesen Berichten unbedingter Glauben geschenkt, obgleich eine eingehende Untersuchung ergeben haben würde, daß die in manchen Fällen nicht abzuleugnende Thatsache auf die schlechte Qualität der von den chinesischen Arsenalen für die fremden Gewehre gelieferten Munition zurückzuführen sei.

Li Hung Chang, der in seiner Eigenschaft als Generalgouverneur der Provinz, in welcher Peking gelegen ist, für die Sicherheit der Hauptstadt, wie wegen der geographischen Lage von Chili auch für die Beziehungen mit Korea verantwortlich ist, hat die Gefahr, die in der mangelhaften militärischen Organisation lag, nie verkannt und, da seine Bemühungen, dieselbe umzugestalten, theils an den bestehenden Verhältnissen, d. h. an dem persönlichen Interesse, welches die meisten Truppen-Befehlshaber an der Erhaltung der alten Zustände hatten, theils an der Theilnahmslosigkeit und dem Mangel an Einsicht der Central-Regierung scheiterten, wenigstens versucht, sich selbst davor zu bewahren, in die von ihm vorausgesehenen Mißerfolge verwickelt zu werden. So ist sein ganzes Bestreben während des französisch-chinesischen Conflictes darauf gerichtet gewesen, denselben im Süden zu localisiren, und so hat er ver-

sucht, das Zerwürfniß mit Japan auf das diplomatische Gebiet zu beschränken. Wenn ihm das nicht gelungen, so lag der Grund dafür in dem rücksichtslosen Verfahren der Japaner und der durch den Angriff auf den Kowshing gereizten Stimmung in Peking. Wie wenig man aber in Peking mit den Fortschritten der Kriegskunst rechnete, ergibt sich daraus, daß man dort zweimal seinen, von dem 1890 verstorbenen Generalgouverneur von Nanking, Tsêng Kuo Chüan, unterstützten Antrag ablehnte, die Bestimmungen über die Prüfung der Militärmandarine den veränderten Verhältnissen anzupassen, so daß heute noch, obgleich ein großer Theil der Armee mit modernen Hinterladern bewaffnet ist, die Offiziere, die diese Truppen zu befehligen berufen sind, im Bogenschießen, im Werfen schwerer Steine und in allerhand Kunstreiterstückchen geprüft werden!

Der Krieg mit Japan wird, welches immer der Ausgang desselben sein möge, in dieser Beziehung eine Aenderung hervorrufen. Wie der Conflict mit Frankreich die Einführung des elektrischen Telegraphen im ganzen Reiche und die Besorgniß vor Rußland den Bau der Eisenbahn nach der Mandschurei gebracht haben, so wird der Krieg mit Japan eine Anzahl strategischer Bahnen und die Reorganisation der Armee bringen. Für die letztere fehlt es nicht an Material; der Nord- und Mittelchinese, der Mandschure und der Mongole lassen an physischen und moralischen Eigenschaften für diesen Zweck wenig zu wünschen übrig; sie sind tapfer, ausdauernd und anspruchslos und bedürfen nur guter Führung, um vortreffliche Soldaten zu werden. Auch für diese letztere dürfte Rath werden, wenn man sich in Peking entschließt, fremden Instructeuren nicht nur den theoretischen Unterricht, sondern auch die militärische Ausbildung der jungen Leute anzuvertrauen, bis dieselben selbst die Lehrer- und Führerrolle zu übernehmen im Stande sind. In jeder Nothlage während der letzten dreißig Jahre haben die Chinesen sich nach der Hülfe durch Fremde umgesehen, aber so wie die Stunde der Gefahr vorüber war, haben sie sich, trotz aller Anerkennung der geleisteten Dienste, beeilt, dieselben loszuwerden. Die Centralregierung überläßt alle solche Angelegenheiten den Gouverneuren und Generalgouverneuren der Provinzen, die ihrerseits die Kosten für solche Instructeure auf die einzelnen Truppenführer abwälzen, die theils aus diesem Grunde, theils um sich einer ihnen unangenehmen Controle zu entledigen, die Entlassung der fremden Offiziere fordern, von denen man bereits gelernt habe, was sie lehren könnten. Auf diese Weise haben die chinesische Armee und Marine ihre besten Instructeure eingebüßt, und hierin, wie in so manchen Punkten, wird eine durchgreifende Aenderung stattfinden müssen, wenn das Geld für die Neuorganisation der Armee nicht weggeworfen sein soll. Vor allen Dingen aber wird man sich in Peking daran gewöhnen müssen, die Geschäfte von der Hauptstadt aus zu leiten und mit der Sorge für die Reorganisation auch die Verantwortlichkeit für dieselbe zu übernehmen.

Daß einer solchen Centralisation der Geschäfte in der Hauptstadt die alte Gewohnheit, Alles den Provinzialbehörden zu überlassen, und die Gewissenlosigkeit der Beamten hindernd entgegenstehen, ist unzweifelhaft; aber einer-

seits wird sich in China nach den jüngsten Erfahrungen so Manches ändern müssen, und andererseits dürfte es bei der absoluten Zuverlässigkeit weiter Kreise und besonders der Regierung in Geldfragen, wenn auch schwer, so doch nicht unmöglich sein, auch in dem letzteren Punkte Besserung zu schaffen. Ich selbst habe mehr als ein Beispiel von der Vertrauenswürdigkeit der chinesischen Barbaren, wie Viele sie ansehen, erlebt, das manchen civilisirten Europäer oder Amerikaner beschämen könnte. Ohne die Fälle zu erwähnen, in denen nicht Tausende, sondern Hunderttausende von Mark für Schadenersatzforderungen auf ein nur mündliches Versprechen der Minister des Tsungli-Yamen gezahlt worden sind, möge hier eine Geschichte Platz finden, die sich erst vor einigen Jahren ereignet hat. Eine deutsche Firma hatte mit dem Gouverneur einer Provinz eine Anleihe zu Verwaltungszwecken abgeschlossen, die nach der stattgehabten Vereinbarung in bestimmter Höhe verzinst und nach einiger Zeit ratenweise zurückbezahlt werden sollte. Die erste Ratenzahlung hatte stattgefunden, als der Gouverneur starb und es sich herausstellte, daß seine Privatverhältnisse sehr zerrüttet und die Provinz ebenfalls tief verschuldet war. Vorwürfe konnten dem hochverdienten, wohlangesehenen und ehrlichen Mann nur insofern gemacht werden, als er auf Staatsgelder, die ihm später zufließen mußten, Geld aufgenommen und zu Verwaltungszwecken verwendet hatte. Die Firma wendete sich an mich, und ich ging aufs Tsungli-Yamen, wo mir die Minister erklärten, daß sie von der ganzen Sache nichts wüßten, aber die erforderlichen Erkundigungen einziehen würden, von deren Eintreffen ich sofort benachrichtigt werden solle; die auf die Angelegenheit bezüglichen Papiere möchte ich ihnen inzwischen zurücklassen. Nach einigen Wochen ließen mich die Minister ersuchen, aufs Yamen zu kommen; dort theilten sie mir mit, die in Frage kommende Anleihe sei allerdings ohne Wissen und Genehmigung der Regierung abgeschlossen, die eingezogenen Erkundigungen hätten aber ergeben, daß der Betrag derselben für amtliche Zwecke verwendet worden, sowie daß die deutsche Firma durchaus in gutem Glauben gehandelt habe. Die Regierung werde also die noch zu machenden Zahlungen leisten; die erste derselben sei in einigen Tagen fällig, und ich möchte die Firma ersuchen, der Regierung eine vierzehntägige Frist für dieselbe zu geben; alle späteren Zahlungen würden pünktlich an den festgesetzten Terminen erfolgen. Und so geschah es. — Wie viele Regierungen könnten einen Fall, der so zu ihren Gunsten spräche, aufweisen? Dabei darf nicht übersehen werden, daß die Centralregierung allen Versuchungen, die ihr durch das Anerbieten ungezählter Beträge zu billigen Preisen nahegebracht wurden, nicht allein selbst widerstanden, sondern auch den Provinzialbehörden, die in dieser Beziehung leichter dachten, nach einigen üblen Erfahrungen untersagt hat, ohne ihre Genehmigung Anleihen oder Vorschußgeschäfte mit Fremden abzuschließen. Der chinesische Credit steht also heute intakt da, und die finanziellen Wunden, welche der Krieg mit Japan dem Lande schlägt, werden voraussichtlich um so weniger schwer ins Gewicht fallen, als bis jetzt wenigstens Handel und Gewerbe nur indirect unter denselben gelitten haben.

Nach der Wiederherstellung des Friedens wird sich China aber noch anderen Fragen gegenüber finden, unter denen eine Reform des Münzwesens und eine Revision des Zolltarifs zu den auch für die Fremden wichtigsten gehören dürften. Was das Münzwesen anbetrifft, so hatte sich die chinesische Regierung bereits 1876 bei den Verhandlungen über die für die Ermordung Margary's zu leistende Genugthuung bereit erklärt, eine Münze nach fremdem Muster einzurichten; der englische Unterhändler, Sir Thomas Wade, nahm dieses Anerbieten nicht an, da er nicht sah, in welchen Theil der Convention dasselbe einrangirt werden könnte, und die damals versäumte Gelegenheit hat sich seitdem nicht wiederholt, denn der von dem Generalgouverneur von Canton gemachte locale Versuch mit der Ausprägung von Silber- und Kupfermünzen kann nicht als eine Lösung der Frage angesehen werden. Daß derselben bedeutende Schwierigkeiten in dem Weg stehen, ist unzweifelhaft; der Gewinn, den alle Beamten und alle einheimischen wie fremden Banken aus der Umrechnung der verschiedenen Taels unter einander und in Dollars ziehen, läßt auf einen energischen Widerstand Seitens derselben schließen, und die in China sehr verbreitete Falschmünzerei, die im Süden zu dem sogenannten Choppen geführt hat, d. h. dem Abstempeln der Dollars von Seiten jeden Kaufmanns, durch dessen Hände sie gehen, ist ein ebenfalls nicht zu unterschätzendes Hinderniß. Außerdem müssen wenigstens die mit der Feststellung des Feingehalts beauftragten Beamten der Münze Fremde sein, um dem fremden und einheimischen Kaufmannsstand die erforderliche Garantie für die genaue Innehaltung der betreffenden Vorschriften zu geben.

Die Revision des Zolltarifs ist durch den Stand der Silberfrage zu einer unabweislichen Nothwendigkeit geworden; die festen Zollsätze, ursprünglich auf 5 Procent vom Werth berechnet, beruhen auf dem 1858 vereinbarten Tarif und repräsentiren daher, bei dem Fall des Silberpreises, kaum noch 40 Procent von dem, was sie zu der Zeit ihrer Festsetzung werth waren; die chinesische Regierung, deren Kaufkraft durch diesen Rückgang in den Zolleinnahmen wesentlich verringert wird, ist daher an einer solchen Revision interessirt. Die Vertragsmächte würden Unrecht thun, sich derselben zu widersetzen; sie sollten vielmehr die Gelegenheit benutzen, bei offenem Entgegenkommen in diesem Punkte diejenigen Zugeständnisse zu erlangen, die zu einer Ausdehnung des Handels erforderlich sind, d. h. die Eröffnung einzelner Inlandwasserstraßen, so namentlich des Westflusses bei Canton und die Regelung der Inlandzollfrage in dem Sinne, daß der in dem Einfuhrhafen entrichtete Transitzoll, 50 Procent des Eingangszolles, die Waaren im Innern so lange deckt, als sie sich in der ursprünglichen Verpackung befinden. — Die Verhandlungen über diesen letzteren Punkt sind so alt wie die Verträge selbst; sie haben zu keinem Ergebniß geführt, weil die Kaufleute den Zusicherungen der chinesischen Regierung keinen Glauben schenkten — wozu dann überhaupt Vereinbarungen treffen, erwiderte das Tsungli-Yamen nicht mit Unrecht —, und die Vertragsregierungen nicht den Muth hatten, selbständig vorzugehen. In dem Seitens der englischen Regierung nicht ratificirten, von Sir Rutherford Alcock abge-

schlossenen Vertrage von 1869 liegen die entwicklungsfähigen Keime einer Verständigung über diese Punkte.

Die Inangriffnahme von Eisenbahnen für strategische und wirthschaftliche Zwecke, in dem letzteren Sinne hauptsächlich, um die Gebirgsgegenden zu erschließen und in ihnen die periodische Wiederkehr von Hungersnöthen unmöglich zu machen, die Vermehrung und Ausdehnung der Regierungswerkstätten und eine umfassendere und rationellere Bearbeitung der Bergwerke werden dem Handel und der Industrie die Ausfälle reichlich ersetzen, die eine Erhöhung mancher Zollsätze im Gefolge haben könnte. Freilich werden wir, um auch der besonderen deutschen Interessen zu gedenken, ganz besonders darüber zu wachen haben, daß wir bei den bevorstehenden Vereinbarungen nicht zu kurz kommen. Der neueste englisch-japanische Handelsvertrag ist ein gutes Beispiel für die Art, wie Andere für ihre Interessen zu sorgen verstehen. England sichert sich für seine Stapelartikel die Fortdauer niedriger Zollsätze, aber es opfert auf dem Altar des japanischen Verlangens nach einem autonomen Tarif alle in geringeren Mengen eingeführten Artikel, an denen gerade unsere Industrie am meisten betheiligt ist.

Die Vertretung unserer Interessen in China, nicht im Sinne von Personenfragen, sondern unter Berücksichtigung unseres Handels und unserer Industrie und des unseren dort angesessenen Landsleuten zu gewährenden Schutzes verdient überhaupt ernste Berücksichtigung.

Nach vielen Mühen und mit nicht unerheblichen Kosten ist es gelungen, einzelne Techniker heranzubilden, die, was persönliche Tüchtigkeit, Kenntniß der chinesischen Sprache und der Verhältnisse und Bedürfnisse des Landes anbetrifft, unerreicht dastehen dürften. Die fernere praktische Verwerthung des so erreichten Resultats scheint aber dadurch in Frage gestellt, daß die bisher für diesen Zweck ausgegebenen Beträge, die für die Zukunft jährlich 12 bis 18000 Mark nicht übersteigen würden, an maßgebender Stelle in einem Augenblick abgesetzt werden, in dem sich das Bedürfniß für eine sachverständige Vertretung unserer Industrie in China doppelt fühlbar machen wird. — Gleichzeitig wird an dem Princip gerüttelt, das seit zwanzig Jahren in China maßgebend war, und nach dem im Consulardienst daselbst Niemand Verwendung finden soll, der nicht der chinesischen Sprache mächtig ist. — Es ist dies der alte Kampf über die aus dem Justizdienst oder dem Dolmetscherdienst hervorgegangenen Consularbeamten, der sich in allen Ländern abspielt, und in dem die Ministerien, sehr zum Nachtheil der Sache, meistens auf Seite der ersteren stehen. Auch in England, wo an der Kenntniß der Landessprache bei jedem in China angestellten Consularbeamten festgehalten wird — und selbst die diplomatischen Beamten erhalten eine Zulage von 100 Pfd. Sterl. jährlich, wenn sie eine Prüfung im Chinesischen ablegen —, kann man sich für den diplomatischen Dienst noch nicht von dieser Befangenheit frei machen, obgleich mehrere der erfolgreichsten englischen Diplomaten aus den Dolmetschern hervorgegangen sind. Mr. Curzon schreibt darüber: „Es gibt gewisse Punkte in Betreff unserer diplomatischen Vertretung in Ostasien, auf die die Aufmerksamkeit zu lenken wohl am Platze sein dürfte. Das Auswärtige Amt

scheint manchmal einzelne dieser Posten als nur von nebensächlicher Bedeutung angesehen zu haben, als Ruheposten für Leute, die an andern Orten nichts geleistet hatten oder wenigstens keine besondere Qualifikation für Ostasien besaßen. Meiner Ansicht nach gibt es wenige wichtigere Posten, als die bei den Höfen von China und Japan und, wenn auch in einem geringeren Grade, in Siam, und doch ist es vorgekommen, daß Personen für diese Posten ernannt wurden, die keine persönliche Bekanntschaft mit dem Osten oder keine Kenntniß der Probleme besaßen, mit denen sie sich zu beschäftigen berufen waren . . . Mir scheint im Osten noch viel Platz für eine diplomatische Laufbahn zu sein. Wir unterhalten in Tokio, in Peking und in Bangkok eine Anzahl sogenannter Dolmetscher-Eleven, die, nachdem sie eine vorläufige Prüfung bestanden haben, nach dem Osten geschickt werden, dort einen gründlichen Unterricht in der Sprache des Landes, in dem sie so viele Zeit ihres Lebens zubringen sollen, erhalten, und dann in den Consulardienst übernommen werden. Aus ihnen sind Leute wie der verstorbene Sir Harry Parkes, dessen Namen in jedem Haushalt in China und Japan gekannt und geachtet ist, Mr. Satow, der jetzige britische Gesandte in Tanger, und Andere, deren Namen sich Jeder erinnert, hervorgegangen. Heute ist gerade so viel Gelegenheit für die Hervorbringung solcher Leute als früher, und das Bedürfniß für sie ist noch größer. Ostasien verlangt Kenntnisse, die nur nach Jahren erworben werden können, und ein diplomatisches Talent, das zum Theil in der localen Atmosphäre erzogen worden sein muß. Die große Stellung, die der verstorbene Sir William White, der aus ähnlichen Anfängen hervorgegangen war, in Constantinopel erworben hatte, kann auch in Ländern erreicht werden, wo eine örtliche Frage vorliegt, die nicht weniger wichtig ist als die Herrschaft über den Bosporus und der Besitz der St. Sophia."

Was Mr. Curzon hier über die Vorbedingungen für den englischen diplomatischen Dienst in Ostasien sagt, paßt noch viel besser auf den deutschen Consulardienst in China. Wer dorthin geht, muß wissen, daß er das für seine ganze amtliche Laufbahn thut, und daß sein Fortkommen in derselben von seiner Kenntniß der chinesischen Sprache und seinem Anpassungsvermögen an die dortigen Verhältnisse abhängt. Darin liegt keine Härte; die Besoldungen sind viel höher als in anderen Ländern, das materielle Leben ist mindestens ebenso angenehm, die Art der Berechnung der Dienstzeit ermöglicht die Pensionirung nach zwanzig Jahren activen Dienstes, und für einen gebildeten Mann bieten die Länder so viele Anregung, daß Niemand eine Verknöcherung seiner geistigen Fähigkeiten zu befürchten hat. Gutes Material für den Dienst in Ostasien kann man nur schaffen, wenn man aus der Kenntniß der chinesischen Sprache die unumstößliche Bedingung zum Eintritt und zum Fortkommen in demselben macht, und keine Ausnahmen zu Gunsten einzelner Persönlichkeiten zuläßt. China darf, auf Kosten der allgemeinen Interessen, keine Durchgangsstation für Leute sein, die schnellere Carriere machen wollen oder sollen.

Der materielle Schutz der sich in China aufhaltenden Deutschen ist eine Frage, die bei jeder innern oder äußern Complication, welche die Sicherheit

ihres Lebens oder ihres Eigenthums zu bedrohen scheint, wieder in den Vordergrund tritt. Daß dieser Schutz nur durch Kriegsschiffe gewährt werden kann, ist selbstverständlich; die Wassertiefe der Zugänge zu vielen der geöffneten Häfen, Tientsin, Canton, Hankeou ist aber immer oder wenigstens zeitweise eine so unbedeutende, daß nur Schiffe von geringem Tiefgange dieser Aufgabe gewachsen sind. Die bisher auf der ostasiatischen Station befindlichen Kanonenboote „Iltis" und „Wolf" erfüllten diesen Zweck vollständig, obgleich sie in anderen Beziehungen, Seetüchtigkeit, Gefechtsfähigkeit und Unterbringung der Bemannung viel zu wünschen übrig ließen. Ein Ersatz für diese Fahrzeuge würde also nur durch ähnliche von gleichem Tiefgang stattfinden können, in anderem Falle würde das Reich den Schutz seiner Angehörigen in Tientsin und Canton, wo dieselben nach Shanghai die größte Gemeinde bilden, dauernd den Schiffen anderer Nationen überlassen müssen, was weder den Interessen noch der Würde Deutschlands entsprechen dürfte. Die Vertheidigung der deutschen Schiffahrt in Kriegszeiten kommt dabei nicht in Frage. Im April 1894 hatte England 22 Schiffe, darunter 2 Panzerschiffe und 6 Torpedoboote, Frankreich 23 mit 2 Panzerschiffen und Rußland 11 Schiffe in den ostasiatischen Gewässern, ohne die Geschwader dieser Mächte im Stillen Ocean zu rechnen; diesen Streitkräften gegenüber haben zwei oder drei kleine Schiffe, die keinen Stützpunkt zum Verproviantiren, Ausbessern und Kohleneinnehmen besitzen, überhaupt keine praktische Bedeutung; man würde also Unrecht haben, die Substanz für den Schatten, den möglichen Schutz der Deutschen in China für den unter den augenblicklichen Verhältnissen und mit den zur Verfügung stehenden Mitteln unmöglichen Schutz der deutschen Schiffahrt in den ostasiatischen Gewässern in Kriegszeiten aufzugeben.

Die politischen Probleme, die sich aus der Lage in Ostasien entwickeln können, sind in Vorstehendem nicht berührt worden; sie werden im Wesentlichen von der Ausdauer, die China in dem Kampfe gegen Japan zeigen wird, von der Möglichkeit für Japan, an seinem ersten Programm in Betreff Korea's festzuhalten, und von der Haltung der Mächte abhängen, deren Interessen durch eine politische Umgestaltung Korea's berührt werden. Für Deutschland dürfte die Erhaltung des Zustandes vor dem Ausbruch der Feindseligkeiten oder eine Neutralisirung Korea's unter der Garantie der verschiedenen Mächte die wünschenswertheste Lösung sein; direct einzugreifen hat es kaum eine Veranlassung, es sei denn, daß es sich darum handle, die mit Bezug auf Korea vorhandenen Handels- und Schiffahrtsrechte zu wahren. Dieselben sind, es ist wahr, augenblicklich nicht von großer Bedeutung; aber es ist immer gut, seine Stellung klar zu definiren, — und unsere Absatzgebiete in Ostasien dürfen durch keine politischen Veränderungen beschränkt werden.

Zum zehnten November.

„Schiller's Todtenfeyer"

Ein dramatischer Entwurf Goethe's.

Von

Bernhard Suphan.

[Nachdruck untersagt.]

I.

Epilog zur Glocke und Plan einer größeren Dichtung zu Schiller's Gedächtniß; Aufzeichnungen dazu in Goethe's Nachlaß.

Denn er war unser! Mag das stolze Wort
Den lauten Schmerz gewaltig übertönen!
Er mochte sich bey uns im sichern Port,
Nach wildem Sturm, zum Daurenden gewöhnen.
Indessen schritt sein Geist gewaltig fort
Ins Ewige des Wahren, Guten, Schönen,
Und hinter ihm, in wesenlosem Scheine,
Lag, was uns Alle bändigt, das Gemeine.

„Schiller's Lied von der Glocke ward zu dessen Andenken in Lauchstädt am 10. August 1805 dramatisch aufgeführt, mit einem Epilog von Goethe. Die sämmtlichen weimarischen Hofschauspieler nahmen Theil an der Feier. Der Schauplatz war des Gießers Werkstätte. Schlußchor: Vivos voco, fulgura frango, mortuos plango."

Der Epilog zur Glocke, den Goethe mit diesem einfachen Vorbericht erscheinen ließ, gilt uns als die schönste Doxologie Schiller's und zugleich als das schönste Denkmal des Freundschaftsbundes unserer größten Dichter, der vor hundert Jahren geschlossen und, wie Goethe sagt, besiegelt ward. Wir denken kaum daran, daß jenes einzige Gedicht in seiner ersten Gestalt zunächst eine locale Bestimmung gehabt hat. Das stolze Wort „Denn er war unser!" findet heute seinen vollen Widerklang in dem deutschen Nationalbewußtsein; damals war es die Künstlerfamilie des Weimarer Theaters, die im Hochgefühl der Trauer um einen solchen Verlust den Abgeschiedenen für sich in Anspruch nahm.

Die Lauchstädter Aufführung, so würdig und schön sie auch verlaufen war, sollte doch nur eine vorläufige Gedächtnißfeier sein und der Epilog nur

die erste Weihespende auf dem Grabe des großen Freundes. Goethe hat, als er jene herrlichen Stanzen dichtete, eine größere, für das Weimarer Theater selbst bestimmte Dichtung geplant: eine Huldigung im großen Stil, die den Manen des Dichters an der eigentlichen Stätte seiner Großthaten dargebracht werden sollte. Von diesem Gedichte ist die Rede in Goethe's Brief an Zelter, dessen Mitwirkung der Dichter zunächst für die Lauchstädter Feier erbeten hatte (4. August 1805): „Sodann hoffe ich das andere Gedicht, wenigstens ein Schema, zu senden, das alsdann zum zehnten November, zur Feier des Geburtstags unsres Freundes könnte gegeben werden." — „Es ist wohl billig, das Andenken eines solchen Freundes mehr als einmahl zu feyern," schreibt Goethe später an Friedrich August Wolf, den großen Alterthumskenner, und wie in einer Vorahnung des schwersten Verlustes hatte er der Schrift über Winckelmann, erinnernd an den Brauch, zum Andenken milder Stiftungen Jahresfeste zu begehen, die Worte vorausgeschickt: „In diesem Sinne haben wir alle Ursache, das Andenken solcher Männer, deren Geist uns unerschöpfliche Stiftungen bereitet, auch von Zeit zu Zeit wieder zu feiern und ihnen ein wohlgemeintes Opfer darzubringen." Das ahnungsvolle Wort am Schlusse derselben Schrift, das man seither so manches Mal auf Schiller bezogen hat, war jetzt in Erfüllung gegangen: „Er hat als Mann gelebt und ist als ein vollständiger Mann von hinnen gegangen. . . . In der Gestalt, wie der Mensch die Erde verläßt, wandelt er unter den Schatten, und so bleibt uns Achill als ewig strebender Jüngling gegenwärtig. Daß Winckelmann früh hinwegschied, kommt auch uns zu gute. Von seinem Grabe her stärkt uns der Anhauch seiner Kraft . . ."

Zelter und Wolf, Jeder der Trefflichste in seiner Art, gewannen eben in dieser Zeit für Goethe einen höheren Werth; Jeder rückte an seiner Stelle in die Lücke ein, die von einem Einzelnen nie wieder ausgefüllt werden konnte. Sie sind ihm beide in jenen Monaten auch persönlich nahe gekommen und haben Wochen und Tage, Zelter einmal, Wolf wiederholt, mit ihm zugebracht. Bezeichnend für den Grad seiner Schätzung und nicht minder für sein Freundschaftsbedürfniß ist es, wie Goethe sich gelegentlich über das Zusammensein mit ihnen äußert. „Geheimrath Wolf von Halle hoffe ich auch bei dieser Gelegenheit hier zu sehen," schreibt er an den Herzog Carl August am Vorabend der Aufführung der Glocke. „Dadurch daß er für Preußen erhalten wird, geschieht auch mir eine besondere Wohlthat. Ich kann doch hoffen, ihn jährlich eine Zeitlang zu sehen und mich an seinem Wissen und seinem Charakter zu erbauen. Indem ich dieses schreibe, tritt Zelter von Berlin zu mir herein. Meine Freude diesen köstlichen Mann zu sehen und einige Tage zu besitzen ist sehr groß. Wenn die Tüchtigkeit sich aus der Welt verlöhre, so könnte man sie durch ihn wieder herstellen." Und an die alte Freundin, Frau von Stein, nach dem Bericht über die Aufführung, „wobey uns ein guter Beyfall zu Theil geworden", den 12. August: „Zelter hat mich auf einige Tage besucht und mir durch seine Gegenwart große Freude gemacht. Man fängt wieder an, ans Leben zu glauben, wenn man solche Menschen sieht, die so tüchtig und redlich wirken, gegen so viele, die nur wie das Rohr

vom Winde hin und her bewegt werden. Nun gedencke ich noch eine kleine Reise mit Geheimerath Wolf und August (dem Sohne) nach Helmstädt zu machen."

Goethe betrachtete seine Arbeiten als Geheimnisse. Er hielt mit jeder Mittheilung darüber so lange wie möglich zurück, selbst gegen Schiller — „da ich weiß (schreibt er diesem einmal), daß ich nie etwas fertig mache, wenn ich den Plan zur Arbeit nur irgend vertraut, oder jemanden offenbart habe". Ueber seine Dichtung auf Schiller hat er mit Zelter und Wolf gesprochen, in einer Weise freilich auch, der man jene Scheu deutlich anmerkt. „Sie sollen aber nun bald möglichst, wenigstens zuerst, mein Schema erfahren und mir Ihre Gedanken darüber eröffnen. Sowohl Vorsatz aber als Arbeit bleibt unter uns, bis wir fertig sind und getrost auftreten können." So schreibt er an Zelter den 19. Juni, und noch am 4. August wiederholt er brieflich nur diese Zusage.

Zelter war von vornherein im Geheimniß. Ihm zuerst auch hat Goethe nach einem langen Schweigen sein Inneres erschlossen. „Seit der Zeit, daß ich Ihnen nicht geschrieben habe," beginnt er den Brief vom 1. Juni, „sind mir wenig gute Tage geworden. Ich dachte mich selbst zu verlieren, und verliere nun einen Freund und in demselben die Hälfte meines Daseyns. Eigentlich sollte ich eine neue Lebensweise anfangen; aber dazu ist in meinen Jahren auch kein Weg mehr. Ich sehe also jetzt nur jeden Tag unmittelbar vor mich hin, und thue das Nächste ohne an eine weitre Folge zu denken." Und mit trübem Humor fährt er fort: „Da indessen die Menschen aus jedem Verlust und Unglück sich wieder einen Spaß herauszubilden suchen, so geht man mich von Seiten unseres Theaters und von mehrern Seiten dringend an, das Andenken des Abgeschiedenen auf der Bühne zu feyern. Ich mag hierüber weiter nichts sagen, als daß ich dazu nicht abgeneigt bin und jetzt nur bei Ihnen anfragen möchte, ob Sie mir dazu behülflich seyn wollen. . . . Wäre es nicht möglich, daß Sie Ende July nach Lauchstädt kämen, um daselbst jene obengedachte Arbeit einzuleiten und ausführen zu helfen?" Zelter geht auf den Gedanken sogleich und mit ganzer Seele ein, und indem er die erbetene Beisteuer, seine Motette „Der Mensch lebt und bestehet", und eine freiwillige, den Anfang seines Requiem, sendet, erbietet er sich zu höherer Leistung. Nicht auf Einlagen und Zuthaten, nein auf eine gemeinsame Schöpfung verpflichtet er sich. „Warum aber wollen wir uns mit geborgten Gütern behelfen? Ich sollte denken, es werde Ihnen eben nicht schwer fallen, etwas Besonders zu machen oder anzuordnen, wozu ich Ihnen die Musik so bald es mir nur möglich ist liefern will. Die vorerwähnten Stücke sind wirklich auf eine Kirche berechnet, und ich fürchte, daß sie außer dieser Sphäre nicht ihre volle Wirkung haben werden. Wenn dagegen wir Beyde, um eines Dritten willen, den wir nun wohl fortlieben werden, etwas zu Stande bringen, so sollte ich denken, es müßte sich sehen und hören lassen; mir wenigstens wird es nach unsres Freundes Tode die erste erfreuliche Arbeit seyn. Darüber erwarte ich mit umgehender Post Ihre Meinung und Ihren Willen." Und nun rühmt er das „ehrwürdige Betragen" Ifflands, des Leiters der Berliner Bühne, der

einen Schiller-Cyclus begonnen und selbst sogleich im ersten Stücke, als Franz in den „Räubern", sein Bestes geboten habe. „Das Haus war zum Ersticken voll. Künftigen Freitag steht „Cabale und Liebe" auf dem Repertorio, und es scheint, als wenn die Direction durch kurz auf einander folgende Darstellungen aller Schillerschen Stücke theils das Publicum, das Schillern sehr liebt, fetiren, theils die großen Verdienste des Verewigten auf Eine Tafel bringen wollte, um endlich dadurch etwas für Schillers Andenken zu bewirken. Auch leidet die Kasse eben dadurch nicht, denn das Haus ist bey Schiller'schen Stücken immer voll, welches in der jetzigen Jahreszeit sonst nicht der Fall ist. Lassen Sie demnach uns auch etwas für diese Sache thun, das sich dauernd an einen dauernden Gegenstand anschließt. Wenn Sie nicht zu sehr angegriffen sind, so kann es eine lindernde wohlthätige Arbeit für Sie sein, und ich will mich zusammen nehmen und leisten, was ich kann. Um so mehr, da eigentlich in dieser Art nichts Rechtes existirt, das sich für eine Bühne eignete. Vielleicht könnte unsere Arbeit etwas Allgemeines werden, das sich wie ein ordentliches Stück bey jeder feyerlichen Gelegenheit anwenden ließe... Das Requiem, welches ich Ihnen anbey sende, ist das nämliche mit welchem ich Schillers Andenken am 21. Mai in der Singakademie begangen habe.... Geschlossen am 11. Junius 1805."

So wird der Aufgebotene zum Treiber und Anreger. Goethe läßt es, wie wir sahen, zunächst bei dem Versprechen des „Schemas" bewenden. Merkwürdig aber ist, wie er umgehend, den 19. Juni, auf die Nachrichten von dem Berliner Theater replicirt. „Iffland hat auf jede Weise Recht, den pathologischen Antheil des Publicums für seine Zwecke zu benutzen. Wenn die Deutschen nicht real gerührt sind, so sind sie ideal schwer zu rühren. Setzt er seine Reihe der Vorstellungen durch und führt er sie am Ende zu einer tüchtigen Benefiz-Vorstellung für die hinterlassenen Kinder, so soll er gerühmt werden." Und nun tischt er dem Freunde ein Seitenstück auf: das Frankfurter Journal Nr. 92, Montag 10. Juni 1805. „Das Frankfurter Absurdum", sagt er. „Man hat soeben Schiller's Hintritt im hiesigen Schauspielhaus gefeiert, wozu die Herren Schmitt und Jhlee das gebildete Publicum privatim eingeladen hatten. Durch passende Musik und durch Recitationen einiger Stücke aus des Hingeschiedenen Werken wurden die regen Gefühle des Verlustes und der Trauer bei den Anwesenden noch reger. In einem schwarz behängten Saale" u. s. w. Die Beschreibung des Actus gehört nicht hierher, wohl aber das Unwetter, das in Goethe's Brief darüber losbricht. „Man setzt in die Zeitung: er sey nicht reich gestorben, habe vier Kinder hinterlassen, und gewährt dem lieben Publicum einen freyen Eintritt zu einer Todtenfeyer! — Pfaffen und Mönche wissen die Todtenfeyer ihrer Heiligen besser zum Vortheil der Lebenden zu benutzen. Das tiefe Gefühl des Verlustes gehört den Freunden als ein Vorrecht. Die Herren Frankfurter, die sonst nichts als das Geld zu schätzen wissen, hätten besser gethan, ihren Antheil realiter auszudrücken, da sie, unter uns gesagt, dem lebenden Trefflichen, der es sich sauer genug werden ließ, niemals ein Manuscript honorirt haben; sondern immer warteten, bis sie das gedruckte Stück für 12 Groschen haben konnten. Ver-

zeihen Sie mir, daß ich so weitläufig bin. Ich konnte es noch mehr seyn, wenn ich sagen wollte, was über diesen Gegenstand alles zu sagen ist." —

Am 27. Oktober 1808 schenkte Zelter einem Berliner Freunde, dem Stadtrath David Friedländer, einen Halbbogen, auf dessen Vorderseite, in durchgehends eigenhändiger Schrift, Folgendes zu lesen steht[1]):

Symphonie
Mimische Entreen
Exposition
Donnerschlag
Erscheinung

Das Stück

Verwandl. zum Katafalk
Trauergesang
Epilog des Vaterlandes
Verwandl. in's Heitre.
Gloria in excelsis.

Zelter begleitete die Gabe mit eigenen Zeilen. „Unterdessen sende ich das anfolgende Blatt. Es enthält eine Anordnung zu einer Gedächtnißfeyer für den Freund Schiller und kann Freunden dadurch merkwürdig werden. Göthe schrieb dies Blatt vor drei Jahren in Lauchstädt, in meiner Gegenwart als eine bloße Notiz für mich, indem ich zu diesem Werke den musikalischen Theil besorgen solte.

„Ich hatte mich schon in die Arbeit hineingethan. Was Göthe gemacht hatte, weis ich nicht, doch dieser ward recht gefährlich krank.

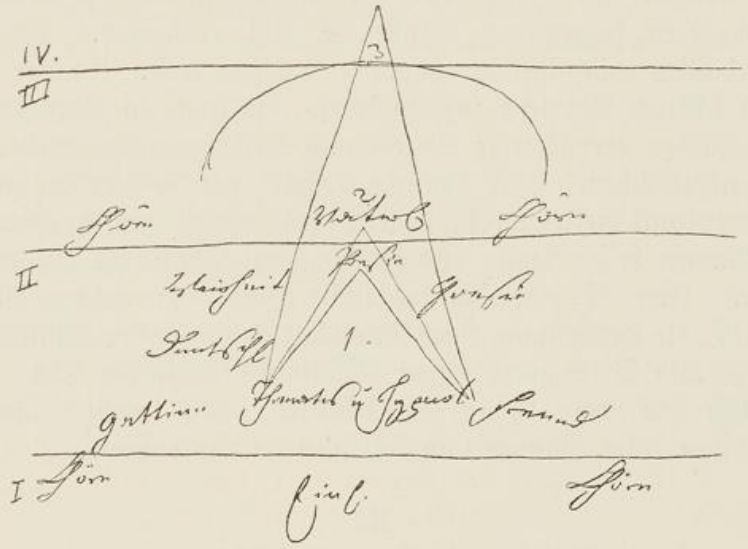
„Das Vaterland, welches (beiher gesagt) in dem Stücke eine große breite Figur geben sollte, kam endlich dahin, wo es eben ist; es mußte bonis cediren und von Katz' und Hunden fressen sehen, was es seinen Helden und seinen Weisen nicht hatte gönnen wollen; so zerschlug sich die Sache, die nun wohl, wenigstens auf diese Art, nicht in Erfüllung gehen wird."

Das Goethe'sche Blatt, durch Zelter's Beiwort nun in zwiefachem Sinne ein Denkmal schwerer Zeit und so gewiß von Vielen auf der Berliner Goethe-Ausstellung des Jahres 1861 betrachtet, galt eine Zeit lang als verloren. Zum Glück aber ist es in guter Hand verblieben; ich entdeckte es, nach mehrfacher Nachfrage, in dem Handschriftenschatze des Geheimen Justizraths Lessing in Berlin, des Enkels von Lessing's Bruder Karl, und mit freundlicher Bereitwilligkeit hat mir der Besitzer selbst eine Abschrift davon, wie von Zelter's Brief besorgt.

---

[1]) Durch den Fund des Zelter'schen Blattes, der leider für Band XVI der Goethe-Ausgabe zu spät kam, ist erst der congruente Entwurf, den ich (als H[1]) dort S. 562 vorangestellt habe, ganz verständlich geworden. Die Zeile 7 dieses Concepts ist also „Verwandlung in Ca[tafalk]" zu lesen; ich hatte die schier unleserlichen Buchstaben am Rande als tr gelesen und, entsprechend der Zeile 10, ergänzt „Verwandlung in tr[aurige]". Zeile 10 hat das Concept nur ‚Epilog'; in dem Mundum erst setzte Goethe hinzu ‚des Vaterlandes'. Eine unvollständige Abschrift hat Gustav v. Loeper besessen und in der Hempel'schen Goethe-Ausgabe, Bd. XI, S. 237, Anmerkung * drucken lassen.

Aber dank einem günstigen Schicksal ist uns von der geplanten Dichtung mehr bewahrt geblieben, als diese von Zelter gerettete Handschrift. Goethe hat alle seine Niederschriften dazu in einem Umschlag gesammelt, den er selbst mit der Aufschrift versah: „Schillers Todtenfeyer." So haben sie sich in seinem Nachlaß gefunden: zwei Blätter mit schematischen Aufzeichnungen, die eine Uebersicht des Ganzen gewähren, und zehn[1]), die, entsprechend der Folge der Auftritte, mit Ueberschriften versehen und zur Aufnahme der ersten Ausführungen eingerichtet sind; dazu noch ein Verzeichniß der Personen. Diese Blätter gehören, allem Anschein nach, sämmtlich in die Zeit des Lauchstädter Aufenthalts, und die ersten beiden sind nachweislich im ersten Drittel des August geschrieben; denn auf Blatt 1 befindet sich das Concept der „Notiz" für Zelter, und das zweite Schema ist auf ein Blatt gezeichnet, welches zuerst dem Theaterkassirer zu Notirungen über die Aufführung des „Götz von Berlichingen, Sonnabend den 3. August 1805", gedient hat. Gezeichnet, sage ich; denn was dieses Blatt enthält, ist ein figürliches Schema, ein merkwürdiger und für Goethe charakteristischer Versuch, sich den Aufbau des Dramas, und vielleicht bis zu einer gewissen Grenze auch die scenische Darstellung, gegenständlich zu machen. Dies Tableau läßt sich nicht beschreiben, und so füge ich es hier in verkleinerter genauer Nachbildung ein, zu einer vorläufigen Uebersicht des Ganzen, die wohl jedem Leser, wie mir zunächst auch, recht fragwürdig vorkommen mag.



Den Schlüssel zu dieser Figur, und die Bestätigung der vier sozusagen Etagen des Dichtwerks gibt die auf demselben Blatte befindliche Ordnung der Auftritte, die deshalb hier ebenfalls vollständig Platz finden muß; ich stelle die auf einem besonderen Blatte (dem einzigen mundirten Stücke außer Zelter's Notiz) gegebene Personenreihe rechts daneben.

[1]) Ein Nebenblatt zum ersten, das nur zwei belanglose Zeilen trägt, zähle ich nicht mit.

1 Chöre	I	Jünglinge Jungfrauen
2 Thanatos	II	Männer
3 Gattin		Greise
4 Freund		Tod
5 Deutschland		Schlaf
6 Weisheit		Gattin
7 Poesie		Freund
Poesie allein		Deutschland
8 Chöre	III	Weisheit
9 Vaterland		Dichtung
10 Chöre	IV	Vaterland

So wissen wir nun, „was Goethe gemacht hat", oder zunächst wenigstens haben und sehen wir es. Wenn die ersten Verweser und Herausgeber von Goethe's Nachlaß nichts davon bekannt gemacht haben, so liegt dies jedenfalls nur daran, daß sie nicht im Stande gewesen sind, diesen Blättern ihr Geheimniß zu entlocken. Eilfertig und nur für das Bedürfniß des nächsten Tages geschrieben, sind sie allerdings mit ihren Abkürzungen und verblichenen Schriftzügen etwas schwer zu entziffern. Sind sie aber entziffert und in die nothwendige Folge gebracht, dann hebt erst die rechte Schwierigkeit an. Sie haben mich nicht losgelassen, nachdem ich es einmal übernommen hatte, diese Fragmente, Skizzen und Ansätze für die Weimarische Goethe-Ausgabe zu bearbeiten, in deren sechzehntem Bande sie jetzt erscheinen. Der Reiz, den werdende Gedanken und Gebilde ausüben, ist allzu groß. Immer wieder bin ich zu diesen schönen Räthseln zurückgekehrt. Es gibt ein Verfahren, die Gestalten und Farben verwitterter Wand- und Deckengemälde wieder hervorzurufen und aufzufrischen. Eine ähnliche Technik gilt es hier zu üben, ja eine noch schwerere Kunst vielleicht: zu ahnen, was einmal auf der Zaubertafel des Dichters gestanden haben mag, und wovon kein äußerliches Zeichen auf seine Blätter kam. Hier ist eine divinatorische Kritik am rechten Platze, deren Aufgabe es ist, die Herstellung eines Kunstwerks bis zu dem Punkte zu führen, wo des Lesers und Betrachters eigene Phantasie einzusetzen hat. Denn diese muß schließlich das Beste thun: die Gestalten selbst beleben und ausmalen und die Illusion eines Ganzen und Fertigen hervorbringen.

II.
Inhalt und Gang der Dichtung.

Die Information, die Goethe für den Componisten niederschrieb, und das bildliche Schema, das er für sich selbst entwarf, leisten den Dienst eines Grund- und Aufrisses. Nach Goethe's Zählung hätte man vier Haupttheile zu unterscheiden. Will man indessen, was ich für statthaft halte, die Schlußchöre (IV) als einen musikalischen Epilog, der sich vollendend an den poetischen (III) anfügt, mit diesem in Eins zusammenfassen, so erscheint ein dreigliedriger Aufbau, dessen Theile als Vorspiel, „Stück" und Epilog bezeichnet werden mögen.

1. Das Vorspiel.

Zu der ersten Abtheilung bietet das figürliche Schema nur die Worte: „Einleitung. Chöre." Zelter's Blatt gibt als dem Stück vorangehend an: „Symphonie. Mimische Entreen. Exposition. Donnerschlag. Erscheinung."

Für die „Symphonie" — man gebrauchte das Wort damals noch ebenso, wie wir es aus der herrlichen Parentation „Mieding's Tod" kennen —[1]), also nach neuerer Benennung für die Ouvertüre, hat der Dichter die Anweisung gegeben, sie solle heiter anheben, dann aber in „dunkle" Weisen übergehen und so den Hörer auf den Wandel vorbereiten, der sich in seiner Seele mit dem Verlauf des Stückes selbst vollziehen mußte. Die Scene eröffnet sich — ich denke sie mir ähnlich wie in der „Huldigung der Künste", eine freie ländliche Gegend — und ein bunt bewegtes Bild stellt sich dar. „Chorgesang, Festliches Kommen — Darbringen, Chöre von verschiedenem Charakter, instrumental, mimisch", so hat Goethe in einem ersten, etwas ausgiebiger angelegten Concept für Zelter die Situation bezeichnet, während er in letzter Fassung sich auf die Formel „Mimische Entreen" beschränkt. Diese Formel aber bekommt sofort Leben und Inhalt durch Aufzeichnungen, die uns auf dem ersten der „zehn Blätter" aufbewahrt sind.

Eingangschöre.

Jünglinge, zur Idee erhoben
Mädchen, ihrer Würde bewußt
Krieger, zum höchsten Punkte des Muths erhoben
Haide: Silbenmaß „Wohlauf Kameraden"
Greise, die freudig in das kommende Jahrhundert hineinschauen (Attinghausen)

Jünglinge
Bergbewohner aus Tell, Ackerleute
Handwerker aus der Glocke
Studirende | Seine durchgewachten Nächte / Haben unsern Tag gehellt,
Soldaten, die jüngern aus Wallensteins Lager.
Frauen
Thekla, Bertha
Frau des Staufachers. Tells
Männer
Handwerker
Krieger
Greise
Gesetzgeber
Attinghausen

„Auf dem breternen Gerüst der Scene wird eine Idealwelt aufgethan"; dies Wort aus Schiller's berühmten Stanzen an Goethe trifft hier vollkommen

[1]) Goethe schildert da den Moment, wenn der Hof in seine Loge tritt und durch dreimaliges Aufstoßen des Marschallstabes das Zeichen zum Anfangen gegeben wird.

„Wie oft trat nicht die Herrschaft schon herein,
Es ward gepocht, die Symphonie fiel ein."

zu. Denn was wir sehen, ist jene Welt, die Schiller mit den Gebilden seiner Phantasie bevölkert hat. Und indem wir es sehen, werden wir sogleich selbst hineingezogen in die Welt, die er „zur Idee erhoben hat", die ihm (mit dem Epilog zur Glocke zu reden) auch „verdankt", d. h. dankt, „was er sie gelehrt". Von der Bühne her vernehmen wir solche Bekenntnisse.

Seine durchgewachten Nächte
Haben unsern Tag gehellt

erklingt es aus dem Jugendchor der „Studirenden", und unter den Kriegern sollte der Kürassier (Goethe hat gleich den Namen des Schauspielers Haide eingetragen, dem von der ersten Aufführung des „Lagers" an diese Rolle zugetheilt war) die muntere Weise des Reiterliedes anstimmen. Schiller's tapfere, freudige Seele lebt ja so recht in diesem Liede und jener Idealismus der That, der für die höchsten Güter das Leben einsetzt. Ihn feiert der Epilog zur Glocke:

Er wendete die Blüthe höchsten Strebens,
Das Leben selbst, an dieses Bild des Lebens —

und diesen Sinn hätten wohl auch die neuen Strophen ausgesprochen, die Goethe hier einlegen wollte. So deuten schon die ersten Spuren der Aufführung auf einen Lobpreis Dessen, der im Reiche der Erkenntniß und des Sittlichen die Seinen zum Höchsten hingeführt hat.

Betrachten wir nun das ideale Publicum genauer, das die Bühne füllt. Mannigfaltig gegliedert nach Alter, Geschlecht, Beruf und Beschäftigung, ist es ein Abbild der Gesammtheit. Aus dem klassenhaft Allgemeinen aber, das solche Gruppen sonst zu haben pflegen, sollte sich hier lebensvoll das Persönliche erheben, und zwar nicht in der gewöhnlichen individuellen, sondern in erhöht typischer Bedeutung. In solchem Sinne sind die Charakterfiguren aus Schiller's Dramen gewählt. Thekla und Bertha führen die „Mädchen, die ihrer Würde bewußt sind"; im Chor der Greise sollte Attinghausen stehen, nicht als der Lebensmüde, dessen Zeit „schon unter der Erde ist", sondern als der Seher, dem die Seele voll ist von der künftigen Größe des freien Vaterlandes. In dieser Gruppe übrigens (von den Handwerkern aus der „Glocke" abgesehen) ist Goethe aus dem Bereich der Dramenschöpfung Schiller's herausgeschritten; denn wenn er hier auch „Gesetzgeber" einführen wollte, so hat er an die Gestalten des Moses, Lykurg und Solon gedacht, die er in den historischen Aufsätzen der Thalia von 1790 gezeichnet fand; den Aufsatz über „Lykurg und Solon" hat er, wie Körner, für eine eigene Arbeit Schiller's gehalten.

Welchem Anlaß aber gilt der Aufzug und Gesang dieser Chöre, gilt ihr „festliches Kommen und Darbringen"? Hierauf antwortet Goethe's Brief an Zelter. „Zur Feier des Geburtstags unsers Freundes" ist das Stück bestimmt, vertraut er dem musikalischen Freunde und Beistande an. Am Geburtstage opferte man im Alterthum dem Genius; auch die Freunde thaten das. Ein Altar des Genius, etwa mit Schiller's Bild, konnte auf der Bühne sichtbar sein. Und wäre dies auch nicht zu denken, so haben sich doch, jener Idee gemäß, am Lebenstage, dem „dies genialis", die Kinder seines Geistes und die

Empfänger seiner Gaben zum Festchor versammelt, um seinem Genius eine Huldigung zu bereiten.

Dies der Inhalt der „mimischen Entreen" und wohl auch des Titels, der in Zelters Register sich anschließt: der Exposition. Das Wort steht in lateinischer Schrift da, bezeichnet somit, aller Wahrscheinlichkeit nach, einen selbständigen, materiellen Bestandtheil der Dichtung; denn der Hinweis, in jenen „Entreen" sei eben die sogenannte Exposition des Dramas gegeben, wäre, Zelter gegenüber, ganz müßig gewesen, und ein müßiges Wort kann in der sorgsam überlegten, knapp gefaßten Uebersicht nicht vorkommen. „Exposition" ist nicht unterstrichen, d. h. der Componist hatte mit dieser Partie nichts zu thun. In dem figürlichen Schema befindet sich an entsprechender Stelle (I) das Wort „Einleitung". Bedeutet es, zwischen den „Chören", ein gesprochenes Stück? Merkwürdiger Weise hat Goethe gerade in der Correspondenz mit Zelter das Wort im gleichen Sinne gebraucht. Im Verfolg von Belehrungen, die er dem Freunde über den antiken Chor ertheilt (Juli, August 1803), erinnert er an eine primitive Gestalt des musikalischen Dramas, die sich in der katholischen Kirche erhalten habe, das Absingen der Leidensgeschichte in der Charwoche. „Drei Personen und der Chor (turba) stellen das Ganze dar." Er räth, es auf diesem Wege mit eigener Composition zu versuchen, jedoch unter einer zweckmäßigen Abänderung. „Verweisen Sie die Function des Evangelisten bloß auf den Anfang hin, so daß er eine allgemeine historische Einleitung als Prologus spreche, und machen, durch Kommen und Gehen, Bewegen und Handeln der Personen, die von ihm gegenwärtig emanirenden Zwischenbestimmungen unnütz; so haben Sie schon ein Drama recht gut eingeleitet." (Briefwechsel 1, 72). Sollte in gleicher Weise etwa hier die Würde des Tages, der Zweck der Feier noch besonders von einem Sprecher dargelegt werden?

Kehren wir jedoch nun von Vermuthung und Frage zur Anschauung zurück. Diese „heitere" Feier gilt einem Lebenden. Der Mann, den diese festlichen Chöre feiern, weilt noch im Lichte des Tages. Ich möchte das nicht Fiction, poetische Redeform nennen. Für Goethe war es innerliche Wahrheit. „Dem Tode zum Trutz", wie er sagt, hat er getrachtet in seiner Weise, thätig, gemeinsam Begonnenes weiterführend, die Unterhaltung mit dem Freunde, ein geistiges Zusammenleben fortzusetzen. Und ist es nicht Wahrheit überhaupt, im einfach menschlichen Sinne? Die Liebe überwindet den Tod. Was man nicht aufgibt, hat man nicht verloren. Auch der Epilog zur Glocke ruht, in seiner Eingangsstrophe, auf dieser Vorstellung. Das Landesfest wird geschildert, zu dem der Dichter die schönste Gabe, die „Huldigung der Künste", gespendet. „Da hör' ich schreckhaft mitternächtig Läuten" — und nun tritt die Katastrophe ein.

So auch hier. Furchtbar kündet sich, mitten in den Spielen der Freude, „im lebensregen Drange", die höhere Gewalt an. Ein Donnerschlag erdröhnt. Jedem ist die Symbolik dieser Natursprache verständlich, Goethe hat sie einmal poetisch erläutert, indem er, im „Maskenzuge" von 1818, mit feierlichen Strophen die „Braut von Messina" einführt.

Doch wenn von dort, woher wir Heil erflehen,
Ein Blitz, ein Donnerschlag erschreckt,
Sich Fels und Wald und Umblick von den Höhen
Mit schwer gesenkter Nebelschichte deckt,
Uns Nacht am Tag umgibt, der Himmel flammet,
Seltsam geregelt Strahl am Strahle strahlt,
In Schreckenszügen Feuerworte malt:
Das Schicksal sei's, das ohne Schuld verdammet!

Und wer kennt sie nicht, die Worte des Chorliedes in dem Schiller'schen Drama selber:

Wenn dumpf tosend der Donner hallt,
Da, da fühlen sich alle Herzen
In des furchtbaren Schicksals Gewalt.

Das Furchtbare aber, das sich so, unheimlich drohend anmeldet, gewinnt sofort eine bestimmte Gestalt. Dem Grauen folgt der Schrecken. Eine „Erscheinung" zeigt sich, ein Vorbild dessen, was sich alsbald ereignen soll.

Es sei hier eine Zwischenbemerkung gestattet. Goethe hat als Dramatiker die Vision, die zu sinnlichem Anschauen gesteigerte Ahnung, höchst wirkungsvoll verwandt. Die Hochgerichtserscheinung im Faust. Der Traum Egmonts. Und Schiller, der anfangs, als Recensent des Egmont, sich ablehnend verhalten und von einem Saltomortale in die Opernwelt gesprochen hatte, hat dann selbst, auf der Höhe seiner Kunst und seines Zusammenwirkens mit Goethe, die Vision in das historische Drama hohen Stils einführen wollen. Demetrius: Romanow sieht den künftigen Glanz seines Hauses. Wenn in unserem Drama also, an der Stelle gerade, wo die obere Welt in die irdische hineinragt, unter Mitwirkung zumal der Musik (wie im Egmont) die „Erscheinung" eintritt, so hat Goethe das auf dem Grunde einer ihm und dem Freunde, den er betrauerte, gemeinsamen Kunsterkenntniß ersonnen.

Was aber war es, das sich, als ein nahe Zukünftiges, dem Blicke darstellen sollte? Es ist verwegen, eine Vermuthung auszusprechen. Ist es ein Bild des letzten Abschiedes? Sind es die Götter selbst, die nunmehr bald leibhaft auf der Bühne erscheinen — Tod und Schlaf, den Dichter, dem das Todesloos gefallen, geleitend? Oder Jener allein, der dunkle König (wie ihn der griechische Tragiker nennt), „der schwarze Fürst der Schatten"?

2. „Das Stück".

Erster Auftritt.

„Thanatos und Hypnos".

„Tod und Schlaf", zuerst aber, wie in dem figürlichen Schema, mit den griechischen Namen, ist der erste Auftritt auf dem zweiten der zehn Blätter überschrieben. Zur Ausführung hat Goethe in acht Zeilen Folgendes notirt: „Spricht Tod — Jüngling — Mädchen — Mann — Greis — Tod; antwortet ihm; sendet den Schlaf weg." (Die Striche bedeuten das bei jeder Person zu wiederholende „spricht".) Auf dem Blatte, das die ersten Mittheilungen für Zelter enthält, die ersten Zeilen also überhaupt, die Goethe zu

diesem Entwurf geschrieben hat, findet sich schon ein erster Versuch, die Scene zu skizziren. Das erste Wort der kurzen Aufzeichnung ist: „Aufgehört". Das Wort, mit dem Thanatos alle Freude und Hoffnung niederschlägt, abschneidet. „Scheiden ist der Tod." Von jeder Gruppe des Chors naht sich ein Vertreter. Der Tod spricht nur zu dem Letzten, dessen Leben zur Neige geht. Und er heißt den Schlaf sich entfernen. Der mildere Begleiter hat hier keines Dienstes mehr zu walten. „Denn der Schlummer der Todten ist schwer."

Hypnos und Thanatos, die Brüder, wir kennen sie aus dem Homer. Im sechzehnten Buche der „Ilias" ist erzählt, wie sie den von Patroklos erlegten Sarpedon, den Göttergleichen, in die Heimath überführen. Apollo selbst hat den Leichnam gewaschen und mit Ambrosia gesalbt und übergibt ihn den Beiden. Denn so hat Zeus, da er den geliebten Sohn nicht zu retten vermag, es ihm geboten:

Dann ihn wegzutragen vertrau den schnellen Begleitern
Beiden, dem Schlaf und dem Tode, den Zwillingen, welche sofort ihn
Stellen ins weite Gebiet des fruchtbaren Lykierlandes,
Wo ihn rühmlich bestatten die Brüder zugleich und Verwandten
Mit Grabhügel und Säule; denn das ist die Ehre der Todten.
(Voß, Ilias 1802.)

Goethe kannte seinen Homer. Und im Verkehr mit Friedrich August Wolf, dem Homer-Forscher, mag eben auch diese Stelle ihm lebendig geworden sein. Wer an die Beweiskraft sprachlicher Beobachtungen glaubt, wird diese Vermuthung gutheißen. Goethe hat wiederholt — so sehr war er den Griechen damals ergeben — zu den deutschen (mit Tinte geschriebenen) Ueberschriften der einzelnen Auftritte mit Blei eine griechische Benennung gefügt. So setzt er denn auf das nächste Blatt über den ersten Titel „Verwandtschaft" (woneben „Die Gattin — Kinder") das Wort *κασιγνετη*[1]), also eben das in jenen Homerversen vorgefundene Wort in weiblicher Form. Es hat ihn nicht gekümmert, daß es im Griechischen niemals die Gattin bezeichnet, sondern die Blutsverwandte, die Schwester.

Und wie sollen wir uns des Todes Gestalt denken? Als „das alte heitere Bild," das Lessing von den Sarkophagen herabgerufen und dem Zeitalter der Humanität heilig und werth gemacht hatte? Es wäre verfrüht, schon hier danach zu forschen. Keine Frage aber kann es sein, daß der ernste, herbe, strenge Bruder sich von dem stillen, sanften, mit dem er zusammen eintrat, merklich unterscheiden mußte. Nun hat er ihn entlassen, um Denen, die trauervoll an ihn herantreten, im eigentlichen Sinne, Rede zu stehen. Aus dem Inhalt seiner Reden können wir am ehesten hoffen, eine Idee von seiner Erscheinung zu gewinnen.

---

[1]) Goethe schreibt so statt *κασιγνήτη*. Auch Herder, der doch besser Griechisch verstand, macht solche Fehler. Im nächsten Auftritt über „Freund" (erst „Freundschaft") *φιλος*, dann weiter (Auftritt 5) *σοφια* über „Philosophie", was dann in „Weisheit" geändert wurde. Die Person des Todes ist einmal mit *Θ*, dem griechischen Anfangsbuchstaben, bezeichnet. In der Ueberschrift von Auftritt 1 steht, um auch diese Kleinigkeit anzumerken, Hüpnos; es ist also die Schreibung der Vossischen „Odüssee" von 1781, an die Goethe gewöhnt war.

Zweiter Auftritt.

„Gattin und junges Chor".

Die Menge, die erst gruppenweise den Raum einnahm, hat sich in zwei Massen getheilt: in den „Chor der Jugend" und den „Chor der Alten" [1]). Mit jenem tritt, von der linken Seite, heran „die Gattin, sich und die Kinder darstellend". Auf die angeführten Worte folgt in Goethe's Niederschrift (Blatt 3) eine auf den ersten Blick inhaltlose Zeile: „ist genug gesagt". Wie es scheint, der Schlußaccent zu der ersten Rede der Trauernden. „Wie ich hier dastehe, bin ich ein Bild der Klage; euch, die ihr mit mir fühlt, ist schon damit genug gesagt." Aufblickend erkennt sie die idealen Gestalten, die dramatischen Gebilde Schiller's:

Alles ist das Werk des Gatten,
Was von Leben uns umgibt.

Aber sie versinkt wieder in die Tiefe ihres Leides. Ein einzelnes Wort: „Hülflosigkeit", und dazu eine Zeile

Soll ich ihm nicht mehr das leisten?

geben, wie sie zusammen gehören, diesen Gang der Empfindung zu erkennen. Mit dem Gatten ist ihr des Hauses Stütze genommen und der theuerste Gegenstand einer in Pflege und Fürsorge beseligten Liebe. Tröstend entgegnet ihr der Tod:

Das Gute, was man Liebenden erzeigt,
Belohnet sich in dieser ernsten Stunde. —

„Kasignete, die Gattin". Vielleicht entsprach das griechische Wort gerade dem Sinne des Dichters. Einst hatte er, was ihn zu seiner Charlotte, der Seelenführerin zog, in die Worte gefaßt:

Ach, du warst in abgelebten Zeiten
Meine Schwester oder meine Frau.

Auf seiner geistigen Höhe wird das Verhältniß der Gatten ein geschwisterliches. So wird es, oder bleibt es, wenn der Tod die Liebenden getrennt hat.

Dritter Auftritt.

„Freund und älteres Chor".

Von der rechten Seite der Bühne bewegt sich der Chor der Alten heran, und an seiner Spitze „der Freund". Das Grundmotiv ihrer Klage ist angegeben in drei Zeilen, die sich erst zu Versen bilden wollen:

Wer reicht mir [zuerst: uns] die Hand beym Versinken ins Reale?
Wer gibt so hohe Gabe?
Wer nimmt so freundlich an, was ich zu geben habe?

Die Erwiderung des Todes faßt Goethe zuerst in eine Zeile zusammen:

Der traure, der den Lebenstag versäumt.

---

[1]) Goethe schreibt: „Das Chor"; „älteres Chor".

Dann aber gestaltet er sie völliger aus, und hier sehen wir strophische Form angelegt:

Hast du versäumt
Hast du verträumt
Launisch gemieden
. . . . . .
Kamst du aber dem Regen
Thätig entgegen,
Widerstrebtest du nicht seinem Zug,
Lähmtest du nicht seinen Flug
Durch Willkür und Laune,
So danke dir selbst für dein Glück —
Es ist vorüber, es kommt nicht zurück.

Die Lücke ist dem Sinne nach leicht ergänzt: „So magst du jetzt freilich weinen und klagen." Ich glaube, es ist nicht von ungefähr, daß gerade diese Stelle vergleichsweise am weitesten gediehen ist. Hier hat der Dichter für das Gefühl, mit dem er sich über den Schmerz des Verlustes erhob, Worte gesucht. „Wir haben zusammen gelebt, denn wir haben zusammen gewirkt." Hier hat er für den Freund, sein Wesen und seinen Kern die kürzeste, kräftigste Formel gefunden. Er ist „der Rege". Der, dem Ruhe und Stillstand Tod war. Der von sich sagt, wie Wallenstein: „Wenn ich nicht wirke mehr, bin ich vernichtet." Der nach diesem stärksten Bedürfniß sich auch den Freund wählt und in den Xenien es ausspricht:

Dieser ist mir der Freund, der mit mir Strebendem wandelt.

So gipfelt ja auch im Epilog die Schilderung des „Lebenswürdigen" einmal in den Versen, die das gewaltige Fortschreiten seines Geistes schildern und dann sogleich den Adel seiner Seele. Wer ist der Freund aber? Es ist kaum nöthig, so zu fragen. Der Dichter ist hier dem Triebe gefolgt, persönlich ein Bekenntniß abzulegen. Er hat es später ebenso gethan in der Rechenschaft, die er über sein „Verhältniß zu Schiller" niederschrieb. Da spricht er von seinem „hartnäckigen Realismus", der manchmal „Anlaß zu lebhaftem Widerspruch gegeben". „Selten ist es aber" — fügt er hinzu — „daß Personen, die gleichsam die Hälften von einander ausmachen, sich nicht abstoßen, sondern sich anschließen und einander ergänzen." Und in den Annalen von 1805, wo er des Verlustes gedenkt und auf das Zusammenwirken mit Schiller zurückblickt, erklärt er die gegenseitige Förderung, die daraus erwachsen, mit den Worten: „Schillers ideeller Tendenz konnte sich meine reelle gar wohl nähern, und weil beide vereinzelt doch nicht zu ihrem Ziele gelangen, so traten beide zuletzt in einem lebendigen Sinne zusammen." Die wehmüthige Klage des Realisten um den Verlorenen, die Frage: „Wer reicht mir die Hand?" sie klingt fast wie Wallenstein's Klage um „den Freund".

Er machte mir das Wirkliche zum Traum,
Um die gemeine Deutlichkeit der Dinge
Den goldnen Duft der Morgenröthe webend —
Im Feuer seines liebenden Gefühls
Erhoben sich, mir selber zum Erstaunen,
Des Lebens flach alltägliche Gestalten.

Weshalb? Wodurch? Noch ein Mal drängt sich hier der Ausdruck jener großen Doxologie herzu und bietet sich von selbst ergänzend zur Antwort dar:

Denn hinter ihm, in wesenlosem Scheine,
Lag, was uns Alle bändigt, das Gemeine.

Die beiden Auftritte „Gattin und junges Chor" — „Freund und älteres Chor" bilden seelisch wie in ihrem Aufbau ein Ganzes. Sie sollten, als ein Solches, abgeschlossen werden durch eine lyrische Partie, einen Threnos, nach dem Kunstausdruck der griechischen Tragödie, in welchem die beiden Chöre einander „entsprachen". Dies jedenfalls bedeutet die Angabe: „Klagen im abwechselnden Chor".

Vierter Auftritt.

„Deutschland" (Vaterland)[1]).

Bis jetzt hat das rein menschliche Gefühl gesprochen; jetzt erweitert sich gleichsam der Raum, und Gestalten treten ein, die das Maß des Persönlichen überragen. Die erste unter diesen hehren Erscheinungen ist das Vaterland, im Prachtgewand, reich geschmückt mit den Wappen der deutschen Länder. Was hatte Deutschland an dieser Stelle zu sprechen? Goethe hat folgenden Gedankengang aufgezeichnet:

Dünkt sich höher als die Einzelnen
Lob des Emporstrebens
Werth vieler
Werth der einzelnen
Vorsprache.

Ich versuche es, diese Zeilen auszulegen und in directe Rede umzusetzen. „Mächtiger Gott, Hartherziger, du hast Gattin und Freunde nicht erhört, ich aber messe mir einen höheren Werth bei. Meine Stimme ist die Stimme der Gesammtheit. Gib mir den herrlichen Mann, den du eben in der Blüthe höchsten Strebens entraffen willst. Zu immer höheren Höhen wird sich sein schaffender Genius schwingen, und sein Volk wird er mit Macht sich nachziehen. Mehr als die Menge, weit mehr gilt ja der Eine, der sie leitet und beseelt. Solch ein Führer zum Bessern ist er uns gewesen. Ihm ist das Leben, die Mitwelt noch Vieles schuldig geblieben. Lange hat er mit der Ungunst des Geschickes gerungen; zu den Glücklichen, denen die Gnade der Himmlischen mühelos das Schönste reicht, hat er nicht gehört. So höre du nun meine Fürsprache und nimm sie an. Du rettest Viele, indem du den Einen verschonst."

Ich darf mich für einen wesentlichen Theil dieser Auslegung auf Goethe selbst berufen. Er hat das Thema „Werth Vieler, Werth der Einzelnen" schon in der „Natürlichen Tochter" behandelt. In den Worten des Königs zu Eugenie:

Wenn dir die Menge, gutes edles Kind,
Bedeutend scheinen mag: so tadl' ich's nicht;
Sie ist bedeutend, mehr noch aber sind's
Die Wenigen, geschaffen, dieser Menge
Durch Wirken, Bilden, Herrschen vorzustehn.

---

[1]) Die erste Ueberschrift „Vaterland" ist nicht gestrichen, sondern mit Blei ist darüber gesetzt „Deutschland".

Und wenn sich der Wortlaut des voranstehenden Versuchs augenfällig an bekannte Gedichte Schiller's (Das Glück, Der Genius) anlehnt, so ist auch darin nichts Willkürliches. Der Ausleger wird mit Freuden nutzen, was einst dem Dichter Anregung geboten hat. Goethe hatte, wie wir wissen, in Lauchstädt ein von Frau von Stein entliehenes Exemplar von Schiller's Gedichten, Band I (mit der „Glocke"), bei sich, sonst aber hatte er „in Hoffnung, selbst thätig zu sein", wie er an Fr. A. Wolf am 30. August schreibt, „gar keine Bücher mitgenommen". Anklänge an Schiller's Sprache sind im Epilog, ebenso auch hier und da in Versen und im Entwurf unseres Dramas vorhanden. Jene beiden Gedichte aber stehen im ersten Bande, gleich auf dem zweiten Bogen, beisammen[1]). Das Schlußwort der „Vorsprache" (Fürsprache) endlich, für welches die Skizze keinen Anhalt bietet, ist gesichert durch die Entgegnung des Thanatos:

Ungleichheit des Geschicks nicht ungerecht
wegen Gleichheit des Nothwendigen.

Der Gott verweist auf „der Nothwendigkeit stilles Gesetz, das stetige, gleiche". Auch hier lenke ich wieder in Schiller's Worte ein — Worte aus dem Gedichte „Der Genius", oder, wie es zuerst betitelt war, „Natur und Schule". Denn es ist das gemeinsame Credo beider Freunde, das hier zum Ausdruck gelangt. „Uebrigens bekommt es uns ganz wohl, daß wir mehr an Natur als an Freiheit glauben und die Freiheit, wenn sie sich ja einmal aufdringt, geschwind als Natur tractiren; denn sonst wüßten wir ja gar nicht mit uns selbst fertig zu werden." Goethe an Schiller, 5. Juli 1803. Von diesem Standpunkte haben sie beide die Schicksale der Völker und der Einzelnen betrachtet. So das Geschick Ludwig's XVI., den Zusammenbruch der alten Ordnungen in Frankreich. „Man sieht in dieser ungeheuren Empirie nichts als Natur," schreibt Goethe nach der Lectüre von Soulavie's Memoiren, „und nichts von dem," (setzt er scherzend hinzu) „was wir Philosophen so gern Freiheit nennen möchten." Im Zusammenhange des großen Ganzen soll man nun auch des Freundes Geschick, als ein mit seinem Wesen, mit dem rastlosen Vorwärts! seiner Natur nothwendig gegebenes verstehen und sich darein finden lernen.

Es folgen auf der nämlichen Seite Verse oder Versversuche, die, hin und her gewendet, einen dem Fortgang der Rede des Thanatos zugehörigen Gedanken wiedergeben:

Von deinen Schildern darf das Rad allein,
Es darf allein der Rautenkranz sich zeigen.

Zwei Sterne . . . .
Indeß der ganze Himmel sich
Theilnahmlos

[1]) Den Hinweis auf den mitgenommenen Gedichtband (Gedichte von Friedrich Schiller. Erster Theil. Leipzig 1804) danke ich der Abhandlung „Goethe's Epilog zu Schiller's Glocke" in der Zeitschrift für „Deutsche Philologie", Bd. XXVI, S. 81—105, 1893, einer vortrefflichen exegetischen Gabe Heinrich Düntzer's. Der Einfluß von Schiller's Sprache zeigt sich sogar in den kurz schematisirten Reihen: „Mädchen, ihrer Würde bewußt", nach „Würde der Frauen", I, 330.

Den Pfauenschweif von allen deinen Bildern,
Soll ich deshalb die strengen Schlüsse mildern?

es kann von deinen Schildern
Das Rad allein, allein der Rautenkranz . . .

„Deutschland" hat im Namen aller seiner Lande und Landesfürsten gesprochen. Thanatos bestreitet ihm dies Recht. Nur zwei deutsche Länder haben dem Dichter, den jetzt alle den Ihren nennen wollen, eine freundliche Heimstätte gewährt: Kurmainz (Rad) und Sachsen (Raute). Und nur zwei Sterne haben ihm geleuchtet, während der ganze Himmel theilnahmlos blieb; neben Dalberg und Carl August hätte hier ein Dritter genannt sein sollen, der dem Dichter wahrhaft als ein Rettungsstern erschien: der hochherzige Augustenburger. „Soll etwa" — schließt Thanatos, mit herbem Vorwurf die stolze „Vorsprache" der Herrscherin erwidernd, „um deines Gepränges willen das Gesetz umgangen werden, dem alle Wesen unterworfen sind?"

„Die strengen Schlüsse" — es klingt das wiederum wie eine Reminiscenz aus Schiller's Gedichten: „Ewig steht der Schluß des Zeus" in der „Klage der Ceres" (Seite 8 der Gedichte). Aber hier wirkt unstreitig ein Anderer ein: Lessing. Gegen eine antiquarische Bemerkung in Winckelmann's Schrift von der Allegorie — die Gaditaner (Bewohner von Gades, Cadix) wären die Einzigen unter allen Völkern gewesen, „die den Tod verehret", — wendet Lessing, mit Bezug auf die von Jenem mißverstandene Stelle eines griechischen Autors ein: „Selbst bey den Griechen war der Tod nicht ohne Verehrung. Das Besondere der Gaditaner war nur dieses, daß sie die Gottheit des Todes für erbittlich hielten; daß sie glaubten, durch Opfer und Päane seine Strenge mildern, seinen Schluß verzögern zu können. Denn Päane heißen im besondern Verstande Lieder, die einer Gottheit zur Abwendung irgend eines Uebels gesungen werden." Die Stelle steht in der Abhandlung: „Wie die Alten den Tod gebildet" ziemlich vorn, und so ist sie, da Goethe sicherlich, seit ihm die „Todtenfeyer" im Sinne lag, das berühmte Büchlein mehr als einmal aufgeschlagen hat, ihm im Gedächtniß geblieben. Ferner aber: auf der Vorstellung, daß die Gottheit des Todes erbittlich sei, beruht ja auch unsere Dichtung, und so hätten denn Winckelmann und Lessing, in gewissem Sinne, als ihre Urväter zu gelten.

Fünfter Auftritt.
„Weisheit und Dichtung".

Weisheit und Poesie, zwei Schwestern, verschieden in Art und Gebärde, wie in Kunst und Rede, treten von verschiedenen Seiten gleichzeitig ein. Beiden ist der, den der Todesgott als den Seinen anspricht theuer. Die Aeltere erhebt zuerst die Klage um ihn, der tief („im Abgrund", wo sie wohnt) die Wahrheit zu erforschen und sie mit der Klarheit, die aus der Fülle kommt, darzustellen vermocht. Die Poesie aber weiß Höheres von ihm zu künden. Es sind nur wenige Zeilen zu diesem Auftritt auf das Blatt gekommen, das sonst bloß

die Ueberschriften enthält, und diese Zeilen gehören der Rede der Poesie an. Zuerst die Ansätze:

Das können tausend . . .
Durch einen nur kann ich reden . . .
Nur durch den Einen kann ich reden.

Dann der gelungene Guß:

Von tausend Lippen fließt die Weisheit hier;
Mein Wort kann ich nur Wenigen vertrauen.

Nur Wenigen; einst hatte Goethe auf den erwählten Fels in seinem Garten die Worte gesetzt:

Dir allein verleih' ich die Stimme, wie unter der Menge
Einen die Muse sich wählt, freundlich die Lippen ihm küßt.

Er zumeist ist es gewesen, der den Freund in der Ueberzeugung beglaubigt hat, zu der Zahl der Auserwählten zu gehören, der ihn in den Wetteifer des dichterischen Schaffens hinein- und damit von der Philosophie abgezogen hat, deren Vorwalten, wie er später aussprach, Schiller's poetischer Production Eintrag gethan. In dem gemeinsamen Xenienwerke steht denn auch das jetzt erst bekannt gewordene Distichon Schiller's, das, an Kant gerichtet, die knappe und entschiedene Absage bringt:

Zwey Jahrzehende kostest du mir; zehn Jahre verlor ich,
Dich zu begreifen, und zehn, mich zu befreyen von dir. —

Die Weisheit schweigt und geht ab. Der Poesie bleibt das letzte Wort. „Dichtung allein". Es gebührt ihr, den Hörer über das Gefühl der Vergänglichkeit zu erheben und den Nachruhm ihres Lieblings, sein Fortleben bei den fernsten Geschlechtern zu verkünden. Ihm geschieht, wie er geglaubt hat:

Du, himmlische Muse,
Trägst, die dich lieben, die du liebst, in Mnemosynens Schoß. —

Jetzt verläßt Thanatos die Bühne, um den nächtlichen Weg zu wandeln mit dem Abgeschiedenen. Die Scene ändert sich. „Verwandlung zum Katafalk" (Zelter's Blatt). Während sie sich vollzieht, stimmt der gesammte Chor den „Trauergesang" an, oder, wie es im Entwurf der zehn Blätter heißt, die „Nänie". Es ist dies der alte Name für den Leichen- oder Grabgesang. Aber hier ist er doch wohl gewählt im Gedanken an Schiller's eigenes Gedicht „Auch das Schöne muß sterben," das eben diese Ueberschrift trägt[1]):

Nicht errettet den göttlichen Held die unsterbliche Mutter,
Wenn er, am skäischen Thor fallend, sein Schicksal erfüllt.
Aber sie steigt aus dem Meer mit allen Töchtern des Nereus,
Und die Klage hebt an um den verherrlichten Sohn.
Siehe, da weinen die Götter, es weinen die Göttinnen alle,
Daß das Schöne vergeht, daß das Vollkommene stirbt.
Auch ein Klaglied zu sein im Mund der Geliebten ist herrlich,
Denn das Gemeine geht klanglos zum Orkus hinab.

[1]) Schiller's Gedichte, Bd. I, S. 325. 1804.

3. Der Epilog.

Der Katafalk, der „Bau des Todes", ist errichtet; er stand schon, als die Nänie verklang. Wir denken an das Trauergepränge in der „Braut von Messina": „Wände und Säulen mit schwarzem Flor behangen", vielleicht auch wie dort „Genien, mit Fackeln in den Händen".

Die Aufzeichnungen des Dichters zur Ausführung sind gegen den Schluß hin immer spärlicher geworden, und die letzten Blätter bieten uns leider nichts weiter als Ueberschriften: „Vaterland". „Magnificat". Indessen auch diese Ständer zum Gerüst lassen sich noch einigermaßen umkleiden; und hier gerade kommen uns Zelter's kurze Notizen noch zu Hülfe.

„Epilog des Vaterlandes" steht auf Zelter's Schema, und so ist auch in dem figürlichen Plane das Vaterland als einzige sprechende Person an der Spitze des zweiten Dreiecks (zu Abtheilung III gehörig) eingetragen. Im Trauergewande erscheint es nun, weinend um den „verherrlichten Sohn". Aber nicht zum Klagen bloß, ja auch nicht hauptsächlich zum Klagen ist das Vaterland an Schiller's Sarkophag erschienen. Hier, am Ruhebette des „Regen", galt es ein kräftiges Memento vivere! auszusprechen. Euch stärke der Anhauch seiner Kraft! „Aufs Leben seid, nicht auf den Tod bedacht!"

Nicht in das Grab, nicht über's Grab verschwendet
Ein edler Mann der Sehnsucht hohen Werth.

Es galt zu vollbringen, was Goethe an Iffland's Beginnen so löblich gefunden hatte: die reale Rührung zur idealen zu läutern, und diese zum Positiven, zum Idealismus der That, in Schiller's Sinne, zu erheben. Der wackere Zelter hat gewußt, was Goethe bei dem Epilog des Vaterlandes — das, wie er ja auch wußte, im Stücke selbst „eine große und breite Figur gibt" — im Schilde geführt hat; oder er hat es aus Goethe's Mittheilungen richtig errathen. Und auch wir können es, aus den schriftlichen Mittheilungen, errathen: aus dem Zornesausbruch Goethe's über seine lieben Mitbürger, die Herren Frankfurter, aus dem Winke, wie man von Pfaffen und Mönchen lernen müsse, die Todtenfeier der Heiligen zum Vortheil der Lebenden zu nutzen. So verstehen wir nun erst die ganze Bitterkeit der grimmigen Bemerkung Zelter's und fühlen, wie dem preußischen Patrioten das Herz weh gethan hat, als er sie niederschrieb: „Das Vaterland mußte bonis cediren, und von Katz' und Hunden fressen sehen, was es seinen Helden und seinen Weisen nicht hatte gönnen wollen."

Wir dürfen den temporären Zweck, zu dem der Dichter selbst sich bekennt, von seiner Dichtung nicht ausschließen. Das Wort „Hülflosigkeit" steht nicht umsonst unter den Motiven der Scene „Gattin und Kinder". Zur Dankbarkeit gegen die geistigen Wohlthäter und Stifter, von denen er in seinem Vorwort zum „Winckelmann" redet, wollte Goethe die Deutschen erziehen. Eindringlicher, strenger als mit der verhaltenen Mahnung, die schon in der Schlußstrophe des Lauchstädter Epilogs zur Glocke vernommen werden konnte:

Er hatte früh das strenge Wort gelesen,
Dem Leiden war er, war dem Tod vertraut.
So schied er nun, wie er so oft genesen,
Nun schreckt uns das, wofür uns längst gegraut.
Doch jetzt empfindet sein verklärtes Wesen
Nur Einen Wunsch, wenn es herüber schaut.
O! möge doch den heil'gen letzten Willen
Das Vaterland vernehmen und erfüllen!

Der letzte Gedanke und Wunsch des Scheidenden hat den Seinen gegolten; dem Vaterlande, dem er sein Edelstes gewidmet hat, gebührt es, an den Unversorgten Vaterpflicht zu übernehmen. So hätte denn der Dichter den Epilog dieser Trauerfeier gipfeln lassen in einem Schlußwort ähnlich dem des Prometheus in seiner „Pandora“:

Des echten Mannes wahre Feier ist die That. —

Jedoch der letzte Schluß war nicht der menschlichen Rede vorbehalten, und nicht das irdische Vaterland sollte das letzte Wort sprechen. Auf einen Berg der Verklärung gleichsam sollten die Genossen der Feier sich gehoben fühlen. Die Scene verwandelt sich wieder „ins Heitere“, ein himmlischer Glanz erfüllt das Haus. Die feierlichste Weise ertönt, das Magnificat, oder, nach der Aufzeichnung für Zelter, das Gloria in excelsis . . .

Wer beschwichtigt
Beklommnes Herz, das allzu viel verloren? . . .

Da schwebt hervor Musik mit Engelschwingen
Verflicht zu Millionen Tön' um Töne,
Des Menschen Wesen durch und durch zu dringen,
Zu überfüllen ihn mit ew'ger Schöne:
Das Auge netzt sich, fühlt im höhern Sehnen
Den Götterwerth der Töne wie der Thränen.

Aus den Tagebüchern Theodor von Bernhardi's[1]).

Nach dem Tode König Frederik's VII. von Dänemark.

[Nachdruck untersagt.]

Am 5. November 1863, zehn Monate nach Ausbruch des polnisch-russischen Aufstandes und zehn Tage vor dem Tode König Frederik's VII. von Dänemark, hatte Napoleon III. die Session der Pariser parlamentarischen Körperschaften mit einer Rede eröffnet, die unter Anderem den nachstehenden, in ganz Europa mit höchstem Interesse aufgenommenen Satz enthielt:

„Da die Verträge von 1815 zu bestehen aufhören, kann nichts vernünftiger erscheinen, als die Einberufung der Mächte Europa's zu einem Congreß — zu einem obersten Schiedsgericht über alle obschwebenden Fragen."

Unter demselben Datum war von der französischen Regierung an die sämmtlichen Monarchen des Welttheils die Einladung zum persönlichen Erscheinen in Paris und zur Abhaltung eines Congresses gerichtet worden.

Bei der damaligen Weltlage konnte für ausgemacht angesehen werden, daß der französische Kaiser sich dafür rächen wollte, daß England und Oesterreich seinen Versuch, zu Gunsten Polens zu interveniren, anfänglich unterstützt, im entscheidenden Augenblicke dagegen preisgegeben hatte und daß die Spitze des Vorschlages vom 5. November sich gegen das Wiener Cabinet richtete.

Rußland, Oesterreich und England zögerten mit der Antwort, obgleich sie in der Stille entschlossen waren, die französische Einladung abzulehnen: Rußland, weil es noch mit Niederschlagung des polnischen Aufstandes beschäftigt und über Napoleon's polenfreundliche Velleitäten erbittert war; England, weil es der weiteren Ausbreitung des französischen Einflusses auf die continentalen Dinge in den Weg treten zu müssen glaubte; Oesterreich, weil es durchsah, daß der neue Schachzug des Imperators dem Reste seines italienischen Besitzstandes gelte. Die kleineren Höfe hatten bereitwillig angenommen, während Preußen (zum Mißvergnügen des Wiener Cabinets) zur Antwort gab, daß principielle Bedenken gegen den Vorschlag nicht beständen, gewisse Einzelheiten indessen noch der Erwägung bedürften; es werde zweckmäßig sein, ein vorgängiges Einverständniß der fünf Großmächte herbeizuführen und statt der Souveräne

[1]) Vergl. Deutsche Rundschau, 1894, Bd. LXXX, S. 96 ff. und S. 214 ff.

deren leitende Minister in Paris zu versammeln. Im Uebrigen wurde betont, daß die Verträge von 1815, soweit sie nicht abgeändert worden, nach preußischer Auffassung zu Recht beständen.

Die damalige Lage der inneren preußischen und deutschen Verhältnisse kann mit wenigen Worten bezeichnet werden.

Das Ministerium Bismarck stand im zweiten Jahre seiner öffentlichen Thätigkeit, in der Periode erbittertsten Kampfes um die Militär-Reorganisation, für welche das Abgeordnetenhaus die erforderlichen Geldmittel wiederholt verweigert hatte. Im Sommer (1863) waren die bekannten Preßordonnanzen erlassen worden, deren vom Abgeordnetenhause geforderte Zurücknahme in Berlin das Interesse des Tages bildete.

Das übrige Deutschland theilte seine Aufmerksamkeit zwischen den preußischen Vorgängen und den beiden Angelegenheiten, die während des Spätsommers zu Frankfurt a. M. verhandelt worden waren: dem (an dem Widerspruch Preußens gescheiterten) österreichischen Project einer Bundesreform und dem Protest, welchen der Bundestag unter gleichzeitiger Bedrohung einer Bundes-Execution gegen die Einverleibung Schleswigs in die dänische Monarchie nach Kopenhagen gerichtet hatte (1. October 1863).

So lagen die Dinge, als die Kunde von dem am 15. November erfolgten, von Niemandem erwarteten Ableben des erst fünfundfünfzigjährigen Königs Frederik VII., des letzten Vertreters des königlichen Mannesstammes, eintraf.

Theodor von Bernhardi's damalige äußere und innere Stellung ist in diesen Blättern wiederholt berührt worden. Als Privatmann in Berlin lebend, stand er mit seinen Grundanschauungen auf dem Boden der gemäßigt liberalen Partei, während er zugleich entschiedener Anhänger der Militärreform war, die er wiederholt und nachdrücklich in seinen Schriften vertreten hatte. Dieser letztere Umstand erklärt die Thatsache, daß er, außer mit Männern der verschiedensten politischen Richtungen, insbesondere mit dem Kriegsminister von Roon in naher Beziehung stand.

Ueber die Ereignisse und Stimmungen der zweiten Hälfte des November 1863 enthalten seine Tagebücher unter Anderem das Folgende:

16. November. Ausgegangen bei trübem Wetter. In der Bellevuestraße begegnet mir Herr von Benda und fragt, ob ich die große Tagesneuigkeit schon wisse: der König von Dänemark ist plötzlich gestorben: Il n'y a manqué plus que cela, war mein erster Gedanke — noch eine Complication mehr! . . . Nicht daß ich einen Krieg fürchtete — wollte Gott, die Sachen stünden so, daß man dergleichen erwarten könnte —, nein, ich fürchte, die Sache der Herzogthümer wird noch ein Mal und zwar zum letzten Male verdorben. Es wird irgend ein neues unseliges Protocoll zusammengekleistert und Schleswig-Holstein verloren werden. Nach den Antecendenzien des Ministeriums muß man das erwarten.

18. November. Die Zeit nimmt eine sehr ernste Wendung. Der Prinz Friedrich von Holstein-Augustenburg, vermöge der Resignation seines Vaters Herzog von Schleswig-Holstein, ist hier eingetroffen und will seine Rechte auf das Entschiedenste geltend machen. Der Bundestag hat dem

Londoner Protocoll (sc. durch welches die Großmächte das Successionsrecht des gegenwärtigen Königs Christian IX. und die Integrität des dänischen Reichs anerkannten) nie zugestimmt. Ebenso wenig haben es die deutschen Regierungen zweiten und dritten Ranges gethan — sie sind in keiner Weise gebunden. Die dänische Regierung wird nun selbst durch die Sanctionirung des sogenannten Grundgesetzes, durch welches Schleswig in Dänemark einverleibt wird, die Verträge zerreißen, welche die Grundlage des Wiener Protocolls bilden. Der Herzog von Coburg hat bereits den Prinzen Friedrich als regierenden Herzog von Schleswig-Holstein anerkannt. (NB. Das hatte ich soeben mit einiger Verwunderung aus der Zeitung ersehen.) — Das ist aber keineswegs bloß ein excentrischer Streich von seiner Seite. Baden und die sämmtlichen sächsischen Herzogthümer werden im Laufe des heutigen Tages dasselbe thun — Oldenburg höchst wahrscheinlich auch — und mit einem ziemlichen Grad von Wahrscheinlichkeit erwartet man denselben Schritt auch von Bayern. Es ist demnach Aussicht da, daß der Bundestag den Prinzen Friedrich anerkennen könnte.

Holsteinische Notablen — Mitglieder der Ständeversammlung — die sich morgen in Kiel versammeln, wollen, wenn sie nur einige Aussicht auf Unterstützung von Seiten Deutschlands haben, den förmlichen Beschluß fassen, der Krone Dänemark den Huldigungseid zu versagen. — Prinz Friedrich wird morgen einen Aufruf an die Schleswig-Holsteiner erlassen, der aber, aus Rücksicht für unsern König, nicht hier, sondern in Hamburg gedruckt werden soll. — Heute Abend noch gehen die Notifications-Schreiben an die sämmtlichen europäischen Höfe ab, in denen er seinen Regierungsantritt meldet.

Das Alles müßte aber ziemlich ohnmächtig bleiben, wenn es nicht durch Preußens reale Macht getragen würde. Das Interesse Deutschlands und das Interesse Preußens erheischt, daß Preußen die Sache in die Hand nimmt und sich an die Spitze der Bewegung stellt. — Dahin muß man es zu bringen suchen. — Der Prinz Friedrich wird heute eine Audienz bei unserm König haben. — Einen Augenblick dachte er daran, auch durch das Abgeordnetenhaus einen Druck auf unsere Regierung zu üben, die Fortschrittspartei und das linke Centrum (Bockum-Dolffs) zu einer Adresse, zu einer Manifestation für Schleswig-Holstein zu veranlassen, das ist aber sofort wieder aufgegeben worden. Theils haben die Oppositionsparteien bei uns durchaus keine Lust, sich auf die Sache einzulassen, denn sie sagen sich wohl, daß sie die Regierung dann auch unterstützen, das Militärbudget wenigstens für jetzt annehmen, Anleihen, und was sonst nöthig ist, bewilligen müssen, wenn sie einmal zur Action gedrängt haben. Dieser Widerstand, den man hier findet, wäre vielleicht zu besiegen — man müßte aber befürchten, den König „kopfscheu" zu machen, wenn die Opposition sich der Sache lebhafter als der ihrigen annehmen wollte — und so mag es besser unterbleiben.

Es kommt also darauf an, unsere Regierung dahin zu bringen, daß sie die Initiative ergreift und entschlossen vorgeht aus eigenem Antrieb. Ich soll deshalb mit Roon sprechen.

Ich kann aber nicht gut zu Roon gehen, um über ernste Angelegenheiten mit ihm zu sprechen, da ich ihm noch keinen Höflichkeitsbesuch gemacht habe, und außerdem ist die Frage, ob ich ihn träfe. Ich entschließe mich also, ihm einen ausführlich auf die Sache eingehenden Brief zu schreiben. Und zwar sogleich; denn was überhaupt geschehen soll, muß augenblicklich geschehen, sonst werfen sich die außerdeutschen Großmächte mit Protesten dazwischen.

19. November 1863. Eine über alle Erwartung freundschaftliche Antwort von Roon, noch gestern Abend geschrieben: „Ew. Hochwohlgeboren meinen verbindlichsten Dank für Ihre heute empfangenen freundlichen Zeilen aussprechend, verzichte ich zwar auf die schriftliche Discussion der von Ihnen berührten Fragen; ich werde mich indessen freuen, wenn Sie mir, bei Gelegenheit eines vertraulichen Besuchs, recht bald Anlaß zu einem Gedankenaustausch geben wollen. Sie kennen ja die Stunden, in denen ich von meinen gewöhnlichen Geschäften minder bedrängt zu sein pflege."

Droysen kommt zu mir; auch er ist politisch thätig und sucht die Sache der Herzogthümer in Gang und die Regierung dahin zu bringen, daß sie energisch die Initiative darin ergreift — daß sie die Gunst des Augenblicks begreift und ergreift. Er bearbeitet den Unterstaatssekretär v. Thile, bei dem er Zutritt hat und Gehör findet. — Der weiß aber von gar nichts, ist in der deutsch-dänischen Streitfrage ganz und gar nicht orientirt und verwundert über Alles, was er durch Droysen davon erfährt.

Droysen hegt für den Fall, daß der Augenblick nicht gehörig benutzt wird, Besorgnisse, die ich nicht in demselben Grade und Umfange theile; er meint: werden die Herzogthümer jetzt nicht vollständig gewonnen, so gehen sie für immer verloren. Noch ist die Bevölkerung gut deutsch gesinnt — läßt man sie aber auch diesmal im Stich, so geben sie die Sache verloren und gehen mit Sack und Pack in das dänische Lage über, um auf diese Weise aus einer unerträglichen Lage heraus zu kommen, und es vergehen nicht vierzig Jahre, so sind das enragirte Dänen.

Und dann! ist erst „das norddeutsche Elsaß" verloren, dann folgt auch „das norddeutsche Straßburg" — nämlich Hamburg, das sich ganz von Dänemark umfaßt, dänischer Herrschaft auf die Länge nicht entziehen kann!

Ich klage darüber, daß aber auch mit unseren Liberalen, mit den Vernünftigsten und Besten unter ihnen, gar nichts anzufangen ist auf dem Gebiet wirklicher Politik; es fehlt ihnen durchaus der staatsmännische Blick für die Bedeutung der Dinge und der Maßstab dafür; die Angelegenheit der Herzogthümer geht fast unbemerkt an ihnen vorüber; sie sind verloren in lauter Lappalien, Ausschreitungen eines Landraths und dergleichen.

Droysen erzählt noch: „Wissen Sie, was Schwerin gesagt hat, als er den Tod des Königs von Dänemark erfuhr? — Er sagte: „Bismarck hat Glück! nun kommt er um die Execution herum!"

Nach Tisch Max Duncker bei mir. Der ist natürlich vor Allem energisch thätig in der Sache der Herzogthümer. Er ist mit Schleinitz in gutem Vernehmen geblieben — Schleinitz ist der Einzige aus der früheren Periode, der mit dem König über Politik sprechen kann; er ist gescheidt, hat

staatsmännische Einsicht, und wenn er die Verantwortung nicht unmittelbar zu tragen hat, fehlt es ihm auch nicht an Muth. Auf Max Duncker's Meinung gibt er etwas. Das Alles benutzt dieser und veranlaßt ihn ernstlich, über die große Angelegenheit des Tages mit dem König zu sprechen.

Zwischen acht und neun Uhr zu Roon, anderthalbstündiges Gespräch mit ihm in seinem Cabinet; ein sehr gutes Gespräch, das mich nicht ganz unbefriedigt läßt und wohl einige Aussichten eröffnet, wenn auch allerdings keineswegs durchaus genügende.

Ich beginne das Gespräch mit der Bemerkung: „Ich benütze die Erlaubniß Ew. Excellenz sofort, weil ich einiges Thatsächliche mitzutheilen habe, das von Werth sein könnte. Ich habe in Paris einen Freund und Correspondenten, der auf dem Fuß großer Vertrautheit mit Nigra (dem damaligen italienischen Gesandten) lebt. Der schreibt mir, bis vor drei Wochen etwa hegte Napoleon III. die Aussicht, er könne und werde Oesterreich zum Kriege mit Rußland bewegen. — Jetzt hat er dieses Bestreben als entschieden fruchtlos durchaus fallen lassen — Metternich, der dieser Combination zustimmte und ihre Verwirklichung in jeder Weise herbeizuführen bemüht war, ist darüber auf das Aeußerste niedergeschlagen. — Jetzt geht Napoleon III. auf ein Bündniß mit Rußland gegen Oesterreich aus — was nicht gelingen wird, wie ich nach meiner Kenntniß der Lage der Dinge im Osten Europa's glaube mit Bestimmtheit aussprechen zu dürfen. In Oesterreich aber ist man darüber in große Angst gerathen, sucht sich sicher zu stellen und zwar dadurch, daß man sich mit Rußland zu versöhnen sucht. Das plötzlich sehr entschiedene Auftreten Oesterreichs gegen die Polen in Galizien liefert den Beweis, daß dem Allen wirklich so ist; es soll zu der Versöhnung mit Rußland führen."

Roon findet das Alles so wichtig, daß er es sich sofort mit Bleistift notirt. Was die deutsch-dänische Frage anbetrifft, findet er Preußens Lage sehr schwierig, denn Preußen sei nun einmal durch das unselige Londoner Protocoll von 1852 gebunden, da es dieses unglücklicher Weise unterschrieben habe.

Ich: Dänemark hat nun aber selbst durch die Incorporation von Schleswig, wie sie im neuen Grundgesetz ausgesprochen ist, die bestehenden Verträge zerrissen, und wir sind nicht länger daran gebunden.

Roon: Die Verträge von 1815 hat Dänemark allerdings zerrissen, und Dänemark gegenüber sind wir zu nichts mehr verpflichtet; — aber in dem Protocoll von 1852 haben sich die fünf Großmächte nicht gegen Dänemark, sondern gegeneinander verpflichtet, die Integrität der dänischen Monarchie zu wahren, und gegenüber den Londoner Conferenz-Mächten sind wir unserer Verpflichtung nicht entbunden. Es sei freilich sehr zu beklagen, daß Preußen dieses Protocoll unterschrieben habe; das sei ein unverzeihlicher Fehler gewesen. Ueberhaupt habe es nie eine elendere Politik gegeben als die Manteuffel's.

Es wäre nicht schwer, nachzuweisen, daß auch das Londoner Protocoll hinfällig ist, weil die Voraussetzungen, auf die es gegründet war, nicht erfüllt worden sind; Dänemark die Zustimmung der Agnaten (Augustenburger und

Oldenburger), namentlich aber die der vor Allen Betheiligten, der schleswigschen und holsteinischen Stände, nicht geschafft und nachgewiesen hat.

Ich werfe nur dazwischen, Manteuffel's Politik sei auch mir immer sehr verwerflich erschienen — und darum nicht weniger, weil die Schuld, das Londoner Protocoll angenommen zu haben, zum großen Theil den verstorbenen König selber treffe, der in seiner Unberechenbarkeit in dem seltsamen Wahn lebte, Preußen verliere seine Großmachtstellung, wenn seine Signatur nicht unter dem unseligen Protocoll stehe. — Wie dem aber auch sei, „jetzt kann es sich doch nur darum handeln, **wie** wir von dem Londoner Protocoll loskommen; **daß** wir davon loskommen müssen, versteht sich von selbst und ist keine Frage."

Roon stimmt dem bei, vollkommen und unbedingt; da urgire ich die Hinfälligkeit desselben Protocolls nicht weiter, und um so weniger, da ich zugleich gewahre, daß Roon den Werth dieses Protocolls in der That nicht höher anschlägt, als es verdient. Das Protocoll wird nur vorgewendet, der eigentliche Grund der Scheu und des Zauderns ist ein ganz anderer: er liegt in der Besorgniß vor einem unberechenbaren Conflict, in den man gerathen könnte, und dem man dann nicht gewachsen wäre.

Roon sagt nämlich: man müsse sehr vorsichtig zu Werke gehen und sich hüten, keine Uebereilung zu begehen, denn man könnte sonst in eine sehr bedenkliche Lage kommen. Die Aufgabe in Holstein sei, der örtlichen Schwierigkeiten wegen, nicht so ganz leicht zu lösen; der Krieg dort werde immerhin bis 70000 Mann in Anspruch nehmen; wenn wir nun zwei Armeecorps in Holstein haben, und ein Krieg am Rhein dazu kommt, dann müssen wir erwarten, daß „unsere angenehmen Freunde an der Donau" sich „über Nacht" mit Frankreich verbinden: — dann haben wir einen dreifachen Krieg; nach drei Seiten zugleich —: sind wir dem gewachsen? — Diese Besorgniß herrscht besonders an maßgebender Stelle (also beim König, wie ich natürlich verstehen soll).

Ich verweise auf Nigra's Mittheilungen und die neuesten Kundgebungen in Oesterreich, um darzuthun, daß eine solche Gefahr in der That nicht zu besorgen ist. Die Combination, die Napoleon III. jetzt im Sinne hat, das Bündniß mit Rußland, wird allerdings nicht zu Stande kommen, das glaube ich mit Bestimmtheit vorhersagen zu können. Napoleon III. hat diesen Plan wohl überhaupt nur fassen können, weil ihm der slawische Osten von Europa durchaus unbekannt ist, weil er die bodenlose Unvernunft und Unzuverlässigkeit der Polen so wenig kennt, als das stolze Selbstgefühl des Russen dem Polen gegenüber. Die Vorbedingung eines solchen Bündnisses wird nicht zu erlangen sein; Napoleon III. müßte, um die öffentliche Meinung in Frankreich zu beruhigen, von der russischen Regierung irgend eine Concession für Polen erlangen —: die ist aber unmöglich, und an dieser Unmöglichkeit wird der ganze Plan scheitern. Einstweilen aber ist man darüber, wie gesagt, in Oesterreich in großer Angst — und in Folge dessen ist Oesterreich in diesem Augenblick sehr wohlfeil zu haben; wenn wir ihnen ein Bündniß auf einige Jahre anbieten, ihnen den gegenwärtigen Besitzstand nur auf wenige

Jahre garantiren, als Preis für ihre Zustimmung zu unserer Politik in Schleswig-Holstein, so greifen sie gewiß mit beiden Händen zu. Rußland ist sehr leicht zu beschwichtigen und dankt dem Himmel, wenn wir ihm als Schirm alle feindlichen Mächte von Polen abhalten — von den Engländern ist gar nichts zu befürchten, die bellen nur und beißen nicht. Roon stimmt auf das Lebhafteste bei, von denen sei durchaus nichts zu besorgen.

Ich: Man darf, glaube ich, noch mehr sagen. Die Engländer wollen Friede haben in Europa, damit ihre Handelsthätigkeit nicht gestört werde; sie poltern und schimpfen gegen uns in der Absicht, uns einzuschüchtern, damit wir Ruhe halten, und sie thun das um so geräuschvoller, weil sie sehr gut wissen, daß sie nichts weiter thun können, oder wollen, daß diese Einschüchterung ihre einzige Waffe gegen uns ist. Kehren wir uns daran nicht; sehen sie, daß wir uns nicht einschüchtern lassen, so ändert sich die Scene. Gehen wir heute entschlossen gegen Dänemark vor, so wendet sich morgen dieselbe leidenschaftliche Sprache Englands gegen Dänemark, um die Dänen einzuschüchtern und die Ruhe auf diese Weise zu erhalten.

Roon citirt selbst die neuesten Artikel der „Times", die schon einlenken.

Ich: So bleiben als feindliche Mächte in der That nur Dänemark und Frankreich übrig, und mit denen kann man es in Verbindung mit Oesterreich und dem übrigen Deutschland wohl mit einiger Zuversicht aufnehmen.

Roon: Die andere Combination: Rußland, Preußen und Frankreich wäre mir eigentlich lieber, denn den lieben Freunden in Wien ist nicht über den Weg zu trauen. (NB. Durch diese Worte gab er mir einen sehr werthvollen Aufschluß; ich sehe, das Herz der Herren hängt noch immer an Bismarck's großen Plänen von ehemals, an der großen Tripel-Allianz gegen Oesterreich, die sie noch immer auch bei dieser Gelegenheit wieder zu Stande bringen möchten. Sie werden nur mit Widerstreben auf andere Combinationen eingehen. Diese Entdeckung ist sehr viel werth!)

Ich: Nun! zu trauen ist dem Manne in den Tuilerien wahrhaftig auch nicht!

Roon (lachend): Nein, gewiß nicht! Er hat aber auch noch andere Bedenken. Es ist, meint er, gar sehr die Frage, ob es im Interesse Preußens liegt, da in Schleswig-Holstein einen neuen Großherzog einzusetzen, der dann möglicher Weise auch unser Feind und Gegner in Deutschland sein könnte — freilich liegt diese Gefahr für jetzt ganz in der Ferne!

Ich: Dieser Gefahr wäre, wie mir scheint, leicht vorzubeugen. Rendsburg kann ohnehin nicht den schwachen Kräften der Herzogthümer allein überlassen bleiben; nichts ist leichter, als Rendsburg zur Bundesfestung mit preußischer Besatzung zu machen, und Kiel zum Bundeshafen auch mit preußischer Besatzung.

Roon: Kiel eignet sich dazu nicht; es kann örtlicher Schwierigkeiten wegen nicht befestigt werden; die Höhen zu beiden Seiten der Bucht steigen terrassenförmig, so daß man immer dominirt bleibt, wenn man auch mit seinen Befestigungen so weit geht als irgend möglich.

Ich: Nun, dann Eckernförde!

Roon kommt darauf zurück, daß man sehr vorsichtig zu Werke gehen müßte; das wollen die Leute eben nicht sehen; eben war Jemand bei mir, der nicht weniger und nicht mehr verlangte, als wir sollten sofort den Herzog von Schleswig-Holstein anerkennen und unverzüglich in Holstein einrücken. Wenn ich Ihnen sagen wollte, wer das war, würden Sie sich wundern; es ist einer der Führer der röthesten Reaction!

20. November 1863. — Abermaliger Besuch bei Roon.

Ich: Sie waren neulich der Meinung, daß man jedenfalls von dem Londoner Protocoll loskommen müsse, daß es sich bloß um das Wie handelt. — Wenn man aber etwas unter allen Umständen thun muß, dann kommt es darauf an, es in solcher Weise zu thun, daß es einem als Verdienst angerechnet wird, und daß man auch Dank dafür erntet. Nicht so, daß man es nur mit Widerstreben und gezwungen zu thun scheint.

Roon: Allerdings, man muß sich das Verdienst „einer schmucken That" nicht entgehen lassen. In diesem Fall aber hat die sofortige Action große Schwierigkeiten. Oesterreich erklärt sich ganz entschieden für Dänemark und verlangt von uns, wir sollen dasselbe thun, und mit dem Prinzen von Augustenburg „kurzen Prozeß machen". — Oesterreich spricht sich so schroff aus, daß man dahinter eine Falle vermuthen konnte, die man uns stellen will. Ich glaubte, Bismarck warnen zu müssen; ich sagte ihm: Geben Sie Acht! Man will uns vielleicht veranlassen, eine ähnliche Erklärung abzugeben, um dann die Schuld auf uns zu schieben und sagen zu können: „Ja! ohne Preußen können wir nicht!" — Hannover und Sachsen wollen sich nun auch von der Execution lossagen.

Ich: Von Execution kann, wie mir scheint, überhaupt gar nicht mehr die Rede sein, sondern nur von Occupation, bis zur Erledigung des Erbstreites, oder einfach für den legitimen Landesherrn.

Roon: Doch, Execution! Die Rechte Deutschlands müssen unter allen Bedingungen gewahrt werden, die Legitimität des Prinzen von Augustenburg aber ist mir nicht so klar! — Auf Lauenburg hat er gar kein Recht!

Darüber ließe sich streiten; Lauenburg ist freilich als Entschädigung für Norwegen gegeben worden —, aber wem denn? — Doch gewiß nicht der Krone Dänemark, die Norwegen nie besessen hat, da zwischen beiden Ländern nur Personal-Union bestand! Also der Dynastie, dem Hause Holstein-Oldenburg. Und nach welchem Recht muß dieses selbständige deutsche Herzogthum nun in dem Hause vererbt werden? — Nach deutschem, d. h. einheimischem Fürstenrecht, oder nach fremdem Recht, nämlich nach dänischem Erbrecht? — Doch lasse ich das auf sich beruhen und suche nur daran zu erinnern, daß der Prinz Friedrich von Augustenburg nach deutschem Fürstenrecht ganz unzweifelhaft Erbe von Schleswig-Holstein ist und auch unbedingt dafür gegolten hat, bis auf die ganz willkürlichen Rechtsverletzungen durch den offenen Brief von 1846. Roon weicht der Erörterung aus.

Roon: „Die Frage ist überhaupt eine Frage der Macht, nicht eine Frage des Rechts; — und haben wir die Macht?" — ver-

weist von Neuem auf die perfiden „Freunde an der Donau" — erinnert daran, daß die „süddeutschen Freunde" sehr unzuverlässig sind und uns wenig helfen werden, stellt den dreifachen Krieg an der Eider, am Rhein und im Süden in Aussicht — und fragt, ob ich, wenn ich an der Spitze der Geschäfte stünde, unter diesen Bedingungen den Herzog anerkennen und ohne Weiteres als Dänemarks Feind in die Herzogthümer einrücken würde?

Ich: Das ist eine Frage, die ich eigentlich gar nicht beantworten kann; ich habe meine Jahre nicht erreicht, ohne einige Erfahrung zu gewinnen, und weiß daher sehr wohl, daß die öffentlichen Geschäfte sich immer anders ausnehmen, wenn man darin steht, als wenn man sie von außen ansieht. Ich kann daher nur sagen: so wie ich die Sache jetzt sehe: Ja!

Roon scheint unter Hm, Hm! und Kopfnicken gegen diese Antwort nichts einwenden zu können.

Ich: Soweit ich die Sache übersehen kann, scheint mir allerdings die Lage nicht so gefährlich; wenn auch Oubril (der damalige russische Gesandte) sagt: prenez garde, ne touchez pas au protocol de Londres — so hat das gar nichts zu bedeuten. (Ich wollte sehen, was Roon dazu sagen wird.)

Roon: „Rußland hat sich über diese Angelegenheit noch gar nicht geäußert" (NB. er spricht in ruhigem Ton, als ob man Rußlands sehr sicher wäre) — „Rußland ist zufrieden mit uns und hat auch Ursache dazu." — Nun kommt es vor Allem auf Frankreich an; solange man nicht weiß, was der Mann in den Tuilerien sagt, kann man keinen bestimmten Entschluß fassen. — Es gibt einen Weg, in anständiger Weise von dem Londoner Protocoll los zu kommen. Der wird auch eingeschlagen werden — nur kann man nicht Alles sagen! Zunächst muß auf der Execution bestanden werden; da können zwei Fälle eintreten: entweder die Dänen weichen ohne Widerstand aus Holstein: das wäre der schlimmere Fall.

Ich: Sie werden Holstein ohne Widerstand räumen, nur Rendsburg und besonders den Brückenkopf von Friedrichstadt nicht, der doch auf holsteinischem Grund und Boden liegt.

Roon: Auf dem Besitz von Rendsburg und dem Brückenkopf müssen wir aber bestehen; widersetzen sich die Dänen: dann ist der Krieg da! — und der Krieg hebt alle Tractate auf — die werden erst beim Friedensschluß wieder neu gemacht. — (NB. er spricht in Ton und Gebärde, als werde es alsdann sehr großartig und glänzend hergehen.) „Wir haben nun vorgestern Moltke nach Frankfurt geschickt;" — er soll die militärischen Maßregeln besprechen; — er soll auf der Execution bestehen; — „er hat sehr bestimmte Instruktionen" — er soll den kleinen Herren sagen: wenn sie die Execution nicht ausführen wollen, wird Preußen sie aufnehmen — und wenn sie nicht mitwollen, wenn sie uns da allein lassen, und es entstehen dann weiter aussehende Händel aus der Sache, „dann mögen sie zusehen, wie sie ihre süddeutsche Grenze selber vertheidigen!"

Das Kunstgewerbe auf der Berliner Kunstausstellung.

[Nachdruck untersagt.]

Die diesjährige Kunstausstellung ist geschlossen. Wieder einmal hat sie sich in dem Eisenschuppen einrichten müssen, den man wie zum Hohn „Landesausstellungspalast" nennt. Man hatte gewisse Erwartungen an ihr Erscheinen geknüpft. Sie hieß nicht mehr, wie einhundertundsechs ihrer Vorgängerinnen, „Ausstellung der königlichen Akademie der Künste", sondern wie die von 1893 „Große Berliner Kunstausstellung". Man hatte in Künstlerkreisen seit einigen Jahren die Meinung lebhaft verfochten, daß die Akademie der Künste nicht geeignet sei, die gesammte Künstlerschaft zu vertreten, daß hierbei die Richtung der „Alten" einseitig zum Ausdruck komme, daß die „Jungen" nunmehr ernstlich mitsprechen müßten. Aus langem Streit ist das Compromiß erwachsen, daß die eine Hälfte der Ausstellungscommission von der Akademie, die andere vom Künstlerverein gewählt werde, und diese neu geschaffene Commission war im vorigen Jahre zum ersten Male thätig. Daß sich trotzdem die Ausstellung nicht bemerkbar von den früheren unterschied, konnte man auf die Kürze der Zeit schieben, welche zu eingreifenden Aenderungen nicht ausreichte; hatte man ein weiteres Jahr vor sich, so ließ sich ein neuer Weg ausfindig machen, auf dem alle frischen Regungen in der Kunst unbehindert voranschreiten und das etwas erlahmte Interesse des Publicums wieder gewinnen konnten. Den Beweis für die Richtigkeit dieser Hoffnungen zu bringen wird hoffentlich kommenden Jahren gelingen. Ein durchgreifender Unterschied gegen die früheren Zustände, etwa in der Art wie in München der Unterschied der Secessionisten vom Glaspalast, kann einstweilen nicht erwartet werden; die Herren, welche der Künstlerverein deputirt hat, wandeln keineswegs andere Pfade, als die Herren der Akademie, außerdem hat Düsseldorf seine Reservatrechte älteren Stiles behalten.

Etwas greifbar Neues war vielleicht nur die breitere Entfaltung der Architektur und die Aufnahme des Kunstgewerbes in den Rahmen der Kunstausstellung. Es ist verschiedentlich an mich die Aufforderung herangetreten, mich über diese erste Vorführung des Kunstgewerbes in so stolzem Rahmen zu äußern; es schien mir aber richtiger, den Schluß der Ausstellung abzuwarten, um nicht den vielen guten Willen, der sich hier gezeigt, zu kränken; außerdem war kaum Etwas vorgeführt worden, was nicht auf mancherlei anderen Ausstellungen schon gezeigt und besprochen worden wäre. Jetzt nach Schluß liegt kein Grund mehr vor, auf Einzelnes einzugehen; wir haben uns nur die allgemeine Frage zu stellen, ob der eingeschlagene Weg innerhalb dieser Gruppe richtig war und ob wir Wiederholungen gleicher Art wünschen sollen. Die Frage ist um so bedeutsamer, als für die Berliner Gewerbeausstellung von 1896 der Gedanke aufgetaucht ist, das Kunstgewerbe vom übrigen Gewerbe abzulösen und der Kunstausstellung anzuschließen.

An sich ist die Einfügung kunstgewerblicher Erzeugnisse in die Säle der Gemälde und Sculpturen nicht unbedingt neu. Die Berliner Akademie hatte es in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts durchaus als ihre Pflicht angesehen, das Kunstgewerbe zu fördern; sie ernannte Lithographen, Steinschneider, Kalligraphen, Zinkgießer u. s. w. zu akademischen Künstlern und trug kein Bedenken, einen gut ausgeführten silbernen Tafelaufsatz, Cartons zu Glasfenstern, geschnittene Steine und Aehnliches gelegentlich auszustellen. Unter den architektonischen Zeichnungen fanden sich Gestühle, Kelche, Kronleuchter für die Kirchen, und von Seiten der

Maler wurden Fächer, Stellwände, Diplome und Festkarten beigesteuert. Die Akademische Jubiläumsausstellung von 1886 öffnete vollends dem Kunstgewerbe alle Thore: damals wurden das Tafelsilber des Kaisers, die besten Stücke der Porzellanmanufactur, von Wien her alle Preisarbeiten des österreichischen Museums und von München eine Fülle von Kleingeräth ausgestellt.

Den eigentlichen Anstoß für die officielle Erweiterung des Programms mag wohl der Erfolg der Pariser Ausstellung auf dem Marsfeld gegeben haben. Seitdem dort die Secession ihren jährlichen Salon eröffnet, hat sie die Kleinkünste in ihr Programm aufgenommen und weigert keinem Werke den Eintritt, das den Anspruch auf künstlerische Erfindung und Durchführung erheben kann. Eine äußerliche Grenze nach der Richtung des Gewerbes hin gibt es hierbei nicht. Diejenigen Werke decorativer Kunst, für welche die Mitwirkung ausgebildeter Maler und Bildhauer unerläßlich ist, wie monumentale Brunnen, Candelaber mit vollem Figurenschmuck, decorative Malereien oder Entwürfe für Glasfenster und Gobelins, waren auch im alten Salon der Champs Elysées coursfähig, aber auf dem Marsfeld ging man von dieser äußerlichen Begrenzung ab und erkannte an, daß auch in der Gestaltung und Färbung eines irdenen Kruges, einer Lederkapsel sich selbständiges, rein künstlerisches Empfinden offenbaren könne. Hier wurden zuerst Arbeiten vorgeführt wie die glasirten Irdenwaaren des genialen, kürzlich verstorbenen Bildhauers Cariés, die nach Art altjapanischer Gefäße mit Farben überflossenen Steingutvasen von Delaherche, die Glasgeräthe von Gallé in Nancy und andere wohlgelungene Stücke, welche dem neu erwachten Sinne für fein abgestimmte lichte Töne reichlichere Nahrung bieten, als ganze Reihen tastender Versuche in der Malerei. Die rein künstlerische Bedeutung dieser Arbeiten ist jetzt in Frankreich so vollkommen anerkannt, daß man sogar in das Musée du Luxembourg, welches nach seiner Bestimmung unserer Nationalgalerie entspricht, einzelne Werke dieser Gruppe aufgenommen hat, darunter Stücke ohne irgendwelchen Schmuck von Figuren oder Pflanzen, sogar ohne eigentliche Ornamente; Stücke, die lediglich durch Farbencombinationen wirken, merkwürdige Erscheinungen der Kunstperiode, die ja auch landschaftliche Bilder entstehen läßt, in denen die Zeichnung völlig verschwindet und nur noch die Farbenstimmungen übrig bleiben. Die Aufnahme dieser Stücke in das Museum der Malereien und Sculpturen wird in Paris allerdings noch dadurch gefördert, daß es dort kein staatliches Kunstgewerbe-Museum gibt.

Auch in Chicago hatten die genannten Arbeiten, ausgewählt von der Union centrale des arts appliqués à l'industrie ihren Platz innerhalb der französischen Kunstausstellung erhalten. In England ist man seitens der officiellen Kunstausstellungen sehr zurückhaltend gegen lediglich ornamentale Arbeiten. Aber in den Kreisen der Neueren und Neuesten verschmilzt man die hohe Kunst und die decorative Kunst in gleichem Streben. Die Arts and Crafts exhibition society bringt seit einigen Jahren ganz kleine aber außerordentlich gewählte Ausstellungen, in welchen geistreiche Künstler, von denen Walter Crane bei uns der bekannteste sein mag, neue Probleme für Formen und noch mehr für Farben vorführen, bei denen sogar die hohe Kunst stärker von der decorativen beeinflußt wird als umgekehrt, wie denn auch der geniale Decorateur William Morris Präsident der Gesellschaft ist. Sehr bemerkenswerth ist es, daß die Ausstellungen sich nur alle zwei Jahre wiederholen um den Erfindungen Zeit zum Ausreifen zu lassen.

Dieses gleichzeitige Auftauchen verwandter Bestrebungen an den großen Culturstätten — die kleinen schließen sich selbstverständlich an — zeigt hinreichend, daß es sich hier nicht um eine Laune handelt, sondern daß die Kunst unserer Zeit die Einkapselung innerhalb rein idealer Aufgaben nicht verträgt, sondern mit ihren neuen Richtungen das Leben in allen seinen Erscheinungen zu durchdringen sucht.

Somit dürfen wir es dankbarlichst begrüßen, daß auch die Berliner Ausstellungen mit dem alten Banne brechen und den weniger anspruchsvollen Schöpfungen in der Kunst gleiches Licht und gleiche Luft gewähren.

Aber so viel ist klar: wenn ein kunstgewerbliches Stück in Gemeinschaft mit Gemälden und Sculpturen ausgestellt werden soll, so müssen seine berechtigten Ansprüche viel höher sein, als etwa in einer Gewerbeausstellung. Gute Ausführung, geschmackvolle Verwendung bekannter Motive, allgemeine Zierlichkeit in Form und Farbe genügen hierbei nicht. Es muß etwas Selbständiges, Schöpferisches — wenn auch auf noch so engem Gebiete —, es muß zum Mindesten das Bestreben erkennbar sein, neue Ausdrucksmittel der Kunst flüssig zu machen für decorative Zwecke, das Bestreben, die Geistesbewegung unserer Zeit auch in dem Gebrauchsgeräth in greifbare Form zu bannen. Daß diese Versuche völlig gelungen seien, brauchen wir nicht einmal zu fordern, es werden auch darüber die Meinungen der Alten und der Jungen oft genug auseinander gehen. Aber die Richtung auf künstlerische Selbständigkeit hin muß klar herausleuchten; sonst gehört ein Stück, das auf einer Gewerbeausstellung oder selbst einer Kunstgewerbeausstellung noch eine ganz anständige Figur machen könnte, nicht in die Kunstausstellung, mag sie nun akademisch, secessionistisch oder aus beidem verschmolzen sein.

Ob man bei der Auswahl der Stücke, welche im diesjährigen Katalog die Gruppe „Kunstgewerbe" bildeten, hinreichend vorsichtig gewesen ist, möchte ich hier nicht im Einzelnen erörtern. Wir wollen anerkennen, daß viel Hübsches herbeigeschafft ist; man hat vielleicht gemeint, daß man den ersten Aufmarsch des Kunstgewerbes an dieser Stelle recht stattlich führen müsse und ist etwas in die Breite gegangen. Das nächste Jahr, in welchem man schon nicht mehr auf ältere Stücke zurückgreifen kann, wird hoffentlich eine Klärung bringen. Diese Klärung muß vor Allem dahin gehen, daß man reiche Ausstattung und mühevolle Arbeit, selbst solche von leidlichem Geschmack, nicht als hinreichende Beglaubigung für den Eintritt ansieht. Ornamente von guter Form liegen heute geradezu auf der Straße unserer Handwerkerei; daß man sie aufgreift und einem beliebigen Stücke, das etwas Reicheres vorstellen soll, anheftet, ist weit mehr eine Krankheit, als ein Verdienst unserer Zeit. Unter diesem Kringelwesen wird der Grundgedanke des Geräths erstickt; die Erfindung reiner, zweckangemessener Formen hört auf, wenn man Waaren durch gedankenlose Zusätze in billiger Weise absatzfähig macht. Gerade für die Stufe, auf welcher wir heute stehen, ist es das Wichtigste, zu einfachen Formen zurückzukehren, aber nicht etwa in der äußerlichen Weise, daß man den üppigen Stil der Renaissance und des Rococo gegen den nüchternen des Empire vertauscht, sondern vielmehr durch das Eingehen auf die Grundsätze moderner Construction und modernen Gebrauches. Ein solches in seinem Gerippe verständig organisirtes Geräth braucht schließlich nicht einfach zu bleiben, sondern kann unter besonderen Umständen reichen Zierrath erhalten, wenn eben seine Bestimmung es erfordert; nur muß dieser Zierrath organisch aus der Beschaffenheit und Technik des Geräthes erwachsen sein. Es gibt also keinerlei äußerliche Kennzeichen, weder Reichthum noch Einfachheit, nach denen man unter diesen sogenannten kunstgewerblichen Stücken das Gute vom Bösen sondern könnte. Es bedarf für diese Sichtung künstlerischen Blickes und höchster Strenge. Man muß völlig absehen von den industriellen Interessen, welche auf einer Gewerbeausstellung ihre Berechtigung haben; man hat bei der Ausstellung im Kunstpalast nicht die Pflicht, das Kunstgewerbe in augenfälligem Maße, in möglichster Vollständigkeit aller Gruppen und Werkstätten vorzuführen, Anfänger zu ermuthigen oder gewisse Betriebe lebensfähig zu erhalten, sondern man hat lediglich die rein künstlerischen Eigenschaften der Stücke zu berücksichtigen.

Hierin, und nur hierin, liegt der Nutzen, ja sogar die Berechtigung für das Heranziehen des Kunstgewerbes in die Kunstausstellung. Dieser Nutzen kann sehr groß sein. Durch eine solche Ausschließlichkeit werden wirklich neue Keime in ihren Ansätzen klar hervorleuchten, der Erfinder kann sicher sein, daß nicht durch den Wust landläufiger Waare die Sehfähigkeit und das Interesse der Beschauer erstickt wird, der wirkliche Künstler bedarf keiner sehr theuren Werkstattsarbeiten, sondern kann unter Umständen durch ein einzelnes, in seinem Material anspruchsloses Stück

die höchste Wirkung erzielen. Ein einziger vollendet gemalter Topf, auf besonderem Sockel zwischen Gemälden ausgestellt, gilt und wirkt als Kunstwerk, das seinem Schöpfer alle Erfolge und Ehren einbringen kann. Die Wiederholungen können ihm nur schaden.

In einer Gewerbe- oder auch einer gewöhnlichen Kunstgewerbeausstellung, in welcher man dem Verkauf der Waaren erhebliche Zugeständnisse machen muß, derartige neue Kunstgedanken rein herauszuschälen, ist überaus schwer, ja vielleicht unmöglich. Wir haben also alle Veranlassung, den Grundgedanken des Anschlusses an die Kunst festzuhalten und nur dafür zu sorgen, daß er sich in gesunder Weise gedeihlich entwickele.

Viel schlimmer als die Versehen, die innerhalb der oben angeführten Gesichtspunkte entstanden sein mögen, sind übrigens auf der diesjährigen Ausstellung die Fehler gewesen, die man der allgemeinen Decoration zu Liebe geduldet hat. An sich ist das Bedürfniß, die unwirthlichen Räume in Moabit behaglich zu decoriren, hinreichend gerechtfertigt. Leider fehlt es hierzu bei uns an leicht beschaffbarem Material. Wenn in Paris eine Ausstellung decorirt werden soll, so verfügt man über die herrlichen Gobelins der Gardemeubles; ein Ehrensaal für Büsten u. dgl. wird mit diesem Wandschmuck und einigen Gruppen von Blattpflanzen ohne irgend welche Schwierigkeit mit absoluter Sicherheit des Erfolges hergerichtet. Bei uns hilft man sich mit orientalischen Teppichen, den Magazinen entnommen, deren Firmen angeheftet werden, kommt aber damit nicht über Flickereien hinaus, da ein Material, das für den Fußboden bestimmt ist, an der Wand unrichtig wirkt.

Man hat in diesem Jahre in der Herrichtung, Theilung und Beschattung der Wände, so weit es in diesem Gebäude möglich ist, sehr verdienstlich geneuert; es hat sich auch hier wieder die sichere Hand des leitenden Architekten Hoffacker, dem wir einen guten Theil unserer Erfolge in Chicago verdanken, trefflich bewährt. Eine besonders glückliche Idee war es, kleine Cabinete einzuführen, denen geschickte Decorateure in Wand, Boden und Mobiliar eine bestimmte Farbentönung gaben, die für einen bestimmten Kreis von Bildern den gewünschten Hintergrund bilden konnte. Auch die Münchener Secessionisten haben für die verschiedenen Colorite der Bilder Cabinete mit lichtgelben, grünen, rothen und blauen Wänden hergerichtet. Die Berliner Decorateure, welche Tapeten und Teppiche hinzufügen, gehen hierin noch weiter. Hier kann man es sich gefallen lassen, wenn Tische und Stühle eingestellt werden, die nichts Besonderes bieten, aber die Grundstimmung in Form und Farbe weiter führen. Wenn man dagegen in ein mit verschiedenartigen Bildern vollgehängtes Cabinet von neutraler Wandfarbe eine Möbelgarnitur oder auch nur Spiegel und Schmuckschränke hineinstellt, wie in eine „gute Stube", und nun meint, damit die Starrheit der Bildermassen angenehm unterbrochen zu haben, so ist man in einem verwunderlichen Irrthum. In solchem Falle wirken die betreffenden Möbel als Ausstellungsobjecte, und wenn sie den Ansprüchen, die man an solche stellen muß, nicht genügen, so gereichen sie lediglich zu einer unverständigen Störung. Es ist ganz unbegreiflich, bis zu welchem Grade man in dieser Ausstellung den Decorateuren freie Hand gelassen hat, was sie Alles in den Landesausstellungspalast, unter der Vorgabe zu decoriren, haben hineinstellen dürfen. Von den vorhandenen Möbeln waren nur verschwindend wenige berechtigt zu erscheinen, dabei waren so viele angefahren, daß sich in den Durchgängen oft drei, vier Büffets und Schränke an einander drängten. Was von diesen Stücken durch die kunstgewerbliche Commission gebilligt und was von den Tapezierern als „Decoration" hinzugefügt war, konnte der Beschauer nicht unterscheiden und mußte schließlich glauben, daß alle diese Waaren von der königlichen Akademie und dem Verein der Berliner Künstler als würdig angesehen worden seien. Den Kundigen konnten die großen angehefteten Firmenschilder allenfalls belehren; wer nicht Fachmann ist, kann aber nicht wissen, ob der Inhaber der Firma kunstgewerblicher Fabrikant oder Händler ist. Manchmal ist er auch beides. Man hat aber den Händlern sogar gestattet, ganz fremden Kram

von veralteten Formen in die Säle hineinzustellen. Kamingarnituren von französischer Bronce aus den vierziger Jahren, Figuren der königlichen Porcellanmanufactur, welche die Manufactur selbst als nicht gelungene Waare billig ausverkauft hat, und derartige unverwerthbare Ladenbestände machten sich breit. Nicht besser sah es in der chinesisch-japanischen Gruppe aus. Wenn es möglich ist — gleichviel ob aus Privatbesitz oder aus einer Kunsthandlung — wirklich gute ostasiatische Kunstwerke auszustellen, so ist dies bei dem starken Einflusse von Japan auf den heutigen Geschmack sehr willkommen; aber was hat denn in einer Kunstausstellung die plumpe Marktwaare zu thun, die in Japan für die ungebildete Masse europäischer Abnehmer liederlich und grellfarbig hergestellt wird?

Ebenso unklar und systemlos hat man Stickereien zugelassen, Copien alter Tapisserien, Copien von Kupferstichen, Tischdecken, deren Borten nach älteren Stickereien des Kunstgewerbemuseums copirt sind, sehr hübsch für eine Gewerbeausstellung als Decke auf einen Tisch, aber ganz ungehörig in einer Kunstausstellung, an der Wand aufgehängt. Und so geht es weiter durch alle Gebiete hindurch, immer mit dem Bestreben, nur ja recht viel von dem zuzulassen, was man auf Grund einer gewissen Fülle von Ornamenten nach oberflächlichem Sprachgebrauch als kunstgewerblich bezeichnen kann. Augenscheinlich hat man geglaubt, durch solche Bereitwilligkeit dem Kunstgewerbe, als dem neuen Gaste, einen besonderen Dienst zu erweisen. Aber gerade diese Anschauung macht es mir zur Pflicht, öffentlich Einsprache zu erheben.

Durch die Vermischung der durch eine Prüfungscommission zugelassenen, auch nicht einwandsfreien, und der durch die Tapeziere selbständig eingestellten Stücke mußte ein Wirrsal entstehen, das den Anblick der Säle entstellte und das heimische Kunstgewerbe in der öffentlichen Werthschätzung herunter setzte. Ich muß es hier mit voller Bestimmtheit wiederholen, daß ein erheblicher Theil der Stücke, die sich gerade am anspruchsvollsten entfalteten, auf einer kunstgewerblichen Ausstellung von verständiger Leitung nicht zugelassen worden wären.

Auch die Aeußerlichkeiten kommen hierbei in Betracht: auf keiner Ausstellung dürfte es gestattet werden, daß sich die gewerblichen Firmenschilder in Placatform vordrängen, daß jeder aus Stuckmarmor fabricirte Sockel einer Büste ein Placat mit Preisangabe trägt, größer als das Namensschild des Bildhauers u. s. w. In keiner aus Industriellen zusammengesetzten Commission würde der Industrie das erlaubt worden sein, was ihr hier die Künstler erlaubt haben.

Es hatte sich die Frage aufgedrängt, ob auf Grund der hier gemachten Erfahrungen es wünschenswerth sein könne, daß sich bei der Gewerbeausstellung von 1896 das Kunstgewerbe mit der Kunst, statt mit dem Gewerbe, zusammenthue. Es bleibt wohl nicht zweifelhaft, daß der Platz der weitaus größesten Menge aller Betriebe und die richtige Abschätzung ihres Werthes beim Gewerbe zu erhoffen ist. Dies schließt keineswegs aus, daß man auch 1896 einzelne ganz hervorragende Stücke von schöpferischer Kraft den Bildern und Sculpturen anreiht. Die Zahl der hierfür wirklich geeigneten Stücke wird nicht so groß sein, daß sie im Gewerbepalast Lücken entstehen ließe oder den Kunstpalast überfüllte.

Will man dagegen den 1894 beschrittenen Massenaufmarsch fortsetzen, so schadet man der Kunst und dem Kunstgewerbe in gleicher Weise. Daß man den besten Willen gehabt hat, ändert an der Sache nichts; wer die Verantwortlichkeit für die Mißgriffe trägt, zu untersuchen, ist nicht meines Amtes. Aber so viel ist klar: je complicirter eine Commission zusammengesetzt ist, je öfter sie in ihren Mitgliedern wechselt, je mehr sie von den Strömungen jährlicher Wahlen abhängig ist, um desto weniger wird sie Anforderungen entsprechen können, welche außerhalb des eigentlichen Wirkungskreises der einzelnen Mitglieder liegen. Um desto mehr ist es also geboten, daß die Grundsätze, nach denen bleibend verfahren werden soll, geklärt werden. Lediglich dies und nicht eine nachträgliche Kritik ist der Zweck dieser Ausführung.

Julius Lessing.

Politische Rundschau.

[Nachdruck untersagt.]

Berlin, Mitte October.

Kaiser Wilhelm und Fürst Bismarck haben beinahe zu derselben Zeit dem deutschen Nationalgefühle, gegenüber den in jüngster Zeit lebhafter geltend gemachten Bestrebungen des Polonismus, in hohem Grade dankenswerthe Anregungen gegeben. In Thorn richtete der Kaiser, als er am 22. September dort weilte, an die Vertreter der Stadt eine Ansprache, in der er zunächst für die ihm zu Theil gewordene Begrüßung dankte, dann aber unter Hinweisung auf den deutschen Charakter der Stadt betonte, daß die polnischen Bürger lediglich dann auf seine Gnade und Theilnahme in demselben Maße wie die Deutschen rechnen dürften, wenn sie sich unbedingt als preußische Unterthanen fühlten. Hieran knüpfte der Monarch die bedeutsame Bemerkung, daß es nur unter der Voraussetzung möglich wäre, den Kampf gegen den Umsturz siegreich zu Ende zu führen, falls Alle, Mann an Mann geschlossen, wie eine Phalanx zusammenstehen würden. Viel eingehender erörterte Fürst Bismarck die von Seiten des Polonismus drohenden Gefahren, indem er beim Empfange der aus der Provinz Posen eintreffenden Landsleute am 16. September, sowie acht Tage später, als in Varzin zahlreiche Deutsche Westpreußens zur Begrüßung eingetroffen waren, im Einzelnen das Vorgehen des polnischen Adels und des mit diesem verbündeten Clerus einer scharfen Kritik unterzog. Sicherlich werden die Worte des Kaisers sowohl als auch diejenigen des Fürsten Bismarck zur Stärkung des deutschen Nationalgefühls beitragen; der frühere Reichskanzler unterließ aber nicht, zu betonen, daß, wenn in dem „herzerhebenden" kaiserlichen Aufrufe zum Kampfe gegen den Umsturz aufgefordert worden sei, für ihn der polnische Adel gleichfalls eine Partei des Umsturzes darstelle. Kehren in diesen bemerkenswerthen Ansprachen charakteristische Betrachtungen über den Kampf gegen den Umsturz wieder, so darf mit Interesse den bevorstehenden parlamentarischen Verhandlungen entgegengesehen werden. Ist doch bereits in der Presse aufs lebhafteste darüber gestritten worden, in welchem Maße ein solcher Kampf auf dem Gebiete der Gesetzgebung aufgenommen und durchgefochten werden soll.

Was aber in Bezug auf die Zurückweisung polnischer Bestrebungen vom Kaiser Wilhelm und dem früheren Reichskanzler hervorgehoben worden ist, mußte nicht bloß in Deutschland, sondern auch in den officiellen russischen Kreisen beruhigend wirken. Mit tiefem Bedauern ist die Nachricht von der Erkrankung des Zaren in Rußland und außerhalb der Grenzen dieses Reiches aufgenommen worden. Hat sich doch Kaiser Alexander III. als ein zuverlässiger Freund der Aufrechterhaltung des europäischen Friedens erwiesen, mochten ihm immerhin in Frankreich im Hinblick auf das zwischen der Republik und Rußland abzuschließende Zukunftsbündniß andere Bestrebungen zugeschrieben werden. Gerade vor Jahresfrist wohnte der Schreiber dieser Zeilen in Paris den zu Ehren des Admirals Avellan und der russischen

Marineofficiere veranstalteten Festen bei, so daß er Augen- und Ohrenzeuge des Enthusiasmus wurde, mit dem die Pariser Bevölkerung eine neue Aera zu begrüßen schien. Wie hoch gingen damals die Wogen der Begeisterung, während heute sicherlich Manchem sich die resignirte Frage des Dichters François Villon aufdrängen mag: „Mais où sont les neiges d'antan?“ „Wo ist der Schnee vom vorigen Jahr?“ Allerdings hatten schärfer sehende und urtheilende Politiker jenseits der Vogesen bereits vor der Erkrankung des Zaren deutlich erkannt, daß dieser keineswegs gewillt sei, sich in das Schlepptau der Revanchepolitik nehmen zu lassen. Damit stand wohl auch die unleugbare détente im Zusammenhang, die in den Beziehungen zwischen Frankreich und Deutschland in erfreulicher Weise eingetreten ist. War aber in allen durch den Chauvinismus nicht verblendeten politischen Kreisen längst bekannt, daß Kaiser Alexander III. von durchaus friedlichen Gesinnungen beseelt ist, so muß nunmehr auch den Anhängern der früheren „Patriotenliga“ in Frankreich einleuchten, daß mit Rücksicht auf das Leiden des Zaren in absehbarer Zukunft kriegerische Verwicklungen von russischer Seite sicherlich nicht drohen. Andererseits wird sich jetzt gerade zeigen, auf einer wie friedlichen Grundlage der Dreibund beruht, so daß die Aufrechterhaltung des europäischen Friedens mehr als jemals gesichert erscheint.

Um so mehr überraschen mußte daher die Aufregung, mit der in der Presse jüngst die plötzliche Einberufung des englischen Ministerrathes erörtert wurde. Allerdings befanden sich einige Mitglieder des Cabinets Rosebery im Auslande auf Urlaub; allein aus der Ankündigung eines Ministerconseils durfte nicht ohne Weiteres geschlossen werden, daß in der That zwischen England und Frankreich ernsthafte Complicationen zu befürchten ständen. An Muthmaßungen in diesem Zusammenhange fehlte es nicht; bald sollte Siam, bald Madagascar, bald Aegypten die Veranlassung des drohenden Conflictes sein. Bei ruhiger Betrachtung mußte man aber sogleich erkennen, daß der gegenwärtige Zeitpunkt, in dem im äußersten Oriente Chinesen und Japaner mit einander um die Vorherrschaft zu ringen scheinen, schlecht gewählt wäre, um in Siam verhältnißmäßig untergeordnete Streitfragen aufzubauschen. In Madagascar, wo die Franzosen mit Recht der Hovasregierung gegenüber ihre eigenen Ansprüche geltend machen, muß zunächst abgewartet werden, welchen Erfolg die Mission des mit den madagassischen Verhältnissen wohlvertrauten Abgeordneten Le Myre de Vilers haben wird. Davon erst wird es abhängen, ob eine Expedition gegen die Hovas nothwendig ist. Unzweifelhaft dürfen aber die Schwierigkeiten einer solchen nicht unterschätzt werden, so daß für die Engländer vorläufig keine Veranlassung vorläge, eine Einmischung zu versuchen, die von der öffentlichen Meinung Europa's, ja im eigenen Lande kaum gebilligt werden würde. Was endlich Aegypten betrifft, so hat sich in jüngster Zeit nichts ereignet, was eine Veränderung in den dort bestehenden geordneten Verhältnissen angezeigt erscheinen ließe. Die englische Verwaltung hat sich in Aegypten vortrefflich bewährt, und wenn die Auseinandersetzung mit Madagascar unbedenklich den Franzosen überlassen werden darf, so könnten diese wiederum keinen Rechtstitel anrufen, falls sie plötzlich eine ägyptische Frage aufwerfen wollten. Daß die französische Regierung den Engländern den maßgebenden Einfluß in Aegypten überließ, war lediglich ihre Schuld; mit Fug wird nur auch in Zukunft daran festgehalten werden müssen, daß der Suezkanal allen Nationen offen steht. Von französischer Seite ist aber thatsächlich in jüngster Zeit die ägyptische Angelegenheit officiell gar nicht angeregt worden, während die Betrachtungen der Pariser Blätter sich lediglich in dem alten Geleise bewegten.

Der englische Ministerrath hat sich denn auch in seiner kurzen Sitzung weder mit Siam noch mit Madagascar, noch mit Aegypten, sondern mit dem chinesisch-japanischen Conflicte beschäftigt und die Absendung weiterer Kriegsschiffe nach den ostasiatischen Gewässern beschlossen. England wird nach wie vor, gleich den übrigen europäischen Mächten, die volle Neutralität bewahren; allein das Cabinet Rosebery

kann sich nicht der Wahrnehmung verschließen, daß insbesondere in China der bisherige Verlauf des Krieges eine hochgesteigerte Erregtheit hervorgerufen hat, die es nothwendig erscheinen läßt, zum Schutze der nach früheren Erfahrungen bedrohten Europäer umfassende Vorsichtsmaßregeln zu treffen. Hierzu kommt, daß das durch die bis jetzt errungenen Siege hervorgerufene Selbstbewußtsein der Japaner später eine Situation schaffen könnte, die den Einspruch der europäischen Mächte oder einiger von ihnen verursachen würde. In dieser Beziehung braucht nur darauf hingewiesen zu werden, daß Rußland selbst nicht ruhig zusehen würde, falls Japan das ausschließliche Protectorat über Korea ausüben wollte. Wenn daher die Seemächte Panzergeschwader oder einzelne Kriegsschiffe nach den ostasiatischen Gewässern entsenden, so dürfen darin keine besorgnißerregenden Symptome erblickt werden; vielmehr gilt es eben nur, für alle Eventualitäten im Voraus gesichert zu sein, sowie den in China lebenden Europäern Schutz zu gewähren. Wird doch mit Recht hervorgehoben, daß die chinesische Bevölkerung, die in normalen Zeiten bereits die Fremden mit Mißgunst betrachtet, jetzt nach den zu Wasser und zu Lande erlittenen Niederlagen sich zu groben Ausschreitungen gegen Europäer hinreißen lassen könnte, in dem Gefühle, daß Japan seine Erfolge im Wesentlichen der europäischen Schule verdanke. Daß es den Chinesen freigestanden hätte, selbst auf den verschiedenen Culturgebieten, sowie in der Kriegskunst und im Marinewesen sich fortzubilden und zu entwickeln, wird von der großen Masse der Bevölkerung im „Reiche der Mitte" kaum verstanden werden. Die „chinesische Mauer" hat insofern auch eine symbolische Bedeutung, als dort dem Eindringen jedes Fortschrittes Halt geboten wurde. Weiter schauenden Politikern erscheint deshalb als eine mit Sicherheit zu erwartende Folge des Zusammenpralls der verfeinerten Civilisation Japans mit der zurückgebliebenen Cultur China's dessen Bekehrung zu mehr modernen Anschauungen.

Darf aber daran festgehalten werden, daß Japan, indem es den friedlichen Rathschlägen der Vertreter der europäischen Mächte vor der Eröffnung der Feindseligkeiten nicht Rechnung trug, eine große Verantwortlichkeit übernommen hat, so gereicht andererseits zur Beruhigung, daß Rußland, England, Frankreich und die Vereinigten Staaten von Amerika als die indirect am meisten betheiligten Länder eine durchaus correcte Haltung beobachten. Hätte es zunächst den Anschein gewinnen können, als ob eine Gruppirung der Mächte in der Weise stattfinden würde, daß Rußland und Frankreich sich auf die Seite Japans stellten, so ist bereits betont worden, daß Rußland, sobald erst die sibirische Eisenbahn in ihrer ganzen Ausdehnung vollendet sein wird, auf Korea besondere Interessen zu verfolgen geneigt sein muß. Frankreich seinerseits würde durch eine offene Parteinahme für Japan unverzüglich bewirken, daß in Tonking die „schwarzen Flaggen", die der französischen Occupation die größten Schwierigkeiten bereiteten, in ausgedehntem Maße wieder ihr Unwesen trieben und die Unterstützung der chinesischen Regierung fänden. Ueberdies ist Frankreich gerade in Colonialangelegenheiten augenblicklich zur Genüge beschäftigt, so daß auch von dieser Seite der Grundsatz der Nichtintervention kaum verletzt werden wird.

So ergibt sich das eigenartige Schauspiel, daß, während im äußersten Oriente Alles von Waffen starrt, und Panzerschiffe der Mehrzahl der Großmächte zur Observation eingetroffen sind, in Europa gerade das entgegengesetzte Bild sich darbietet. Nur die Vorgänge in dem ungarischen Delegationsausschusse hätten den Anschein erwecken können, daß es auch am politischen Horizonte Europas nicht an schwarzen Punkten fehle. Wurde es in dem österreichischen Budgetausschusse dem gemeinschaftlichen Minister des Auswärtigen, Grafen Kalnoky, nicht allzu schwer, die gegen den Dreibund von tschechischer Seite abermals erhobenen Anschuldigungen zu entkräften, so mußte der leitende Staatsmann im ungarischen Delegationsausschusse sich derselben Aufgabe unterziehen sowie über die gesammte Führung der auswärtigen Angelegenheiten Rechenschaft ablegen. Obgleich die Beziehungen zu Rumänien einen breiten Raum in diesen Erörterungen der allzu empfindlichen

ungarischen Delegirten einnahmen, wobei insbesondere auf die angeblichen Bestrebungen der Rumänen für die „Romania irredenta“ auf Kosten Ungarns hingewiesen wurde, so konnte Graf Kalnoky doch die gehegten Besorgnisse mühelos zerstreuen. Treffend wies der Leiter der auswärtigen Angelegenheiten, an das Beispiel der „Italia irredenta“ anknüpfend, darauf hin, daß er in Bezug auf Rumänien genau dieselben Erfahrungen gemacht habe wie hinsichtlich Italiens. Diese Erfahrungen lassen sich aber dahin zusammenfassen, daß, je bessere Beziehungen mit der fremden Regierung unterhalten werden, desto mehr die Wirksamkeit der „Irredenta“ versiegt, während diese sogleich wieder ihr Haupt erhebt, wenn vermuthet werden darf, daß zwischen den Regierungen eine gewisse Erkaltung oder Spannung eingetreten ist. Durch dieses Argument wurden zugleich die an anderer Stelle gegen die Tripelallianz erhobenen Bedenken widerlegt, nach denen das Bundesverhältniß nur Deutschland zu statten kommen sollte. Als ob der von den italienischen Irredentisten gegen Oesterreich geführte Feldzug nicht sofort in schärferer Form und mit größerer Aussicht auf Erfolg fortgesetzt werden würde, falls nicht eben die Regierungen gemäß den durch den Dreibund geschaffenen Verhältnissen die besten Beziehungen unterhielten.

In Bezug auf Bulgarien führte Graf Kalnoky im ungarischen Delegationsausschusse aus, daß der jüngste Regierungswechsel, die Ersetzung Stambulow's durch Stoilow, auf kein Motiv der äußeren Politik zurückgeführt werden dürfe, wie denn auch die neue Regierung in nichts die äußere Politik ihrer Vorgängerin geändert habe. Von besonderem Interesse war in dieser Beziehung die Erklärung des Grafen Kalnoky, er besitze die allerentschiedensten Versicherungen, daß das Ministerium Stoilow ebenso bemüht sein werde, das von Stambulow hergestellte gute Einvernehmen mit der Pforte aufrecht zu erhalten, wie zugleich nicht das geringste Anzeichen dafür vorhanden sei, daß das Verhältniß Bulgariens zu Oesterreich-Ungarn eine Veränderung erfahren könnte.

Von allgemeiner Bedeutung war das Eingehen des Ministers des Auswärtigen auf das Verhalten, das gegenüber der anarchistischen Bewegung beobachtet werden soll. Mußten mit Rücksicht auf die Verschiedenartigkeit der anarchistischen Propaganda in den romanischen sowie in den übrigen Ländern internationale Vereinbarungen von Anfang an verfehlt erscheinen, so betonte Graf Kalnoky noch ausdrücklich, daß ein solches Abkommen von keiner Seite angeregt worden wäre. Der Minister des Auswärtigen fügte hinzu, daß mehr in der öffentlichen Meinung als unter den Regierungen der Wunsch geäußert worden sei, in dieser Angelegenheit eine gemeinsame Action einzuleiten oder doch Maßregeln internationaler Natur zu vereinbaren. Graf Kalnoky constatirte die bei den Regierungen vorherrschende Ansicht, daß auf dem Wege der Gesetzgebung eine derartige gemeinsame Action nicht zu Stande kommen könne, daß vielmehr jeder Staat, indem er vielleicht mit den anderen Fühlung zu gewinnen suche, die nach der eigenen Gesetzgebung zulässigen Maßregeln werde ergreifen müssen. Eine Verständigung auf dem Wege der Polizei und der Verwaltung bleibt deshalb nicht ausgeschlossen. Haben sich doch gerade die wechselseitigen Benachrichtigungen der Polizeibehörden sehr nützlich erwiesen, wie durch eine Reihe von Fällen erhärtet worden ist.

Da es im ungarischen Delegationsausschusse längst üblich ist, „de omni re scibili et quibusdam aliis“ zu interpelliren, stellte ein Delegirter, der Erzbischof Samassa von Erlau, Erörterungen über die Vorbereitungen des österreichisch-ungarischen Cabinets im Hinblick auf die nächste Papstwahl an. Die dem Vatican näher stehenden Organe unterließen nicht darauf hinzuweisen, daß es wenig tactvoll sei, eine solche Angelegenheit ohne jeden Grund zur Besprechung zu bringen, zumal da sich Leo XIII. der besten Gesundheit erfreue. Dieser Vorwurf kann sich aber nur gegen den Kirchenfürsten richten, der hinter seinen weltlichen Collegen nicht zurückstehen wollte und die Anzahl der Interpellationen um eine weitere vermehrte. In durchaus correcter Weise erwiderte Graf Kalnoky in Bezug auf die Frage, ob in Rom

die Sicherheit und die Freiheit im Conclave gefährdet sein könnte, er hege die volle Ueberzeugung und befinde sich auch im Besitz der kategorischen Erklärung der italienischen Regierung, daß diese die unbeschränkte Freiheit und Unabhängigkeit des Conclave, sobald diese Eventualität eintreten sollte, mit allen ihr zu Gebote stehenden Mitteln zu sichern entschlossen sei und in dieser Beziehung mit derselben Loyalität vorgehen werde, wie bei der Wahl des Nachfolgers Pius' IX. Da Erzbischof Samassa an seine erste Frage die weitere geknüpft hatte, ob der Minister des Auswärtigen beabsichtige, bei der nächsten Papstwahl den Ueberlieferungen der Vergangenheit gemäß vorzugehen, betonte Graf Kalnoky, es wäre kein Grund zu der Annahme vorhanden, daß jene Traditionen, die dem Kaiser und König von Oesterreich-Ungarn einen berechtigten Einfluß auf die Papstwahl gestatten, aufgegeben worden seien und nicht auch künftig nach den bestehenden Umständen zur Geltung gebracht werden sollen. Was die in diesen Erklärungen in Bezug genommene Ueberlieferung betrifft, so nehmen Frankreich, Oesterreich und Spanien das Recht in Anspruch, gegen die Wahl eines ihnen mißliebigen Cardinals im Voraus, das heißt ehe die Stimmenmehrheit von zwei Dritteln auf einen Cardinal sich vereinigt hat, zu protestiren, indem jeder dieser Staaten, in der Regel insgeheim, einen Cardinal mit der sententia exclusiva betraut.

Jedenfalls war die von dem ungarischen Kirchenfürsten an den Grafen Kalnoky gerichtete Interpellation nicht bloß tactlos, sondern auch durchaus müßig, da gerade in jüngster Zeit durch die vom Papste Leo XIII. angeordnete Errichtung einer von dem französischen geistlichen Präfecten unabhängigen italienischen Präfectur der Colonie Eritrea, sowie durch die Ertheilung des königlichen Exequatur an mehrere italienische Bischöfe in den Beziehungen zwischen dem Vatican und dem Quirinal eine Besserung eingetreten ist. Ueberdies wird durch das gesammte Verhalten des italienischen Conseilpräsidenten bewiesen, daß der von ihm geleiteten Regierung daran gelegen ist, wenn auch nicht in absehbarer Zukunft eine Aussöhnung mit dem Papstthume herbeizuführen, doch innerhalb der durch die Verhältnisse gezogenen Grenzen eine Verständigung nicht principiell abzulehnen. Allerdings haben die Ultraradicalen und die mit ihnen zum Feldzuge gegen Crispi verbündeten Elemente aus den bezüglichen Zugeständnissen des italienischen Ministerpräsidenten neue Waffen gegen diesen schmieden wollen. Insbesondere soll ihm nicht verziehen werden, daß er in Neapel, als er die bei einer früheren Choleraepidemie von dem Cardinal-Erzbischof bewiesene Menschenfreundlichkeit pries, die Nothwendigkeit der Religion im Staatsleben betonte. Crispi soll dadurch seine eigene politische Vergangenheit verleugnet haben.

In Wirklichkeit bekundet er nur von Neuem seine staatsmännische Begabung, wenn er, ohne Rechte der Staatsgewalt preiszugeben, in Bezug auf bestimmte Fragen einen Ausgleich mit der römischen Curie anzubahnen sucht. Bezeichnend in dieser Hinsicht ist, daß die „Italie", ein häufig die Anschauungen der italienischen Regierung widerspiegelndes Organ, gerade im Hinblick auf die nächste Papstwahl für die unbedingte Freiheit des Conclave eintritt. Die von dem Erzbischofe Samassa von Erlau im ungarischen Delegationsausschusse eingebrachte Interpellation erfährt daher eine eigenartige Illustration, wenn von italienischer Seite gerade ein noch viel weiter gehender Schutz der Freiheit des Conclave in Aussicht gestellt wird. Die „Italie" führt aus, daß, falls der Vatican sich entschließen sollte, diese Freiheit auf diplomatischem Wege zu vertheidigen, indem er die factische und rechtliche Beseitigung des Vetorechtes verlange, das von Frankreich, Oesterreich und Spanien in Anspruch genommen werde, er in Italien, das heißt bei der italienischen Regierung, seine besten Freunde finden würde. „Das Veto ist das Mittelalter, die Freiheit des Conclave ist die moderne Zeit." Dieser von dem der Regierung des Königs Umberto nahestehenden Blatte aufgestellte Satz wird in denjenigen Kreisen, in denen in Bezug auf die Freiheit der nächsten Papstwahl Besorgnisse zur Schau getragen werden, jedenfalls überraschen. Die Be-

gründung der Auffassung der „Italie“ erscheint durchaus zutreffend, wenn davon ausgegangen wird, daß die Mächte, so lange das Papstthum insbesondere ein politischer Staat war, in gewissem Maße berechtigt erscheinen konnten, sich in die Wahl des Papstes einzumischen. Damals mußte Frankreich sich ebenso entschieden und so weit als möglich der Wahl eines Papstes widersetzen, dessen ganze Sympathien auf Seiten Oesterreichs waren, wie dieses nicht dulden konnte, daß die päpstliche Macht in die Hände eines Cardinals mit französischen Neigungen fiel. Durch die Aufhebung der weltlichen Macht ist das Papstthum von den Banden befreit, die daraus oftmals das gelehrige Instrument der Staaten oder ihrer Begehrlichkeiten machten, so daß es nunmehr, darauf beschränkt, nur noch eine religiöse Gewalt zu sein, berechtigt erscheint, frei von jedem Zwange zu bleiben und keinem fremden Staate eine längst verjährte und in Verfall gerathene Prärogative zuzugestehen. Eine drastischere Erwiderung hätten die von dem Erzbischofe von Erlau im ungarischen Delegationsausschusse in Bezug auf die Freiheit des nächsten Conclave geäußerten Besorgnisse gar nicht finden können. Ist es doch nicht die italienische Regierung, durch die diese Freiheit bedroht wird; vielmehr soll dieselbe gerade auf die Unterstützung Italiens zählen dürfen, sobald von Oesterreich-Ungarn oder Frankreich eine Beschränkung der völligen Unabhängigkeit des Conclave in Anspruch genommen werden sollte. „Libera Chiesa in libero Stato“; dieses in anderen Beziehungen anfechtbare Schlagwort Cavour's würde also in Bezug auf die Papstwahl Geltung erhalten, falls die römische Curie auf die von italienischer Seite gemachten Vorschläge eingehen würde.

Mögen immerhin die Ultraradicalen und Republikaner jenseits der Alpen über Verrath schreien; Crispi's ganze Vergangenheit bürgt dafür, daß er keineswegs gewillt sei, das sacrifizio dell' intelletto zu bringen, indem er vor dem Vatican capitulirt. Sehr charakteristisch ist denn auch, daß eine der hervorragendsten Persönlichkeiten Italiens, dessen berühmtester Dichter der Gegenwart, Giosuè Carducci, der gleichfalls früher von den „Republikanern“ als Gesinnungsgenosse in Anspruch genommen wurde, sich beeilt hat, seine volle Uebereinstimmung mit der Auffassung Crispi's in Bezug auf die Nothwendigkeit der Religion im Staatsleben zu betonen. Giosuè Carducci wiederum, dessen Hymnus an Satan mit Unrecht als eine atheistische Kundgebung angesehen worden ist, während dieser „Inno a Satana“ in Wahrheit nur für die unbedingte Freiheit der Forschung eintritt, konnte sich gerade den Republikanern gegenüber auf eine Autorität wie Mazzini berufen. Alles dies wird freilich nicht verhindern, daß sogleich nach der Wiedereröffnung des Parlaments die extremen Elemente der Linken im Bunde mit anderen Gegnern Crispi's dessen Rede in Neapel zum Anlasse eines neuen Ansturmes zu benutzen suchen werden. Mußte die Opposition doch die Ueberzeugung gewinnen, daß die Reformpolitik des gegenwärtigen Conseilpräsidenten im Uebrigen so sehr den Interessen des Landes entspricht, daß ihm der Sieg verbleiben wird. Falls jedoch nicht alle Anzeichen trügen, wird auch die jüngste Phase der Kirchenpolitik Crispi's keinen erfolgreichen Widerstand finden.

Literarische Rundschau.

Hehn's Culturpflanzen und Hausthiere.

[Nachdruck untersagt.]

Culturpflanzen und Hausthiere in ihrem Uebergang aus Asien nach Griechenland und Italien, sowie das übrige Europa. Historisch-linguistische Skizzen. Von Victor Hehn. Sechste Auflage, neu herausgegeben von O. Schrader, mit botanischen Beiträgen von A. Engler. Berlin, Gebrüder Bornträger (Ed. Eggers). 1894.

Die neue, sechste Auflage des Hehn'schen, 1870 zum ersten Mal erschienenen Werks ist seit dem Tode des Verfassers (21. März 1891) die erste. Seit der zweiten Auflage (1874) war es im Wesentlichen unverändert geblieben. Eine Bearbeitung war nothwendig, um die seit zwei Jahrzehnten abgeschlossenen Untersuchungen hinter der unterdeß vielfach fortgeschrittenen Forschung nicht zurückbleiben zu lassen. Von einem Fachmann aber konnte diese Arbeit nicht ausgeführt werden. Hehn's Werk ist aus einer noch nicht dagewesenen Vereinigung sehr umfassender Studien auf drei Gebieten hervorgegangen: dem sprachwissenschaftlichen, naturwissenschaftlichen und historischen. Dies letztere beherrschte er so völlig, daß hier eine Nachlese auf keinen Fall erhebliche Erträge liefern würde, und Erweiterungen nur da möglich sind, wo wir durch neue Entdeckungen (wie namentlich die Schliemann's) Einblicke in Perioden erhalten haben, die vor aller Ueberlieferung liegen. Daß Hehn nicht auch die beiden andern Gebiete eben so völlig beherrschen konnte (wenn er gleich auf beiden in erstaunlicher Weise bewandert war), liegt in der Natur der Sache. Die Bearbeitung des sprachwissenschaftlichen Theils hat der Herausgeber, Professor O. Schrader in Jena (Verfasser von „Sprachvergleichung und Urgeschichte"), die des botanischen der durch häufige Reisen mit der Flora des Südens vertraute Director des botanischen Gartens in Berlin, Professor A. Engler, übernommen. In zoologischen Fragen, die in weit geringerem Umfang in das Untersuchungsgebiet Hehn's eingreifen, hat der Herausgeber hauptsächlich Arbeiten und Mittheilungen von A. Nehring benutzt.

Die Bearbeitung ist mit der Pietät ausgeführt worden, die dem wahrhaft Klassischen, durch die Vollendung der Form nicht am wenigsten ausgezeichneten Werke gebührt. Der Text ist völlig unverändert geblieben; den einzelnen Abschnitten sind aber, so weit es erforderlich war, berichtigende und ergänzende Erörterungen angehängt, so daß der Umfang des Buchs nicht unbeträchtlich gewachsen ist: die Seitenzahl ist von 522 (der fünften Auflage) auf 625 gestiegen.

Die Correcturen und Vervollständigungen, deren Hehn's Werk bedurfte, beziehen sich hauptsächlich auf die Frage nach Herkunft und Verbreitung der Culturpflanzen, welche die moderne Botanik vielfach mit andern Mitteln und in anderer Weise beantwortet, als es von ihm geschehen war. Die paläontologische Forschung

hat ihr eine Reihe wichtiger Daten geliefert: es hat sich namentlich mit Sicherheit ergeben, daß mehrere Pflanzen, welche heutzutage im ganzen Mittelmeergebiet verbreitet sind, und welchen aus culturgeschichtlichen Gründen asiatische Abstammung zugeschrieben wurde, schon gegen das Ende der Tertiärperiode, vor der Erscheinung des Menschen in Europa, existirten. Sodann hat Hehn nicht hinlänglich berücksichtigt, daß Pflanzen, die mit guten Verbreitungsmitteln ausgestattet waren, d. h. deren Früchte oder Samen leicht durch Thiere oder Wind weitergeführt werden konnten, nicht der Thätigkeit des Menschen bedurften, um sich, bald nach dem ersten Auftreten in einer Zone, überall, wo in derselben die Existenzbedingungen vorhanden waren, rasch zu verbreiten. Wenn ferner viele ältere Culturpflanzen Europas nahe verwandtschaftliche Beziehungen zu andern Pflanzen des Ostens zeigen, so sind auch dies uralte, vor die Existenz des Menschen zurückdatirende, die für die Wanderungen in der gegenwärtigen Erdperiode nicht mehr in Betracht kommen.

Auf der andern Seite hat die lebhafte Entwicklung der Sprachvergleichung in den beiden letzten Jahrzehnten zu manchen Ergebnissen geführt, nach welchen Hehn's Gleichungen von Benennungen der Pflanzen bei verschiedenen indogermanischen Völkern sammt den daraus gezogenen Schlüssen unhaltbar erscheinen. Sodann hat Hehn der Thatsache, daß ein Pflanzenname entlehnt ist, zu großen Werth für die Bestimmung der Heimath der Pflanze beigelegt. — Sprachliche Entlehnungen treten keineswegs nur dann auf, wenn ein neuer Gegenstand aus der Fremde eingeführt wird, sondern auch, wenn an einem längst bekannten Gegenstande durch fremde Einwirkung eine neue culturhistorische Erfahrung gemacht worden ist: wie man z. B. das Pferd in Deutschland mit einem lateinischen Namen benannte, als man von den Romanen eine neue Benutzung (als Postpferd, paraveredus) gelernt hatte. Andererseits beweist Verschiedenartigkeit der Benennungen für ein und dieselbe Errungenschaft der Cultur bei verschiedenen Völkern noch nicht gegen die Gemeinsamkeit ihres Besitzes. Hehn hat die Annahme eines vorhistorischen Ackerbaues der Indogermanen wegen der Verschiedenartigkeit der Ackerbausprache im Griechischen und Lateinischen verworfen: doch ist diese Annahme nach den Ergebnissen der ältesten Stationen der Pfahlbauten nicht abzuweisen; und daß bei zunehmender Erfahrung sich in den Einzelsprachen auseinandergehende Terminologien entwickeln konnten, wird durch Analogien auf anderen Culturgebieten bestätigt. Waren aber die Indogermanen Europa's in vorhistorischer Zeit bereits zu einer gewissen Stufe der Agricultur vorgeschritten, so dürfte ihr Capital an Culturpflanzen ein größeres gewesen sein, als Hehn annimmt.

Das von ihm entworfene Bild des europäischen Südens vor dessen Besiedelung durch die Indogermanen muß also in mancher Beziehung umgestaltet werden. Mehrere Gewächse, die nach seiner Ansicht in Griechenland und Italien aus Asien eingeführt wurden, sind, wie gesagt, in Südeuropa seit unvordenklichen Zeiten heimisch gewesen. Hehn glaubte, daß der Weinstock aus seiner Heimath am Südrande des caspischen Meeres und in den pontischen Ländern von semitischen Stämmen über Kleinasien nach Griechenland, von Griechenland nach Italien gebracht worden sei; doch Reste von Vitis vinifera finden sich in Frankreich und Italien schon in den jüngeren Lagerstätten fossiler Pflanzen, und zweifellos ist der (wegen seiner Beerenfrüchte zur Verbreitung durch Vögel sehr befähigte) Weinstock vor der Weincultur durch ganz Südeuropa und einen Theil Mitteleuropa's verbreitet gewesen. Nach Hehn kannten die Griechen der homerischen Zeit nur den wilden Oelbaum, das Olivenöl nur als phönicischen Importartikel; doch die in Mycenä gefundenen Olivenkerne beweisen, daß man dort schon in vorhomerischer Zeit Oliven aß, und daß man auch Oel daraus preßte, ist wenigstens nicht unwahrscheinlich. Der europäische Feigenbaum stammt (nach der classischen Monographie des Grafen zu Solms-Laubach) zwar wahrscheinlich aus dem Osten; aber er hat sich schon in vorhistorischen Zeiten von Osten nach Westen verbreitet, als er noch nicht Gegenstand der Cultur war. Ueberhaupt hat Hehn den Unterschied zwischen der Herkunft der

wilden Pflanze und derjenigen ihrer Cultur nicht immer scharf genug hervorgehoben. Auch Lorbeer und Myrte sind nicht erst, wie er annahm, im Gefolge wandernder religiöser Culte (des Apollo und der Aphrodite) aus dem Orient über Griechenland nach Italien gelangt. Mag auch der Cultus des Lorbeers diesen Weg genommen haben, so ist doch die prähistorische Existenz des Baumes selbst durch paläontologische Thatsachen bezeugt; und die Verbreitung der Myrte in allen Macchien des Mittelmeergebiets, und gerade an den von der Cultur am wenigsten berührten Stellen, läßt über ihr Indigenat in Europa keinen Zweifel aufkommen.

Wie bei diesen und einigen anderen Gewächsen nehmen auch bei einigen Hausthieren die Naturforscher auf Grund paläontologischer Indicien ein höheres Alter in Europa an als Hehn. Wenn er glaubte, daß die Indogermanen das Pferd in seiner central-asiatischen Urheimath nur in wildem Zustande kannten, und daß die europäischen Indogermanen es als Hausthier von iranischen Stämmen empfingen, so nehmen die Naturforscher mit großer Entschiedenheit an, daß das wilde Pferd in Europa ursprünglich heimisch war, und auch das Eindringen des asiatischen Hauspferdes muß nach Nehring in Europa schon in vorhistorischer Zeit stattgefunden haben.

Die wichtigsten, gegen Hehn's Annahmen erhobenen Einwendungen beziehen sich, wie man sieht, mehr auf die Heimathsbestimmung namentlich der Gewächse, als auf ihre Verwendung, d. h. ihre Bedeutung für die Cultur; und nur ausnahmsweise erstrecken sie sich über die Grenze hinaus, welche das Dunkel und die Dämmerung der vorhistorischen Zeit von der Helle der homerischen Welt scheidet. Von da ab, wo Hehn's Untersuchungen und Darstellungen sich auf historischem Boden bewegen, werden sie schwerlich jemals einen erheblichen Widerspruch erfahren. Das von ihm gesammelte Material kann kaum vervollständigt, der Scharfsinn, die Umsicht und die Behutsamkeit, mit der er bei seiner Verwerthung zu Werke gegangen ist, kaum überboten werden. Hätte er, der verständnißvollste Interpret der Natur und Cultur des Südens, uns auch nichts weiter geboten, als z. B. den Ueberblick über die Wandlungen der Landschaft Italiens, die sich im Laufe der Jahrhunderte vollzogen, so würde sein Werk schon einen unvergänglichen Werth behalten. Wir verfolgen in seiner musterhaften Darstellung die Umgestaltung der Halbinsel aus einem relativ nordischen Lande mit ungeheueren unwirthlichen Wäldern und Waldwildnissen, mit großen Holz-, Pech-, Jagd- und Weiderträgen, zu einem Garten edler Fruchtbäume: ein Proceß, der hauptsächlich durch die stille liebevolle Thätigkeit asiatischer Sclaven und Freigelassenen ermöglicht wurde. Durch immer eue Entlehnungen sehen wir dann im späteren Alterthum und im Mittelalter das Bild der Vegetation Italiens immer reicher, mannigfaltiger und südlicher werden, bis endlich die Zeit kam, wo „im dunkeln Laub die Goldorangen glühten", und Cactus und Aloe „den Typus der mediterranen Landschaft durch ein völlig einstimmendes Element ergänzten". Doch das ist ja nur eine der neuen, wichtigen, für immer gesicherten Anschauungen, die wir Hehn verdanken. Für die ganze Geschichte der Wechselbeziehungen zwischen der Natur und der von Osten nach Westen und dann weiter nach Norden fortschreitenden Cultur des Südens bleibt die Bedeutung des Buchs unvermindert, und sie besteht auch für die Urgeschichte der Völker unseres Stammes im Wesentlichen fort. Daß Untersuchungen, die der historischen Forschung ein so weites, von ihr noch so gut wie nie betretenes Gebiet zum ersten Mal erschlossen, nicht überall das Richtige treffen konnten, liegt auf der Hand: doch die Arbeit, die einzelne ihrer Ergebnisse als unhaltbar erweist, ist erst durch sie möglich geworden. Mit Recht sagt der Herausgeber, daß, wenn nach Goethe's Ausspruch allein das Fruchtbare wahr ist, Hehn's Buch im höchsten Sinne wahr sei und bleiben werde. Dem Herausgeber, seinem Mitarbeiter und dem Verleger gebührt für die Erneuerung des herrlichen Werks der wärmste Dank Aller, die seinen Werth zu würdigen wissen.

L. Friedlaender.

Frau von Bronsart und Bayreuth.

Von Herrn Hofrath Professor Dr. Eduard Hanslick in Wien geht uns das Nachfolgende zur Veröffentlichung zu:

Die Gemahlin des Großherzogl. weimarischen Hoftheater-Intendanten Baron von Bronsart, Frau Ingeborg von Bronsart, ersucht mich in einem Briefe, datirt Kissingen 13. September d. J., um Berichtigung einer Stelle in meinen Lebenserinnerungen (Juniheft der Deutschen Rundschau 1894), welche von den ersten Bayreuther Festspielen erzählt. Ich glaube den Wunsch der hochgeehrten Frau von Bronsart am besten zu erfüllen, indem ich ihren Brief, so weit er unsere Angelegenheit betrifft, hier wörtlich mittheile.

Frau von Bronsart schreibt: „Hochgeehrter Herr Professor! Als Herr Dr. Rodenberg mir Ihren Aufsatz ‚Aus meinem Leben' zuschickte, in dem Sie mit so großer Liebenswürdigkeit unserer Begegnung in Bayreuth gedenken, fiel mir sofort ein kleines Mißverständniß auf, mit dessen Berichtigung ich aber nicht glaubte Sie belästigen zu sollen. Neuerdings jedoch ist die betreffende Aeußerung Ihres Aufsatzes von der Weimarer Zeitung ‚Deutschland' zum Ausgangspunkt eines gegen mich persönlich gerichteten, höchst gehässigen Angriffs benutzt worden. Obwohl mein Mann seit seinem Amtsantritt vergeblich bemüht gewesen ist, das Aufführungsrecht von ‚Siegfried' und ‚Götterdämmerung' von den Wagner'schen Erben zu erlangen, und ich selbstredend nie mit einem Worte dagegen gesprochen, sondern mit meinem Manne der Ansicht bin, daß das Hoftheater die Pflicht hat, außer den bereits dort aufgeführten beiden ersten Opern des Nibelungenrings auch die beiden letzten zu bringen, hat die Zeitung ‚Deutschland' mich verdächtigt, durch meinen Einfluß die Aufführung der genannten Opern hintertrieben zu haben, und zur Begründung dieser seltsamen Behauptung sich auf die Stelle Ihres Aufsatzes bezogen, wo Sie von den vier Bayreuther ‚Martertagen' sprechen und meiner Zustimmung erwähnen. Ich kann mich natürlich nicht jedes Wortes unseres Gesprächs erinnern, möchte mir aber erlauben, zu constatiren, daß das Anhören der Nibelungen keinesfalls von mir als Marter empfunden worden, wenn auch bei den übermäßigen Längen dieses Werkes, unter den damaligen localen Verhältnissen, der großen Hitze, der höchst mangelhaften Vorkehrungen für die Festgäste und vor Allem des sich überall aufdrängenden blindwüthigen Fanatismus der sogenannten Wagnerianer, von denen der Meister selbst seufzend einmal zu Liszt geäußert hat: ‚Ja, wenn diese Esel, die Wagnerianer, nur nicht wären!' — wenn auch dieses Alles zusammengenommen schon geeignet war, auch den aufrichtigen Bewunderern des Wagner'schen Genius den Genuß zu trüben. Zu Letzteren habe ich stets gehört und gehöre ich noch, wenn ich auch nicht auf dem Standpunkte jener Fanatiker stehe, die zwar anerkennen, daß die Sonne ihre Flecken hat, aber von irgend einer Schwäche der Wagner'schen Muse nichts wissen wollen. Die Aufführungen in Bayreuth hatten für mich ein hohes künstlerisches Interesse (auch später habe ich keine Gelegenheit versäumt, einer Aufführung der Nibelungen beizuwohnen); meine Aeußerung gegen Sie konnte sich also nur darauf beziehen, daß ich nach Ihren Schilderungen begriff und zustimmte, daß diese Tage für Sie Martertage sein mußten. Sie würden mir einen großen Dienst erweisen, wenn Sie dieser beispiellosen Ausschreitung der Zeitung ‚Deutschland' die Spitze abbrechen wollten, indem sie einige aufklärende Worte über jene Aeußerung an die ‚Deutsche Rundschau' richten."

γ. **Die Weltstellung des byzantinischen Reiches vor den Kreuzzügen.** Von Dr. Carl Neumann. Leipzig, Duncker & Humblot. 1894.

Schon seit geraumer Zeit ist die so lange gepflegte Vorstellung erschüttert, als ob das byzantinische Reich, das von 395—1453, also über ein Jahrtausend, bestanden hat, nur ein Scheinleben geführt habe: als ob es ohne lebendige Bedeutung für die Geschichte und also des Interesses der Forscher nicht werth sei. Mit Recht kämpft auch der Verfasser der oben erwähnten Schrift, der sich schon vor einigen Jahren durch eine andere über griechische Geschichtschreiber im 12. Jahrhundert als Byzantiologe gut eingeführt hat, gegen die früher hergebrachte Unterschätzung jenes Reiches und leitet sie nicht ohne Grund davon her, daß der ästhetisch-literarische Widerwille gegen die in so schroffem Abstand von der classischen sich befindende byzantinische Literatur auf das historisch-politische Gebiet übertragen worden sei. Die byzantinische Welt sei sozusagen verdeckt durch einen Vorbau, eine Schulmeister- und Mönchsfassade, die man entfernen müsse; sobald dies geschehen, zeige sich, daß diese Welt von großen Problemen bewegt wurde, daß begabte und lebendige Menschen auch in ihr thätig gewesen sind. So stellt sich Neumann's Schrift als ein Beitrag dar, dieser originellen Welt zu einer besseren Würdigung zu verhelfen. In vier Capiteln bespricht er von dieser principiellen Grundlage aus das Reich im 10. Jahrhundert; Eroberungspolitik und Verjüngung des Reiches; das Reich im 11. Jahrhundert; Türken und Normannen. Man folgt Neumann's aus erster Hand geschöpfter, kenntnißreicher und anregender Darstellung mit wirklichem Genuß und bedauert nur, daß er mit dem Augenblick abbricht, wo die Komnenenkaiser beginnen. Aber er thut es mit einem bezeichnenden Ausblick: „Die Wurzel alles Unheils war in der Hauptstadt und ihrer ungesunden Uebermacht zu suchen. Für die neue Ordnung, welche die Komnenen begründet haben, wurde es ein Vorzeichen und Signal, daß sie mit einer Eroberung von Constantinopel begann."

ο. **Geschichte der Normannen in Unteritalien und Sicilien bis zum Aussterben des normannischen Königshauses.** Von Dr. Lothar von Heinemann, Privatdocent an der Universität Halle. Erster Band. Leipzig, C. E. M. Pfeffer. 1894.

Nicht in ihren dauernden Folgen kann mit der normannischen Eroberung Englands die fast gleichzeitige des italischen Südens sich messen; aber mehr noch als in jenem, ist in diesem Unternehmen ein romantischer Zug, Etwas, das uns manchmal anmuthet wie das Heldengedicht des Ariost. Als Soldaten und abenteuernde Ritter in Unteritalien erschienen, machten diese Normannen sich im Verlaufe von wenig über sechzig Jahren zu Herren des Landes, das sie theils dem Kaiserreich Byzanz, theils den einheimischen langobardischen Fürstenhäusern entrissen, in blutigen Kämpfen untereinander, bald als Gegner, bald als Beschützer des Papstes behaupteten und endlich durch Niederwerfung der Saracenen in seinem Machtgebiet beträchtlich erweiterten. Es ist ein unvergleichliches Schauspiel, die freiwillig oder gezwungen aus der normannischen Heimath Auswandernden, die Nichts besaßen als ihren Arm und ihr Schwert, hier unten ein Reich schaffen zu sehen, das beinahe zwei Jahrhunderte lang das glänzendste der damaligen Christenheit war. Die Geschichte dieser, namentlich in ihren Anfängen, sich stets befehdenden Interessen und Gegensätze, dieses langen, bald mit offener Gewalt, bald mit Verschlagenheit und Hinterlist geführten Kampfes, in dem Hunderte von Namen auf- und untertauchen und der immer auf irgend eine Weise mit der hohen Politik des deutschen Kaiserthums und der römischen Kirche zusammenhängt, war gewiß nicht leicht zu erzählen. Aber dem Verfasser ist es gelungen, aus diesen höchst verwickelten Verhältnissen heraus, in schlichter, überall auf dem umfassendsten Quellenmaterial beruhenden Darstellung uns ein deutliches Bild der Personen und Ereignisse zu geben, das den Leser umsomehr fesseln wird, als er in dem bunten Durcheinander niemals den Faden verliert. Dieser erste Band führt bis zum Tode Robert's, mit dem Beinamen Guiscard, der Schlaue, jenes heldenhaften Herzogs, der in steter Fehde mit seinen Stammesgenossen, tapfer, klug und rücksichtslos vor allen Anderen, der eigentliche Begründer der normannischen Macht in Unteritalien und Sicilien war. Wie daraus unter Roger, dem jüngsten Sohne des Hauses Hauteville, und seinen Nachkommen das sicilische Königreich der Normannen, ein kräftiges Staatswesen mit einer fest gegliederten Verfassung und eigenartiger Cultur sich entwickelte: dieser schönere Theil der Aufgabe ist dem zweiten Bande vorbehalten, dem wir mit reger Erwartung entgegensehen.

φλ. **Der Mensch.** Von Prof. Dr. Johannes Ranke. Zweite gänzlich neubearbeitete Auflage. Zwei Bände. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut. 1894.

Von dem herrlichen Werke, das wir bereits früher besprachen, ist die zweite Auflage erschienen. Die kaum zu steigernde Klarheit und Prägnanz der ersten Bearbeitung ist noch erhöht, überall ist vermehrt, gekürzt, gesichtet, gefeilt, immer aber verbessert worden. Die wesentlichsten Aenderungen hat die Entwicklungsgeschichte erfahren, die ja die imposantesten Fortschritte in den letzten Jahren aufzuweisen vermag. Aber auch die Lehre vom Bau und von der Verrichtung der Organe, sowie die Rassenkunde sind auf ihren neuesten Standpunkt erhoben. Immer ruht der Nachdruck auf den Thatsachen. Die Hypothesen sind, der Mahnung J. Müller's eingedenk, ins Laboratorium des Forschers verwiesen. Kein Werk gibt über die physischen Verhältnisse und die Urgeschichte des Menschen exactere und doch zugleich so allgemein verständliche Belehrung als Ranke's Buch, das hiermit den weitesten Kreisen abermals nachdrücklichst empfohlen sein mag, wenn anders das noch nöthig wäre.

κγ. **Geschichte des antiken Communismus und Socialismus.** Von Dr. Robert Pöhlmann, ord. Professor der alten Geschichte an der Universität Erlangen. Erster

Band. München, C. H. Beck'sche Verlags-Buchhandlung. Oskar Beck. 1893.

Der Verfasser gehört zu den wenigen philologischen Forschern, welche den Stoff der antiken Geschichte unter den Gesichtspunkten der Nationalökonomie kritisch zu sichten und neu anzuordnen bestrebt sind. Er hat mehrere Preisaufgaben der Fürstlich Jablonowski'schen Gesellschaft zu Leipzig mit Erfolg gelöst, so insbesondere „Die Uebervölkerung der antiken Großstädte" (Leipzig 1884). Diese Erfolge haben ihn wohl veranlaßt, ein näheres Interesse der heutigen volkswirthschaftlichen Literatur zuzuwenden, und mit diesen Kenntnissen ausgerüstet, legt er jetzt einen ersten Band des neuen umfangreichen Werkes über den antiken Communismus und Socialismus vor. Dieser enthält den größten Theil dessen, was sich auf Griechenland bezieht, während ein Rest davon sowie die römische Geschichte nebst den religiösen Erscheinungen im Judenthum und Christenthum dem zweiten Bande vorbehalten bleibt. Der Verfasser untersucht die Spuren der ältesten griechischen Zeit, zumal an der Hand der Homerischen Gedichte, auf das Vorkommen eines primitiven Gesammteigenthums. Den Schwerpunkt des Bandes aber bildet eine sehr eingehende Darlegung dessen, was Plato in seinen staatswissenschaftlichen Büchern gelehrt hat. Der bekannte Inhalt derselben wird in Zusammenhang mit den neueren politischen und ökonomischen Aeußerungen heutiger Fachmänner gebracht, und die beständigen Parallelen erinnern deutlich an die Methode Wilhelm Roscher's. Im Ganzen bleibt es zweifelhaft, ob dem Umfange des neuen Werkes die Masse des neuen Inhaltes gegenüber seinen Vorgängern entspricht. Der Stoff bleibt, auch unter seiner Behandlung, ein ziemlich eng umgrenzter, an dem sich nun wiederholte Deutungen immer wieder versuchen. In jedem Falle verdient der Fleiß des Autors warme Anerkennung und Ermunterung für die Vollendung des Begonnenen.

xy. **Das Communalabgabengesetz vom 14. Juli 1893.** Für den praktischen Gebrauch mit einer geschichtlichen Einleitung und Erläuterungen versehen von F. Adickes, Oberbürgermeister in Frankfurt am Main. Berlin, J. Guttentag, Verlagsbuchhandlung. 1894.

Am 1. April 1895 tritt das neue Gesetz über die Gemeindebesteuerung in Kraft — ein umfassendes Werk, die Codification des preußischen Communalsteuerwesens und Communaleinnahmewesens überhaupt, zugleich der Abschluß der Miquel'schen Steuerreform. Der Nachfolger Miquel's im Frankfurter Bürgermeisteramt, eine in der Gemeindeverwaltung hervorragende, wissenschaftlich geschulte Persönlichkeit, gibt in dem vorliegenden Buche eine geschichtliche Darlegung des Entwicklungsganges, der bis zu dem gegenwärtigen Gesetze geführt hat, und einen Commentar zu den einzelnen Paragraphen des Gesetzes. Geradeso wie das Steuerreformwerk selber, so ist auch diese Erläuterung aus einem lebendigen Zusammenhange mit den Erkenntnissen und Fortschritten der Steuerwissenschaft hervorgegangen. Dieselbe wird daher nicht nur das Verständniß des Gesetzes in den weiten dadurch betroffenen Kreisen fördern, sondern auch zu der so wünschenswerthen Ausbreitung staatswissenschaftlicher und finanzieller Bildung beitragen. Insbesondere werden die Gemeindeverwaltungen, städtischen Körperschaften, Vertretungen der Bürgerschaft und der Kreiseingesessenen, daraus großen Nutzen ziehen; das neue Gesetz selber aber wird so viel leichter in die Gewöhnungen übergehen.

ρ. **Rheinlieder.** Aus dem Munde der Dichter ausgewählt von Carl Hessel. Coblenz, W. Groos'sche Hofbuchhandlung. 1894.

Unerschöpflich ist die Fülle der Lieder, die den Rhein verherrlichen: die Sage, die Legende hat seine blühenden Ufer mit ihren unverwelklichen Kränzen geschmückt, und die stolzesten nationalen Erinnerungen verbinden sich mit seinem Namen. Aus einem solchen Schatze von Poesie zu wählen, ist schwer; doch der Herausgeber der vorliegenden Sammlung hat mit sicherer Hand herausgegriffen, was seinem Zweck entsprach und es sinnig zu Gruppen geordnet, in denen der Rhein als deutscher Strom gefeiert, das Leben am Rhein geschildert, der Rheinwein gepriesen, das rheinische Land in Vorzeit und Gegenwart besungen und mit einem Blick in seine Nebenthäler geschlossen wird. Kaum ein deutscher Dichter von irgend welchem Belang, der hier nicht mit einem Liede vertreten wäre; die mundartliche Dichtung, alemannisch, pfälzisch, der Dialekt von Coblenz und das Kölner Platt mischen sich hinein, und die Stimmen fremder Völker und ferner Jahrhunderte fehlen nicht im volltönigen Chor: Ausonius, der Poet von Burdigala und Venantius Fortunatus, der Bischof von Poitiers singen in lateinischen, Byron und Mrs. Norton in englischen, Nicolas Martin in französischen Versen, vom Herausgeber vortrefflich verdeutscht, das Lob des Rheines. Die Alpenrose, die Gottfried Keller hineinwirft, wird uns für immer theuer sein, als ein schönes Symbol der poetischen Gemeinschaft zwischen Deutschland und der Schweiz.

π. **Letzte Dorfgänge, Kalendergeschichten und Skizzen aus dem Nachlaß von Ludwig Anzengruber.** Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger. 1894.

Das Buch enthält Manches, was besser im Nachlaß verblieben wäre. Namentlich in den „Mären aus alter Zeit" schreitet der Dichter unsicher auf ungewohntem Boden; und ebenso zeigt er sich in den „Skizzen", die in der Mehrzahl großstädtisches Leben darstellen wollen, nicht von seiner stärksten Seite. Doch reichlich entschädigen uns eine Anzahl der „Dorfgänge", wo mit schalkhafter Anmuth, längst bekannt und doch wieder neu, ein fröhlich-lebendiges Völkchen an uns vorübergleitet, aber auch herbe Schicksale sich mit unerbittlicher Folgerichtigkeit erfüllen. Anzengruber hat selten Großes geleistet, wenn er aus seiner ureigenen Sphäre heraus trat; den unübertrefflichen Darsteller ländlichen Lebens aber im Gedächtniß unsres Volkes lebendig zu erhalten, wird auch dieser Band ein Gutes beitragen.

Von Neuigkeiten, welche der Redaction bis zum 12. October zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Adam. — Vom Kätzchen. Bilder und Skizzen von Julius Adam. Text von F. van Osterwyck. München, Verlagsanstalt für Kunst und Wissenschaft.

Altenkrüger. — Friedrich Nicolai's Jugendschriften. Von Ernst Altenkrüger. Berlin, Carl Heymann. 1894.

Astor. — A journey in other worlds. A romance of the future. By John Jacob Astor. Third edition. Berlin, Carl Ulrich & Co. 1894.

Auch ein paar nüchterne Betrachtungen über die Frauenfrage. Von einer Frau. Bad Ems, Robert Sommer.

Babré. — Le nabab René Madec. Par Émile Babré. Paris, Félix Alcan. 1894.

Berger. — Daheim und Draußen. Novellen von Wilhelm Berger. Berlin, Gebr. Paetel. 1894.

Blennerhassett. — Talleyrand. Eine Studie von Lady Blennerhassett, geb. Gräfin Leyden. Berlin, Gebr. Paetel. 1894.

Blum. — Fürst Bismarck und seine Zeit. Eine Biographie für das deutsche Volk von Dr. Hans Blum. Erster Band. München, C. H. Beck. 1894.

Böttcher. — Von sonnigen Küsten. Mittelmeer-Briefe von Karl Böttcher. Leipzig, B. Elischer Nachf.

Bulthaupt. — Dramaturgie des Schauspiels. Von Heinrich Bulthaupt. Vierte Auflage. Oldenburg und Leipzig, Schulze'sche Hofbuchhandlung. 1894.

Dahms. — Die Frau im Staats- und Gemeindedienst. Von Gustav Dahms. Berlin, Richard Taendler. 1894.

Die Epigonen der Raubritter. Ein Beitrag zur Entwicklungsgeschichte unseres Jahrhunderts. Stuttgart, Robert Lutz. 1894.

Ebner-Eschenbach. — Neue Erzählungen von Marie von Ebner-Eschenbach. Dritte Auflage. — Zwei Comtessen. Von Marie von Ebner-Eschenbach. Vierte Auflage. Berlin, Gebrüder Paetel. 1894.

Eckermann. — Gespräche mit Goethe in den letzten Jahren seines Lebens. Von Johann Peter Eckermann. Herausgegeben von A. v. d. Linden. Dritter Band. Leipzig, H. Barsdorf. 1895.

Ellinger. — E. T. A. Hoffmann. Sein Leben und seine Werke. Von Georg Ellinger. Hamburg und Leipzig, Leopold Voß. 1894.

Emants. — Litith. Ein Gedicht in drei Gesängen von Marcellus Emants. Aus dem Holländischen übertragen von Anna Crous. Berlin, Bibliographisches Bureau. 1895.

Ernst. — Litterarische Charakterbilder. Von Adolf Wilhelm Ernst. Erste Lieferung. Hamburg, Conrad Kloß. 1894.

Evangelium oder Menschensatzung? Die Greifswalder Petition in Sachen des neuen preußischen Agendenentwurfs erläutert, angegriffen, vertheidigt. Braunschweig, C. A. Schwetschke und Sohn.

Fedorowicz. — Aphorismen. Von Wladislaw von Fedorowicz. Wien und Leipzig, Wilhelm Braumüller. 1894.

Franke. — Die Entwicklungsgeschichte des sittlichen Gefühls und die Pädagogik. Von Th. Franke. Bielefeld, A. Helmich.

Fränkel. — Der Kampf gegen die Margarine. Von Dr. Heinrich Fränkel. Weimar, R. Wagner Sohn. 1894.

Frapan. — Zu Wasser und zu Lande. Novellen von Ilse Frapan. — Zwischen Elbe und Alster. Hamburger Novellen von Ilse Frapan. Zweite Auflage. Berlin, Gebrüder Paetel. 1894.

Freise. — Unkraut. Ein Liederbüchlein von Hermann Freise. Metz, G. Scriba. 1894.

Frimmel. — Handbuch der Gemäldekunde von Dr. Theodor v. Frimmel. Leipzig, J. J. Weber. 1894.

Fuchs. — Sanctus Diabolus. Märchen und Reime von Georg Fuchs. München, Verlag der Allgemeinen Kunstchronik. 1894.

Giessler. — Wegweiser zu einer Psychologie des Geruches. Von Dr. phil. Carl Max Giessler. Hamburg und Leipzig, Leopold Voss. 1894.

Goethe. — Egmont. Ein Trauerspiel in fünf Aufzügen von Joh. Wolfgang von Goethe. Schulausgabe von Dr. W. Büchner. Essen, G. D. Bädeker. 1894.

Glasenapp. — Das Leben Richard Wagner's in sechs Bänden dargestellt von Carl Fr. Glasenapp. Erster Band. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 1894.

Gregorovius. — Briefe von Ferdinand Gregorovius an den Staatssekretär Hermann von Thile. Herausgegeben von Herman von Petersdorf. Mit einem Bildnis von Ferdinand Gregorovius. Berlin, Gebr. Paetel. 1894.

Guillaume. — Procès-verbeaux du comité d'instruction publique de la convention nationale publiés et annotés par M. J. Guillaume. Tome deuxième. Paris, Imprimerie nationale. 1894.

Hensel. — Carl Witt, ein Lehrer und Freund der Jugend. Geschildert von S. Hensel. Berlin, B. Behr. 1894.

Hoffmann. — Geschichten aus Hinterpommern. Vier Novellen von Hans Hoffmann. Zweite Auflage. Berlin, Gebrüder Paetel. 1894.

Hucke. — Das Geld-Problem und die soziale Frage. Von Julius Hucke. Berlin, Mitscher & Röstell. 1894.

Jensen. — Edystone. Von Wilhelm Jensen. Zweite Auflage. Berlin, Gebrüder Paetel. 1894.

Katscher. — Schuldlos verurtheilt. Anregungen, Betrachtungen, Erzählungen von Leopold Katscher. Leipzig, Alfred Janssen. 1895.

Keller. — Das Leben des Meeres. Von Dr. Conrad Keller. Lieferung 5—7. Leipzig, A. O. Weigel Nachf. 1894.

Krauß. — Eduard Mörike als Gelegenheitsdichter. Aus seinem alltäglichen Leben. Von Rudolf Krauß. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. 1895.

Kühnle. — Vier Jahre unschuldig in württembergischen Irrenanstalten. Auf Grund eigner Erlebnisse erzählt von Wilhelm Kühnle. Stuttgart, Robert Lutz. 1894.

Kurt. — Wahrheit und Dichtung in den Hauptlehren Eduard von Hartmann's. Von Dr. R. Kurt. Leipzig, Friedrich Fleischer. 1894.

Lepsius. — Ahasver, der ewige Jude. Mysterium in drei Aufzügen und einem Vorspiel. Leipzig, Akademische Buchhandlung W. Faber. 1895.

Lichtwark. — Markartbouquet und Blumenstrauß. Von Alfred Lichtwark. — Wege und Ziele des Dilettantismus. Von Alfred Lichtwark. München, Verlagsanstalt für Kunst und Wissenschaft. 1894.

Maack. — Heimweh und Verbrechen. Von Dr. med. Ferdinand Maack. Leipzig, Bacmeister.

Mahn. — Gerhart Hauptmann und der moderne Realismus. Von Dr. Paul Mahn. Berlin, R. Baumeister. 1894.

Meinhard. — Wider den Strom. Vermischte Gedichte ernsten Inhalts von Heinrich Meinhard. Berlin, Bibliographisches Bureau. 1894.

Mémoires du général Thiébault, publiés d'après le manuscrit original par Fernand Calmettes. III. 1799—1806. Troisième édition. Paris, Librairie Plon. 1894.

Meyer's Conversations-Lexikon. Fünfte Auflage. Sechster Band. Ethik bis Gaimersheim. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut.

Misch. — Der Irrweg. Roman von Robert Misch. Berlin, Bibliographisches Bureau. 1895.

Moleschott. — Für meine Freunde. Lebens-Erinnerungen von Jac. Moleschott. Gießen, Emil Roth. 1895.

Muret. — Encyklopädisches Wörterbuch der englischen und deutschen Sprache. Lieferung 13. Berlin, Langenscheidt'sche Verlagsbuchhandlung.

Nabert. — Die Bedrängniß des Deutschthums in Oesterreich-Ungarn. Von H. Nabert. Stuttgart, Robert Lutz. 1894.

Negri. — Schicksal (Fatalità). Gedichte von Ada Negri. Ins Deutsche übertragen von Hedwig Jahn. Berlin, Alexander Duncker. 1894.

Nicoullaud. — Casimir Périer, député de l'opposition, 1817—1830. Paris, Librairie Plon. 1894.

Nordheim. — Die Erfüllung des Christenthums auf Grundlage der Entwicklungslehre. Von P. Nordheim. Berlin, Bibliographisches Bureau. 1894.

Oldenberg. — Die Religion des Veda. Von Hermann Oldenberg. Berlin, Wilhelm Hertz. 1894.

Pecht. — Aus meiner Zeit. Lebenserinnerungen von Friedrich Pecht. 2. Bd. München, Verlagsanstalt für Kunst und Wissenschaft. 1894.

Pierson. — Preußische Geschichte von William Pierson. Sechste verbesserte und vermehrte Auflage. Zwei Bände. Mit einem Stahlstich Kaiser Wilhelm's I. und einer historischen Karte von Heinrich Kiepert. Berlin, Gebrüder Paetel. 1894.

Verlag von **Gebrüder Paetel** in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaction verantwortlich: **Julius Petri** in Berlin.
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrechte vorbehalten.

Effi Briest.

Roman

von

Theodor Fontane.

Zwölftes Capitel.

Es war spät, als man aufbrach. Schon bald nach Zehn hatte Effi zu Gieshübler gesagt: „es sei nun wohl Zeit; Fräulein Trippelli, die den Zug nicht versäumen dürfe, müsse ja schon um sechs von Kessin aufbrechen," die daneben stehende Trippelli aber, die diese Worte gehört, hatte mit der ihr eigenen ungenirten Beredtsamkeit gegen solche zarte Rücksichtsnahme protestirt. „Ach, meine gnädigste Frau, Sie glauben, daß unsereins einen regelmäßigen Schlaf braucht, das trifft aber nicht zu; was wir regelmäßig brauchen, heißt Beifall und hohe Preise. Ja, lachen Sie nur. Außerdem, so 'was lernt man, kann ich auch im Coupé schlafen, in jeder Situation und sogar auf der linken Seite und brauche nicht einmal das Kleid aufzumachen. Freilich bin ich auch nie eingepreßt; Brust und Lunge müssen immer frei sein, und vor Allem das Herz. Ja, meine gnädigste Frau, das ist die Hauptsache. Und dann das Capitel Schlaf überhaupt, — die Menge thut es nicht, was entscheidet, ist die Qualität; ein guter Nicker von fünf Minuten ist besser als fünf Stunden unruhige 'Rumdreherei, 'mal links, 'mal rechts. Uebrigens schläft man in Rußland wundervoll, trotz des starken Thees. Es muß die Luft machen oder das späte Diner oder weil man so verwöhnt wird. Sorgen gibt es in Rußland nicht; darin — im Geldpunkt sind beide gleich — ist Rußland noch besser als Amerika."

Nach dieser Erklärung der Trippelli hatte Effi von allen Mahnungen zum Aufbruch Abstand genommen, und so war Mitternacht herangekommen. Man trennte sich heiter und herzlich und mit einer gewissen Vertraulichkeit.

Der Weg von der Mohrenapotheke bis zur landräthlichen Wohnung war ziemlich weit; er kürzte sich aber dadurch, daß Pastor Lindequist bat, Innstetten und Frau eine Strecke begleiten zu dürfen; ein Spaziergang unterm Sternenhimmel sei das Beste, um über Gieshübler's Rheinwein hinwegzukommen. Unterwegs wurde man natürlich nicht müde, die verschiedensten Trippelliana

heranzuziehen; Effi begann mit dem, was ihr in Erinnerung geblieben, und gleich nach ihr kam der Pastor an die Reihe. Dieser, ein Ironikus, hatte die Trippelli, wie nach vielem sehr Weltlichen, so schließlich auch nach ihrer kirchlichen Richtung befragt und dabei von ihr in Erfahrung gebracht, daß sie nur eine Richtung kenne, die orthodoxe. Ihr Vater sei freilich ein Rationalist gewesen, fast schon ein Freigeist, weshalb er auch den Chinesen am liebsten auf dem Gemeindekirchhof gehabt hätte; sie ihrerseits sei aber ganz entgegengesetzter Ansicht, trotzdem sie persönlich des großen Vorzugs genieße, gar nichts zu glauben. Aber sie sei sich in ihrem entschiedenen Nichtglauben doch auch jeden Augenblick bewußt, daß das ein Specialluxus sei, den man sich nur als Privatperson gestatten könne. Staatlich höre der Spaß auf, und wenn ihr das Cultusministerium oder gar ein Consistorialregiment unterstünde, so würde sie mit unnachsichtiger Strenge vorgehen. „Ich fühle so 'was von einem Torquemada in mir."

Innstetten war sehr erheitert und erzählte seinerseits, daß er etwas so Heikles, wie das Dogmatische, geflissentlich vermieden, aber dafür das Moralische desto mehr in den Vordergrund gestellt habe. Hauptthema sei das Verführerische gewesen, das beständige Gefährdetsein, das in allem öffentlichen Auftreten liege, worauf die Trippelli leichthin und nur mit Betonung der zweiten Satzhälfte geantwortet habe: „Ja, beständig gefährdet; am meisten die Stimme."

Unter solchem Geplauder war, ehe man sich trennte, der Trippelli-Abend noch einmal an ihnen vorübergezogen und erst drei Tage später hatte sich Gieshübler's Freundin durch ein von Petersburg aus an Effi gerichtetes Telegramm noch einmal in Erinnerung gebracht. Es lautete: Madame la Baronne d'Innstetten, née de Briest. Bien arrivée. Prince K. à la gare. Plus épris de moi que jamais. Mille fois merci de votre bon accueil. Compliments empressés à Monsieur le Baron. Marietta Trippelli.

Innstetten war entzückt und gab diesem Entzücken lebhafteren Ausdruck als Effi begreifen konnte.

„Ich verstehe Dich nicht, Geert."

„Weil Du die Trippelli nicht verstehst. Mich entzückt die Echtheit; Alles da, bis auf das Pünktchen überm i."

„Du nimmst also Alles als eine Komödie."

„Aber als was sonst? Alles berechnet für dort und für hier, für Kotschukoff und für Gieshübler. Gieshübler wird wohl eine Stiftung machen, vielleicht auch bloß ein Legat für die Trippelli."

Die musikalische Soirée bei Gieshübler hatte Mitte December stattgefunden, gleich danach begannen die Vorbereitungen für Weihnachten, und Effi, die sonst schwer über diese Tage hingekommen wäre, segnete es, daß sie selber einen Hausstand hatte, dessen Ansprüche befriedigt werden mußten. Es galt nachsinnen, fragen, anschaffen, und das Alles ließ trübe Gedanken nicht aufkommen. Am Tage vor Heiligabend trafen Geschenke von den Eltern aus Hohen-Cremmen ein, und mit in die Kiste waren allerhand Kleinigkeiten aus dem Cantorhause gepackt: wunderschöne Reinetten von einem Baum, den

Effi und Jahnke vor mehreren Jahren gemeinschaftlich oculirt hatten, und dazu braune Puls- und Kniewärmer von Bertha und Hertha. Hulda schrieb nur wenige Zeilen, weil sie, wie sie sich entschuldigte, für X. noch eine Reisedecke zu stricken habe. „Was einfach nicht wahr ist," sagte Effi. „Ich wette, X. existirt gar nicht. Daß sie nicht davon lassen kann, sich mit Anbetern zu umgeben, die nicht da sind!"

Und so kam Heiligabend heran.

Innstetten selbst baute auf für seine junge Frau, der Baum brannte und ein kleiner Engel schwebte oben in Lüften. Auch eine Krippe war da mit hübschen Transparenten und Inschriften, deren eine sich, in leiser Andeutung, auf ein dem Innstetten'schen Hause für nächstes Jahr bevorstehendes Ereigniß bezog. Effi las es und erröthete. Dann ging sie auf Innstetten zu, um ihm zu danken, aber eh' sie dies konnte, flog, nach altpommerschem Weihnachtsbrauch, ein Julklapp in den Hausflur: eine große Kiste, drin eine Welt von Dingen steckte. Zuletzt fand man die Hauptsache, ein zierliches, mit allerlei japanischen Bildchen überklebtes Morsellenkästchen, dessen eigentlichem Inhalt auch noch ein Zettelchen beigegeben war. Es hieß da:

Drei Könige kamen zum Heiligenchrist,
Mohrenkönig einer gewesen ist; —
Ein Mohrenapothekerlein
Erscheinet heute mit Spezerein,
Doch statt Weihrauch und Myrrhen, die nicht zur Stelle
Bringt er Pistazien- und Mandel-Morselle.

Effi las es zwei-, dreimal und freute sich darüber. „Die Huldigungen eines guten Menschen haben doch etwas besonders Wohlthuendes. Meinst Du nicht auch, Geert?"

„Gewiß meine ich das. Es ist eigentlich das Einzige, was einem Freude macht oder wenigstens Freude machen sollte. Denn Jeder steckt noch so nebenher in allerhand dummem Zeuge drinn. Ich auch. Aber freilich, man ist wie man ist."

Der erste Feiertag war Kirchtag, am zweiten war man bei Borcke's draußen, Alles zugegen, mit Ausnahme von Grasenabb's, die nicht kommen wollten, „weil Sidonie nicht da sei", was man als Entschuldigung allseitig ziemlich sonderbar fand. Einige tuschelten sogar: „Umgekehrt; gerade deshalb hätten sie kommen sollen." Am Sylvester war Ressourcenball, auf dem Effi nicht fehlen durfte und auch nicht wollte, denn der Ball gab ihr Gelegenheit, endlich einmal die ganze Stadtflora beisammen zu sehen. Johanna hatte mit den Vorbereitungen zum Ballstaate für ihre „Gnäd'ge vollauf zu thun, Gieshübler, der, wie Alles, so auch ein Treibhaus hatte, schickte Camelien, und Innstetten, so knapp bemessen die Zeit für ihn war, fuhr am Nachmittage noch über Land nach Papenhagen, wo drei Scheunen abgebrannt waren.

Es war ganz still im Hause. Kristel, beschäftigungslos, hatte sich schläfrig eine Fußbank an den Herd gerückt, und Effi zog sich in ihr Schlafzimmer zurück, wo sie sich, zwischen Spiegel und Sopha, an einen kleinen, eigens zu diesem Zweck zurecht gemachten Schreibtisch setzte, um von hier aus an die

Mama zu schreiben, der sie für Weihnachtsbrief und Weihnachtsgeschenke bis dahin bloß in einer Karte gedankt, sonst aber seit Wochen keine Nachricht gegeben hatte.

„Kessin, 31. December. Meine liebe Mama! Das wird nun wohl ein langer Schreibebrief werden, denn ich habe — die Karte rechnet nicht — lange nichts von mir hören lassen. Als ich das letzte Mal schrieb, steckte ich noch in den Weihnachtsvorbereitungen, jetzt liegen die Weihnachtstage schon zurück. Innstetten und mein guter Freund Gieshübler hatten Alles aufgeboten, mir den heiligen Abend so angenehm wie möglich zu machen, aber ich fühlte mich doch ein wenig einsam und bangte mich nach Euch. Ueberhaupt, so viel Ursache ich habe, zu danken und froh und glücklich zu sein, ich kann ein Gefühl des Alleinseins nicht ganz los werden, und wenn ich mich früher, vielleicht mehr als nöthig, über Hulda's ewige Gefühlsthräne moquirt habe, so werde ich jetzt dafür bestraft und habe selber mit dieser Thräne zu kämpfen. Denn Innstetten darf es nicht sehen. Ich bin aber sicher, daß das Alles besser werden wird, wenn unser Hausstand sich mehr belebt, und das wird der Fall sein, meine liebe Mama. Was ich neulich andeutete, das ist nun Gewißheit, und Innstetten bezeugt mir täglich seine Freude darüber. Wie glücklich ich selber im Hinblick darauf bin, brauche ich nicht erst zu versichern, schon weil ich dann Leben und Zerstreuung um mich her haben werde oder, wie Geert sich ausdrückt, „ein liebes Spielzeug". Mit diesem Worte wird er wohl Recht haben, aber er sollte es lieber nicht gebrauchen, weil es mir immer einen kleinen Stich gibt und mich dann erinnert, wie jung ich bin, und daß ich noch halb in die Kinderstube gehöre. Diese Vorstellung verläßt mich nicht (Geert meint, es sei krankhaft), und bringt es zu Wege, daß das, was mein höchstes Glück sein sollte, doch fast noch mehr eine beständige Verlegenheit für mich ist. Ja, meine liebe Mama, als die guten Flemming'schen Damen sich neulich nach allem Möglichen erkundigten, war mir zu Muth, als stünd' ich schlecht vorbereitet in einem Examen, und ich glaube auch, daß ich recht dumm geantwortet habe. Verdrießlich war ich auch. Denn manches, was wie Theilnahme aussieht, ist doch bloß Neugier und wirkt um so zudringlicher, als ich ja noch lange, bis in den Sommer hinein, auf das frohe Ereigniß zu warten habe. Ich denke, die ersten Julitage. Dann mußt Du kommen oder noch besser, sobald ich einigermaßen wieder bei Wege bin, komme ich, nehme hier Urlaub und mache mich auf nach Hohen-Cremmen. Ach, wie ich mich darauf freue und auf die havelländische Luft — hier ist es fast immer rauh und kalt — und dann jeden Tag eine Fahrt ins Luch, Alles roth und gelb, und ich sehe schon, wie das Kind die Hände danach streckt, denn es wird doch wohl fühlen, daß es eigentlich da zu Hause ist. Aber das schreibe ich nur Dir. Innstetten darf nicht davon wissen und auch Dir gegenüber muß ich mich wie entschuldigen, daß ich mit dem Kinde nach Hohen-Cremmen will und mich heute schon anmelde, statt Dich, meine liebe Mama, dringend und herzlich nach Kessin hin einzuladen, das ja doch jeden Sommer fünfzehnhundert Badegäste hat und Schiffe mit allen möglichen Flaggen und sogar ein Dünenhôtel. Aber daß ich so wenig Gastlichkeit zeige, das macht nicht,

daß ich ungastlich wäre, so sehr bin ich nicht aus der Art geschlagen, das macht einfach unser landräthliches Haus, das, so viel Hübsches und Apartes es hat, doch eigentlich gar kein richtiges Haus ist, sondern nur eine Wohnung für zwei Menschen, und auch das kaum, denn wir haben nicht einmal ein Eßzimmer, was doch génant ist, wenn ein paar Personen zu Besuch sich einstellen. Wir haben freilich noch Räumlichkeiten im ersten Stock, einen großen Saal und vier kleine Zimmer, aber sie haben alle etwas wenig Einladendes, und ich würde sie Rumpelkammern nennen, wenn sich etwas Gerümpel darin vorfände; sie sind aber ganz leer, ein paar Binsenstühle abgerechnet, und machen, das Mindeste zu sagen, einen sehr sonderbaren Eindruck. Nun wirst Du wohl meinen, das Alles sei ja leicht zu ändern. Aber es ist nicht zu ändern; denn das Haus, das wir bewohnen, ist ... ist ein Spukhaus; da ist es heraus. Ich beschwöre Dich übrigens, mir auf diese meine Mittheilung nicht zu antworten, denn ich zeige Innstetten immer Eure Briefe, und er wäre außer sich, wenn er erführe, daß ich Dir das geschrieben. Ich hätte es auch nicht gethan und zwar um so weniger, als ich seit vielen Wochen in Ruhe geblieben bin und aufgehört habe, mich zu ängstigen; aber Johanna sagt mir, es käme immer 'mal wieder, namentlich wenn wer Neues im Hause erschiene. Und ich kann Dich doch einer solchen Gefahr oder, wenn das zu viel gesagt ist, einer solchen eigenthümlichen und unbequemen Störung nicht aussetzen! Mit der Sache selber will ich Dich heute nicht behelligen, jedenfalls nicht ausführlich. Es ist eine Geschichte von einem alten Capitän, einem sogenannten Chinafahrer, und seiner Enkelin, die mit einem hiesigen jungen Capitän eine kurze Zeit verlobt war und an ihrem Hochzeitstage plötzlich verschwand. Das möchte hingeh'n. Aber was wichtiger ist, ein junger Chinese, den ihr Vater aus China mit zurückgebracht hatte und der erst der Diener und dann der Freund des Alten war, der starb kurze Zeit danach und ist an einer einsamen Stelle neben dem Kirchhof begraben worden. Ich bin neulich da vorüber gefahren, wandte mich aber rasch ab und sah nach der andern Seite, weil ich glaube, ich hätte ihn sonst auf dem Grabe sitzen sehen. Denn ach, meine liebe Mama, ich habe ihn einmal wirklich gesehen, oder es ist mir wenigstens so vorgekommen, als ich fest schlief und Innstetten auf Besuch beim Fürsten war. Es war schrecklich; ich möchte so 'was nicht wieder erleben. Und in ein solches Haus, so hübsch es sonst ist (es ist sonderbarer Weise gemüthlich und unheimlich zugleich), kann ich Dich doch nicht gut einladen. Und Innstetten, trotzdem ich ihm schließlich in vielen Stücken zustimmte, hat sich dabei, so viel möcht' ich sagen dürfen, auch nicht ganz richtig benommen. Er verlangte von mir, ich solle das Alles als alten Weiberunsinn ansehen und darüber lachen, aber mit einem Male schien er doch auch wieder selber daran zu glauben, und stellte mir zugleich die sonderbare Zumuthung, einen solchen Hausspuk als etwas Vornehmes und Altadeliges anzusehen. Das kann ich aber nicht und will es auch nicht. Er ist in diesem Punkte, so gütig er sonst ist, nicht gütig und nachsichtig genug gegen mich. Denn daß es Etwas damit ist, das weiß ich von Johanna und weiß es auch von unserer Frau Kruse. Das ist nämlich unsere Kutscherfrau, die mit einem schwarzen Huhn beständig in einer überheizten Stube sitzt.

Dies allein schon ist ängstlich genug. Und nun weißt Du, warum ich kommen will, wenn es erst so weit ist. Ach, wäre es nur erst so weit. Es sind so viele Gründe, warum ich es wünsche. Heute Abend haben wir Sylvesterball, und Gieshübler — der einzig nette Mensch hier, trotzdem er eine hohe Schulter hat, oder eigentlich schon etwas mehr — Gieshübler hat mir Camelien geschickt. Ich werde doch vielleicht tanzen. Unser Arzt sagt, es würde mir nichts schaden, im Gegentheil. Und Innstetten, was mich fast überraschte, hat auch eingewilligt. Und nun grüße und küsse Papa und all' die andern Lieben. Glückauf zum neuen Jahr. Deine Effi."

Dreizehntes Capitel.

Der Sylvesterball hatte bis an den frühen Morgen gedauert, und Effi war ausgiebig bewundert worden, freilich nicht ganz so anstandslos wie das Camelienbouquet, von dem man wußte, daß es aus dem Gieshübler'schen Treibhause kam. Im Uebrigen blieb auch nach dem Sylvesterball Alles beim Alten, kaum daß Versuche gesellschaftlicher Annäherung gemacht worden wären, und so kam es denn, daß der Winter als recht lange dauernd empfunden wurde. Besuche seitens der benachbarten Adelsfamilien fanden nur selten statt, und dem pflichtschuldigen Gegenbesuche ging in einem halben Trauertone jedesmal die Bemerkung voraus: „Ja, Geert, wenn es durchaus sein muß, aber ich vergehe vor Langerweile." Worte, denen Innstetten nur immer zustimmte. Was an solchen Besuchsnachmittagen über Familie, Kinder, auch Landwirthschaft gesagt wurde, mochte gehen; wenn dann aber die kirchlichen Fragen an die Reihe kamen und die mitanwesenden Pastoren wie kleine Päpste behandelt wurden, oder sich auch wohl selbst als solche ansahen, dann riß Effi der Faden der Geduld, und sie dachte mit Wehmuth an Niemeyer, der immer zurückhaltend und anspruchslos war, trotzdem es bei jeder größeren Feierlichkeit hieß, er habe das Zeug, an den „Dom" berufen zu werden. Mit den Borckes, den Flemmings, den Grasenabbs, so freundlich die Familien, von Sidonie Grasenabb abgesehen, gesinnt waren — es wollte mit Allen nicht so recht gehen, und es hätte mit Freude, Zerstreuung und auch nur leidlichem sich Behaglichfühlen manchmal recht schlimm gestanden, wenn Gieshübler nicht gewesen wäre. Der sorgte für Effi, wie eine kleine Vorsehung, und sie wußte es ihm auch Dank. Natürlich war er, neben allem Anderen, auch ein eifriger und aufmerksamer Zeitungsleser, ganz zu geschweigen, daß er an der Spitze des Journalzirkels stand, und so verging denn fast kein Tag, wo nicht Mirambo ein großes, weißes Couvert gebracht hätte, mit allerhand Blättern und Zeitungen, in denen die betreffenden Stellen angestrichen waren, meist eine kleine, feine Bleistiftlinie, mitunter aber auch dick mit Blaustift und ein Ausrufungs- oder Fragezeichen daneben. Und dabei ließ er es nicht bewenden; er schickte auch Feigen und Datteln, Chokoladentafeln in Satinépapier und ein rothes Bändchen drum, und wenn etwas besonders Schönes in seinem Treibhaus blühte, so brachte er es selbst und hatte dann eine glückliche Plauderstunde mit der ihm so sympathischen jungen Frau, für die er alle schönen

Liebesgefühle durch und neben einander hatte, die des Vaters und Onkels, des Lehrers und Verehrers. Effi war gerührt von dem allen und schrieb öfters darüber nach Hohen-Cremmen, so daß die Mama sie mit ihrer „Liebe zum Alchymisten" zu necken begann; aber diese wohlgemeinten Neckereien verfehlten ihren Zweck, ja berührten sie beinahe schmerzlich, weil ihr, wenn auch unklar, dabei zum Bewußtsein kam, was ihr in ihrer Ehe eigentlich fehlte: Huldigungen, Anregungen, kleine Aufmerksamkeiten. Innstetten war lieb und gut, aber ein Liebhaber war er nicht. Er hatte das Gefühl, Effi zu lieben, und das gute Gewissen, daß es so sei, ließ ihn von besonderen Anstrengungen absehen. Es war fast zur Regel geworden, daß er sich, wenn Friedrich die Lampe brachte, aus seiner Frau Zimmer in sein eigenes zurückzog. „Ich habe da noch eine verzwickte Geschichte zu erledigen." Und damit ging er. Die Portière blieb freilich zurückgeschlagen, so daß Effi das Blättern in dem Aktenstück oder das Kritzeln seiner Feder hören konnte, aber das war auch Alles. Rollo kam dann wohl und legte sich vor sie hin auf den Kaminteppich, als ob er sagen wolle: „Muß nur 'mal wieder nach Dir sehen; ein Anderer thut's doch nicht." Und dann beugte sie sich nieder und sagte leise: „Ja, Rollo, wir sind allein." Um Neun erschien dann Innstetten wieder zum Thee, meist die Zeitung in der Hand, sprach vom Fürsten, der wieder viel Aerger habe, zumal über diesen Eugen Richter, dessen Haltung und Sprache ganz unqualificirbar seien, und ging dann die Ernennungen und Ordensverleihungen durch, von denen er die meisten beanstandete. Zuletzt sprach er von den Wahlen, und daß es ein Glück sei, einem Kreise vorzustehen, in dem es noch Respect gäbe. War er damit durch, so bat er Effi, daß sie 'was spiele, aus Lohengrin oder aus der Walküre, denn er war ein Wagner-Schwärmer. Was ihn zu diesem hinübergeführt hatte, war ungewiß; Einige sagten seine Nerven, denn so nüchtern er schien, eigentlich war er nervös; Andere schoben es auf Wagner's Stellung zur Judenfrage. Wahrscheinlich hatten beide Recht. Um Zehn war Innstetten dann abgespannt und erging sich in ein paar wohlgemeinten, aber etwas müden Zärtlichkeiten, die sich Effi gefallen ließ, ohne sie recht zu erwidern.

* * *

So verging der Winter, der April kam, und in dem Garten hinter dem Hofe begann es zu grünen, worüber sich Effi freute; sie konnte gar nicht abwarten, daß der Sommer komme mit seinen Spaziergängen am Strand und seinen Badegästen. Wenn sie so zurückblickte, der Trippelli-Abend bei Gieshübler und dann der Sylvesterball, ja, das ging, das war etwas Hübsches gewesen; aber die Monate, die dann gefolgt waren, die hatten doch viel zu wünschen übrig gelassen, und vor Allem waren sie so monoton gewesen, daß sie sogar 'mal an die Mama geschrieben hatte: „Kannst Du Dir denken, Mama, daß ich mich mit unsrem Spuk beinah' ausgesöhnt habe? Natürlich die schreckliche Nacht, wo Geert drüben beim Fürsten war, die möcht' ich nicht noch einmal durchmachen, nein, gewiß nicht; aber das immer Alleinsein und so gar nichts Erleben, das hat doch auch sein Schweres, und wenn ich dann in der Nacht

aufwache, dann horche ich mitunter hinauf, ob ich nicht die Schuhe schleifen höre, und wenn Alles still bleibt, so bin ich fast wie enttäuscht und sage mir: wenn es doch nur wiederkäme, nur nicht zu arg und nicht zu nah."

Das war im Februar, daß Effi so schrieb, und nun war beinahe Mai. Drüben in der Plantage belebte sich's schon wieder, und man hörte die Finken schlagen. Und in derselben Woche war es auch, daß die Störche kamen, und einer schwebte langsam über ihr Haus hin und ließ sich dann auf einer Scheune nieder, die neben Utpatel's Mühle stand. Das war seine alte Raststätte. Auch über dies Ereigniß berichtete Effi, die jetzt überhaupt häufiger nach Hohen-Cremmen schrieb, und es war in demselben Briefe, daß es am Schlusse hieß: „Etwas, meine liebe Mama, hätte ich beinah' vergessen: den neuen Landwehrbezirkscommandeur, den wir nun schon beinah' vier Wochen hier haben. Ja, haben wir ihn wirklich? Das ist die Frage, und eine Frage von Wichtigkeit dazu, so sehr Du darüber lachen wirst und auch lachen mußt, weil Du den gesellschaftlichen Nothstand nicht kennst, in dem wir uns nach wie vor befinden. Oder wenigstens ich, die ich mich mit dem Adel hier nicht gut zurecht finden kann. Vielleicht meine Schuld. Aber das ist gleich. Thatsache bleibt: Nothstand, und deshalb sah ich, durch all' diese Winterwochen hin, dem neuen Bezirkscommandeur wie einem Trost- und Rettungsbringer entgegen. Der alte war ein Greuel, von schlechten Manieren und noch schlechteren Sitten, und zum Ueberfluß auch noch immer schlecht bei Kasse. Wir haben all' die Zeit über unter ihm gelitten, Innstetten noch mehr als ich, und als wir Anfang April hörten, Major von Crampas sei da, das ist nämlich der Name des neuen, da fielen wir uns in die Arme, als könne uns nun nichts Schlimmes mehr in diesem lieben Kessin passiren. Aber, wie schon kurz erwähnt, es scheint, trotzdem er da ist, wieder nichts werden zu wollen. Crampas ist verheirathet, zwei Kinder von zehn und acht Jahren, die Frau ein Jahr älter als er, also sagen wir fünfundvierzig. Das würde nun an und für sich nicht viel schaden, warum soll ich mich nicht mit einer mütterlichen Freundin wundervoll unterhalten können? Die Trippelli war auch nahe an Dreißig, und es ging ganz gut. Aber mit der Frau von Crampas, übrigens keine Geborne, kann es nichts werden. Sie ist immer verstimmt, beinahe melancholisch (ähnlich wie unsere Frau Kruse, an die sie mich überhaupt erinnert) und das Alles aus Eifersucht. Er, Crampas soll nämlich ein Mann vieler Verhältnisse sein, ein Damenmann, Etwas, was mir immer lächerlich ist und mir auch in diesem Falle lächerlich sein würde, wenn er nicht, um eben solcher Dinge willen, ein Duell mit einem Kameraden gehabt hätte. Der linke Arm wurde ihm dicht unter der Schulter zerschmettert, und man sieht es sofort, trotzdem die Operation, wie mir Innstetten erzählt (ich glaube, sie nennen es Resection, damals noch von Wilms ausgeführt), als ein Meisterstück der Kunst gerühmt wurde. Beide, Herr und Frau von Crampas, waren vor vierzehn Tagen bei uns, um uns ihren Besuch zu machen; es war eine sehr peinliche Situation, denn Frau von Crampas beobachtete ihren Mann so, daß er in eine halbe und ich in eine ganze Verlegenheit kam. Daß er selbst sehr anders sein kann, ausgelassen und übermüthig, davon überzeugte ich mich, als er vor

drei Tagen mit Innstetten allein war, und ich, von meinem Zimmer her, dem Gang ihrer Unterhaltung folgen konnte. Nachher sprach auch ich ihn. Vollkommener Cavalier, ungewöhnlich gewandt. Innstetten war während des Krieges in derselben Brigade mit ihm, und sie haben sich im Norden von Paris bei Graf Gröben öfter gesehen. Ja, meine liebe Mama, das wäre nun also Etwas gewesen, um in Kessin ein neues Leben beginnen zu können; er, der Major, hat auch nicht die pommerschen Vorurtheile, trotzdem er in Schwedisch-Pommern zu Hause sein soll. Aber die Frau! Ohne sie geht es natürlich nicht, und mit ihr erst recht nicht."

* * *

Effi hatte ganz recht gehabt, und es kam wirklich zu keiner weiteren Annäherung mit dem Crampas'schen Paare. Man sah sich 'mal bei der Borcke'schen Familie draußen, ein andermal ganz flüchtig auf dem Bahnhof und wenige Tage später auf einer Boot- und Vergnügungsfahrt, die nach einem am Breitling gelegenen großen Buchen- und Eichenwalde, der „der Schnatermann" hieß, gemacht wurde; es kam aber über kurze Begrüßungen nicht hinaus, und Effi war froh, als Anfang Juni die Saison sich ankündigte. Freilich fehlte es noch an Badegästen, die vor Johanni überhaupt nur in Einzelexemplaren einzutreffen pflegten, aber schon die Vorbereitungen waren eine Zerstreuung In der Plantage wurden Carroussel und Scheibenstände hergerichtet, die Schiffersleute kalfaterten und strichen ihre Boote, jede kleine Wohnung erhielt neue Gardinen, und die Zimmer, die feucht lagen, also den Schwamm unter der Diele hatten, wurden ausgeschwefelt und dann gelüftet.

Auch in Effi's eigener Wohnung, freilich um eines anderen Ankömmlings als der Badegäste willen, war Alles in einer gewissen Erregung; selbst Frau Kruse wollte mitthun, so gut es ging. Aber davor erschrak Effi lebhaft und sagte: „Geert, daß nur die Frau Kruse nichts anfaßt; da kann nichts werden, und ich ängstige mich schon gerade genug." Innstetten versprach auch Alles, Kristel und Johanna hätten ja Zeit genug, und um seiner jungen Frau Gedanken überhaupt in eine andere Richtung zu bringen, ließ er das Thema der Vorbereitungen ganz fallen und fragte statt dessen, ob sie denn schon bemerkt habe, daß drüben ein Badegast eingezogen sei, nicht gerade der erste, aber doch einer der ersten.

„Ein Herr?"

„Nein, eine Dame, die schon früher hier war, jedesmal in derselben Wohnung. Und sie kommt immer so früh, weil sie's nicht leiden kann, wenn Alles schon so voll ist."

„Das kann ich ihr nicht verdenken. Und wer ist es denn?"

„Die verwittwete Registrator Rode."

„Sonderbar. Ich habe mir Registratorwittwen immer arm gedacht."

„Ja," lachte Innstetten, „das ist die Regel. Aber hier hast Du eine Ausnahme. Jedenfalls hat sie mehr als ihre Wittwenpension. Sie kommt immer mit viel Gepäck, unendlich viel mehr als sie gebraucht, und scheint überhaupt eine ganz eigene Frau, wunderlich, kränklich und namentlich schwach auf den Füßen. Sie mißtraut sich deshalb auch und hat immer eine ältliche Dienerin

um sich, die kräftig genug ist, sie zu schützen oder sie zu tragen, wenn ihr 'was passirt. Diesmal hat sie eine neue. Aber doch auch wieder eine ganz ramassirte Person, ähnlich wie die Trippelli, nur noch stärker.

„O, die hab' ich schon gesehen. Gute braune Augen, die einen treu und zuversichtlich ansehen. Aber ein klein bißchen dumm."

„Richtig, das ist sie."

* * *

Das war Mitte Juni, daß Innstetten und Effi dies Gespräch hatten. Von da ab brachte jeder Tag Zuzug, und nach dem Bollwerk hin spazieren gehen, um daselbst die Ankunft des Dampfschiffes abzuwarten, wurde, wie immer um diese Zeit, eine Art Tagesbeschäftigung für die Kessiner. Effi freilich, weil Innstetten sie nicht begleiten konnte, mußte darauf verzichten, aber sie hatte doch wenigstens die Freude, die nach dem Strand und dem Strandhôtel hinausführende, sonst so menschenleere Straße sich beleben zu sehen, und war denn auch, um immer wieder Zeuge davon zu sein, viel mehr als sonst in ihrem Schlafzimmer, von dessen Fenstern aus sich Alles am besten beobachten ließ. Johanna stand dann neben ihr und gab Antwort auf ziemlich Alles, was sie wissen wollte; denn da die Meisten alljährlich wiederkehrende Gäste waren, so konnte das Mädchen nicht bloß die Namen nennen, sondern mitunter auch eine Geschichte dazu geben.

Das Alles war unterhaltlich und erheiternd für Effi. Grade am Johannistage aber traf es sich, daß kurz vor elf Uhr Vormittags, wo sonst der Verkehr vom Dampfschiff her am buntesten vorüberfluthete, statt der mit Ehepaaren, Kindern und Reisekoffern besetzten Droschken, aus der Mitte der Stadt her ein schwarz verhangener Wagen (dem sich zwei weitere Trauerkutschen anschlossen) die zur Plantage führende Straße herunter kam und vor dem der landräthlichen Wohnung gegenüber gelegenen Hause hielt. Die verwittwete Frau Registrator Rode war nämlich drei Tage vorher gestorben, und nach Eintreffen der in aller Kürze benachrichtigten Berliner Verwandten war seitens eben dieser beschlossen worden, die Todte nicht nach Berlin hin überführen, sondern auf dem Kessiner Dünenkirchhof begraben zu wollen. Effi stand am Fenster und sah neugierig auf die sonderbar feierliche Scene, die sich drüben abspielte. Die zum Begräbniß von Berlin her Eingetroffenen waren zwei Neffen mit ihren Frauen, Alle gegen Vierzig, etwas mehr oder weniger, und von beneidenswerth gesunder Gesichtsfarbe. Die Neffen, in gut sitzenden Fracks, konnten passiren, und die nüchterne Geschäftsmäßigkeit, die sich in ihrem gesammten Thun ausdrückte, war im Grunde mehr kleidsam als störend. Aber die beiden Frauen! Sie waren ganz ersichtlich bemüht, den Kessinern zu zeigen, was eigentlich Trauer sei, und trugen denn auch lange, bis an die Erde reichende schwarze Kreppschleier, die zugleich ihr Gesicht verhüllten. Und nun wurde der Sarg, auf dem einige Kränze und sogar ein Palmenwedel lagen, auf den Wagen gestellt, und die beiden Ehepaare setzten sich in die Kutschen. In die erste — gemeinschaftlich mit dem einen der beiden leidtragenden Paare — stieg auch Lindequist, hinter der zweiten Kutsche aber ging

die Hauswirthin, und neben dieser die stattliche Person, die die Verstorbene zur Aushülfe mit nach Kessin gebracht hatte. Letztere war sehr aufgeregt und schien durchaus ehrlich darin, wenn dies Aufgeregtsein auch vielleicht nicht gerade Trauer war; der sehr heftig schluchzenden Hauswirthin aber, einer Wittwe, sah man dagegen doch allzu deutlich an, daß sie sich beständig die Möglichkeit eines Extrageschenkes berechnete, trotzdem sie in der bevorzugten und von anderen Wirthinnen auch sehr beneideten Lage war, die für den ganzen Sommer vermiethete Wohnung noch einmal vermiethen zu können.

Effi, als der Zug sich in Bewegung setzte, ging in ihren hinter dem Hofe gelegenen Garten, um hier, zwischen den Buchsbaumbeeten, den Eindruck des Lieb- und Leblosen, den die ganze Scene drüben auf sie gemacht hatte, wieder los zu werden. Als dies aber nicht glücken wollte, kam ihr die Lust, statt ihrer eintönigen Gartenpromenade lieber einen weiteren Spaziergang zu machen, und zwar um so mehr, als ihr der Arzt gesagt hatte, viel Bewegung im Freien sei das Beste, was sie, bei dem, was ihr bevorstände, thun könne. Johanna, die mit im Garten war, brachte ihr denn auch Umhang, Hut und Entoutcas, und mit einem freundlichen „Guten Tag" trat Effi aus dem Hause heraus und ging auf das Wäldchen zu, neben dessen breitem chaussirten Mittelweg ein schmalerer Fußsteig auf die Dünen und das am Strand gelegene Hôtel zulief. Unterwegs standen Bänke, von denen sie jede benutzte, denn das Gehen griff sie an, und um so mehr, als inzwischen die heiße Mittagsstunde herangekommen war. Aber wenn sie saß und von ihrem bequemen Platz aus die Wagen und die Damen in Toilette beobachtete, die da hinausfuhren, so belebte sie sich wieder. Denn Heiteres sehen, war ihr wie Lebensluft. Als das Wäldchen aufhörte, kam freilich noch eine allerschlimmste Wegstelle, Sand und wieder Sand und nirgends eine Spur von Schatten; aber glücklicherweise waren hier Bohlen und Bretter gelegt, und so kam sie, wenn auch erhitzt und müde, doch in guter Laune bei dem Strandhôtel an. Drinnen im Saal wurde schon gegessen, aber hier draußen um sie her war Alles still und leer, was ihr in diesem Augenblicke denn auch das Liebste war. Sie ließ sich ein Glas Sherry und eine Flasche Biliner Wasser bringen und sah auf das Meer hinaus, das im hellen Sonnenlichte schimmerte, während es am Ufer in kleinen Wellen brandete. „Da drüben liegt Bornholm und dahinter Wisby, wovon mir Jahnke vor Zeiten immer Wunderdinge vorschwärmte. Wisby ging ihm fast noch über Lübeck und Wullenweber. Und hinter Wisby kommt Stockholm, wo das Stockholmer Blutbad war, und dann kommen die großen Ströme und dann das Nordcap, und dann die Mitternachtssonne." Und im Augenblick erfaßte sie eine Sehnsucht, das alles zu sehen. Aber dann gedachte sie wieder dessen, was ihr so nahe bevorstand, und sie erschrak fast. „Es ist eine Sünde, daß ich so leichtsinnig bin und solche Gedanken habe und mich wegträume, während ich doch an das Nächste denken müßte. Vielleicht bestraft es sich auch noch und Alles stirbt hin, das Kind und ich. Und der Wagen und die zwei Kutschen, die halten dann nicht drüben vor dem Hause, die halten dann bei uns . . . Nein, nein, ich mag hier nicht sterben, ich will hier nicht begraben sein, ich will nach Hohen-Cremmen. Und Lindequist, so

gut er ist — aber Niemeyer ist mir lieber; er hat mich getauft und eingesegnet und getraut, und Niemeyer soll mich auch begraben." Und dabei fiel eine Thräne auf ihre Hand. Dann aber lachte sie wieder. „Ich lebe ja noch und bin erst Siebzehn, und Niemeyer ist Siebenundfünfzig."

In dem Eßsaal hörte sie das Geklapper des Geschirrs. Aber mit einem Male war es ihr, als ob die Stühle geschoben würden; vielleicht stand man schon auf, und sie wollte jede Begegnung vermeiden. So erhob sie sich auch ihrerseits rasch wieder von ihrem Platz, um auf einem Umwege nach der Stadt zurückzukehren. Dieser Umweg führte sie dicht an dem Dünenkirchhof vorüber, und weil der Thorweg des Kirchhofs gerade offen stand, trat sie ein. Alles blühte hier, Schmetterlinge flogen über die Gräber hin, und hoch in den Lüften standen ein paar Möven. Es war so still und schön, und sie hätte hier gleich bei den ersten Gräbern verweilen mögen; aber weil die Sonne mit jedem Augenblick heißer niederbrannte, ging sie höher hinauf, auf einen schattigen Gang zu, den Hängeweiden und etliche an den Gräbern stehende Traueresschen bildeten. Als sie bis an das Ende dieses Ganges gekommen, sah sie zur Rechten einen frisch aufgeworfenen Sandhügel, mit vier, fünf Kränzen darauf, und dicht daneben eine schon außerhalb der Baumreihe stehende Bank, darauf die gute, robuste Person saß, die, an der Seite der Hauswirthin, dem Sarge der verwittweten Registratorin als letzte Leidtragende gefolgt war. Effi erkannte sie sofort wieder und war in ihrem Herzen bewegt, die gute, treue Person, denn dafür mußte sie sie halten, in sengender Sonnenhitze hier vorzufinden. Seit dem Begräbniß waren wohl an zwei Stunden vergangen.

„Es ist eine heiße Stelle, die Sie sich da ausgesucht haben," sagte Effi, „viel zu heiß. Und wenn ein Unglück kommen soll, dann haben Sie den Sonnenstich."

„Das wär' auch das Beste."

„Wie das?"

„Dann wär' ich aus der Welt."

„Ich meine, das darf man nicht sagen, auch wenn man unglücklich ist oder wenn Einem wer gestorben ist, den man lieb hatte. Sie hatten sie wohl sehr lieb?"

„Ich? Die? J, Gott bewahre."

„Sie sind aber doch sehr traurig. Das muß doch einen Grund haben."

„Den hat es auch, gnädigste Frau."

„Kennen Sie mich?"

„Ja. Sie sind die Frau Landräthin von drüben. Und ich habe mit der Alten immer von Ihnen gesprochen. Zuletzt konnte sie nicht mehr, weil sie keine rechte Luft mehr hatte, denn es saß ihr hier und wird wohl Wasser gewesen sein; aber so lange sie noch reden konnte, redete sie immerzu. Es war 'ne richtige Berlin'sche . . ."

„Gute Frau?"

„Nein; wenn ich das sagen wollte, müßt' ich lügen. Da liegt sie nun, und man soll von einem Todten nichts Schlimmes sagen, und erst recht nicht, wenn er so kaum seine Ruhe hat. Na, die wird sie ja wohl haben! Aber sie taugte

nichts und war zänkisch und geizig, und für mich hat sie auch nicht gesorgt. Und die Verwandtschaft, die da gestern von Berlin gekommen . . . gezankt haben sie sich bis in die sinkende Nacht . . . na, die taugt auch nichts, die taugt erst recht nichts. Lauter schlechtes Volk, happig und gierig und hartherzig, und haben mir barsch und unfreundlich und mit allerlei Redensarten meinen Lohn ausgezahlt, bloß weil sie mußten und weil es bloß noch sechs Tage sind bis zum Vierteljahrsersten. Sonst hätte ich nichts gekriegt, oder bloß halb oder bloß ein Viertel. Nichts aus freien Stücken. Und einen eingerissenen Fünfmarkschein haben sie mir gegeben, daß ich nach Berlin zurückreisen kann; na, es reicht so gerade für die vierte Klasse, und ich werde wohl auf meinem Koffer sitzen müssen. Aber ich will auch gar nicht; ich will hier sitzen bleiben und warten, bis ich sterbe . . . Gott, ich dachte nun 'mal Ruhe zu haben und hätte auch ausgehalten bei der Alten. Und nun ist es wieder nichts und soll mich wieder 'rumstoßen lassen. Und kattolsch bin ich auch noch. Ach, ich hab' es satt und läg' am liebsten, wo die Alte liegt, und sie könnte meinetwegen weiter leben . . . Sie hätte gerne noch weiter gelebt; solche Menschenschikanierer, die nich 'mal Luft haben, die leben immer am liebsten."

Rollo hatte sich mittlerweile vor die Person hingesetzt, die Zunge weit heraus, und sah sie an. Als sie jetzt schwieg, erhob er sich, ging einen Schritt vor und legte seinen Kopf auf ihre Knie.

Mit einem Male war die Person wie verwandelt. „Gott, das bedeutet mir 'was. Da is ja 'ne Kreatur, die mich leiden kann, die mich freundlich ansieht und ihren Kopf auf meine Knie legt. Gott, das ist lange her, daß ich so 'was gehabt habe. Nu, mein Alterchen, wie heißt du denn? Du bist ja ein Prachtkerl."

„Rollo," sagte Effi.

„Rollo; das ist sonderbar. Aber der Name thut nichts. Ich habe auch einen sonderbaren Namen, das heißt Vornamen. Und einen andern hat unsereins ja nicht."

„Wie heißen Sie denn?"

„Ich heiße Roswitha."

„Ja, das ist selten, das ist ja . . ."

„Ja, ganz Recht, gnädige Frau, das ist ein kattolscher Name. Und das kommt nun auch noch dazu, daß ich eine Kattolsche bin. Aus'm Eichsfeld. Und das Kattolsche, das macht es einem immer noch schwerer und saurer. Viele wollen keine Kattolsche, weil sie so viel in die Kirche rennen. ‚Immer in die Beichte; und die Hauptsache sagen sie doch nich' — Gott, wie oft hab' ich das hören müssen, erst als ich in Giebichenstein im Dienst war und dann in Berlin. Ich bin aber eine schlechte Katholikin und bin ganz davon abgekommen, und vielleicht geht es mir deshalb so schlecht; ja, man darf nich von seinem Glauben lassen und muß Alles ordentlich mitmachen."

„Roswitha," wiederholte Effi den Namen und setzte sich zu ihr auf die Bank. „Was haben Sie nun vor?"

„Ach, gnäd'ge Frau, was soll ich vor haben. Ich habe gar nichts vor. Wahr und wahrhaftig, ich möchte hier sitzen bleiben und warten, bis ich todt

umfalle. Das wär' mir das Liebste. Und dann würden die Leute noch denken, ich hätte die Alte so geliebt wie ein treuer Hund, und hätte von ihrem Grabe nicht weg gewollt und wäre da gestorben. Aber das ist falsch, für solche Alte stirbt man nicht; ich will bloß sterben, weil ich nicht leben kann."

„Ich will Sie 'was fragen, Roswitha. Sind Sie, was man so ‚kinderlieb' nennt? Waren Sie schon 'mal bei kleinen Kindern?"

„Gewiß, war ich. Das ist ja mein Bestes und Schönstes. Solche alte Berlin'sche — Gott verzeih' mir die Sünde, denn sie ist nun todt und steht vor Gottes Thron und kann mich da verklagen — solche Alte, wie die da, ja, das ist schrecklich, was man da alles thun muß, und steht einem hier vor Brust und Magen, aber solch' kleines, liebes Ding, solch' Dingelchen wie 'ne Puppe, das einen mit seinen Kuckäugelchen ansieht, ja, das ist 'was, da geht einem das Herz auf. Als ich in Halle war, da war ich Amme bei der Frau Salzdirectorin, und in Giebichenstein, wo ich nachher hinkam, da hab' ich Zwillinge mit der Flasche groß gezogen; ja, gnäd'ge Frau, das versteh' ich, da drin bin ich wie zu Hause."

„Nun, wissen Sie was, Roswitha, Sie sind eine gute, treue Person, das seh' ich Ihnen an, ein bißchen gradezu, aber das schadet nichts, das sind mitunter die Besten, und ich habe gleich ein Zutrauen zu Ihnen gefaßt. Wollen Sie mit zu mir kommen? Mir ist, als hätte Gott Sie mir geschickt. Ich erwarte nun bald ein Kleines, Gott gebe mir seine Hülfe dazu, und wenn das Kind da ist, dann muß es gepflegt und abgewartet werden, und vielleicht auch gepäppelt. Man kann das ja nicht wissen, wiewohl ich es anders wünsche. Was meinen Sie, wollen Sie mit zu mir kommen? Ich kann mir nicht denken, daß ich mich in Ihnen irre."

Roswitha war aufgesprungen und hatte die Hand der jungen Frau ergriffen und küßte sie mit Ungestüm. „Ach, es ist doch ein Gott im Himmel, und wenn die Noth am größten ist, ist die Hülfe am nächsten. Sie sollen sehn, gnäd'ge Frau, es geht; ich bin eine ordentliche Person und habe gute Zeugnisse. Das können Sie sehn, wenn ich Ihnen mein Buch bringe. Gleich den ersten Tag, als ich die gnäd'ge Frau sah, da dacht' ich: ‚ja, wenn Du 'mal solchen Dienst hättest.' Und nun soll ich ihn haben. O du lieber Gott, o du heil'ge Jungfrau Maria, wer mir das gesagt hätte, wie wir die Alte hier unter der Erde hatten, und die Verwandten machten, daß sie wieder fortkamen, und mich hier sitzen ließen."

„Ja, unverhofft kommt oft, Roswitha, und mitunter auch im Guten. Und nun wollen wir gehen. Rollo wird schon ungeduldig und läuft immer auf das Thor zu."

Roswitha war gleich bereit, trat aber noch einmal an das Grab, brummelte 'was vor sich hin und machte ein Kreuz. Und dann gingen sie den schattigen Gang hinunter und wieder auf das Kirchhofsthor zu.

Drüben lag die eingegitterte Stelle, deren weißer Stein in der Nachmittagssonne blinkte und blitzte. Effi konnte jetzt ruhiger hinsehen. Eine Weile noch führte der Weg zwischen Dünen hin, bis sie, dicht vor Utpatel's Mühle, den Außenrand des Wäldchens erreichte. Da bog sie links ein, und unter

Benutzung einer schräg laufenden Allee, die die „Reeperbahn" hieß, ging sie mit Roswitha auf die landräthliche Wohnung zu.

Vierzehntes Capitel.

Keine Viertelstunde, so war die Wohnung erreicht. Als beide hier in den kühlen Flur traten, war Roswitha beim Anblick all' des Sonderbaren, das da umher hing, wie befangen; Effi aber ließ sie nicht zu weiteren Betrachtungen kommen und sagte: „Roswitha, nun gehen Sie da hinein. Das ist das Zimmer, wo wir schlafen. Ich will erst zu meinem Manne nach dem Landrathsamte hinüber — das große Haus da neben dem kleinen, in dem Sie gewohnt haben — und will ihm sagen, daß ich Sie zur Pflege haben möchte bei dem Kinde. Er wird wohl mit Allem einverstanden sein, aber ich muß doch erst seine Zustimmung haben. Und wenn ich die habe, dann müssen wir ihn ausquartiren, und Sie schlafen mit mir in dem Alkoven. Ich denke, wir werden uns schon vertragen."

Innstetten, als er erfuhr, um was sich's handle, sagte rasch und in guter Laune: „Das hast Du recht gemacht, Effi, und wenn ihr Gesindebuch nicht zu schlimme Sachen sagt, so nehmen wir sie auf ihr gutes Gesicht hin. Es ist doch, Gott sei Dank, selten, daß einen das täuscht."

Effi war sehr glücklich, so wenig Schwierigkeiten zu begegnen, und sagte: „Nun wird es gehen. Ich fürchte mich jetzt nicht mehr."

„Um was, Effi?"

„Ach, Du weißt ja . . . Aber Einbildungen sind das Schlimmste, mitunter schlimmer als Alles."

* * *

Roswitha zog in selbiger Stunde noch mit ihren paar Habseligkeiten in das landräthliche Haus hinüber und richtete sich in dem kleinen Alkoven ein. Als der Tag um war, ging sie früh zu Bett und schlief, ermüdet wie sie war, gleich ein.

Am anderen Morgen erkundigte sich Effi — die seit einiger Zeit (denn es war gerade Vollmond) wieder in Aengsten lebte — wie Roswitha geschlafen und ob sie nichts gehört habe?

„Was?" fragte diese.

„O, nichts. Ich meine nur so; so 'was wie wenn ein Besen fegt oder wie wenn einer über die Diele schlittert."

Roswitha lachte, was auf ihre junge Herrin einen besonders guten Eindruck machte. Effi war fest protestantisch erzogen und würde sehr erschrocken gewesen sein, wenn man an und in ihr 'was Katholisches entdeckt hätte; trotzdem glaubte sie, daß der Katholicismus uns gegen solche Dinge „wie da oben" besser schütze; ja, diese Betrachtung hatte bei dem Plane, Roswitha ins Haus zu nehmen, ganz erheblich mitgewirkt.

Man lebte sich schnell ein, denn Effi hatte ganz den liebenswürdigen Zug der meisten märkischen Landfräulein, sich gern allerlei kleine Geschichten

erzählen zu lassen, und die verstorbene Frau Registratorin und ihr Geiz und ihre Neffen und deren Frauen boten einen unerschöpflichen Stoff. Auch Johanna hörte dabei gerne zu.

Diese, wenn Effi bei den drastischen Stellen oft laut lachte, lächelte freilich und verwunderte sich im Stillen, daß die gnädige Frau an all' dem dummen Zeuge so viel Gefallen finde; diese Verwunderung aber, die mit einem starken Ueberlegenheitsgefühle Hand in Hand ging, war doch auch wieder ein Glück und sorgte dafür, daß keine Rangstreitigkeiten aufkommen konnten. Roswitha war einfach die komische Figur, und Neid gegen sie zu hegen, wäre für Johanna nichts Anderes gewesen, wie wenn sie Rollo um seine Freundschaftsstellung beneidet hätte.

So verging eine Woche, plauderhaft und beinahe gemüthlich, weil Effi dem, was ihr persönlich bevorstand, ungeängstigter als früher entgegen sah. Auch glaubte sie nicht, daß es so nahe sei. Den neunten Tag aber war es mit dem Plaudern und den Gemüthlichkeiten vorbei; da gab es ein Laufen und Rennen, Innstetten selbst kam ganz aus seiner gewohnten Reserve heraus, und am Morgen des 3. Juli stand neben Effi's Bett eine Wiege. Doctor Hannemann patschelte der jungen Frau die Hand und sagte: „Wir haben heute den Tag von Königgrätz; schade, daß es ein Mädchen ist. Aber das Andere kann ja nachkommen, und die Preußen haben viele Siegestage." Roswitha mochte wohl Aehnliches denken, freute sich indessen vorläufig ganz uneingeschränkt über das, was da war, und nannte das Kind ohne Weiteres „Lütt-Annie", was der jungen Mutter als ein Zeichen galt. „Es müsse doch wohl eine Eingebung gewesen sein, daß Roswitha gerade auf diesen Namen gekommen sei." Selbst Innstetten wußte nichts dagegen zu sagen, und so wurde schon von Klein-Annie gesprochen, lange bevor der Tauftag da war. Effi, die von Mitte August an bei den Eltern in Hohen-Cremmen sein wollte, hätte die Taufe gern bis dahin verschoben. Aber es ließ sich nicht thun; Innstetten konnte nicht Urlaub nehmen, und so wurde denn der 15. August, trotzdem es der Napoleonstag war (was denn auch von Seiten einiger Familien beanstandet wurde), für diesen Taufact festgesetzt, natürlich in der Kirche. Das sich anschließende Festmahl, weil das landräthliche Haus keinen Saal hatte, fand in dem großen Ressourcen-Hôtel am Bollwerk statt, und der gesammte Nachbaradel war geladen und auch erschienen. Pastor Lindequist ließ Mutter und Kind in einem liebenswürdigen und allseitig bewunderten Toaste leben, bei welcher Gelegenheit Sidonie v. Grasenabb zu ihrem Nachbar, einem adligen Assessor von der strengen Richtung, bemerkte: „Ja, seine Casualreden, das geht. Aber seine Predigten kann er vor Gott und Menschen nicht verantworten; er ist ein Halber, einer von Denen, die verworfen sind, weil sie lau sind. Ich mag das Bibelwort hier nicht wörtlich citiren." Gleich danach nahm auch der alte Herr v. Borcke das Wort, um Innstetten leben zu lassen. „Meine Herrschaften, es sind schwere Zeiten, in denen wir leben, Auflehnung, Trotz, Indisciplin, wohin wir blicken. Aber so lange wir noch Männer haben, und ich darf hinzusetzen, Frauen und Mütter (und hierbei verbeugte er sich mit einer eleganten Handbewegung gegen Effi) . . . so lange

wir noch Männer haben wie Baron Innstetten, den ich stolz bin meinen Freund nennen zu dürfen, so lange geht es noch, so lange hält unser altes Preußen noch. Ja, meine Freunde, Pommern und Brandenburg, damit zwingen wir's und zertreten dem Drachen der Revolution das giftige Haupt. Fest und treu, so siegen wir. Die Katholiken, unsere Brüder, die wir, auch wenn wir sie bekämpfen, achten müssen, haben den Felsen Petri, wir aber haben den Rocher de Bronce. Baron Innstetten, er lebe hoch!" Innstetten dankte ganz kurz. Effi sagte zu dem neben ihr sitzenden Major v. Crampas: Das mit dem ‚Felsen Petri' sei wahrscheinlich eine Huldigung gegen Roswitha gewesen; sie werde nachher an den alten Justizrath Gadebusch herantreten und ihn fragen, ob er nicht ihrer Meinung sei. Crampas nahm diese Bemerkung unerklärlicher Weise für Ernst und rieth von einer Anfrage bei dem Justizrath ab, was Effi ungemein erheiterte. „Ich habe Sie doch für einen besseren Seelenleser gehalten."

„Ach, meine Gnädigste, bei schönen, jungen Frauen, die noch nicht Achtzehn sind, scheitert alle Lesekunst."

„Sie verderben sich vollends, Major. Sie können mich eine Großmutter nennen, aber Anspielungen darauf, daß ich noch nicht Achtzehn bin, das kann Ihnen nie verziehen werden."

Als man von Tisch aufgestanden war, kam der Spätnachmittags-Dampfer die Kessine herunter und legte an der Landungsbrücke, gegenüber dem Hôtel, an. Effi saß mit Crampas und Gieshübler beim Kaffee, alle Fenster auf, und sah dem Schauspiel drüben zu. „Morgen früh um Neun führt mich dasselbe Schiff den Fluß hinauf, und zu Mittag bin ich in Berlin, und am Abend bin ich in Hohen-Cremmen, und Roswitha geht neben mir und hält das Kind auf dem Arme. Hoffentlich schreit es nicht. Ach, wie mir schon heute zu Muthe ist! Lieber Gieshübler, sind Sie auch 'mal so froh gewesen, Ihr elterliches Haus wiederzusehen?"

„Ja, ich kenne das auch, gnädigste Frau. Nur bloß ich brachte kein Anniechen mit, weil ich keins hatte."

„Kommt noch," sagte Crampas. „Stoßen Sie an, Gieshübler; Sie sind der einzige vernünftige Mensch hier."

„Aber, Herr Major, wir haben ja bloß noch den Cognac."

„Desto besser."

Fünfzehntes Capitel.

Mitte August war Effi abgereist, Ende September war sie wieder in Kessin. Manchmal in den zwischenliegenden sechs Wochen hatte sie's zurückverlangt; als sie aber wieder da war und in den dunklen Flur eintrat, auf den nur von der Treppenstiege her ein etwas fahles Licht fiel, wurde ihr mit einem Male wieder bang, und sie sagte leise: „Solch' fahles, gelbes Licht gibt es in Hohen-Cremmen gar nicht."

Ja, ein paarmal, während ihrer Hohen-Cremmer Tage, hatte sie Sehnsucht nach dem „verwunschenen Hause" gehabt, Alles in Allem aber war ihr doch das Leben daheim voller Glück und Zufriedenheit gewesen. Mit Hulda

freilich, die's nicht verwinden konnte, noch immer auf Mann oder Bräutigam warten zu müssen, hatte sie sich nicht recht stellen können, desto besser dagegen mit den Zwillingen, und mehr als einmal, wenn sie mit ihnen Ball oder Crocket gespielt hatte, war ihr's ganz aus dem Sinn gekommen, überhaupt verheirathet zu sein. Das waren dann glückliche Viertelstunden gewesen. Am liebsten aber hatte sie wie früher auf dem durch die Luft fliegenden Schaukelbrett gestanden, und in dem Gefühle: „jetzt stürz' ich", etwas eigenthümlich Prickelndes, einen Schauer süßer Gefahr empfunden. Sprang sie dann schließlich von der Schaukel ab, so begleitete sie die beiden Mädchen bis an die Bank vor dem Schulhause und erzählte, wenn sie da saßen, dem alsbald hinzukommenden alten Jahnke von ihrem Leben in Kessin, das halb hanseatisch und halb skandinavisch und jedenfalls sehr anders als in Schwantikow und Hohen-Cremmen sei.

Das waren so die täglichen kleinen Zerstreuungen, an die sich gelegentlich auch Fahrten in das sommerliche Luch schlossen, meist im Jagdwagen; Allem voran aber standen für Effi doch die Plaudereien, die sie beinahe jeden Morgen mit der Mama hatte. Sie saßen dann oben in der lustigen, großen Stube, Roswitha wiegte das Kind und sang in einem thüringischen Platt allerlei Wiegenlieder, die Niemand recht verstand, vielleicht sie selber nicht; Effi und Frau von Briest aber rückten ans offene Fenster und sahen, während sie sprachen, auf den Park hinunter, auf die Sonnenuhr oder auf die Libellen, die beinahe regungslos über dem Teich standen, oder auch auf den Fliesengang, wo Herr von Briest neben dem Treppenvorbau saß und die Zeitungen las. Immer, wenn er umschlug, nahm er zuvor den Kneifer ab und grüßte zu Frau und Tochter hinauf. Kam dann das letzte Blatt an die Reihe, das in der Regel der „Anzeiger für's Havelland" war, so ging Effi hinunter, um sich entweder zu ihm zu setzen oder um mit ihm durch Garten und Park zu schlendern. Einmal, bei solcher Gelegenheit, traten sie, von dem Kieswege her, an ein kleines, zur Seite stehendes Denkmal heran, das schon Briest's Großvater zur Erinnerung an die Schlacht von Waterloo hatte aufrichten lassen, eine verrostete Pyramide mit einem gegossenen Blücher in Front und einem dito Wellington auf der Rückseite.

„Hast Du nun solche Spaziergänge auch in Kessin," sagte Briest, „und begleitet Dich Innstetten auch und erzählt Dir allerlei?"

„Nein, Papa, solche Spaziergänge habe ich nicht. Das ist ausgeschlossen, denn wir haben bloß einen kleinen Garten hinter dem Hause, der eigentlich kaum ein Garten ist, bloß ein paar Buchsbaumrabatten und Gemüsebeete mit drei, vier Obstbäumen drin. Innstetten hat keinen Sinn dafür und denkt wohl auch nicht mehr lange in Kessin zu bleiben."

„Aber Kind, Du mußt doch Bewegung haben und frische Luft, daran bist Du doch gewöhnt."

„Hab' ich auch. Unser Haus liegt an einem Wäldchen, das sie die Plantage nennen. Und da geh' ich denn viel spazieren und Rollo mit mir."

„Immer Rollo," lachte Briest. „Wenn man's nicht anders wüßte, so sollte man beinah' glauben, Rollo sei Dir mehr ans Herz gewachsen als Mann und Kind."

„Ach, Papa, das wäre ja schrecklich, wenn's auch freilich — so viel muß ich zugeben — eine Zeit gegeben hat, wo's ohne Rollo gar nicht gegangen wäre. Das war damals . . . nun, Du weißt schon . . . Da hat er mich so gut wie gerettet oder ich habe mir's wenigstens eingebildet, und seitdem ist er mein guter Freund und mein ganz besonderer Verlaß. Aber er ist doch bloß ein Hund. Und erst kommen doch natürlich die Menschen."

„Ja, das sagt man immer, aber ich habe da doch so meine Zweifel. Das mit der Kreatur, damit hat's doch seine eigene Bewandtniß, und was da das Richtige ist, darüber sind die Acten noch nicht geschlossen. Glaube mir, Effi, das ist auch ein weites Feld. Wenn ich mir so denke, da verunglückt Einer auf dem Wasser oder gar auf dem schülbrigen Eis, und solch ein Hund, sagen wir so einer wie Dein Rollo, ist dabei, ja, der ruht nicht eher, als bis er den Verunglückten wieder an Land hat. Und wenn der Verunglückte schon todt ist, dann legt er sich neben den Todten hin und blafft und winselt so lange, bis wer kommt, und wenn keiner kommt, dann bleibt er bei dem Todten liegen, bis er selber todt ist. Und das thut solch' Thier immer. Und nun nimm dagegen die Menschheit! Gott, vergieb mir die Sünde, aber mitunter ist mir's doch, als ob die Kreatur besser wäre als der Mensch."

„Aber, Papa, wenn ich das Innstetten wieder erzählte . . ."

„Nein, das thu' lieber nicht, Effi . . ."

„Rollo würde mich ja natürlich retten, aber Innstetten würde mich auch retten. Er ist ja ein Mann von Ehre."

„Das ist er."

„Und liebt mich."

„Versteht sich, versteht sich. Und wo Liebe ist, da ist auch Gegenliebe. Das ist nun 'mal so. Mich wundert nur, daß er nicht 'mal Urlaub genommen hat und 'rübergeflitzt ist. Wenn man eine so junge Frau hat . . ."

Effi erröthete, weil sie gerade so dachte. Sie mochte es aber nicht einräumen. „Innstetten ist so gewissenhaft und will, glaub' ich, gut angeschrieben sein, und hat so seine Pläne für die Zukunft; Kessin ist doch bloß eine Station. Und dann am Ende, ich lauf' ihm ja nicht fort. Er hat mich ja. Wenn man zu zärtlich ist . . . und dazu der Unterschied der Jahre . . . da lächeln die Leute bloß."

„Ja, das thun sie, Effi. Aber darauf muß man's ankommen lassen. Uebrigens sage nichts darüber, auch nicht zu Mama. Es ist so schwer, was man thun und lassen soll. Das ist auch ein weites Feld."

* * *

Gespräche, wie diese, waren während Effi's Besuch im elterlichen Hause mehr als einmal geführt worden, hatten aber glücklicherweise nicht lange nachgewirkt, und ebenso war auch der etwas melancholische Eindruck rasch verflogen, den das erste Wiederbetreten ihres Kessiner Hauses auf Effi gemacht hatte. Innstetten zeigte sich voll kleiner Aufmerksamkeiten, und als der Thee genommen und alle Stadt- und Liebesgeschichten in heiterster Stimmung durchgesprochen waren, hing sich Effi zärtlich an seinen Arm, um drüben ihre Plaudereien mit ihm fortzusetzen und noch einige Anekdoten von der Trippelli

zu hören, die neuerdings wieder mit Gieshübler in einer lebhaften Correspondenz gestanden hatte, was immer gleichbedeutend mit einer neuen Belastung ihres nie ausgeglichenen Contos war. Effi war bei diesem Gespräche sehr ausgelassen, fühlte sich ganz als junge Frau und war froh, die nach der Gesindestube hin ausquartirte Roswitha auf unbestimmte Zeit los zu sein.

Am anderen Morgen sagte sie: „Das Wetter ist schön und mild und ich hoffe, die Veranda nach der Plantage hinaus ist noch in gutem Stande, und wir können uns ins Freie setzen und da das Frühstück nehmen. In unsere Zimmer kommen wir ohnehin noch früh genug, und der Kessiner Winter ist wirklich um vier Wochen zu lang."

Innstetten war sehr einverstanden. Die Veranda, von der Effi gesprochen, und die vielleicht richtiger ein Zelt genannt worden wäre, war schon im Sommer hergerichtet worden, drei, vier Wochen vor Effi's Abreise nach Hohen-Cremmen, und bestand aus einem großen gedielten Podium, vorn offen, mit einer mächtigen Marquise zu Häupten, während links und rechts breite Leinwandvorhänge waren, die sich mit Hülfe von Ringen an einer Eisenstange hin und her schieben ließen. Es war ein reizender Platz, den ganzen Sommer über von allen Badegästen, die hier vorüber mußten, bewundert.

Effi hatte sich in einen Schaukelstuhl gelehnt und sagte, während sie das Kaffeebrett von der Seite her ihrem Manne zuschob: „Geert, Du könntest heute den liebenswürdigen Wirth machen; ich für mein Theil find' es so schön in diesem Schaukelstuhl, daß ich nicht aufstehen mag. Also strenge Dich an, und wenn Du Dich recht freust, mich wieder hier zu haben, so werd' ich mich auch zu revanchiren wissen." Und dabei zupfte sie die weiße Damastdecke zurecht und legte ihre Hand darauf, die Innstetten nahm und küßte.

„Wie bist Du nur eigentlich ohne mich fertig geworden?"

„Schlecht genug, Effi."

„Das sagst Du so hin und machst ein betrübtes Gesicht, und ist doch eigentlich Alles nicht wahr."

„Aber Effi . . ."

„Was ich Dir beweisen will. Denn wenn Du ein bißchen Sehnsucht nach Deinem Kinde gehabt hättest — von mir selber will ich nicht sprechen, was ist man am Ende solchem hohen Herrn, der so lange Jahre Junggeselle war und es nicht eilig hatte . . ."

„Nun?"

„Ja, Geert, wenn Du nur ein bißchen Sehnsucht gehabt hättest, so hättest Du mich nicht sechs Wochen mutterwindallein in Hohen-Cremmen sitzen lassen wie eine Wittwe, und nichts da als Niemeyer und Jahnke und 'mal die Schwantikower. Und von den Rathenowern ist Niemand gekommen, als ob sie sich vor mir gefürchtet hätten oder als ob ich zu alt geworden sei."

„Ach, Effi, wie Du nur sprichst. Weißt Du, daß Du eine kleine Kokette bist?"

„Gott sei Dank, daß Du das sagst. Das ist für Euch das Beste, was man sein kann. Und Du bist nichts Anderes als die Anderen, wenn Du auch so feierlich und ehrsam thust. Ich weiß es recht gut, Geert . . . Eigentlich bist Du . . ."

„Nun, was?"

„Nun, ich will es lieber nicht sagen. Aber ich kenne Dich recht gut; Du bist eigentlich, wie der Schwantikower Onkel 'mal sagte, ein Zärtlichkeitsmensch und unterm Liebesstern geboren, und Onkel Belling hatte ganz Recht, als er das sagte. Du willst es bloß nicht zeigen und denkst, es schickt sich nicht und verdirbt einem die Carrière. Hab' ich's getroffen?"

Innstetten lachte. „Ein bißchen getroffen hast Du's. Weißt Du was, Effi, Du kommst mir ganz anders vor. Bis Anniechen da war, warst Du ein Kind. Aber mit einem Male . . ."

„Nun?"

„Mit einem Male bist Du wie vertauscht. Aber es steht Dir, Du gefällst mir sehr, Effi. Weißt Du was?"

„Nun?"

„Du hast 'was Verführerisches."

„Ach, mein einziger Geert, das ist ja herrlich, was Du da sagst; nun wird mir erst recht wohl ums Herz . . . Gieb mir noch eine halbe Tasse . . . Weißt Du denn, daß ich mir das immer gewünscht habe. Wir müssen verführerisch sein, sonst sind wir gar nichts . . ."

„Hast Du das aus Dir?"

„Ich könnt' es auch wohl aus mir haben. Aber ich hab' es von Niemeyer . . ."

„Von Niemeyer! O du himmlischer Vater, ist das ein Pastor. Nein, solche gibt es hier nicht. Aber wie kam denn der dazu? Das ist ja, als ob es irgend ein Don Juan oder Herzensbrecher gesprochen hätte."

„Ja, wer weiß," lachte Effi . . . „Aber kommt da nicht Crampas? Und vom Strand her. Er wird doch nicht gebadet haben? Am 27. September . . ."

„Er macht öfter solche Sachen. Reine Renommisterei."

Derweilen war Crampas bis in nächste Nähe gekommen und grüßte.

„Guten Morgen," rief Innstetten ihm zu. „Nur näher, nur näher."

Crampas trat heran. Er war in Civil und küßte der in ihrem Schaukelstuhl sich weiter wiegenden Effi die Hand. „Entschuldigen Sie mich, Major, daß ich so schlecht die Honneurs des Hauses mache; aber die Veranda ist kein Haus und zehn Uhr früh ist eigentlich gar keine Zeit. Da wird man formlos, oder wenn Sie wollen intim. Und nun setzen Sie sich und geben Sie Rechenschaft von Ihrem Thun. Denn an Ihrem Haar, ich wünschte Ihnen, daß es mehr wäre, sieht man deutlich, daß Sie gebadet haben."

Er nickte.

„Unverantwortlich," sagte Innstetten, halb ernst-, halb scherzhaft. „Da haben Sie nun selber vor vier Wochen die Geschichte mit dem Bankier Heinersdorf erlebt, der auch dachte, das Meer und der grandiose Wellenschlag würden ihn um seiner Million willen respectiren. Aber die Götter sind eifersüchtig unter einander, und Neptun stellte sich ohne Weiteres gegen Pluto oder doch wenigstens gegen Heinersdorf."

Crampas lachte. „Ja, eine Million Mark! Lieber Innstetten, wenn ich die hätte, da hätt' ich es am Ende nicht gewagt; denn so schön das Wetter

ist, das Wasser hatte nur neun Grad. Aber unsereins mit seiner Million Unterbilanz, gestatten Sie mir diese kleine Renommage, unsereins kann sich so 'was ohne Furcht vor der Götter Eifersucht erlauben. Und dann muß einen das Sprichwort trösten: ‚Wer für den Strick geboren ist, kann im Wasser nicht umkommen'."

„Aber, Major, Sie werden sich doch nicht etwas so Urprosaisches, ich möchte beinah' sagen an den Hals reden wollen. Allerdings glauben Manche, daß . . . ich meine das, wovon Sie eben gesprochen haben . . . daß ihn Jeder mehr oder weniger verdiene. Trotzdem, Major . . . für einen Major . . ."

„. . . Ist es keine herkömmliche Todesart. Zugegeben, meine Gnädigste. Nicht herkömmlich und in meinem Falle auch nicht einmal sehr wahrscheinlich — also Alles bloß Citat oder noch richtiger façon de parler. Und doch steckt etwas Aufrichtiggemeintes dahinter, wenn ich da eben sagte, die See werde mir nichts anhaben. Es steht mir nämlich fest, daß ich einen richtigen und hoffentlich ehrlichen Soldatentod sterben werde. Zunächst bloß Zigeunerprophezeiung, aber mit Resonanz im eigenen Gewissen."

Innstetten lachte. „Das wird seine Schwierigkeiten haben, Crampas, wenn Sie nicht vorhaben, beim Großtürken oder unterm chinesischen Drachen Dienste zu nehmen. Da schlägt man sich jetzt herum. Hier ist die Geschichte, glauben Sie mir, auf dreißig Jahre vorbei, und wer seinen Soldatentod sterben will . . ."

„. . . Der muß sich erst bei Bismarck einen Krieg bestellen. Weiß ich Alles, Innstetten. Aber das ist doch für Sie eine Kleinigkeit. Jetzt haben wir Ende September; in zehn Wochen spätestens ist der Fürst wieder in Varzin, und da er ein liking für Sie hat — mit der volksthümlicheren Wendung will ich zurückhalten, um nicht direct vor Ihren Pistolenlauf zu kommen — so werden Sie einem alten Kameraden von Vionville her doch wohl ein bißchen Krieg besorgen können. Der Fürst ist auch nur ein Mensch, und Zureden hilft."

Effi hatte während dieses Gesprächs einige Brotkügelchen gedreht, würfelte damit und legte sie zu Figuren zusammen, um so anzuzeigen, daß ihr ein Wechsel des Themas wünschenswerth wäre. Trotzdem schien Innstetten auf Crampas' scherzhafte Bemerkung antworten zu wollen, was denn Effi bestimmte, lieber direct einzugreifen. „Ich sehe nicht ein, Major, warum wir uns mit Ihrer Todesart beschäftigen sollen; das Leben ist uns näher und zunächst auch eine viel ernstere Sache."

Crampas nickte.

„Das ist recht, daß Sie mir Recht geben. Wie soll man hier leben? Das ist vorläufig die Frage, das ist wichtiger als alles Andere. Gieshübler hat mir darüber geschrieben, und wenn es nicht indiscret und eitel wäre, denn es steht noch allerlei nebenher darin, so zeigte ich Ihnen den Brief . . . Innstetten braucht ihn nicht zu lesen, der hat keinen Sinn für dergleichen . . . beiläufig eine Handschrift wie gestochen und Ausdrucksformen, als wäre unser Freund statt am Kessiner Alten-Markt an einem altfranzösischen Hofe erzogen. Und daß er verwachsen ist und weiße Jabots trägt wie kein anderer Mensch mehr — ich weiß nur nicht, wo er die Plätterin hernimmt — das paßt Alles so vorzüglich.

Nun, also Gieshübler hat mir von Plänen für die Ressourcenabende geschrieben und von einem Entrepreneur, Namens Crampas. Sehen Sie, Major, das gefällt mir besser als der Soldatentod oder gar der andere."

„Mir persönlich nicht minder. Und es muß ein Prachtwinter werden, wenn wir uns der Unterstützung der gnädigen Frau versichert halten dürfen. Die Trippelli kommt . . ."

„Die Trippelli? Dann bin ich überflüssig."

„Mit nichten, gnädigste Frau. Die Trippelli kann nicht von Sonntag bis wieder Sonntag singen, es wäre zu viel für sie und für uns; Abwechslung ist des Lebens Reiz, eine Wahrheit, die freilich jede glückliche Ehe zu widerlegen scheint."

„Wenn es glückliche Ehen gibt, die meinige ausgenommen . . ." und sie reichte Innstetten die Hand.

„Abwechslung also," fuhr Crampas fort. „Und diese für uns und unsere Ressource zu gewinnen, deren Vicevorstand zu sein ich zur Zeit die Ehre habe, dazu braucht es aller bewährten Kräfte. Wenn wir uns zusammen thun, so müssen wir das ganze Nest auf den Kopf stellen. Die Theaterstücke sind schon ausgesucht: Krieg im Frieden, Monsieur Herkules, Jugendliebe von Wilbrandt, vielleicht auch Euphrosine von Gensichen. Sie die Euphrosine, ich der alte Goethe. Sie sollen staunen, wie gut ich den Dichterfürsten tragire . . . wenn ‚tragiren' das richtige Wort ist."

„Kein Zweifel. Hab' ich doch inzwischen aus dem Briefe meines alchymistischen Geheimcorrespondenten erfahren, daß Sie, neben vielem Anderen, gelegentlich auch Dichter sind. Anfangs habe ich mich gewundert . . ."

„Denn Sie haben es mir nicht angesehen."

„Nein. Aber seit ich weiß, daß Sie bei neun Grad baden, bin ich anderen Sinnes geworden . . . neun Grad Ostsee, das geht über den kastalischen Quell . . ."

„Dessen Temperatur unbekannt ist."

„Nicht für mich; wenigstens wird mich Niemand widerlegen. Aber nun muß ich aufstehen. Da kommt ja Roswitha mit Lütt-Annie."

Und sie erhob sich rasch und ging auf Roswitha zu, nahm ihr das Kind aus dem Arm und hielt es stolz und glücklich in die Höhe.

Sechzehntes Capitel.

Die Tage waren schön und blieben es bis in den October hinein. Eine Folge davon war, daß die halb zeltartige Veranda draußen zu ihrem Rechte kam, so sehr, daß sich wenigstens die Vormittagsstunden regelmäßig darin abspielten. Gegen Elf kam dann wohl der Major, um sich zunächst nach dem Befinden der gnädigen Frau zu erkundigen und mit ihr ein wenig zu medisiren, was er wundervoll verstand, danach aber mit Innstetten einen Ausritt zu verabreden, oft landeinwärts, die Kessine hinauf bis an den Breitling, noch häufiger auf die Molen zu. Effi, wenn die Herren fort waren, spielte mit dem Kind oder durchblätterte die von Gieshübler nach wie vor ihr zugeschickten

Zeitungen und Journale, schrieb auch wohl einen Brief an die Mama oder sagte: „Roswitha, wir wollen mit Annie spazieren fahren," und dann spannte sich Roswitha vor den Korbwagen und fuhr, während Effi hinterherging, ein paar hundert Schritt in das Wäldchen hinein, auf eine Stelle zu, wo Kastanien ausgestreut lagen, die man nun auflas, um sie dem Kinde als Spielzeug zu geben. In die Stadt kam Effi wenig; es war Niemand recht da, mit dem sie hätte plaudern können, nachdem ein Versuch, mit der Frau von Crampas auf einen Umgangsfuß zu kommen, aufs Neue gescheitert war. Die Majorin war und blieb menschenscheu.

Das ging so wochenlang, bis Effi plötzlich den Wunsch äußerte, mit ausreiten zu dürfen; sie habe nun 'mal die Passion und es sei doch zu viel verlangt, bloß um des Geredes der Kessiner willen, auf Etwas zu verzichten, das einem so viel werth sei. Der Major fand die Sache kapital und Innstetten, dem es augenscheinlich weniger paßte — so wenig, daß er immer wieder hervorhob, es werde sich kein Damenpferd finden lassen — Innstetten mußte nachgeben, als Crampas versicherte, „das solle seine Sorge sein". Und richtig, was man wünschte, fand sich auch, und Effi war selig, am Strande hinjagen zu können, jetzt wo „Damenbad" und „Herrenbad" keine scheidenden Schreckensworte mehr waren. Meist war auch Rollo mit von der Partie, und weil es sich ein paarmal ereignet hatte, daß man am Strande zu rasten oder auch eine Strecke Wegs zu Fuß zu machen wünschte, so kam man überein, sich von entsprechender Dienerschaft begleiten zu lassen, zu welchem Behufe des Majors Bursche, ein alter Treptower Ulan, der Knut hieß, und Innstetten's Kutscher Kruse zu Reitknechten umgewandelt wurden, allerdings ziemlich unvollkommen, indem sie, zu Effi's Leidwesen, in eine Phantasie-Livree gesteckt wurden, darin der eigentliche Beruf beider noch nachspukte.

Mitte October war schon heran, als man, so herausstaffirt, zum ersten Mal in voller Cavalcade aufbrach, in Front Innstetten und Crampas, Effi zwischen ihnen, dann Kruse und Knut und zuletzt Rollo, der aber bald, weil ihm das Nachtrotten mißfiel, Allen vorauf war. Als man das jetzt öde Strandhotel passirt und bald danach, sich rechts haltend, auf dem von einer mäßigen Brandung überschäumten Strandwege den diesseitigen Molendamm erreicht hatte, verspürte man Lust, abzusteigen und einen Spaziergang bis an den Kopf der Mole zu machen. Effi war die erste aus dem Sattel. Zwischen den beiden Steindämmen floß die Kessine breit und ruhig dem Meere zu, das wie eine sonnenbeschienene Fläche, darauf nur hier und da eine leichte Welle kräuselte, vor ihnen lag.

Effi war noch nie hier draußen gewesen, denn als sie vorigen November in Kessin eintraf, war schon Sturmzeit, und als der Sommer kam, war sie nicht mehr im Stande, weite Gänge zu machen. Sie war jetzt entzückt, fand Alles groß und herrlich, erging sich in kränkenden Vergleichen zwischen dem Luch und dem Meer und ergriff, so oft die Gelegenheit dazu sich bot, ein Stück angeschwemmtes Holz, um es nach links hin in die See oder nach rechts hin in die Kessine zu werfen. Rollo war immer glücklich, im Dienste seiner Herrin sich nachstürzen zu können; mit einem Mal aber wurde seine Auf-

merksamkeit nach einer ganz anderen Seite hin abgezogen, und sich vorsichtig, ja beinahe ängstlich vorwärts schleichend, sprang er plötzlich auf einen in Front sichtbar werdenden Gegenstand zu, freilich vergeblich, denn im selben Augenblicke glitt von einem sonnenbeschienenen und mit grünem Tang überwachsenen Stein eine Robbe glatt und geräuschlos in das nur etwa fünf Schritt entfernte Meer hinunter. Eine kurze Weile noch sah man den Kopf, dann tauchte auch dieser unter.

Alle waren erregt, und Crampas phantasirte von Robbenjagd und daß man das nächste Mal die Büchse mitnehmen müsse, „denn die Dinger haben ein festes Fell."

„Geht nicht," sagte Innstetten; „Hafenpolizei."

„Wenn ich so 'was höre," lachte der Major. „Hafenpolizei! Die drei Behörden, die wir hier haben, werden doch wohl untereinander die Augen zudrücken können. Muß denn Alles so furchtbar gesetzlich sein? Alle Gesetzlichkeiten sind langweilig."

Effi klatschte in die Hände.

„Ja, Crampas, Sie kleidet das, und Effi, wie Sie sehen, klatscht Ihnen Beifall. Natürlich; die Weiber schreien sofort nach einem Schutzmann, aber von Gesetz wollen sie nichts wissen."

„Das ist so Frauenrecht von alter Zeit her, und wir werden's nicht ändern, Innstetten."

„Nein," lachte dieser, „will ich auch nicht. Auf Mohrenwäsche lasse ich mich nicht ein. Aber Einer wie Sie, Crampas, der unter der Fahne der Disciplin groß geworden ist und recht gut weiß, daß es ohne Zucht und Ordnung nicht geht, ein Mann wie Sie, der sollte doch eigentlich so 'was nicht reden, auch nicht einmal im Spaß. Indessen, ich weiß schon, Sie haben einen himmlischen Kehrmichnichtdran und denken, der Himmel wird nicht gleich einstürzen. Nein, gleich nicht. Aber 'mal kommt es."

Crampas wurde einen Augenblick verlegen, weil er glaubte, das alles sei mit einer gewissen Absicht gesprochen, was aber nicht der Fall war. Innstetten hielt nur einen seiner kleinen moralischen Vorträge, zu denen er überhaupt hinneigte. „Da lob' ich mir Gieshübler," sagte er einlenkend, „immer Kavalier und dabei doch Grundsätze."

Der Major hatte sich mittlerweile wieder zurechtgefunden und sagte in seinem alten Tone: „Ja, Gieshübler; der beste Kerl von der Welt und, wenn möglich, noch bessere Grundsätze. Aber am Ende woher? warum? Weil er einen „Verdruß" hat. Wer gerade gewachsen ist, ist für Leichtsinn. Ueberhaupt ohne Leichtsinn ist das ganze Leben keinen Schuß Pulver werth."

„Nun hören Sie, Crampas, gerade soviel kommt mitunter dabei heraus." Und dabei sah er auf des Majors linken, etwas verkürzten Arm.

Effi hatte von diesem Gespräche wenig gehört. Sie war dicht an die Stelle getreten, wo die Robbe gelegen, und Rollo stand neben ihr. Dann sahen beide, von dem Stein weg, auf das Meer und warteten, ob die „Seejungfrau" noch einmal sichtbar werden würde.

* * *

Ende October begann die Wahlcampagne, was Innstetten hinderte, ferner an den Ausflügen zu betheiligen, und auch Crampas und Effi hä jetzt um der lieben Kessiner willen wohl verzichten müssen, wenn nicht K und Kruse als eine Art Ehrengarde gewesen wären. So kam es, daß sich Spazierritte bis in den November hinein fortsetzten.

Ein Wetterumschlag war freilich eingetreten, ein andauernder N west trieb Wolkenmassen heran, und das Meer schäumte mächtig, aber R und Kälte fehlten noch, und so waren diese Ausflüge bei grauem Himmel lärmender Brandung fast noch schöner, als sie vorher bei Sonnenschein stiller See gewesen waren. Rollo jagte vorauf, dann und wann von Gischt überspritzt und der Schleier von Effi's Reithut flatterte im Wi Dabei zu sprechen, war fast unmöglich; wenn man dann aber, vom W fort, in die schutzgebenden Dünen oder noch besser in den weiter zurückgeleg Kiefernwald einlenkte, so wurd' es still, Effi's Schleier flatterte nicht m und die Enge des Wegs zwang die beiden Reiter dicht nebeneinander. war dann die Zeit, wo man — schon um der Knorren und Wurzeln wi im Schritt reitend — die Gespräche, die der Brandungslärm unterbro hatte, wieder aufnehmen konnte. Crampas, ein guter Causeur, erzählte d Kriegs- und Regimentsgeschichten, auch Anekdoten und kleine Charakter von Innstetten, der mit seinem Ernst und seiner Zugeknöpftheit in den ü müthigen Kreis der Kameraden nie recht hineingepaßt habe, so daß er eigen immer mehr respectirt als geliebt worden sei."

„Das kann ich mir denken," sagte Effi, „ein Glück nur, daß der Re die Hauptsache ist."

„Ja, zu seiner Zeit. Aber er paßt doch nicht immer. Und zu dem a kam noch seine mystische Richtung, die mitunter Anstoß gab, einmal Soldaten überhaupt nicht sehr für derlei Dinge sind, und dann weil wir Vorstellung unterhielten, vielleicht mit Unrecht, daß er doch nicht ganz so d stände, wie er's uns einreden wollte."

„Mystische Richtung?" sagte Effi. „Ja, Major, was verstehen darunter? Er kann doch keine Conventikel abgehalten und den Propheten spielt haben. Auch nicht einmal den aus der Oper . . . ich habe sei Namen vergessen."

„Nein, so weit ging er nicht. Aber es ist vielleicht besser, davon ab brechen. Ich möchte nicht hinter seinem Rücken etwas sagen, was falsch a gelegt werden könnte. Zudem sind es Dinge, die sich sehr gut auch in se Gegenwart verhandeln lassen, Dinge, die nur, man mag wollen oder n zu 'was Sonderbarem aufgebauscht werden, wenn er nicht dabei ist und n jeden Augenblick eingreifen und uns widerlegen oder meinetwegen auch a lachen kann."

„Aber das ist ja grausam, Major. Wie können Sie meine Neugie auf die Folter spannen. Erst ist es 'was und dann ist es wieder nichts. Mystik! Ist er denn ein Geisterseher?"

„Ein Geisterseher! Das will ich nicht gerade sagen. Aber er hatte Vorliebe, uns Spukgeschichten zu erzählen. Und wenn er uns dann in gr

Aufregung versetzt und Manchen auch wohl geängstigt hatte, dann war es mit einem Male wieder, als habe er sich über alle die Leichtgläubigen bloß moquiren wollen. Und kurz und gut, einmal kam es, daß ich ihm auf den Kopf zusagte: „Ach was, Innstetten, das ist ja alles bloß Komödie. Mich täuschen Sie nicht. Sie treiben Ihr Spiel mit uns. Eigentlich glauben Sie's grad so wenig wie wir, aber Sie wollen sich interessant machen und haben eine Vorstellung davon, daß Ungewöhnlichkeiten nach oben hin besser empfehlen. In höheren Carrieren will man keine Alltagsmenschen. Und da Sie so 'was vorhaben, so haben Sie sich 'was Apartes ausgesucht und sind bei der Gelegenheit auf den Spuk gefallen."

Effi sagte kein Wort, was dem Major zuletzt bedrücklich wurde. „Sie schweigen, gnädigste Frau."

„Ja."

„Darf ich fragen warum? Hab' ich Anstoß gegeben? Oder finden Sie's unritterlich, einen abwesenden Freund, ich muß das trotz aller Verwahrungen einräumen, ein klein wenig zu hecheln? Aber da thun Sie mir trotz alledem Unrecht. Das alles soll ganz ungenirt seine Fortsetzung vor seinen Ohren haben, und ich will ihm dabei jedes Wort wiederholen, was ich jetzt eben gesagt habe."

„Glaub' es." Und nun brach Effi ihr Schweigen und erzählte, was sie alles in ihrem Hause erlebt und wie sonderbar sich Innstetten damals dazu gestellt habe. „Er sagte nicht ja und nicht nein, und ich bin nicht klug aus ihm geworden."

„Also ganz der Alte," lachte Crampas. „So war er damals auch schon, als wir in Liancourt und dann später in Beauvais mit ihm in Quartier lagen. Er wohnte da in einem alten bischöflichen Palast — beiläufig, was Sie vielleicht interessiren wird, war es ein Bischof von Beauvais, glücklicherweise „Cochon" mit Namen, der die Jungfrau von Orleans zum Feuertod verurtheilte — und da verging denn kein Tag, d. h. keine Nacht, wo Innstetten nicht Unglaubliches erlebt hatte. Freilich immer nur so halb. Es konnte auch nichts sein. Und nach diesem Princip arbeitet er noch, wie ich sehe."

„Gut, gut. Und nun ein ernstes Wort, Crampas, auf das ich mir eine ernste Antwort erbitte: wie erklären Sie sich dies alles?"

„Ja, meine gnädigste Frau . . ."

„Keine Ausweichungen, Major. Dies alles ist sehr wichtig für mich. Er ist Ihr Freund und ich bin Ihre Freundin. Ich will wissen, wie hängt dies zusammen? Was denkt er sich dabei?"

„Ja, meine gnädigste Frau, Gott sieht ins Herz, aber ein Major vom Landwehrbezirks-Commando, der sieht in gar nichts. Wie soll ich solche psychologischen Räthsel lösen? Ich bin ein einfacher Mann."

„Ach, Crampas, reden Sie nicht so thöricht. Ich bin zu jung, um eine große Menschenkennerin zu sein; aber ich müßte noch vor der Einsegnung und beinah' vor der Taufe stehen, um Sie für einen einfachen Mann zu halten. Sie sind das Gegentheil davon, Sie sind gefährlich . . ."

„Das Schmeichelhafteste, was einem guten Vierziger, mit ein auf der Karte, gesagt werden kann. Und nun also, was sich Instet denkt . . ."

Effi nickte.

„Ja, wenn ich durchaus sprechen soll, er denkt sich dabei, daß ei wie Landrath Baron Innstetten, der jeden Tag Ministerial-Direk dergleichen werden kann (denn glauben Sie mir, er ist hoch hinaus), Mann wie Baron Innstetten nicht in einem gewöhnlichen Hause kann, nicht in einer solchen Kathe, wie die landräthliche Wohnung, um Vergebung, gnädigste Frau, doch eigentlich ist. Da hilft er de Ein Spukhaus ist nie 'was Gewöhnliches . . . Das ist das Eine."

„Das Eine? mein Gott, haben Sie noch Etwas?"

„Ja."

„Nun denn, ich bin ganz Ohr. Aber wenn es sein kann, lasse 'was Gutes sein."

„Dessen bin ich nicht ganz sicher. Es ist etwas Heikles, beinah Ge und ganz besonders vor Ihren Ohren, gnädigste Frau."

„Das macht mich nur um so neugieriger."

„Gut denn. Also Innstetten, meine gnädigste Frau, hat außer brennenden Verlangen, es koste was es wolle, ja, wenn es sein muß Heranziehung eines Spuks, seine Carriere zu machen, noch eine zweite P er operirt nämlich immer erzieherisch, ist der geborene Pädagog, und links Basedow und rechts Pestalozzi (aber doch kirchlicher als beide) eig nach Schnepfenthal oder Bunzlau hingepaßt."

„Und will er mich auch erziehen? Erziehen durch Spuk?"

„Erziehen ist vielleicht nicht das ganz richtige Wort. Aber doch er auf einem Umweg."

„Ich verstehe Sie nicht."

„Eine junge Frau ist eine junge Frau, und ein Landrath ist ein rath. Er kutschirt oft im Kreise umher, und dann ist das Haus allein unbewohnt. Aber solch Spuk ist wie ein Cherub mit dem Schwert . .

„Ah, da sind wir wieder aus dem Walde heraus," sagte Effi. „U ist Utpatel's Mühle. Wir müssen nur noch an dem Kirchhof vorüber."

Gleich danach passirten sie den Hohlweg zwischen dem Kirchhof un eingegitterten Stelle, und Effi sah nach dem Stein und der Tanne hin wo der Chinese lag.

Siebzehntes Capitel.

Es schlug zwei Uhr, als man zurück war. Crampas verabschiedete und ritt in die Stadt hinein, bis er vor seiner am Marktplatz geleg Wohnung hielt. Effi ihrerseits kleidete sich um und versuchte zu schlafen wollte aber nicht glücken, denn ihre Verstimmung war noch größer als Müdigkeit. Daß Innstetten sich seinen Spuk parat hielt, um ein nicht g gewöhnliches Haus zu bewohnen, das mochte hingehen, das stimmte zu sei Hange, sich von der großen Menge zu unterscheiden; aber das Andere, daß

den Spuk als Erziehungsmittel brauchte, das war doch arg und beinah beleidigend. Und „Erziehungsmittel", darüber war sie sich klar, sagte nur die kleinere Hälfte; was Crampas gemeint hatte, war viel, viel mehr, war eine Art Angstapparat aus Calcül. Es fehlte jede Herzensgüte darin und grenzte schon fast an Grausamkeit. Das Blut stieg ihr zu Kopf, und sie ballte ihre kleine Hand und wollte Pläne schmieden; aber mit einem Male mußte sie wieder lachen. „Ich Kindskopf! Wer bürgt mir denn dafür, daß Crampas Recht hat! Crampas ist unterhaltlich, weil er medisant ist, aber er ist unzuverlässig und ein bloßer Haselant, der schließlich Innstetten nicht das Wasser reicht."

In diesem Augenblick fuhr Innstetten vor, der heute früher zurück kam, als gewöhnlich. Effi sprang auf, um ihn schon im Flur zu begrüßen, und war um so zärtlicher, je mehr sie das Gefühl hatte, etwas gut machen zu müssen. Aber ganz konnte sie das, was Crampas gesagt hatte, doch nicht verwinden, und inmitten ihrer Zärtlichkeiten, und während sie mit anscheinendem Interesse zuhörte, klang es in ihr immer wieder: „also Spuk aus Berechnung, Spuk, um dich in Ordnung zu halten."

Zuletzt indessen vergaß sie's und ließ sich unbefangen von ihm erzählen.

* * *

Inzwischen war Mitte November herangekommen, und der bis zum Sturm sich steigernde Nordwester stand anderthalb Tage lang so hart auf die Molen, daß die mehr und mehr zurückgestaute Kessine das Bollwerk überstieg und in die Straßen trat. Aber nachdem sich's ausgetobt, legte sich das Unwetter, und es kamen noch ein paar sonnige Spätherbsttage. „Wer weiß, wie lange sie dauern," sagte Effi zu Crampas, und so beschloß man, am nächsten Vormittage noch einmal auszureiten; auch Innstetten, der einen freien Tag hatte, wollte mit. Es sollte zunächst wieder bis an die Mole gehen; da wollte man dann absteigen, ein wenig am Strande promeniren und schließlich im Schutze der Dünen, wo's windstill war, ein Frühstück nehmen.

Um die festgesetzte Stunde ritt Crampas vor dem landräthlichen Hause vor; Kruse hielt schon das Pferd der gnädigen Frau, die sich rasch in den Sattel hob und noch im Aufsteigen Innstetten entschuldigte, der nun doch verhindert sei: letzte Nacht wieder großes Feuer in Morgenitz — das dritte seit drei Wochen, also angelegt — da habe er hingemußt, sehr zu seinem Leidwesen, denn er habe sich auf diesen Ausritt, der wohl der letzte in diesem Herbste sein werde, wirklich gefreut.

Crampas sprach sein Bedauern aus, vielleicht nur um 'was zu sagen, vielleicht aber auch aufrichtig, denn so rücksichtslos er im Punkte chevaleresker Liebesabenteuer war, so sehr war er auch wieder guter Kamerad. Natürlich, Alles ganz oberflächlich. Einem Freunde helfen und fünf Minuten später ihn betrügen, waren Dinge, die sich mit seinem Ehrbegriffe sehr wohl vertrugen. Er that das Eine und das Andere mit unglaublicher Bonhommie.

Der Ritt ging wie gewöhnlich durch die Plantage hin. Rollo war wieder vorauf, dann kamen Crampas und Effi, dann Kruse. Knut fehlte.

„Wo haben Sie Knut gelassen?"

„Er hat einen Ziegenpeter."

„Merkwürdig," lachte Effi. „Eigentlich sah er schon immer so a

„Sehr richtig. Aber Sie sollten ihn jetzt sehen! Oder doch liebe Denn Ziegenpeter ist ansteckend, schon bloß durch Anblick."

„Glaub' ich nicht."

„Junge Frauen glauben Vieles nicht. Und dann glauben sie Vieles, was sie besser nicht glaubten."

„An meine Adresse?"

„Nein."

„Schade."

„Wie dies „Schade" Sie kleidet. Ich glaube wirklich, Majo hielten es für ganz in der Ordnung, wenn ich Ihnen eine Liebeser machte."

„So weit will ich nicht gehen. Aber ich möchte den sehen, der si gleichen nicht wünschte. Gedanken und Wünsche sind zollfrei."

„Das fragt sich. Und dann ist doch immer noch ein Unterschied z Gedanken und Wünschen. Gedanken sind in der Regel etwas, das n Hintergrunde liegt, Wünsche aber liegen meist schon auf der Lippe."

„Nur nicht gerade diesen Vergleich!"

„Ach, Crampas, Sie sind . . . Sie sind . . ."

„Ein Narr."

„Nein. Auch darin übertreiben Sie wieder. Aber Sie sind etwas A In Hohen-Cremmen sagten wir immer, und ich mit, das Eitelste, w gäbe, das sei ein Husarenfähnrich von achtzehn . . ."

„Und jetzt?"

„Und jetzt sag' ich, das Eitelste, was es gibt, ist ein Landwehr-B major von zweiundvierzig."

„ . . . Wobei die zwei Jahre, die Sie mir gnädigst erlassen, Alles gut machen, — küss' die Hand."

„Ja, küss' die Hand. Das ist so recht das Wort, das für Sie Das ist wienerisch. Und die Wiener, die hab' ich kennen gelernt, in bad, vor vier Jahren, wo sie mir vierzehnjährigem Dinge den Hof m Was ich da alles gehört habe!"

„Gewiß nicht mehr als recht war."

„Wenn das zuträfe, wäre das, was mir schmeicheln soll, ziemlic gezogen . . . Aber sehen Sie da die Bojen, wie die schwimmen und t Die kleinen rothen Fahnen sind eingezogen. Immer, wenn ich diesen So die paarmal wo ich mich bis an den Strand hinauswagte, die rothen F sah, sagt' ich mir: da liegt Vineta, da muß es liegen, das sind die Th spitzen . . ."

„Das macht, weil Sie das Heine'sche Gedicht kennen."

„Welches?"

„Nun, das von Vineta."

„Nein, das kenne ich nicht; ich kenne überhaupt nur wenig. Leider

„Und haben doch Gieshübler und den Journalzirkel! Uebrigens hat Heine dem Gedicht einen anderen Namen gegeben, ich glaube „Seegespenst" oder so ähnlich. Aber Vineta hat er gemeint. Und er selber — verzeihen Sie, wenn ich Ihnen so ohne Weiteres den Inhalt hier wiedergebe — der Dichter, wä rend er die Stelle passirt, liegt auf einem Schiffsdeck und sieht hinunter, und sieht da schmale, mittelalterliche Straßen und trippelnde Frauen in Capothüten, und alle haben ein Gesangbuch in Händen und wollen zur Kirche, und alle Glocken läuten. Und als er das hört, da faßt ihn eine Sehnsucht, auch mit in die Kirche zu gehen, wenn auch bloß um der Capothüte willen, und vor Verlangen schreit er auf und will sich hinunterstürzen. Aber im selben Augenblicke packt ihn der Capitän am Bein und ruft ihm zu: Doctor, sind Sie des Teufels?"

„Das ist ja allerliebst. Das möcht' ich lesen. Ist es lang."

„Nein, es ist eigentlich kurz, etwas länger als ‚Du hast Diamanten und Perlen' oder ‚Deine weichen Lilienfinger' . . ." und er berührte leise ihre Hand. „Aber lang oder kurz, welche Schilderungskraft, welche Anschaulichkeit! Er ist mein Lieblingsdichter, und ich kann ihn auswendig, so wenig ich mir sonst, trotz gelegentlich eigener Versündigungen, aus der Dichterei mache. Bei Heine liegt es aber anders; Alles ist Leben, und vor Allem versteht er sich auf die Liebe, die doch die Hauptsache bleibt. Er ist übrigens nicht einseitig darin . . ."

„Wie meinen Sie das?"

„Ich meine, er ist nicht bloß für die Liebe . . ."

„Nun, wenn er diese Einseitigkeit auch hätte, das wäre am Ende noch nicht das Schlimmste. Wofür ist er denn sonst noch?"

„Er ist auch sehr für das Romantische, was freilich gleich nach der Liebe kommt und nach Meinung Einiger sogar damit zusammenfällt. Was ich aber nicht glaube. Denn in seinen späteren Gedichten, die man denn auch die „romantischen" genannt hat, oder eigentlich hat er es selber gethan, in diesen romantischen Dichtungen wird in einem fort hingerichtet, allerdings vielfach aus Liebe. Aber doch meist aus anderen gröberen Motiven, wohin ich in erster Reihe die Politik, die fast immer gröblich ist, rechne. Karl Stuart zum Beispiel trägt in einer dieser Romanzen seinen Kopf unterm Arm, und noch fataler ist die Geschichte vom Vitzliputzli . . ."

„Von wem?"

„Vom Vitzliputzli. Vitzliputzli ist nämlich ein mexikanischer Gott, und als die Mexikaner zwanzig oder dreißig Spanier gefangen genommen hatten, mußten diese zwanzig oder dreißig dem Vitzliputzli geopfert werden. Das war da nicht anders, Landessitte, Cultus, und ging auch alles im Handumdrehen, Bauch auf, Herz 'raus . . ."

„Nein, Crampas, so dürfen Sie nicht weiter sprechen. Das ist indecent und degoutant zugleich. Und das alles so ziemlich in demselben Augenblicke, wo wir frühstücken wollen."

„Ich für meine Person sehe mich dadurch unbeeinflußt und stelle meinen Appetit überhaupt nur in Abhängigkeit vom Menu."

Während dieser Worte waren sie, ganz wie's das Programm wollte, vom Strand her bis an eine schon halb im Schutze der Dünen aufgeschlagene Bank, mit einem äußerst primitiven Tisch davor, gekommen, zwei Pfosten mit einem Brett darüber. Kruse, der vorauf geritten, hatte hier bereits servirt: Theebrötchen und Aufschnitt von kaltem Braten, dazu Rothwein und neben der Flasche zwei hübsche zierliche Trinkgläser, klein und mit Goldrand, wie man sie in Badeörtern kauft oder von Glashütten als Erinnerung mitbringt.

Und nun stieg man ab. Kruse, der die Zügel seines eigenen Pferdes um eine Krüppelkiefer geschlungen hatte, ging mit den beiden anderen Pferden auf und ab, während sich Crampas und Effi, die durch eine schmale Dünenöffnung einen freien Blick auf Strand und Mole hatten, vor dem gedeckten Tische niederließen.

Ueber das von den Sturmtagen her noch bewegte Meer goß die schon halb winterliche Novembersonne ihr fahles Licht aus, und die Brandung ging hoch. Dann und wann kam ein Windzug und trieb den Schaum bis dicht an sie heran. Strandhafer stand umher, und das helle Gelb der Immortellen hob sich, trotz der Farbeverwandtschaft, von dem gelben Sande, darauf sie wuchsen, scharf ab. Effi machte die Wirthin. „Es thut mir leid, Major, Ihnen diese Brötchen in einem Korbdeckel präsentiren zu müssen . . .“

„Ein Korbdeckel ist kein Korb . . .“

„. . . Indessen Kruse hat es so gewollt. Und da bist Du ja auch, Rollo. Auf Dich ist unser Vorrath aber nicht eingerichtet. Was machen wir mit Rollo?“

„Ich denke, wir geben ihm Alles; ich meinerseits schon aus Dankbarkeit. Denn sehen Sie, theuerste Effi . . .“

Effi sah ihn an.

„. . . Denn sehen Sie, gnädigste Frau, Rollo erinnert mich wieder an das, was ich Ihnen noch als Fortsetzung oder Seitenstück zum Vitzliputzli erzählen wollte, — nur viel picanter, weil Liebesgeschichte. Haben Sie 'mal von einem gewissen Pedro dem Grausamen gehört?“

„So dunkel.“

„. . . Eine Art Blaubartskönig.“

„Das ist gut. Von so einem hört man immer am liebsten, und ich weiß noch, daß wir von meiner Freundin Hulda Niemeyer, deren Namen Sie ja kennen, immer behaupteten: sie wisse nichts von Geschichte, mit Ausnahme der sechs Frauen von Heinrich dem Achten, diesem englischen Blaubart, wenn das Wort für ihn reicht. Und wirklich, diese Sechs kannte sie auswendig. Und dabei hätten Sie hören sollen, wie sie die Namen aussprach, namentlich den von der Mutter der Elisabeth, — so schrecklich verlegen, als wäre sie nun an der Reihe . . . Aber nun bitte, die Geschichte von Don Pedro . . .“

„Nun also, an Don Pedro's Hofe war ein schöner, schwarzer spanischer Ritter, der das Kreuz von Calatrava — was ungefähr so viel bedeutet, wie schwarzer Adler und pour le mérite zusammen genommen — auf seiner Brust trug. Dies Kreuz gehörte mit dazu, das mußten sie immer tragen, und dieser Calatrava-Ritter, den die Königin natürlich heimlich liebte . . .“

„Warum natürlich?"

„Weil wir in Spanien sind."

„Ach so."

„Und dieser Calatrava-Ritter, sag' ich, hatte einen wunderschönen Hund, einen Neufundländer, wiewohl es die noch gar nicht gab, denn es war grade hundert Jahre vor der Entdeckung von Amerika. Einen wunderschönen Hund also, sagen wir wie Rollo . . ."

Rollo schlug an, als er seinen Namen hörte, und wedelte mit dem Schweif.

„Das ging so manchen Tag. Aber das mit der heimlichen Liebe, die wohl nicht ganz heimlich blieb, das wurde dem Könige doch zu viel, und weil er den schönen Calatrava-Ritter überhaupt nicht recht leiden mochte, — denn er war nicht bloß grausam, er war auch ein Neidhammel, oder wenn das Wort für einen König und noch mehr für meine liebenswürdige Zuhörerin, Frau Effi, nicht recht passen sollte, wenigstens ein Neidling — so beschloß er, den Calatrava-Ritter für die heimliche Liebe heimlich hinrichten zu lassen."

„Kann ich ihm nicht verdenken."

„Ich weiß doch nicht, meine Gnädigste. Hören Sie nur weiter. Etwas geht schon, aber es war zu viel, der König, find' ich, ging um ein Erkleckliches zu weit. Er heuchelte nämlich, daß er dem Ritter wegen seiner Kriegs- und Heldenthaten ein Fest veranstalten wolle, und da gab es denn eine lange, lange Tafel, und alle Granden des Reichs saßen an dieser Tafel, und in der Mitte saß der König und ihm gegenüber war der Platz für den, dem dies alles galt, also für den Calatrava-Ritter, für den an diesem Tage zu Feiernden. Und weil Der, trotzdem man schon eine ganze Weile seiner gewartet hatte, noch immer nicht kommen wollte, so mußte schließlich die Festlichkeit ohne ihn begonnen werden, und es blieb ein leerer Platz — ein leerer Platz gerade gegenüber dem König."

„Und nun?"

„Und nun denken Sie, meine gnädigste Frau, wie der König, dieser Pedro, sich eben erheben will, um gleißnerisch sein Bedauern auszusprechen, daß sein „lieber Gast" noch immer fehle, da hört man auf der Treppe draußen einen Aufschrei der entsetzten Dienerschaften, und ehe noch irgend wer weiß, was geschehen ist, jagt etwas an der langen Festestafel entlang, und nun springt es auf den Stuhl und setzt ein abgeschlagenes Haupt auf den leergebliebenen Platz, und über eben dieses Haupt hinweg starrt Rollo auf sein Gegenüber, den König. Rollo hatte seinen Herrn auf seinem letzten Gange begleitet und im selben Augenblicke, wo das Beil fiel, hatte das treue Thier das fallende Haupt gepackt, und da war er nun, unser Freund Rollo, an der langen Festestafel und verklagte den königlichen Mörder."

Effi war ganz still geworden. Endlich sagte sie: „Crampas, das ist in seiner Art sehr schön, und weil es sehr schön ist, will ich es Ihnen verzeihen. Aber Sie könnten doch Beff'res und zugleich mir Lieberes thun, wenn Sie mir andere Geschichten erzählten. Auch von Heine. Heine wird doch nicht bloß von Vitzliputzli und Don Pedro und Ihrem Rollo — denn meiner hätte so was nicht gethan — gedichtet haben. Komm, Rollo! Armes Thier, ich

kann Dich gar nicht mehr ansehen, ohne an den Calatrava-Ritter zu denken, den die Königin heimlich liebte . . . Rufen Sie, bitte, Kruse, daß er die Sachen hier wieder in die Halfter steckt, und wenn wir zurückreiten, müssen Sie mir 'was anderes erzählen, ganz 'was anderes."

Kruse kam. Als er aber die Gläser nehmen wollte, sagte Crampas: „Kruse, das eine Glas, das da, das lassen Sie stehen. Das werde ich selber nehmen."

„Zu Befehl, Herr Major."

Effi, die dies mit angehört hatte, schüttelte den Kopf. Dann lachte sie. „Crampas, was fällt Ihnen nur eigentlich ein? Kruse ist dumm genug, über die Sache nicht weiter nachzudenken, und wenn er darüber nachdenkt, so findet er glücklicherweise nichts. Aber das berechtigt Sie doch nicht, dies Glas . . . dies Dreißigpfennig-Glas aus der Josephinenhütte . . ."

„Daß Sie so spöttisch den Preis nennen, läßt mich seinen Werth um so tiefer empfinden."

„Immer derselbe. Sie haben so viel von einem Humoristen, aber doch von ganz sonderbarer Art. Wenn ich Sie recht verstehe, so haben Sie vor — es ist zum Lachen, und ich genire mich fast, es auszusprechen — so haben Sie vor, sich vor der Zeit auf den König von Thule hin auszuspielen."

Er nickte mit einem Anfluge von Schelmerei.

„Nun denn, meinetwegen. Jeder trägt seine Kappe; Sie wissen, welche. Nur das muß ich Ihnen doch sagen dürfen, die Rolle, die Sie mir dabei zudictiren, ist mir zu wenig schmeichelhaft. Ich mag nicht als Reimwort auf Ihren König von Thule herumlaufen. Behalten Sie das Glas, aber bitte, ziehen Sie nicht Schlüsse daraus, die mich compromittiren. Ich werde Innstetten davon erzählen."

„Das werden Sie nicht thun, meine gnädigste Frau."

„Warum nicht?"

„Innstetten ist nicht der Mann, solche Dinge so zu sehen, wie sie gesehen sein wollen."

Sie sah ihn einen Augenblick scharf an. Dann aber schlug sie verwirrt und fast verlegen die Augen nieder.

Die Nordlandreise des Deutschen Kaiserpaares im Jahre 1894.

Von

Paul Güßfeldt.

[Nachdruck untersagt.]

I.

Seit dem Jahre 1889 hat Kaiser Wilhelm II. allsommerlich, mit einziger Ausnahme, Fahrten in den norwegischen Gewässern unternommen und daselbst diejenige Erholung gefunden, welche ihm die Heimath nicht gewähren konnte. Denn je größer die Machtfülle ist, mit welcher die Vorsehung einen Monarchen ausgestattet hat, um so karger ist ihm zugemessen, wonach wir uns Alle von Zeit zu Zeit sehnen: jene innere Ruhe, in welcher wir leidenschaftslos rückwärts und vorwärts blicken. Der Kaiser hat dies selbst bei feierlicher Gelegenheit mit folgenden Worten zum Ausdruck gebracht:

„Bei Meinen Reisen habe Ich nicht allein den Zweck verfolgt, fremde Länder und Staats-Einrichtungen kennen zu lernen und mit den Herrschern benachbarter Reiche freundschaftliche Beziehungen zu pflegen; sondern diese Reisen, die ja vielfach Mißdeutungen ausgesetzt waren, haben für Mich den hohen Werth gehabt, daß Ich, entrückt dem Partei-Getriebe des Tages, die heimischen Verhältnisse aus der Ferne beobachten und in Ruhe einer Prüfung unterziehen konnte. Wer jemals einsam auf hoher See, auf der Schiffsbrücke stehend, nur Gottes Sternen-Himmel über sich, Einkehr in sich selbst gehalten hat, der wird den Werth einer solchen Fahrt nicht verkennen. Manchem von Meinen Landsleuten möchte ich wünschen, solche Stunden zu erleben, in denen der Mensch sich Rechenschaft ablegen kann über das, was er erstrebt und was er geleistet hat. Da kann man geheilt werden von Selbstüberschätzungen, und das thut uns Allen Noth."

Diese Worte sind als Motto dem Buche[1]) vorangestellt, welches von den vier ersten norwegischen Reisen des Kaisers handelt. Die jüngste Reise brachte

---

[1]) Güßfeldt, Kaiser Wilhelm's II. Reisen nach Norwegen. Zweite Auflage. Berlin, Gebrüder Paetel. 1892.

nun eine unerwartete Aenderung dadurch, daß Ihre Majestät die Kaiserin den erlauchten Gemahl begleitete. Die Anwesenheit der hohen Frau an Bord der Yacht übte einen stillen Zauber aus, dessen Wirkung ein Jeder empfand; ihm ist es zuzuschreiben, daß die Nordland-Fahrt des Jahres 1894 schönere Erinnerungen hinterließ, als irgend eine zuvor. So ist denn das Gefühl der Dankbarkeit der Impuls geworden für den vorliegenden Aufsatz. Derselbe soll nicht nur das Leben an Bord schildern, sondern auch einen Theil der norwegischen Landschaften, zu welchen der Deutsche Kaiser unsere Kaiserin geleitete.

Die innere politische Lage des Landes hatte es im Sommer 1893 dem Kaiser unmöglich gemacht, die nöthige Zeit für eine vierwöchentliche Reise nach Norwegen zu gewinnen. Dieselbe fiel aus und wurde durch Kreuzer-Touren ersetzt, welche während der zweiten Hälfte des Juli von Kiel aus zunächst nach der schwedischen Insel Gotland führten, und dann nach Tullgarn, der Sommer-Residenz des Kronprinzen von Schweden und seiner Gemahlin. An der, kaum acht Tage umfassenden Fahrt nahm auch die Kaiserin Theil, und diesem Umstand war es zu verdanken, daß die Frauen und Mädchen von Visby eine Art von Aufführung veranstalteten, welche wir sonst wohl nicht gesehen hätten.

Visby, die Hauptstadt von Gotland, war im Mittelalter ein berühmter Handelsplatz der Hansa. Die verschiedenen, daselbst vertretenen Nationalitäten, Stämme und Städte errichteten in ihr eigene Kirchen, fünfzehn an der Zahl. Vierzehn davon liegen jetzt in Trümmern, die aber zum Theil so wohl erhalten sind, daß ihr Anblick einen ehrwürdigen und weihevollen Eindruck hinterläßt. Der Eindruck ist um so stärker, als wir im hohen Norden so gar nicht an große Ruinenstätten gewöhnt sind. Man sieht die zusammengeschrumpfte Stadt, für welche die thürmetragende, festungsartige Ringmauer viel zu mächtig geworden ist, und blickt auf Bäume und Gärten, denen Mauerreste als Einfriedigung dienen. Das Meer liegt nahe, und nach der anderen Richtung dehnt sich das Plateau der Insel, nicht gerade öde, aber doch auch nicht heiter. Warum sollte man nicht an Syracus denken, ins Nordische übersetzt, ins Mittelalterliche?

Die Majestäten begaben sich mit dem Gefolge am achtzehnten Juli an Land und statteten den vier schönsten und besterhaltenen Kirchen einen eingehenden Besuch ab. Außer der Dom- oder Marien-Kirche, welche allein noch im Gebrauch ist, waren es die St. Nicolas-, die Heiliggeist- und die Katharinen-Kirche. Ihre Erbauung fällt in das dreizehnte Jahrhundert; der Spitzbogenstil herrscht vor.

Noch am Abend desselben Tages erfolgte ein zweiter Besuch, der sich auf zwei Ruinen beschränkte. In der einen, es war die Kirche von St. Lars (Laurentius), fand eine Art kirchlicher „Fantasia" statt: von dem grasbewachsenen Boden des Langschiffs, wo für die Majestäten Sitze hergerichtet waren, sah man, wie die oberen Wandelgänge der Ruinen sich belebten; Nonnen,

in weiße Gewänder gehüllt, erschienen, brennende Lichter tragend, und zogen schweigend dahin, während fromme Gesänge ertönten. Bald verschwanden die lichten Gestalten hinter den dicken Mauern, bald tauchten sie wieder auf, eingerahmt von den Profilen der Bogenfenster. So zogen sie hin und her, zuweilen zwei Reihen bildend, die in entgegengesetzten Richtungen dahin schwebten. Im Dämmerlicht lag der Rest der Kirche da, ihres Charakters als Ruine gleichsam entkleidet, und nur die leuchtenden Sterne über dem eingestürzten Dach verkündeten die Vergänglichkeit alles Irdischen.

Das merkwürdige Schauspiel endete mit dem Verschwinden des letzten Lichtes, mit dem Ersterben des letzten Tones. Lautlos verharrte die dichtgedrängte Menge in der Dunkelheit, und erst als der Kaiser und die Kaiserin sich erhoben, wurde es wieder lebendig.

Die Majestäten und alles Volk begaben sich nunmehr zu der relativ wohl erhaltenen Katharinen-Kirche. Hier war ein Podium aufgeschlagen für die hohen Gäste und deren Gefolge. In angemessener Entfernung davon hatte ein Sängerchor Aufstellung genommen. Ich glaube, daß es nur in Schweden möglich ist, eine so große Zahl schöner und sanggerechter Stimmen zu einem harmonischen Ganzen zu vereinigen, wie es hier der Fall war. Denn schließlich entspricht die Bevölkerung Visby's derjenigen unserer kleinen Mittelstädte. Höchstens Italien könnte dasselbe leisten; aber dort gibt es so viele professionelle Sänger, die aller Orten auftreten, daß die Dilettanten über dem Zuhören gar nicht zum Singen kommen.

Die schwedischen Sänger ließen uns viele ihrer nationalen Lieder hören, zu deren Melodie und Tonart die ehrwürdigen Ruinen recht wohl paßten. Der Kaiser sprach sich sehr befriedigt über die dargebotenen Leistungen aus, und erst zu später Stunde kehrten die Majestäten an Bord der „Hohenzollern" zurück.

II.

Ein Jahr später unternahm die neu erbaute Yacht ihre erste Fahrt in das Schärengebiet des norwegischen Küstenmeeres. Beide Majestäten befanden sich an Bord und begannen die Nordland-Reise, am zweiten Juli 1894, von Kiel aus.

Der südliche Theil der norwegischen Westküste wurde nach einer glücklichen Fahrt erreicht; und wie fünf Jahre zuvor, wo der Kaiser zum ersten Male Norwegen sah, so liefen wir auch diesmal die Stadt Stavanger als ersten Ort an. Hier befanden wir uns, sozusagen mit einem Schlage, mitten in Norwegen, trotz der Küste.

Denn was Italien an untrüglicher Charakteristik durch seine Bewohner und seine Wohnstätten leistet, das leistet Norwegen durch seine Landschaft. Zwar kann man nicht kurzweg von einer einzigen norwegischen Landschaft sprechen, wohl aber von einigen Typen, deren jeder dem Kenner, auch wenn man ihn mit verbundenen Augen hineinversetzt hätte, das Land verräth. Freilich will eine solche Kenntniß durch Anschauung, nicht aus Büchern erworben sein.

Einer der erwähnten Landschaftstypen ist durch die Gegend um Stavanger verkörpert, ich meine jene Combination der salzigen Fluth mit den modellirten Abstürzen eines vornehmlich aus Gneißmassen bestehenden Gebirges, dessen letzte, gegen das Meer vorgeschobene Thäler unter Wasser stehen und als Fjords bezeichnet werden. Davor lagern sich rundliche Felsinseln und bilden in ihrer Gesammtheit das, was man die Schären-Flur nennt. Diese ändert freilich, auf dem langen Wege von Stavanger bis zum Nordkap, ihr Aussehen in mannigfacher Art; denn oft wachsen jene kleinen, nur klippenartigen „Holme" in die Höhe und in die Breite, bald Inseln bildend mit Weideland und zerstreuten Culturen, bald sich aufbäumend zu wilden Felsmassen, die wie ein vornehmes Gebirge daliegen oder das Auge vorübergehend durch ihre grotesken Formen reizen.

In seiner nächsten Nähe besitzt Stavanger einen Fjord, er heißt Lyse-Fjord, welcher eine Vorahnung gibt, wie schnell in Norwegen eine ruhige Landschaft sich in eine Coulissen-Landschaft wandeln kann.

Diesem galt der erste Ausflug; kein Wunder, daß derselbe einen großartigen Eindruck hervorbrachte. Man sieht Felswände aus dem Wasser emporsteigen, die, an sich hoch, doppelt hoch erscheinen, weil man ihnen so nahe ist. Das Auge, welches vom Fjordspiegel aus das Aufstreben der Gebirgsmauern verfolgt, wird mehr und mehr verwirrt, je steiler es aufsieht. Denn die Zeichnung, welche jedes derartige Gebilde durch Felsrisse, Klüftungen und Schichtgrenzen erhält, wird mit dem kleiner werdenden Gesichtswinkel zu immer engeren Maschen zusammengedrängt.

Daher oft das Abschreckende hoher Felsberge, welche man sich anschickt zu ersteigen. Das geläufigste Beispiel dafür ist das Matterhorn. Seine Ersteigung, sowohl die vom Col du Lion, wie die vom Zmutt-Grat aus, bestätigt das Gesagte mit besonderer Eindringlichkeit. Im Uebrigen aber stehen die Felsufer eines norwegischen Fjords unter durchaus anderen Bedingungen als die Hochgebirgsfelsen. Die Gegensätze beruhen auf der sehr verschiedenen Dichtigkeit der Atmosphäre, auf den nicht minder großen Unterschieden des Feuchtigkeitgehaltes, der Sonnenbestrahlung, der Geschwindigkeit im Temperaturwechsel. Auch spielt die Vegetation eine Rolle, nicht nur für die Verwitterung, sondern auch für das dargebotene physiognomische Bild. Denn die Hochgebirgsfelsen sind nackt, während das in dem Fjordwasser gespiegelte Gebirge die Lebensbedingungen für Moose, Gräser und Kräuter darbietet, ja sogar für den Baumwuchs; und so sieht man denn Birken, Erlen, Kiefern, wohl auch Eschen, Pappeln und Weiden über die Abstürze des Gebirges ausgestreut. An einzeln dastehenden Kiefern lernt man erkennen, wie genügsam die Natur sein kann, oder richtiger, welches Anpassungs-Vermögen sie einigen ihrer Geschöpfe gegeben hat. Denn diese Bäume scheinen zuweilen direct aus dem harten Fels herauszuwachsen; man sieht nicht den kümmerlichen Nährboden des Erdreichs, das sich mit den Wurzeln des Baumes in einem unsichtbaren Riß verbirgt. Diese Kiefern gleichen den Menschen, bei denen man nicht begreift, wie sie es fertig bringen zu existiren.

Der Besuch des Lyse-Fjord fand am Nachmittag des vierten Juli statt. Am Vormittag desselben Tages hatte sich die Kaiserin in Stavanger an Land begeben, um einen Erholungs-Spaziergang nach der Seefahrt zu unternehmen; deshalb unterblieb die Besichtigung des alten Doms. Derselbe besitzt nur kleine Dimensionen, sein Inneres jedoch, mit den gedrungenen schwarzgrauen Säulen und den in dickes Mauerwerk eingelassenen romanischen Bogenfenstern, veranlaßt zu ernster Stimmung.

Der Himmel war bezogen, die Luft schwül, die Straße staubig, der Landungsplatz mit Erwachsenen und Kindern erfüllt, so daß dieser erste Besuch des Landes der hohen Frau keine Vorstellung von dem geben konnte, was nun bald in reichem Maße geboten werden sollte, und wovon die Fahrt durch den Lyse-Fjord das würdige Vorspiel war.

Der Kaiser hatte das Schiff nicht verlassen, weil bereits in Stavanger der erste Courier abgefertigt wurde. Dieser Umstand ist für Seine Majestät gleichbedeutend mit unerbittlicher Nothwendigkeit. Das Leben eines großen Reiches ruht eben nie, und in einem monarchischen Staat ist der Herzschlag dieses Lebens an die Person des Souveräns geknüpft.

III.

Die Bedingungen, unter denen sich die fünfte Nordland-Fahrt vollzog, waren so glückliche, daß sie besonderer Erwähnung verdienen. Deshalb muß hier zunächst das Schiff genannt werden, die erst seit fünfzehn Monaten fertig gestellte Yacht „Hohenzollern"; sie trug nicht nur die Kaiserin, sondern auch den Kaiser zum ersten Male nach Norwegen. Die ersten vier Reisen waren auch auf einer „Hohenzollern" ausgeführt worden, aber diese verlor ihren Namen mit der Taufe des neuen Schiffes und heißt jetzt „Kaiseradler"; indeß wird sie von den alten Fahrtgenossen meist die „Alte Hohenzollern" genannt.

Das neue Fahrzeug ist zu dem Zweck erbaut worden, den erhöhten Anforderungen zu dienen, welche der Kaiser an die Marine und an sich selbst stellt, als obersten Kriegsherrn des Heeres wie der Flotte. Die Inspectionen und die Abnahme der Flotten-Manöver erheischten nicht nur ein schnelles Schiff, von dem Charakter der Avisos, sondern auch ein so eingerichtetes, daß eine der Machtstellung des Deutschen Kaisers entsprechende Repräsentation ermöglicht wurde. Die Vereinigung beider Bedingungen ward begreiflicher Weise durch kein Schiff der Marine erfüllt; es mußte also eines erbaut werden. Bei der Parlaments-Verhandlung, welche durch die Einstellung dieses Postens in das Budget der Marine veranlaßt wurde, hat gerade Süddeutschland mit feinem Takt den Bau als eine Ehrenpflicht gegen den Deutschen Kaiser bezeichnet.

Das Schiff wurde in der Zeit vom 27. Juli 1891 bis 4. April 1893, an welchem Tage die Abnahme erfolgte, auf der Werft des „Vulcan" erbaut, lief am 27. Juni 1892 vom Stapel und wurde an demselben Tage von Seiner Majestät dem Kaiser auf den Namen „Hohenzollern" getauft. Vom 1. bis 3. April 1893 machte es seine Probefahrt und hat sich seit jener Zeit glänzend bewährt. Die Yacht steht in ihrer Art einzig da, sowohl durch ihre Leistungen, wie durch die zweckentsprechende Schönheit ihrer Einrichtung.

Nach den officiellen Angaben hat die „Hohenzollern" ein Deplacement von 4187 Tonnen, eine Länge von 117 m, eine Breite von 14 m, einen mittleren Tiefgang von 5,74 m, eine dreifache Expansions-Maschine von 9000 indicirten Pferdekräften.

Die Besatzung besteht aus einem Stabe von acht Officieren, zwei Ingenieuren, einem Stabsarzt, einem Zahlmeister und aus einer Mannschaft von 295 Mann.

Aus diesen Angaben ist ersichtlich, daß es sich um ein außergewöhnlich stattliches Schiff handelt, welches durch seine Dimensionen und durch die Leistungsfähigkeit seiner Maschinen viele Oceandampfer übertrifft.

Daß die innere Einrichtung einzig in ihrer Art dasteht, braucht wohl kaum besonders ausgesprochen zu werden. Man hat hier sozusagen den Mikrokosmos eines monarchischen Staates vor sich: die Gemächer des Kaisers und der Kaiserin stellen das Palais vor, der große Speisesaal ist der Weiße Saal des Berliner Schlosses, die lange Reihe der Kammern, in denen die Herren des Gefolges untergebracht sind, ist eine Hauptstraße der Residenz; der Raum, in welchem die Schreibpulte aufgestellt sind, ist das Regierungs-Gebäude; an Stelle der Kasernen tritt das Zwischendeck, wo die Matrosen in Hängematten schlafen, an Stelle des Exercirplatzes tritt ein Theil des Decks. Unbeschränkter Minister, nur dem Monarchen Rechenschaft schuldig, ist der Commandant; er befehligt eine Reihe von Officieren, die in einem besonderen Viertel wohnen, um einen bedeckten Platz herum, „Officier-Messe" genannt. Auch das Gefolge besitzt einen Club, der aber wenig besucht wird. Denn ein Jeder, der lesen, schreiben oder nachdenken will (wozu auf Seereisen auch ein sanftes Einschlummern gerechnet werden muß), der zieht sich lieber in seine eigene Kammer zurück.

Was diese Kammern (Cabinen) betrifft, so hat der Kaiser dabei eine besondere Fürsorge für seine Begleitung walten lassen. Man muß nur oft und lange zur See gefahren sein, um zu wissen, was eine geräumige, gut eingerichtete und gut ventilirte Cabine bedeutet, noch dazu wenn man sie mit keinem Anderen zu theilen braucht. Die Gefolge-Kammern auf der neuen Yacht lassen dem Bewohner keinen Wunsch mehr übrig. Sie liegen so hoch über dem Wasser, daß man die große Pforte nur in seltenen Fällen zu schließen braucht; sie besitzen einen Schreibtisch, ein Sopha, einen Kleiderschrank und so viele Kasten, daß die Erfordernisse einer vierwöchentlichen Reise mühelos darin Platz finden. Ein Wasser-Reservoir innerhalb derselben überhebt jeder Sorge um Wassermangel. Des Abends wird der Raum durch elektrisches Glühlicht erhellt; außerdem aber steht noch eine tragbare elektrische Lampe bereit, die für den Schreibtisch bestimmt ist. Hinter Gardinen verborgen liegt die Coje (das Bett), über welcher, wenn es nöthig wird, eine zweite Coje aufgeschlagen werden kann. Ferner stehen dem Gefolge mehrere Baderäume zum ausschließlichen Gebrauche frei; die darin aufgestellten Wannen zeichnen sich durch besondere Größe aus.

Obwohl nun auf der neuen „Hohenzollern" viel mehr Platz zur Verfügung vorhanden war, als auf der alten, so hatte Seine Majestät doch nichts geändert an der Anzahl des Gefolges und der durch Einladungen ausgezeichneten

Gäste. Ja, es waren zum größeren Theil wieder dieselben Persönlichkeiten versammelt, welche die früheren Reisen hatten mitmachen dürfen. Es waren der Hausmarschall Freiherr von Lyncker; der Contre-Admiral und Admiral à la suite Seiner Majestät des Kaisers Freiherr von Senden (Marine-Cabinet); der General- und Leib-Arzt Dr. Leuthold; die Flügeladjutanten Oberst von Lippe (Militär-Cabinet), Oberstlieutenant Hellmuth von Moltke, Graf von Hülsen-Haeseler, Major von Jacobi; der königlich preußische Gesandte von Kiderlen-Waechter (Auswärtiges Amt und Civil-Cabinet).

Als Gäste geladen waren der Graf von Görtz, der Botschafter Graf Philipp Eulenburg, der Flügeladjutant Graf Moltke, der Intendant des Wiesbadener Hoftheaters Georg von Hülsen, der Marinemaler Carl Saltzmann und ich selber: im Ganzen also vierzehn Personen.

Der Theilnahme der Kaiserin an der Nordlandfahrt verdankten wir die Erweiterung dieses Kreises durch den dienstthuenden Kammerherrn v. d. Knesebeck. Sein Name ist allen Denen bekannt, welche die Thätigkeit der hochseligen Kaiserin Augusta im Dienste der werkthätigen Liebe verfolgt haben. Länger als ein Jahrzehnt verwaltete Herr v. d. Knesebeck bei der leidenden, durch Leiden ungebeugten Fürstin das Amt des Cabinetssecretärs und entwickelte dabei eine Thätigkeit, welche nur auf der Grundlage einer tiefgehenden Bildung zu leisten war.

Durch die Anwesenheit Ihrer Majestät an Bord wurde nichts an der Tageseintheilung der früheren Reisen geändert; auch alle Landausflüge behielten denselben Charakter bei. Der Kaiser wollte eben seiner hohen Gemahlin ein Bild geben von den alten Nordlandfahrten, von denen so oft im Schloß die Rede gewesen war.

Deshalb wurden die Mahlzeiten, ganz wie sonst, gemeinsam eingenommen, ein Frühstück um halb neun Uhr, ein Mittagessen um ein Uhr und eine Abendtafel um acht Uhr. Die Pünktlichkeit, mit welcher die Kaiserin jeder Zeit, auch zu den frühen Tagesstunden, erschien, mag den deutschen Frauen ein Vorbild sein. Unter ihnen dürfte es nur wenige geben, die während einer mehrwöchentlichen Seereise nicht gelegentlich hätten auf sich warten lassen.

Wir waren in der Regel um den Kaiser versammelt, wenn Ihre Majestät, begleitet von der Hofdame Fräulein von Gersdorff, des Morgens auf Deck erschien. Das fast ausnahmslos gute Wetter gestattete, daß das Deck des Schiffes als Versammlungspunkt vor den Mahlzeiten dienen konnte. Wenn dann der Hausmarschall den Majestäten gemeldet hatte, daß Alles bereit wäre, so begaben sich diese in den auf dem Deck erbauten Speisesaal. Der Kaiser nahm seinen Platz in der Mitte der Tafel gegenüber der Kaiserin, und Herr von Lyncker bestimmte jedesmal die vier Personen, welche die Ehre haben sollten, neben den Majestäten zu sitzen. Sowohl hierin, wie auch durch den Umstand, daß der übrige Theil des Gefolges die Plätze nach Belieben wählen durfte, fand eine Abweichung von der Etiquette statt. Denn diese weist jedem zur Tafel befohlenen Gast denjenigen Platz an, welcher ihm nach der Hof-Rangordnung gebührt. Daß für die „Fahrtgenossen" des Kaiserschiffes eine Ausnahme gestattet und eingeführt wurde, das lag wiederum in den be-

sonderen Verhältnissen. Denn es kommt sonst nicht vor, daß eine relativ kleine Schar von Gästen während eines Monats mit den Majestäten stets an Einem Tische speisen darf.

Die kaleidoskop-artigen Aenderungen des Placements kamen in erster Linie der Unterhaltung zu statten, weil diese sich zwischen täglich anders zusammengesetzten Gruppen bewegte. Wenn man die Auszeichnung genoß, zur Seite der Kaiserin sitzen zu dürfen, so erfuhr man eine noch größere Auszeichnung durch die herablassende Milde der hohen Frau.

Nach der Sitte der früheren Jahre geschah die Bedienung bei Tisch nicht durch Leibjäger und Lakaien, sondern durch einfache Matrosen, welche für die Dauer der Fahrt zu diesem Zwecke commandirt waren und die Bezeichnung „Läufer" erhielten. Dadurch bekam die Sache „Localcolorit". Unfälle durch Ungeschicklichkeit oder Ueberhastung kamen nie vor; ein alter Kammerdiener hätte seine Sache nicht besser machen können. Aber man wundert sich darüber nicht, wenn man täglich Gelegenheit hat, das Leben an Bord und die Anstelligkeit der Mannschaft zu beobachten. Dieselbe war aus der ganzen Marine ausgesucht; durch das Commando zu dem Kaiserschiff sollten die Besten und Pflichttreusten belohnt werden.

Ueber die Diensttüchtigkeit der Leute kann ich nicht urtheilen, wenn sie mir auch zweifellos erscheint; aber immerhin durfte ich mich als Laie darüber freuen, daß die Mannschaft den Dienst stets heiterer Miene verrichtete, daß jeder Einzelne so adrett und flink erschien. In der Instruction war nur ein Punkt nicht vorgesehen: das war das Verhalten gegen die an Bord befindlichen vier Teckel des Kaisers. Diese Thiere, im Bewußtsein ihrer Schönheit, ihrer echten Race und ihrer bevorzugten Stellung, hatten sich einen besonderen Sport erdacht, dem sie mit Erfolg und Leidenschaft huldigten. Er bestand darin, daß sie, meist zu zweit, laut bellend hinter den Matrosen, wenn sie ihren Dienst im Laufschritt verrichteten, herliefen und sie in die Beine bissen. Als die Teckel einmal vor den Augen des Kaisers einen Ober-Bootsmaat attaquirten, ließ der Kaiser der Mannschaft verkündigen, es sollte sich in Zukunft Niemand diesen Unfug gefallen lassen.

Außer dem Gefolge wurden zu allen Mahlzeiten als Gäste der Commandant des Schiffes, Flügeladjutant von Arnim, befohlen, und diejenigen Officiere des Stabes, welche dienstfrei waren. Man trat dadurch einander viel näher, als es sonst der Fall gewesen wäre; und da es jeder Zeit erwünscht ist, mit Vertretern verschiedener Lebensberufe zu verkehren und Meinungen auszutauschen, so wurde dadurch die Vielseitigkeit des Verkehrs erhöht.

Auch für Tafelmusik war gesorgt. Auf Befehl des Kaisers war die Capelle der zweiten Matrosen-Division auf der „Hohenzollern" eingeschifft worden. Was die Leistungsfähigkeit dieser Künstler betrifft, so ist ausgerechnet worden, daß dieselben während der Nordland-Reise etwa tausend Musikstücke aufgeführt haben. Sie spielten zunächst des Morgens um acht Uhr bei der Flaggen-Parade und gaben zu jeder Mahlzeit ein Concert, das sich meist über die eigentliche Tischzeit verlängerte. Das Programm war von einer überraschenden Mannigfaltigkeit, Compositionen aller Meister kamen zu Gehör;

aber gerade dadurch wurden Vergleiche und lebhafte Gespräche wachgerufen. Das war natürlich; denn die Bewunderung für das Genie Richard Wagner's beeinflußt das Urtheil über die Schöpfungen vorangegangener Heroen, und erst spätere Generationen werden den Ausgleich finden, welchen Goethe zu seinen Lebzeiten schon in Bezug auf Schiller fand. Seine Meinung war: die Leute sollten, statt zu streiten, wer von beiden der Größere wäre, sich freuen, daß die Welt zwei solcher „Kerle" besäße.

Noch einer Besonderheit der Tafel an Bord der „Hohenzollern" muß gedacht werden. Wenn das eigentliche Mahl beendet war, so zog sich Ihre Majestät zurück, begleitet von dem engeren Gefolge. Der Kaiser verweilte noch länger im Gespräch und begab sich danach meist auf Deck zur Musik.

Des Abends verlängerte sich das Concert zuweilen über das Programm hinaus. Der Capellmeister mußte stets auf dem qui vive sein; denn es war gar nichts Seltenes, daß der Kaiser unerwartet irgend ein nicht auf dem Programm befindliches Musikstück zu spielen befahl. Von Zeit zu Zeit durfte sich auch der zahlreiche Sängerchor der Matrosen hören lassen. Dieselben standen unter einem aus ihrer Mitte hervorgegangenen Dirigenten und sangen ihre deutschen Volkslieder unbefangen und mit offenen Kehlen. Von tiefgehender Wirkung war es, wenn Chor und Capelle vereint, im Dämmern der Nacht, ein altniederländisches Lied anstimmten, einen choral-artigen Lobgesang, voller Glaubensfreudigkeit, der nun weit hinausschallte über die schweigenden Fluthen des Fjord und an den dunklen Bergwänden erstarb.

IV.

Das Reiseprogramm war so eingerichtet worden, daß die Kaiserin einige der schönsten Theile des südlichen Norwegens, bis nach Trondhjem hinauf, kennen lernte. Aber zwischen einem Programm und seiner Ausführung liegt eine weite Kluft. Zu ihrer Ueberbrückung müssen viele Bedingungen erfüllt sein, und glücklicher Weise waren alle erfüllt. In erster Linie fühlte sich die Kaiserin von der Großartigkeit der landschaftlichen Bilder so angezogen und äußerte sich auch in diesem Sinne, daß die Reise gleich von Anfang an die rechte Stimmung erhielt. Die hohe Frau unterzog sich weit größeren Anstrengungen, als beabsichtigt war, so daß die Landausflüge denselben rüstigen Fortgang nahmen, als hätte sie der Kaiser allein mit seinem Gefolge unternommen. Dazu kam, daß das Wetter uns nicht Ein Mal in Stich ließ; dafür mußte freilich oft große Hitze und der Staub auf den fahrbaren Straßen in den Kauf genommen werden.

Bekanntlich werden die meisten Fahrten in Norwegen auf zweirädrigen Karren ausgeführt, die je nach ihrem Bau Karriols oder Stuhlkarren heißen und von einem Pony gezogen werden. Der Kaiser fährt mit Vorliebe in einem Karriol; ein solches wird stets an Bord mitgeführt; es ist in Bergen erbaut, von gefälliger Eleganz und hatte bereits auf drei Reisen gedient. Indessen schien ein karriolartiges Gefährt nicht geeignet für die Kaiserin. Es wurde deshalb ein Wagen aus dem Inventar des Marstalls ausgesucht, der sich bereits auf dem Manöver-Terrain bewährt hatte. Ob das Gefährt

sich auch in Norwegen bewähren würde, das konnte man freilich zuvor nicht wissen. Denn es fehlten die kaiserlichen Hengste, der erprobte Leibkutscher, das erprobte Geschirr. Alles dieses konnte nur in Norwegen selbst beschafft werden; hier konnten nur norwegische Ponies dienen, und dazu gehörte norwegisches Geschirr und ein norwegischer Kutscher. Aber Alles ging vortrefflich, und die Kaiserin, welche, von ihrer holsteinischen Heimath her, ein besonderes Interesse und Verständniß für Pferdezucht, für Reiten und Fahren bewahrt hat, sprach sich anerkennend über die Leistungen der wackeren kleinen Ponies aus. Da dieselben bei jeder Fahrt wechselten, so war auch jede neue Fahrt ein neuer Versuch. Ihre Majestät war dabei stets von Fräulein von Gersdorff begleitet. Herr von Lyncker und Herr v. d. Knesebeck, ein Jeder in einem besonderen Karriol, folgten unmittelbar dem Wagen.

Es war nicht immer ganz einfach, einen Landausflug so vorzubereiten, daß nie eine Störung eintrat. Die Fahrzeuge, welche nöthig waren, bildeten eine Wagenburg; sie mußten richtig aufgestellt werden, zuweilen auf engem Raum, und so, daß, wenn die Majestäten an Land kamen, kein Verzug in der Abfahrt eintrat. Im Laufe der Jahre hatten sich die Dinge mehr und mehr so entwickelt, daß die Inscenirung in Herrn von Lyncker's und meine Hände gelegt war.

Der erste Ausflug galt dem Buar-Brae, dem bekanntesten Gletscher der Folge-Fonn. Sie ist ein schneebedecktes Plateau, welchem zwei Seitenarme des großen Hardanger-Fjords die Form einer Halbinsel gegeben haben. Die „Hohenzollern" war am Abend des vierten Juli nach der Fahrt durch den Lyse-Fjord in dem Karm-Sund zu Anker gegangen, damit die Kaiserin den Hardanger-Fjord in seiner ganzen Ausdehnung bei Tage sehen könnte. Dieser Tag war der fünfte Juli, dessen Heiterkeit der lieblichen Landschaft entsprach.

Auf beiden Ufern sind die Hänge bewachsen, und wenn man tiefer in den Fjord eingetreten ist, so sieht man die weißen Profillinien der Folge-Fonn. Mit dem Eintritt in den Arm des Sör-Fjord, der den östlichen Abfall des soeben genannten Schneeplateaus bespült, sieht man zum ersten Mal kleine Gletscher. Sie erfüllen den oberen Theil verhältnißmäßig unbedeutender Felsschluchten, welche sich aufwärts in dem Firn der Folge-Fonn verlieren. Das gegenüberliegende Ufer zeigt keine Gletscher; hier liegt das schneetragende hohe Fjeld, die Plateaufläche, weiter zurück.

Beiden Hängen gemeinsam ist die Fruchtbarkeit der Ufer-Streifen, wo man viele Gehöfte sieht. Die Temperatur kann im Sör-Fjord zur Julizeit unerträglich hoch steigen und bewirkt das Reifen von Kirschen und Aepfeln. Aehnlich liegen die Verhältnisse in den innern Verzweigungen des nördlicheren Sogne-Fjord, wo auch bereits der continentale Charakter des Klimas deutlich ausgeprägt ist, mit kalten Wintern, heißen Sommern und weit geringeren Niederschlägen, als sie an der Küste beobachtet werden.

Der keilförmige Sör-Fjord hat die mittlere Breite eines mächtigen Flusses; an seinem Südende liegt Odde auf fruchtbarem Schwemmland, dessen Entstehung sich dem Auge durch horizontale Linien verräth, wie wir sie auch an den Erdwerken befestigter Plätze sehen. Diese Bildungen kehren in Nor-

wegen fast überall da wieder, wo ein großes Thal in einen Fjord mündet; das Becken des letzteren ist, orographisch genommen, nur die Fortsetzung des Thales, seine tiefstgelegene Terrassenstufe. Die nächsthöhere, dem Schwemmland benachbarte Stufe ist meist von einem See erfüllt oder ist ein altes Seebecken. Verfolgt man das Thal weiter aufwärts, so läßt sich für das Flußbett häufig eine Neigung zu treppenartiger Anordnung feststellen. Die Anzahl der Stufen ist freilich gering, selbst bei Hauptthälern, aber doch groß genug, um landschaftliche Abwechselungen zu bringen. Denn jede Stufe zerfällt in zwei Abschnitte, von denen der eine, sozusagen, einen horizontalen, der andere einen verticalen Charakter hat. Dadurch entsteht für die Thalsohle ein lieblicher Typus mit Wiesen, Feldern, wohl auch Wohnstätten, und ein wilder Typus, wo der Fluß schäumend und brausend über nackte Felsen stürzt.

Nichts liegt mir ferner, als Landschaften schematisiren zu wollen; aber der beobachtende und denkende Reisende hat das Recht, die Summe der ihm zu Theil gewordenen Einzeleindrücke zu vergleichen, und wenn alsdann der Vergleich ein gemeinsames Etwas herausspringen läßt, so darf es wohl in Worte gefaßt werden. Diese Thätigkeit bildet für den älteren Reisenden den Hauptreiz. Der Jugend werden ganz andere Freuden geboten; sie ist so eindruckfähig und eindruckbegierig, daß das bloße Sehen ungekannter Landschaften und Städte, fremder Menschen und Gebräuche ihr genügt. Der Eindruck als solcher ist ihr die Hauptsache; deshalb läßt sie sich nichts entgehen und steht bewundernd still, wo das Alter gleichgültig vorüberschleicht; denn dieses besitzt schon, was jene erst erwirbt.

Im Besonderen ist es für den angehenden Naturforscher oder den späteren Philosophen ein unschätzbares Glück, in jüngeren Jahren viel gereist zu sein. Die Eindrücke bleiben, die Kunst der Beobachtung wird geübt, und dem Geist wird Stoff der Betrachtung geliefert. Man lernt zuerst sehen, dann das Gesehene beschreiben, dann ergründen. Und kommt man über solcher Thätigkeit zu Jahren, wo die neuen Eindrücke an unmittelbarem Reiz verloren haben, so findet man in der erworbenen Fähigkeit des Vergleichens den Ersatz für das Verlorene.

Die norwegischen Landschaften fordern nun vielfach zu Vergleichen auf, sowohl unter sich, wie mit Hochgebirgen. Da ich sechsmal in Norwegen gereist bin, in Summa sieben bis acht Monate, und jedesmal danach die Alpen aufsuchte, so ist es begreiflich, daß dieser Bericht auch hier und da eine verallgemeinernde Bemerkung enthält.

V.

Von dem Oertchen Odde würde nicht viel übrig bleiben, wenn man ihm seine hölzernen Hôtels nähme und den Kiosk, wo für den Fremdling die bekannten norwegischen Fabrikate von silbernen Löffeln und Humpen, hölzernen Schachteln und gewirkten Teppichen feilgeboten werden.

In Norwegen deckt sich der Begriff der Ortschaft mit dem unsrigen nur bezüglich der Städte; eigentliche Dörfer gibt es nicht, weil schließlich die

cultivirten Strecken viel zu spärlich vorhanden sind, als daß die Einwohnerschaft eines Dorfes vom Ackerbau leben könnte. An die Stelle des Dorfes tritt eine Anzahl getrennt liegender Anwesen, deren jedes aus einem bis drei Bauerhöfen besteht. Odde hat aber eine besondere Bedeutung, einmal weil es seiner landschaftlichen Schönheit wegen von Reisenden stark besucht wird; und dann auch, weil es den Endpunkt einer der großen Verkehrsstraßen bildet, welche das westliche und östliche Norwegen verbinden. Zwischen beiden Theilen herrschen nicht minder große Unterschiede als zwischen Nord- und Süddeutschland.

Erst seit Kurzem sind die Arbeiten vollendet worden, welche die östliche Hälfte der Straße zu einem einheitlichen Wasserwege gemacht haben; seine Niveau-Unterschiede werden mittels einer Reihe großartig angelegter Schleusen überwunden. Es ist jedem Reisenden anzurathen, einmal den Weg von Christiania über die Stadt Skjien durch Telemarken zu nehmen, über den Paß bei Haukeli-Saeter das westliche Norwegen zu betreten und von da nach Odde zu fahren. Man lernt dabei eine Reihe verschiedener, für Norwegen charakteristischer Landschaften kennen: das langerstreckte, seenerfüllte Thal des Ostens; das norwegische Fjeld mit der Zebra-Schneebedeckung und seinen langgezogenen Gneißkuppen; die felsigen, grün und grüner werdenden Thaleinschnitte des westlichen Gebirgsabfalls und endlich den norwegischen Fjord in der ruhigen Schönheit seines Wasserspiegels und der eisgekrönten Erhabenheit seiner Einfassung.

Die „Hohenzollern" lag bereits am Nachmittag des fünften Juli vor Odde zu Anker, so daß Zeit blieb, die Vorbereitungen für den beabsichtigten Ausflug des Kaiserpaares nach dem Buar-Brae zu treffen. Der Wagen der Kaiserin wurde sofort an Land gebracht, mit den ausgesuchten Ponies bespannt und ausprobirt. Desgleichen wurden die beiden Reitpferde probeweise gesattelt, welche für die Kaiserin und deren Hofdame bestimmt waren.

In der Frühe des folgenden Tages begaben sich die Majestäten an Land, nur von denjenigen Herren an der Landungsbrücke erwartet, welche dienstlich befohlen waren. Das übrige Gefolge und die geladenen Officiere des Stabes der „Hohenzollern" erwarteten die Ankunft an dem rechten Ufer des Sandven-Sees, welcher 70 m über Odde liegt, in halbstündiger Entfernung. Hier lag ein Dampfboot bereit, dessen Dürftigkeit und winzige Dimensionen einen grellen Gegensatz zu dem Glanz und der Größe der „Hohenzollern" bildeten. Aber die Landschaft hatte Glanz und Größe, und darüber schienen es die Majestäten gar nicht bemerken zu wollen, daß sie sich mit einer schmalen Holzbank, in unmittelbarer Nähe der heißen Maschine, begnügten.

Der Sandven-Vand (Vand bedeutet See) ist etwa eine Stunde lang und halb so breit. Seine felsigen Ufer sind hoch hinauf mit Buschwerk und Kräutern bestanden; und an drei Stellen ziehen Wasserfälle ihre breiten, schaumweißen Bänder über sie hin. Für die Straße ist kaum Platz gelassen, so nahe tritt der Rand des Wasserspiegels an den Gebirgshang. Beim Aufstieg hat man den See zur Rechten und gewinnt dadurch einen Einblick in das gegenüberliegende Thal, welches seine Berühmtheit dem abschließenden Gletscher, dem Buar-Brae,

verdankt. Man sieht letzteren so nahe (in 4—5 Kilometer Entfernung), daß sich bereits viele Details erkennen lassen, und gewinnt einen Ueberblick, welcher mit der Annäherung verloren geht. Zwei kuppenförmige Felsberge, deren Ostflanken gegen den See abfallen, bilden das Eingangthor des Thales und rahmen die Eismasse des Hintergrundes ein; dadurch entsteht das Bild einer geschlossenen Alpenlandschaft, welche sich in dem See spiegelt. Der kleine Dampfer durchschnitt ihn und brachte die hohen Reisenden an das linke Ufer, wo die vom Gletscher kommenden Wasser einmünden. Diese Stelle hatte der Kaiser schon vor fünf Jahren betreten und geleitete nun seine Gemahlin durch das Thal zu dem Absturz des Buar-Brae.

Der Weg ist steinig und schmal, so daß mehrere Personen bequemer hinter einander gehen, als neben einander. Zwischen den hohen Thalwänden liegt die Luft oft unbewegt da, und in der Zeit des Hochsommers, wo die Sonne länger als zwanzig Stunden über dem Horizont bleibt, kühlen sich die erwärmten Felsen nur wenig ab. Kein Wunder also, daß die Hitze sehr fühlbar wurde. Trotzdem zog die Kaiserin vor, den Weg zu Fuß zurückzulegen.

Der Kaiser hatte mir befohlen, die Tête zu nehmen und unmittelbar vor Ihrer Majestät zu gehen. Das Marschtempo wurde so langsam gewählt, daß die Kaiserin Muße fand, sich des Weges zu erfreuen und der Ausblicke, welche derselbe darbot. Trotzdem war das Ziel in wenig mehr als anderthalb Stunden erreicht; und obwohl die Steigung mehr als 250 Meter betragen hatte, so blieb jedes Gefühl der Ermüdung ausgeschlossen, das Hitze und Anstrengung hätten hervorbringen können.

Die Kaiserin nahm auf einem Felsen Platz, welcher dem linken Thalhang angehört, und konnte aus nächster Nähe betrachten, wie ein Gletscher endet. Denn viel mehr als das Ende sieht man nicht; und wenn die Profillinie, mit welcher das Eis abschneidet, auch hoch zu liegen scheint, so steigt der Gletscher hinter ihr doch weit höher auf, ehe er seinen Ursprung im Firn erreicht.

Dafür bot die große Nähe andere Reize, vor Allem die Möglichkeit, jenes wechselvolle Spiel zu beobachten, welches der Gletscher mit allen Farben-Nüancen, vom Weiß bis zum Dunkelblau, treibt, jenes Auf- und Niederwogen farbiger Töne, denen ein anderes Spiel an die Seite tritt: das der verschiedenen Formen. Denn die Oberfläche des Gletschers ist bis in beträchtliche Tiefen zerklüftet; sie zeigt Systeme von Spalten, aus denen sich bei steilem Hange vielgestaltige Figuren entwickeln; und schließlich ein Gewölbe, aus welchem das Schmelzwasser abfließt. Auch liegt im südlichen, oft auch im nördlichen Norwegen das Ende eines Gletschers eingebettet zwischen vegetationstragenden Hängen, und selten verfehlt dieser Gegensatz zwischen der Welt des Eises und der Welt organischen Lebens seine Wirkung auf den denkenden Beschauer.

Der Naturbewunderung wurde eine materielle Unterlage durch ein Gabelfrühstück gegeben, bei welchem das Gefolge um die Majestäten vereinigt blieb. Man kann sich denken, daß es keine Kleinigkeit ist, ein solches Mahl zuzurichten und sammt allem dazu gehörigen Geräth auf dem Rücken von Pferden über schlechte Wege bis zu einem Gletscher zu transportiren.

Die Rast am Buar-Brae währte zweieinhalbe Stunde, und Mittag war gerade vorüber, als der heiße Rückmarsch begann. Auf die Bitte Seiner Majestät bestieg die Kaiserin den vorgeführten Pony; aber das Thier erweckte der hohen Frau, die nur an stattliche Pferde gewöhnt ist, so wenig Zutrauen, daß der Kaiser von seiner Bitte Abstand nahm. Ihre Majestät ließ sich einen Bergstock reichen und legte den Weg durch das Thal bis zum See in fünfviertel Stunden zurück.

Bei den von Obstgärten umgebenen Häusern des Sandven-Gaard lag der Dampfer, auf der anderen Seite des Sees standen die Wagen, an der Landungsbrücke lag die Pinaß, und ohne Zeitverlust fuhren die Majestäten über den See, dann im schnellen Trabe bei wirbelndem Staube hinab nach Odde und endlich zurück an Bord der Yacht.

Reicher an Eindrücken hätte der erste Ausflug nicht verlaufen können, auf welchem die Kaiserin die Eigenthümlichkeiten der norwegischen Landschaft kennen lernte. Aber den werthvollsten Beitrag lieferte die hohe Frau selbst, indem sie alle Beschwerden lächelnd hinnahm und den allgemein herrschenden Frohsinn gleichzeitig belebte und in schönen Grenzen erhielt.

VI.

Für den folgenden Tag waren besondere Festsetzungen nicht getroffen worden, und der Kaiser gab mir Urlaub zu einer Recognoscirung. Der Ausflug, welchen ich von Odde aus unternahm, war viel leichter auszuführen, als der nach dem Buar-Brae. Man bleibt auf der großen Straße und läßt, schnell im leichten Karriol dahintrabend, Bilder an sich vorüberziehen, denen es nicht an reichem Wechsel fehlt. Man hat den Vortheil, den Anblick des Buar-Gletschers sehr lange zu genießen; denn das Ostufer des Sandven-Vand wird in seiner ganzen Erstreckung von dem Wege umsäumt, und jenseit des Westufers liegt eben die Folge-Fonn mit ihren Eisabflüssen.

Erst am oberen Ende des Sees wird aus dem Kessel ein Flußthal, dessen Sohle Platz läßt für Wiesen, Felder und Gehöfte, dessen Hänge vornehmlich mit Birken bestanden sind. Die höher gelegenen Stufen, oberhalb Seljestad, werden öder und wilder.

Für Reisende, namentlich wenn ihnen Norwegen noch etwas Neues ist, bilden die Wasserfälle des Thals den Hauptanziehungspunkt. Die schönsten sind von Odde aus in etwa zweistündiger Fahrt zu erreichen und stürzen von beiden Seiten in die Tiefe: auf dem rechten Hang der Lote- und Skar-Fos, ein Zwillingspaar; gegenüber der Espeland-Fos. Fos bedeutet Wasserfall.

Norwegen ist das Land der Wasserfälle. Durch die Häufigkeit machen sie sich Concurrenz, aber durch ihre Mächtigkeit, wohl auch durch Formenreichthum ziehen sie das Auge stets von Neuem an. Der Anblick bewegter Massen erweckt fast immer das Interesse des Menschen. Wer betrachtete nicht gern die vorüberbrausende Locomotive und sähe ihr nach? Oder den erglühenden Meteor oder die tobende Lawine? Der Wasserfall hat noch das Besondere, daß aus der Summe der bewegten Tropfen ein constantes Ganze hervorgeht; etwa wie die Armee ein constantes Ganze ist und sich doch stetig in

ihren Elementen verändert; oder wie die Wolkenfahne eines hochaufragenden Felsgipfels, an dem der Wind seine Feuchtigkeit absetzt: das Dunstbläschen bildet sich an dem kalten Gestein, wird vom Winde fortgeführt, und in Gemeinschaft mit allen anderen, gleich ihm bewegten bildet es die ruhig verharrende Fahne und löst sich wieder auf, wenn es der Kältesphäre des Gesteins entronnen ist.

Norwegische Wasserfälle und norwegische Gletscher sind nur verschiedene Ausdrücke derselben Ursachen. Ihr häufiges Auftreten und ihre bedeutende Vertical-Erstreckung erklärt sich aus dem Bau des Landes, welches ein Plateau ist mit steilen Abfällen, und dessen Klima dem Gebirge schon bei mäßiger Erhebung eine Schneegrenze gibt. Es kommt hinzu, daß die Nähe des Atlantischen Oceans so viel Feuchtigkeit liefert, daß auch wirklich große Schneemassen auf dem Plateau angehäuft werden können. Dies ist der Nährboden sowohl der Gletscher wie der Wasserfälle; in die Erscheinung treten sie, wo die Hänge zu Schluchten modellirt sind. Läge Norwegen da, wo die Alpen liegen, d. h. hätte es das Klima Mitteleuropas, so würden seine Wasserfälle kümmerlich fließen, wohl auch ganz versiegen; und von den Gletschern würde nichts übrig bleiben, als gelegentlich ein Eisfeld in einer schattenreichen Schlucht.

Zu denjenigen Punkten, welche der Kaiser am häufigsten besucht hat, sowohl bei gutem Wetter, wie bei strömendem Regen, gehört Stalheim, das bereits dem Gebiet der Sogne-Fjord angehört. Und als es sich um den Entwurf des Reiseprogramms handelte, legte Seine Majestät besonderes Gewicht darauf, daß die Kaiserin jene oft gerühmte Landschaft kennen lernte. Da aber der Weg, welcher aus dem Hardanger-Fjord nach Stalheim führt, kaum minder Schönes bietet, als der Zielpunkt selbst, so sollte auch die Landreise von Eyde über Stalheim nach Gudvangen ausgeführt werden: achtzig Kilometer.

Am Nachmittag des siebenten Juli nahm die „Hohenzollern" die Anker auf, nachdem sie zwei Tage vor Odde gelegen; und bei einer Fahrtgeschwindigkeit von fünfzehn Meilen zogen sie an uns vorüber: die hängenden Gletscher der Folge-Fonn, die in dunklen Schluchten verschwindenden Wasserfälle, die darunter wieder auftauchenden Bäche, die überwachsenen Schuttkegel, die Obstgärten, grünen Haine und freundlichen Wohnstätten. Das Kaiserpaar wandte keinen Blick von diesen, zu einem harmonischen Ganzen verschmolzenen Einzelheiten. Nach den heißen Tagen bot der Fahrtwind eine willkommene Brise, und die mächtigen Maschinen der „Hohenzollern" brachten das ruhige Wasser des Sör-Fjord in kräftige Wallung. Dazu ein Schiff, auf welchem die Pracht nur als Schmuck der Behaglichkeit erscheint, bei Allen dieselbe Freudigkeit, dem Herrscherpaar zu dienen: kein Wunder, daß so schöne Stunden unvergessen bleiben.

Das breite Becken des Hauptfjords wurde in kurzer Zeit durchschnitten; dann lief die „Hohenzollern" in den sehr schmalen, geradlinigen Graven-Fjord ein und ankerte vor Eyde, das am Ende liegt.

VII.

Am folgenden Tage sollten sechsundsechzig Kilometer zurückgelegt werden, so groß ist die Entfernung von Eyde bis Stalheim. Dazwischen, etwa halbwegs, liegt die Stadt Voß oder Vossevangen in einem Thal, welches mehrere langerstreckte Seen besitzt und schließlich in den Bolstad-Fjord übergeht. Derselbe mündet in das von der Osterö (Insel) beherrschte Seebecken, an dessen Ufern auch Bergen liegt.

Die Abwesenheit von der „Hohenzollern" war auf drei Tage berechnet. Unter den obwaltenden Umständen konnte dies nicht geschehen ohne Mitnahme von entsprechendem Gepäck und Dienerschaft; und es ist begreiflich, daß die Landreise einem friedlichen Kriegszug glich. Auch wurde in getrennten Colonnen marschirt.

Den Zug eröffnete die Kaiserin mit der engeren Begleitung. Die hohe Frau kam kurz nach sieben Uhr früh an Land; eines unserer Torpedo-Boote, die den Verkehr mit fernliegenden Telegraphen-Stationen vermittelten, diente als Landungsbrücke. Was an Neugierigen vorhanden war, das hatte sich längst versammelt. Bereits um fünf Uhr, wo ich an Land gegangen war, konnte ich eine gewisse Spannung wahrnehmen. Denn eine Kaiserin auf norwegischem Boden, in dem Oertchen eines verlorenen Fjords, das hatte noch Niemand gesehen! Und nun der Wagen mit einer Krone und einer Uhr auf dem Rücksitz, und der große Lakai, der auf dem Bock Platz nahm! So etwas mußte gesehen werden. Und dann erst das freudige Staunen, als die Kaiserin nun wirklich erschien, mit leutseliger Milde grüßte, den Kindern die dargebrachten Blumen abnahm, ihnen die Hand aufs Köpfchen legte und sie in fließendem Norwegisch anredete.

Das Geleite Ihrer Majestät bestand nur aus so vielen Wagen, als dringend erfordert war. Die Trockenheit hatte ganz Norwegen ergriffen, und überall waren die Straßen staubig. Deshalb hielten sich die Karriols mit den Herren des Gefolges in weiter Entfernung, und erfolgte der Aufbruch derselben erst eine halbe Stunde später.

Gegen neun Uhr, als die große Karawane bereits rollte, setzte der Kaiser vom Schiff ab und überschritt wenige Minuten später die Landungsbrücke. Seine Majestät bestieg dann das Karriol, um sich von Neuem in ungestörter Ruhe der überaus lieblichen Landschaft zu erfreuen, durch welche der Weg führt. In raschem Trabe ging die Fahrt fast eben dahin, längs des Graven-Sees, der zwischen grünen Hängen eingebettet ist. Dann kam die starke Steigung des Terrassensprungs, welchen der Weg in Serpentinen überwindet. Hier mußte im Schritt gefahren werden. Ich verließ deshalb mein Karriol und ging neben demjenigen Seiner Majestät. Weithin herrschte Stille, nur sanft belebt durch das Rauschen der Cascade, in welcher der Fluß zu der grünenden Tiefe niedergeht. Diese Abgeschiedenheit bildete einen merkwürdigen Gegensatz zu den Bedingungen, welche sonst dem Leben eines Monarchen das Gepräge geben. Hier konnte der Kaiser einmal sich selbst leben, nicht wie sonst Anderen. Schon Helmholtz hat es ausgesprochen, wie sehr die Freude, welche durch das Betrachten einer schönen Landschaft in uns wach-

gerufen wird, zum Aufwerfen naturwissenschaftlicher Fragen geneigt macht. Der Kaiser betrachtet die Natur mit elementarer Unbefangenheit und läßt sich nie an oberflächlichen Erklärungen genügen. Ich kenne keinen besseren Prüfstein dafür, ob man einen Gegenstand beherrscht oder nicht, als daß man vom Kaiser darüber befragt wird. Denn die Antwort muß durchaus klar ausfallen, wenn sie befriedigen soll, und das Bemänteln der Unklarheit durch wissenschaftlich tönende Phrasen wird als das verworfen, was es ist: als unwürdig.

Am oberen Rande der Terrassenstufe von Skjervet breitet sich waldbestandenes Land aus mit kleinen Sumpfseen, in deren Nähe die Wasserscheide des Fjordes von Hardanger und des Thales von Vos liegt. Dann senkt sich die Straße, ist aber so gut angelegt, daß man im scharfen Trabe fahren kann. Dies geschah, und trotz des erwähnten Anstiegs, im Ganzen 266 m, legte der Kaiser die dreißig Kilometer von Eyde nach Vos in zwei Stunden zurück.

Hier wurde das Frühstück eingenommen und alsdann die Fahrt fortgesetzt. Diesmal war die Reihenfolge eine andere. Der Kaiser fuhr voran, begleitet von wenigen Herren. Dann folgte Ihre Majestät. In kurzer Zeit waren alle übrigen Gefährte unterwegs; ich selbst wurde zum Nachzügler.

Mit derselben Behaglichkeit, mit welcher mein langsames Pferd den Weg zurücklegte, betrachtete ich wiederum eine Landschaft, die ich so oft passirt hatte. Sie ist durch Mannigfaltigkeit gekennzeichnet, durch Ausblicke auf Wasserfälle, ausgedehnte Wiesenstrecken und schneetragendes Gebirge. Anfänglich lieblich, wird sie allmälig rauher. Der Opheims-Vand, welcher die Wasserscheide gegen das Sogne-Gebiet bildet, liegt bereits so hoch, daß die Umgebung den fjeld-artigen Charakter annimmt. Längs dieses Sees läuft die Straße und führt vom anderen Ende desselben in kaum merklicher Neigung durch ein breites Jochthal nach Stalheim, wo ein überraschender Wechsel der Scenerie eintritt. Denn hier senkt sich die Thalsohle schroff und tief, und man sieht nieder in eine Art von Kessel, dessen Wände aus aschgrauem Labrador-Gestein bestehen. Die eigenthümlichen Formen der nackten Felsberge, ihre Farbe und die Tiefe, zu welcher die fast vertical gestellten Gesteinswände niedergehen, combiniren sich zu einem merkwürdigen Gesammtbilde, von dem man sagen muß, daß es einzig dasteht. Diesem Umstand verdankt Stalheim seine Berühmtheit.

Das Hôtel daselbst gewährte die Möglichkeit eines geeigneten Quartiers für das Kaiserpaar. Die Gemächer waren behaglich eingerichtet und standen in Verbindung mit einer gegen das Naeröthal geöffneten Veranda, welche leidlichen Schutz gegen photographische Angriffe gewährte. Bei seinem ersten Aufenthalt hatte sich der Kaiser mit einem kleinen Zimmer ganz einfacher, wenn auch zweckmäßiger Einrichtung begnügt. Mittlerweile war das Hôtel erweitert worden und bot nun eine Zahl größerer und comfortabler Räume.

Der starke Fremdenzufluß, welcher während der guten Jahreszeit nie eine Unterbrechung erleidet, machte es an sich unmöglich, das ganze Hôtel mit Beschlag zu belegen. Indeß waren so viele Räume im Voraus gemiethet, als für die behagliche Unterbringung des Hoflagers erforderlich war. Die Mahl-

zeiten wurden so gelegt, daß der Speisesaal für die hohen Reisenden und deren Gefolge reservirt bleiben konnte, ohne daß die übrigen Hôtelgäste Unbequemlichkeit erfuhren. Dadurch war jeder berechtigten Klage in dem fremden Lande vorgebeugt.

Die Veranda und einige kleinere Salons dienten als Versammlungspunkte, vornehmlich nach der Tafel. Ueber die Zeit war so disponirt worden, daß ein Tag für das Verweilen in und um Stalheim frei blieb, daß also die Ankunft am Tage zuvor, die Abreise am Tage nachher stattfand. Die Majestäten wollten den Aufenthalt genießen, dem Augenblicke anheimgebend, wie er verbracht werden sollte.

So verfloß denn der neunte Juli, frei von der Tyrannei des Programms, in schöner Weise. Vormittags unternahmen die Majestäten einen Spaziergang auf der Straße, welche über Stalheims Kleven (so heißt der Terrassensprung) zu der unteren Thalstufe führt. Von geeigneten Punkten wurden die beiden Wasserfälle betrachtet, welche durch den Abfluß des Opheims-Vand und durch den Bach eines linken Seitenthals gebildet werden; die strahlende Sonne entlockte ihnen die Farbenpracht hin- und herwogender Regenbogen.

Auch am Nachmittag wünschte der Kaiser einen Spaziergang mit der Kaiserin zu unternehmen und schlug einen Weg ein, welcher durch Wald eben gegen Opheimssee führt. Es waren mehrere Stunden dafür erforderlich, und am fernsten Punkt ruhten die Majestäten auf einigen Steinblöcken aus; umher saß die Begleitung. Weder Wagen noch Dienerschaft, noch Führer waren erfordert. Schlichter konnte der Ausflug des Kaiserpaares nicht verlaufen.

Der Vormittag des folgenden Tages wurde auf der Veranda verbracht. Der Kaiser unterhielt sich eingehend mit den wenigen Herren, welche anwesend waren, und äußerte sich zu uns über verschiedene Punkte von Bedeutung, unter Anderem über die Folgen einer Erweiterung des Canalsystems in Deutschland, über staatliche Fürsorge bezüglich der unteren Volksklassen, über den Wandel in den Parlamenten, über die planvolle Ausnutzung einer langen Friedensperiode.

VIII.

Wenige Stunden später geschah der Aufbruch nach Gudvangen, wo das Naeröthal in den gleichnamigen Fjord mündet.

Wegen der Steilheit der Straße und ihrer vielen Kehren — der Vergleich mit der Straße vom Malojapaß ins Bergell liegt nahe — blieb die Benutzung der Wagen zunächst ausgeschlossen. Sie waren am Fuß von Stalheims Kleven aufgestellt, und ich malte mir bereits aus, wie schön die Fahrt durch das Naeröthal sich gestalten würde. Denn die untere Thalstufe ist nur mäßig geneigt, die Straße sicher, und nach dem Marsch in Hitze und Staub mußte alsdann der Blick aufwärts zu den hohen Gesteinswänden, und abwärts zu den Wasserfällen des Fjords, über das grüne Buschwerk fort, vom Wagen aus besonderes Vergnügen bereiten.

Als wir indessen unten angekommen waren, bestieg der Kaiser das Karriol nicht, sondern ging mit der Kaiserin weiter, dem Zuge voraus. Die noch

fehlende Strecke von zehn Kilometern wurde in wenig mehr als anderthalb Stunden zurückgelegt. Es war glühend heiß, die Sonne sandte ihre Strahlen direct und von den Felsen reflectirt hernieder, kein Fußpfad lief neben der Wagenstraße her, und wo Seitenbäche mündeten, breiteten sich Geröllfelder aus, über welche die Kaiserin so leicht dahinschritt, als wären sie nicht vorhanden.

Als der Fjord und die weißleuchtende „Hohenzollern" in Sicht kamen, murmelte ich im Stillen ein dankbares Thalatta, Thalatta.

Die Majestäten begaben sich sofort an Bord. Als eine Stunde später die Anker gelichtet wurden, erschien die Kaiserin bereits wieder auf dem Deck.

Die Fahrt durch den Naerö-Fjord begann und entrollte Bilder von düsterer Großartigkeit; er ist die natürliche Fortsetzung des gleichnamigen Thals und ein linker Seitenarm des großen Sogne-Fjord. Diesen durchschnitten wir, liefen in den Fjärlands-Fjord ein und gingen bei Mundal vor Anker.

Von hier aus wurde am folgenden Tage, dem elften Juli, ein Ausflug zu dem Suphelle-Brae unternommen, einem der vielen Gletscher, welchen das Firnplateau von Jostedal-Brae Entstehung gibt. Er stößt bemerkenswerth weit vor und endet erst in einem Niveau von fünfzig Metern. Unebenes Schuttterrain, gebildet aus Resten alter Steinmoränen, umgibt seinen Fuß, und von hier betrachtete die Kaiserin die abschüssigen Eismassen. Der Besuch erforderte verhältnißmäßig kurze Zeit und wurde Nachmittags ausgeführt unter drohenden Wetteranzeichen. Zum Glück fiel kein Regen, aber ein Umschlag der Witterung war eingeleitet; und es herrschte eine Art Föhnluft. In meiner Kammer, deren große Pforte nie geschlossen wurde, las ich 21½ Grad C. ab.

Die Reise sollte nun westwärts gehen bis zur Mündung des Fjords, dann südwärts bis Bergen. Gerade der Sogne-Fjord ist bekannt dadurch, daß die Niederschläge mit der Annäherung an die Küste stärker und häufiger werden; mit anderen Worten, wir konnten mit Sicherheit auf Regenwetter rechnen, das ja auch für Bergen sprichwörtlich ist.

Immerhin hinderten die Wolken nicht, daß man eine richtige Vorstellung von der Landschaft des Sogne-Fjords erhielt, und von Neuem empfand ich, daß die Gebirge des Jostedal den Ufern und Seitenthälern eine Größe geben, welche Hardanger nicht besitzt.

Als die „Hohenzollern" am Abend des zwölften Juli in Bergen einlief, war es stürmisch und regnerisch, und der Kaiser bedauerte, daß Ihre Majestät weder von der schönen Einfahrt noch von der schönen Lage Bergens den rechten Eindruck hatte gewinnen können.

In der Frühe des folgenden Tages lief der Hamburger Dampfer „Augusta Victoria" ein und paradirte vor der hohen Frau, deren Namen er trägt. Das Schiff war auf einer Nordland-Fahrt begriffen und hatte sehr viele Passagiere an Bord. Einer derselben, der Reichstags-Vicepräsident Dr. Bürklin, wurde zur Tafel gezogen.

Nachmittags durfte der Pelzhändler Brandt eine Collection seiner besten Stücke in dem Salon der Kaiserin vorlegen. Feines Pelzwerk besitzt für mich eine Art von Poesie; die schwierige Beschaffung aus kalten Einöden, der Glanz,

das Wärmende, das vornehm Schmückende und die Höhe des Preises lassen es entweder begehrenswerth erscheinen oder bieten dem neidlosen Beschauer den Genuß einer echten Augenweide. Unter so vielen Kostbarkeiten die rechte Wahl zu treffen, das mochte nicht leicht sein; aber sie wurde getroffen; und wenn es Dinge gab, würdig, als Erinnerungszeichen an diese Reise zu dienen, so waren es die Pelze, welche der Kaiser seiner Gemahlin als Geschenk auswählte.

Für die Kaiserin nahte die Nordlandreise nunmehr ihrem Ende; sie sollte in Trondhjem ihren Abschluß finden und die Fahrt dorthin, durch die Schärenflur der vielgestaltigen Küste, direct gemacht werden.

Dennoch trat eine schöne Unterbrechung dadurch ein, daß der Kaiser die Einfahrt in den Molde-Fjord befahl. Unmittelbar nach Ankunft des Couriers war die „Hohenzollern" am Morgen des vierzehnten Juli in See gegangen. Dieser Tag hatte für das Kaiser-Paar eine besondere Bedeutung; denn an ihm vollendete der drittälteste Sohn das zehnte Lebensjahr und trat damit in die Marine ein. Mag es ein gutes Omen für Prinz Adalbert werden, daß seine Kaiserliche Mutter ihm ihre Segenswünsche von Bord eines Schiffes auf glücklicher Fahrt sandte.

Das Wetter wurde nun wieder gut, und die oft stürmische Umschiffung von Cap Statt ging bei geringer Dünung von Statten. Am Morgen des fünfzehnten Juli — es war ein Sonntag — hatte die „Hohenzollern" bereits vor Molde Anker geworfen, und die glänzende, von südlichen Reizen umspielte Landschaft dehnte sich weithin aus unter dem Zauber eines heiteren Tages. Die Glocke rief zur Kirche, auf dem Lande, wie auf dem Schiff, und der Kaiser hielt den Gottesdienst ab vor der Kaiserin und der andächtigen Menge.

Als das Schlußlied gesungen war und die Feier ihr Ende erreicht hatte, ging die „Hohenzollern" wieder in See, zunächst nach Vaeblungsnaes, wo das Romsdal mündet. In dieses wurde der letzte Ausflug unternommen. Der Weg führte durch jenen berühmten Durchschnitt des Gebirges, wo das Romsdal-Horn und die Troll-Tinder einander mit Felswänden von 1500—1800 m Höhe gegenüberstehen. In Horgheim wurde der Thee genommen, und wenige Stunden später war die „Hohenzollern" bereits wieder in der Fahrt nach der alten Krönungsstadt Trondhjem, wo die Ankunft am Morgen des sechzehnten Juli erfolgte.

Trondhjem bietet keine andere Sehenswürdigkeit als den Dom, der — seit Jahren im Ausbau begriffen — für Norwegen eine ähnliche Rolle spielt, wie einst der Kölner Dom für Deutschland.

Dadurch, daß die überwiegende Zahl aller Häuser und selbst die Kirchen aus Holz gemacht werden, noch dazu Bretter dabei die Hauptrolle spielen, kann von einer Entwicklung der Architektur in Norwegen kaum die Rede sein. Die alte Bauernschaft besaß zwar Häuser aus Balken, mit denen sich eine architektonische Idee ausdrücken ließ, und die, ihres originellen Aussehens wegen, von reichen Leuten vergrößert nachgeahmt werden; desgleichen existirten sogenannte Stave-Kirker (Balken-Kirchen), aber die Neuzeit baut vornehmlich mit Brettern und bedient sich der Balken nur so weit, wie es die Stabilität erfordert. Die Folge ist, daß gerade die Städte ein einförmiges und lang-

weiliges Aussehen erhalten, welches oft noch gesteigert wird durch die Gradlinigkeit der Straßen und ihre schachbrettartige Anordnung. Ein Beispiel dafür bietet Trondhjem, aber gleichzeitig entschädigt es dadurch, daß es in seinem Dom ein Bauwerk von seltener Schönheit und historischer Bedeutung besitzt. Kein zweites existirt in Norwegen, das ihm auch nur annähernd an die Seite gestellt werden könnte. Das Land hat nur eine Pflicht gegen sich selbst geübt, wenn es den bereits zerfallenen Bau wieder aus seinen Trümmern entstehen ließ.

Der Kaiser hat bei jeder Anwesenheit in Trondhjem den Dom besucht und der Bauverwaltung jedes Mal eine bedeutende Summe gespendet. Man hat das Geld vorläufig unberührt gelassen, weil die schöne Absicht besteht, daraus einen besonderen Schmuck für die Kirche herzustellen und dadurch gleichzeitig das Andenken an den hohen Geber zu verewigen.

Dieses Mal galt es vornehmlich, der Kaiserin den Dom zu zeigen. Sowohl der Leiter des Baucomités, wie auch der Dombaumeister führten dieselbe durch die geweihten Räume. Der Besuch währte lange, und der Kaiser ließ sich eingehenden Vortrag über den Fortgang des Baues halten.

Vom Dom aus begaben sich die Majestäten aufs Land, in die Villa des Deutschen Consuls Herrn Jensen, wo das Frühstück eingenommen wurde. Die Villa ist im Stil eines norwegischen Bauernhauses, einer sogenannten Rog-Stue, erbaut und macht einen ebenso originellen wie behaglichen Eindruck. Ein ähnliches Haus hat der Kaiser in seinen Romintener Jagdgründen errichten lassen.

Die Rückkehr an Bord erfolgte um drei Uhr. Es blieben nur noch wenige Stunden bis zu der Abreise der Kaiserin in die Heimath.

Geleitet von Seiner Majestät erschien die hohe Frau gegen sieben Uhr auf dem Bahnhof von Trondhjem, woselbst sich das Gefolge bereits versammelt hatte, und mit dem siebenten Schlage der Uhr setzte sich der Zug in Bewegung. Er brachte unsere Kaiserin nach Christiania, wo S. M. Schiff „Stein" bereit lag für die Fahrt nach Kiel.

IX.

Trondhjem sollte der nördlichste Punkt der Reise bleiben. Der Kaiser hatte den Polarkreis bereits auf drei vorangegangenen Fahrten durchschnitten, das eigentliche Nordland bot ihm nichts Neues mehr, und auf die Dauer bleibt der Besuch des südlichen Norwegens doch schöner, als der des nördlichen.

Das Programm des zweiten Theiles der Reise zeichnete sich durch Einfachheit aus. Der Kaiser wollte nur den Geiranger- und den Nord-Fjord besuchen.

Der Geiranger-Fjord erfreut sich des Rufes besonderer Großartigkeit, weil seine Ufer sehr steil und hoch sind, und weil einige Wasserfälle — in der That von überraschender Pracht — darüber hinstürzen. Noch interessanter jedoch ist es, in dem Oertchen Merok an Land zu gehen und der Straße zu folgen. Sie darf verglichen werden mit den Heerstraßen der Schweiz, etwa mit der von Andermatt über die Furca in das Wallis, weil sie auch hoch über das Gebirge führt und eine wichtige Verbindung zwischen dem Geiranger-Fjord und dem Gudbrands-Thal, mit anderen Worten, zwischen dem Westen und Osten Norwegens herstellt.

Wir gingen am achtzehnten Juli von Trondhjem aus in See und trafen nach vierzehnstündiger Fahrt am späten Abend vor Merok ein. In der Dämmerung und dem düsteren Wetter machte der Geiranger-Fjord einen phantastischen Eindruck. Der Kaiser gestattete mir, am folgenden Morgen zur Recognoscirung an Land zu gehen. Ich dehnte meinen Marsch auf der erwähnten Straße bis zu dem Djub-Vand aus, einem Hochgebirgs-See in 1000 m Höhe, und erhielt, trotz einsetzenden Regenwetters, so großartige Eindrücke, daß es mir geboten erschien, Seiner Majestät diesen Ausflug zu empfehlen.

Zwei Tage danach unternahm der Kaiser diese Fahrt nach dem Djub-Vand. Was an Ponies weit und breit vorhanden war, das wurde mobil gemacht. Das Gros der Expedition brach zuerst auf, dann folgte der Kaiser und legte den Weg in seinem Karriol zurück. Auf siebzehn Kilometer findet eine Steigung von 1030 m statt; es wurden zweieinehalbe Stunde dafür beansprucht.

In dieser schnellen Erhebung bestand das Interessante des Ausflugs. Denn gerade so wie bei einer Hochgebirgs-Besteigung wurden dabei die verschiedenen Vegetations-Zonen durcheilt, welche zwischen dem Meeresspiegel und der Schneegrenze liegen. Merok selbst, das sehr geschützt ist und so heiße Sommertage aufweist, wie Deutschland, besitzt noch Obstgärten und selbstverständlich auch Culturen von Gerste, Hafer und Kartoffeln.

Unmittelbar hinter der kleinen Häusergruppe steigt der Weg auf, längs der Wände des Kessels, in welchen verschiedene Flüsse als Wasserfälle niedergehen. Man gewinnt erst in 300 m Höhe eine Thalstufe, das Fly-Dal, und in 400 m Höhe eine zweite, weiter erstreckte, das Oplandske-Dal, d. h. das Oberland. Hier sieht es aus, wie in der Mattenregion der Alpen, und hohes Gebirge umschließt ringsum diese grüne Mulde. Im Rücken hat man die schneetragenden Berge des Geiranger-Fjords, dessen Spiegel bereits verschwunden ist; und in der aufsteigenden Fahrt-Richtung dehnen sich die Randlinien des Hochgefildes, des Fjelds, das betreten werden soll. Eine Zahl kleiner Steinbrücken, aus einem einzigen, gedrungenen Bogen bestehend, führt über die wilden Bäche. Schon bei 550 m Höhe sind die Birken selten geworden, und allmälig werden die Matten durch Beerenkräuter, Moose und Farne verdrängt. Der Weg zieht sich aus einem kleinen Hochthal um den Bergkopf nach rechts in ein anderes Hochthal, das immer öder wird. Bei 900 m ist die Vegetation so weit verschwunden, daß sie keine Rolle mehr spielt für den Charakter der Landschaft. Die Steigung wird geringer, das Thal flacher, weithin dehnen sich die felsigen Flächen, vielfach bedeckt mit Trümmerblöcken. Der schäumende Bach verschwindet nicht selten unter den angehäuften Schneemassen, welche in Folge von Unterhöhlung aufbrechen und an die Bildung alpiner Firnregionen erinnern. Durch diese Oede verläuft die prächtige Straße und führt durch eine Fjeld-Mulde aus dem Gebiete des Atlantischen Oceans in das der Nordsee. Zur Seite ragen die Berge noch 500—800 m höher auf, und einer derselben ist vergletschert. Er fällt nieder gegen den See, gegen den Djub-Vand, auf dessen Wasser Eisblöcke und Eistafeln schwimmen; man sieht ihre Fortsetzung nach unten und erfreut sich an dem bläulichen Farbenspiel unter der Oberfläche.

Hart am Ufer liegt ein kleines Schutzhaus, welches der Kaiser indeß nicht betrat; denn auf einem Felsen über der Straße war ein Zelt aufgeschlagen und daneben eine Feldküche improvisirt worden.

Der Ausflug fesselte das Interesse Seiner Majestät deshalb besonders, weil er mitten hineinführte in das norwegische Hochgebirge; und die Frage lag nahe, wie wohl die Fortsetzung des Weges sich gestalten würde. Zur Beantwortung dieser Frage detachirte mich der Kaiser und bestimmte, daß ich am folgenden Tage von Merok aus über Land gehen und die „Hohenzollern" erst in Olden wieder erreichen sollte.

Den Weg vom Djub-Vand bis zum Geiranger-Fjord (17—18 Kilometer) legte Seine Majestät ganz zu Fuß zurück, und zwar in zweidreiviertel Stunden. Ein so schnelles Marschtempo ist nicht Jedermanns Sache, und allmälig bevölkerten sich die leer gebliebenen Karriols, welche in langer Reihe und angemessener Entfernung hinter dem Kaiser herfuhren; ich gehörte auch zu den Missethätern. Der Kaiser sah uns, denn die vielen Windungen wurden zum Verräther, und lächelte!

Am folgenden Morgen, Sonntag den zweiundzwanzigsten Juli, ging die Kaiserliche Yacht wieder in See und lief Abends in den südlicher gelegenen Nord-Fjord ein. Vor Oldören, dem am meisten landein gelegenen Punkte, wurde Anker geworfen.

In keinem anderen Theile Norwegens hatten die bisher ausgeführten Nordlandfahrten so sehr unter schlechtem Wetter leiden müssen, wie in diesem. Zweimal bereits hatte Seine Majestät längere Zeit hier verweilt. Jedesmal strömte der Regen nieder, wenn der Kaiser den Briksdals-Brae besuchte; und wiederum stand der Besuch dieses Gletschers auf dem Programm. Um die Chancen so günstig wie möglich zu gestalten, wurde dieses Mal ein Aufenthalt von sechs Tagen vorgesehen; zwei davon waren verstrichen, als ich von meiner Recognoscirung an Bord zurückkehrte.

X.

Kurz ehe die „Hohenzollern" den Anker vor Merok aufnahm, hatte ich meine Fahrt angetreten und legte nun zum dritten Mal in vier Tagen denselben Weg zurück. Heute sah es recht trübe aus, und als ich im Sprühregen von meinem Karriol aus die Kaiserliche Yacht durch den Geiranger-Fjord dampfen und hinter Felslinien verschwinden sah, da beschlich mich das Gefühl der Vereinsamung. Bald aber wandten sich die Gedanken dem Studium der Landschaft zu, deren fesselnde Züge ich festzuhalten strebte.

An dem ersten Reisetage gelangte ich bis Grotlid, das nur 41 Kilometer entfernt liegt. Der Weg dorthin senkt sich vom Djub-Vand aus nur unbedeutend und kann in zweieinhalb Stunden zurückgelegt werden, weil die Straße durchweg gut ist. Man erhält dabei einen erschöpfenden Einblick in die großartige Monotonie des norwegischen Fjelds: alle Profillinien sind lang gezogen und sanft gewellt, nirgendwo eckige Formen, die Hänge bedeckt mit Zebraschnee. Die breite, weithin übersehbare Mulde, in welcher der Weg verläuft, ist zum Theil von Seen erfüllt, deren höchstgelegener der Djub-Vand

ist. Die unteren Hänge und die Thalsohle stellen sich dar als ein Gemisch von großen Gneißblöcken mit einer dem Menschen nutzlosen Vegetation. Das häufige Auftreten von Wollgras verräth die Neigung zur Sumpf- und Moraftbildung; Krüppelweiden und Zwergbirken, Farne, Moose, Eriken und beerentragende Kräuter sind weithin ausgebreitet. Alles Grün erscheint abgetönt ins Graue, ins Gelbliche oder in ein stumpfes Blau; nur einige blühende Phanerogamen sind die Träger lebendigerer Farben. Dazu noch der wolkige Himmel und gelegentlich ein Regenschauer. Heiter war diese Landschaft nicht, aber vor Allem war sie auch nicht kleinlich; sie besaß Größe.

An der Grenze einer milderen Zone liegen die Häuser von Grotlid, in etwa 880 m Höhe; der Schneeberg Skridalaupen ragt in der Nachbarschaft auf. Ein sehr gut gehaltenes, der Regierung unterstehendes Wirthshaus lieferte mir Unterkunft. In dem Nachbarhause wohnte der Ingenieur Pedderſen, den ich besuchte, und der am folgenden Tage mein Reisegefährte wurde. Derselbe leitet den Bau einer Straße, welche man hofft, noch in diesem Jahre fertig zu stellen, und die von Grotlid nach dem Stryn-Vand führt, d. h. in das Gebiet des Nord-Fjords. Diese Straße ist sowohl bezüglich ihrer kunstgerechten Anlage, wie bezüglich der durchschnittenen Gegend als eine Zwillingsschwester der bereits geschilderten anzusehen. In Grotlid haben beide ihre gemeinsame Wurzel und gehen von hier in ziemlich spitzem Winkel auseinander; beide führen durch die Region der Hochgefilde und senken sich dann, dem Aufbau des Landes gemäß, steil nieder zu zwei verschiedenen Fjords. Diese neue Straße bereichert Norwegen wiederum um ein Bindeglied zwischen dem Westen und Osten; aber sie bereichert gleichzeitig alle Reisenden um eine der schönsten Excursionen, welche sich in Norwegen machen lassen. Es unterliegt für mich keinem Zweifel, daß der Weg von Merok über Grotlid nach Visnaes im Nord-Fjord binnen Kurzem Berühmtheit erlangen wird.

Der Wegbau in Norwegen steht unter der Leitung des Wegdirectors Krah, desselben Mannes, der auch den „Kaiser-Wilhelm-Weg" bei Christiania erbaut hat. Man ist erstaunt zu hören, mit einem wie geringen Aufwand von Mitteln hier Werke geschaffen werden, welche unseren schwierigen Alpenstraßen ebenbürtig an die Seite treten. Denn die Straße von Merok nach Grotlid (41 km, höchster Punkt 1038 m) kostet nur 335 000 Kronen = 376 900 Mark und die andere, von Grotlid bis Hjelle (39 km, höchster Punkt 1139 m), noch etwas weniger, 306 000 Kronen = 344 300 Mark.

Den Weg über das Fjeld legte ich zum größeren Theil zu Fuß zurück; denn hier befindet sich die Straße noch im Bau. Das Wetter war bereits während der Nacht klar geworden, und ein blauer Himmel spannte sich über das weite Fjeld, das nun einen ganz andern Eindruck machte, als am Tage zuvor. In großen Massen lag der Schnee, so daß die Blendung empfunden wurde; aber auch die Aehnlichkeit mit echtem Hochgebirge wurde dadurch vergrößert; und als ich mein kleines Packpferd graziös über einen Firnhang schreiten ließ, erwachten in mir Erinnerungen an die Andes; und wiederum, nachdem längs großer, eisbedeckter Seen die Paßhöhe, die plateauförmige Wasserscheide überschritten worden war, und der Blick sich in den blauen

Duft eines sonnendurchglühten Thales verlor, da war mir zu Muth, als stiege ich vom Großen St. Bernhard nach St. Rémy ab.

Hier begann die fertiggestellte Fahrstraße von Neuem, und ein Wagen erwartete mich bereits. Denn der Dolmetscher, welcher seit vier Jahren die Nordlandfahrten begleitet, hatte Tags zuvor von der „Hohenzollern" aus ein Telegramm expedirt zu dem Zweck, daß mir ein Karriol entgegengesandt werden sollte. Das war geschehen; aber nun wußte auch die ganze Thalschaft, daß ich zu der Begleitung des Kaisers gehörte; und ich wurde geehrt, als hätte Seine Majestät mich mit der Vertretung in Norwegen betraut. Am Ende der Fahrstraße, wo der Stryn-See beginnt, lag die kleine Dampfpinaß für mich bereit, die sonst zu ganz andern Stunden fährt; am gegenüberliegenden Ufer stand ein Karriol, das mir der Sohn des Wirthes aus Visnaes entgegengebracht hatte. Eine bequemere Reise konnte man nicht wünschen, auch nicht schöneres Wetter. Dabei boten das Thal und der Stryn-See so reiche Scenerien, so viel Wechsel von Schroffheit und Lieblichkeit, so anziehende Ausblicke auf die schneegekrönten Berge des Jostedal-Brae, daß mir traumartig zu Muth wurde.

Von Visnaes aus, das bereits am Nord-Fjord liegt, hätte ich direct an Bord der „Hohenzollern" zurückkehren können; ich that es nicht, sondern dehnte die Recognoscirung noch weiter aus bis zu den großen Gletschern oberhalb des Loen-Vand.

Im Grunde des Nord-Fjord wiederholt sich dieselbe Gebirgsbildung dreimal: an ein auffallend fruchtbares Uferland und seine thalartige Fortsetzung landein schließt ein Gebirgssee, welcher trotz seiner tiefen Lage den Blick auf nahe gelegene Firnfelder bietet; da, wo der See sein oberes Ende hat, liegt ein Kessel, dessen Wände den Abstürzen des Jostedal-Brae angehören. Entsprechend den großen Schneemassen auf der Höhe des Plateaus sieht man Gletscher niederfließen, deren Entwicklung zuweilen beträchtlich ist. Die Namen der drei Seen sind Stryn, Loen und Olden; ihre Längsaxen convergiren gegen den Fjord. Ein jeder von ihnen hat seine besonderen Reize; sie gegen einander abzuwägen, scheint mir nutzlos; aber das darf ausgesprochen werden, daß der Kjendal-Gletscher im Kessel von Loen alle übrigen Gletscher des geschilderten Gebietes übertrifft.

XI.

Die Besichtigung des Kjendal-Brae behielt der Kaiser einer späteren Reise vor und beschränkte die größeren Ausflüge auf den Besuch des Briksdal-Brae. Nun sollte Seine Majestät endlich in ungetrübter Pracht erblicken, was bei den früheren Besuchen in Kälte, Regen und Wind dagelegen hatte.

Die Fahrt ging zunächst über das sogenannte „Eyd", d. h. über das Land zwischen Fjord und See; diese unternahm der Kaiser in einer zweisitzigen Stuhlkarre; denn das Karriol war über den See vorausgesandt worden. Auf dem Olden-Vand lag ein kleiner Dampfer; derselbe hatte vornehmlich die Aufgabe, das Boot zu schleppen, welches Seine Majestät für diesen und ähnliche Zwecke von Potsdam aus hatte mitnehmen lassen, und das dem Kaiser bereits während der Bonner Studienzeit für den Rudersport gedient hatte. In diesem

zierlichen, aus Mahagoniholz gefertigten Boot nahm der Kaiser Platz, während die Herren des Gefolges durch denselben Dampfer in einem größeren Boot geschleppt wurden.

Nach anderthalbstündiger Fahrt wurde das andere Ende des langen Sees erreicht. Hier stand das Karriol. An dem Hofe Briksdal begann die Fußwanderung zu dem gleichnamigen Gletscher. In etwa 250 m Höhe wurde auf breiter Felsfläche ein Rastplatz auf dem rechten Thalhang ausgesucht. Der Kaiser war sehr erfreut über die Schönheit des dargebotenen Bildes: in geringer Entfernung lag der Gletscher da, sein blaues Farbenspiel unter den Strahlen einer klaren Sonne entfaltend; schiefergraue Gesteinswände faßten ihn ein; Erlengebüsch deckte die Thalsohle; und abwärts sah man einen Halbcircus von mächtigen Dimensionen, eingelassen in den steinernen Bau des Jostedal-Gebirges.

Seine Majestät begab sich während des Aufenthalts vor Oldören häufig an Land und verbrachte zuweilen eine bis zwei Stunden mit Lachsfischen. Wie in früheren Jahren geschah dies in dem von Mr. Edmund Byron gepachteten Flusse, dem Abfluß des Olden-Vand. Trotz alles Interesses für diesen Sport legte sich der Kaiser Beschränkung in der Ausübung auf und that gelegentlich den Ausspruch: „Ich habe zu viel zu thun, um einen ganzen Tag auf einen Lachs warten zu können."

Der in Oldören am meisten ins Auge springende Berg ist die Cecilienkrone; sie liegt am unteren Ende des Olden-Vand, bildet daselbst das linke Ufer und beherrscht auch das flache Eyd und den daselbst eingerissenen Abfluß. Sie ist 1720 m hoch und erscheint, aus der Tiefe beobachtet, als eine steile Pyramide. Ein sehr originelles Bild, das ich aufnehmen durfte, zeigt im Hintergrunde die Cecilienkrone; eine breite Wasserfläche — es sind die schäumenden Fluthen des Olden-Flusses — erfüllt den Mittel- und Vordergrund; hier steht ganz allein der Kaiser, in dem Gewande des Lachsfischers, mit beiden Armen die schwere Angelruthe haltend, den Blick auf das Wasser gerichtet.

XII.

Seine Majestät willfahrte meinem Wunsche, die Cecilienkrone zu ersteigen; ich hoffte dadurch neue Einblicke in die norwegische Gebirgsnatur zu gewinnen. Graf von Görtz, früher ein eifriger Alpinist, schloß sich mir an; unser gemeinsamer Gefährte war der Stabsarzt der „Hohenzollern" Dr. Arimont, so daß unsere kleine Expedition aus drei Herren bestand; drei Einheimische begleiteten uns als Träger und Führer.

In Norwegen ragt ein Berg von 1700—1800 m Höhe bereits über der Schneegrenze auf und führt in lebensfeindliche Oeden. Bei der Ersteigung von Alpengipfeln durchmißt man selten einen größeren Niveau-Unterschied als etwa 1800 bis 2200 m. Denn die Ausgangspunkte der Schutzhütten oder Biwaks liegen selbst schon hoch. Für die Abstiege nach den Dörfern handelt es sich dann freilich um andere Zahlen; z. B. liegt Chamonix 3760 m unter dem Montblanc. Für die Cecilienkrone war der Meeresspiegel Ausgangspunkt; und die relative Höhe über Olden fiel zusammen mit der absoluten. Unser

Aufstieg war also äquivalent mit der Ersteigung eines Alpengipfels von etwa 4000 m Höhe. Doch bezieht sich die Aequivalenz vornehmlich auf den Kraftaufwand, nicht so sehr auf die Schwierigkeiten.

Wie fast überall in Norwegen führten die ersten Stunden über sehr steile Hänge, und die Hitze wurde nicht minder stark empfunden, als etwa im Grindelwald, wenn man Nachmittags zur Besteigung des Schreckhorns auszieht. Bereits nach zweieinhalbstündigem Marsch standen wir 1000 m über dem Fjord und genossen nun erst die Freuden einer kräftigeren Luft und weiterer Umblicke. Zu Füßen lag das flache Eyd mit seinen Häusern und Culturen; die untere Hälfte des Olden-Vand war sichtbar, durch seine lauchgrüne Farbe und die schneetragende Einfassung an einen See des Engadin erinnernd. In intensivem Blau erstrahlte der Himmel, nur geschmückt durch wenige, scharf umränderte Cumuli-Wolken, die Verkünder beständigen Wetters.

Wir betraten nun ein geneigtes Schneefeld und traversirten es, dem Gipfel den Rücken kehrend. Mittels eines großen Umweges erreichten wir unser Ziel, dem wir uns erst wieder auf der Höhe des Fjeld zuwandten. In den Alpen wäre man direct gegangen und hätte das vorgelagerte Firnfeld und den Bergschrund überwunden. In Norwegen aber ruht die Gebirgstechnik in den Händen sehr Weniger, und der leichtere Umweg wird dem gefährlich scheinenden directen Wege im Allgemeinen vorgezogen. Außerdem hatte Seine Majestät mir die Verantwortlichkeit dafür auferlegt, daß unsere Expedition nicht in gefährliche Situationen geriethe.

Wir erreichten den Gipfel der Cecilienkrone um halb drei Uhr Nachmittags nach achtstündiger Expedition, bei welcher sechs Stunden auf den Marsch, zwei auf die Ruhepausen entfielen. Dr. Arimont hatte eine Flagge mitgenommen, die nun wehte; seine seemännischen Kenntnisse befähigten ihn, festzustellen, daß das Signal auf der „Hohenzollern" wahrgenommen worden war, weil es erwidert wurde.

Am meisten mußte bei dem Aufenthalt auf dem Gipfel der Blick in die Ferne interessiren. Die Atmosphäre war ausnahmsweise klar, sie schien durchzogen von einem Meer feiner Berglinien, dem Ausdruck der Fjeld-Formationen. Am kräftigsten hob sich das Firndach des Jostedal-Brae ab; aus den weißen Flächen seiner Wölbung sah man nach unten zu graue Eismassen sich entwickeln, jene Gletscher, die, aus der Nähe betrachtet, so schön, selbst großartig erscheinen, und die nun zu unbedeutenden Details der Landschaft wurden. Nur einundzwanzig Stunden zuvor hatten wir den Kessel des Briksdal-Brae bewundert; und jetzt lag er da: dürftig und degradirt. So wechselt mit dem Standpunkt das, was den Menschen fesselt, und wie Vieles, auch in der Welt des Intellectes, erscheint uns nur deshalb groß, weil das Größere uns unsichtbar ist.

Wir verbrachten eine schöne Stunde auf dem Gipfelpunkt. Graf Görtz hatte seit längerer Zeit das Hochgebirge oberhalb seiner Schneegrenze nicht betreten, Dr. Arimont überhaupt noch nie. Sie theilten mit mir eine Freude, die dem Alpinisten von Fach so leicht verloren geht über der Freude an schwieriger Technik oder überwundener Gefahr.

Auf dem Gipfel trennte ich mich von meinen Gefährten, weil ich noch eine zweite Seite der Cecilienkrone kennen zu lernen wünschte; sie stiegen auf dem bereits bekannten Wege ab, während ich den Fuß des Berges über die Felsen zu gewinnen beabsichtigte, welche dem Olden-See direct zugewandt sind. Einer der drei Norweger kam mit mir. Besondere Schwierigkeiten waren trotz der Steilheit nicht vorhanden, weil die horizontale Schichtung der Gneißbänke treppenartige Bildungen zur Folge hat. Ab und an mußte wohl auch ein Schneefeld traversirt werden. Hier verlangte die Unterhöhlung durch Wasserläufe Vorsicht. Aber wer übte diese nicht gerne, wenn er viele Menschen durch eigene Schuld im Gebirge hat zu Grunde gehen sehen?

Der Abstieg war landschaftlich von großer Schönheit, besonders durch die Niederblicke auf den See. Das tiefstgelegene Schneefeld lag 900 m hoch; bald hörte die Felsregion auf, und über erlen-bestandene Hänge führte der Weg an das untere Ende des Olden-Band. Nach 3¼ Stunden war ich in der Thalsohle angelangt; dreißig Minuten später trafen Graf Görtz und Dr. Arimont ein. Wir fuhren über das Eyd nach Oldören und kehrten gegen neun Uhr Abends an Bord zurück. Der Herr Hausmarschall hatte väterlich für uns gesorgt; unser Tisch war bereits gedeckt. Wir durften uns auch nicht erheben, als der Kaiser erschien, sich niederließ und genauen Bericht forderte.

XIII.

Am achtundzwanzigsten Juli, dem Tage vor der Abfahrt nach Bergen, wurde die Abendmahlzeit im Freien genommen, auf grüner Wiese am Ufer des Fjord. Später versammelte sich Jung und Alt, Männer, Frauen und Kinder. Die Knaben mußten allerhand Spiele ausführen und wurden vom Kaiser durch Preise belohnt. Auch ließ Seine Majestät den Armen von Oldören zur Erinnerung an seinen Aufenthalt ein größeres Geldgeschenk überweisen.

Am Abend des neunundzwanzigsten Juli lief die „Hohenzollern" bei wolkenlosem Himmel in Bergen ein. Am folgenden Tage begab sich Seine Majestät an Land, besuchte Kongshall, d. h. die Königshalle, und erstieg den schönen Aussichtspunkt des Floi-Fjeld. Dem Botschafter Grafen Eulenburg, welcher uns am Nachmittag verließ, um von Odde über Land nach Schweden zu reisen, gab der Kaiser das Geleite zu dem bereit gestellten Torpedoboot.

Dem Besuch in Bergen verdankt das Königliche Museum für Völkerkunde in Berlin eine ebenso seltene, wie originelle Erwerbung. Der Director des genannten Museums, Dr. Bastian, hatte gehört, daß es im Bergen-District eine Bucht gäbe, wo Wale mit der Armbrust getödtet würden, entsprechend einer Ueberlieferung aus uralten Zeiten. Er bat mich vor meiner Abreise nach Norwegen, Erkundigungen darüber in Bergen einzuziehen. Die Sache erschien mir so phantastisch, daß ich ihr nur geringen Glauben beimaß. Um so mehr war ich erstaunt, als der erste Custos des Museums mir eine solche Armbrust zeigte und die Richtigkeit der Sache bestätigte. In der That wird in der Skogsvaag-Bucht bei Bergen eine bestimmte Wal-Art (Balaenoptera rostrata) mit Pfeilen geschossen, welche einen Holzschaft besitzen und auf dem Wasser schwimmen. Es verirren sich nämlich fast in jedem Jahre einzelne kleine

Barten-Wale, bei der Verfolgung von Heringen, in die Bucht, die alsdann gesperrt wird. Die Anwohner derselben, ein Jeder mit der Armbrust bewaffnet und Pfeilen, welche den Namen des Besitzers tragen, vereinigen sich in Booten und beginnen diese halb prähistorische Jagd. Der erlegte Wal wird gemäß der Güte der Schüsse vertheilt; die Pfeilspitzen sind vergiftet.

Von dieser Merkwürdigkeit machte ich Seiner Majestät Mittheilung mit dem Bemerken, daß dem Völker-Museum viel daran läge, eine der wenigen Armbrüste aus alter Zeit zu erwerben. Der Kaiser gab seinem Interesse dafür Ausdruck, und man entschloß sich in Bergen, dem Berliner Institut das seltene Stück zum Geschenk zu machen. Durch Vermittlung des deutschen Consuls Mohr erhielt ich die Armbrust und brachte sie in die Heimath. Der Kaiser bestimmte nunmehr, daß von unserer Seite ein entsprechendes Gegengeschenk gemacht würde.

Am einunddreißigsten Juli ging die „Hohenzollern" des Morgens um vier Uhr in See und fuhr am Vormittag des ersten August nach schneller und glücklicher Fahrt in die Schleuse von Wilhelmshafen ein.

Damit wurde eine Reise vollendet, deren Verlauf den Erwartungen des Kaisers entsprach, und welcher die Theilnahme der Kaiserin den Stempel der Anmuth und des Liebreizes aufgeprägt hatte.

Ueber Neo-Vitalismus.

Rede

zur Feier des Leibnizischen Jahrestages
in der Akademie der Wissenschaften zu Berlin am 28. Juni 1894
gehalten
von

E. du Bois-Reymond *).

[Nachdruck untersagt.]

Descartes, von welchem sonst so viel Großes ausging, behauptete bekanntlich, die Thiere seien, im Gegensatz zum Menschen, seelenlose Geschöpfe, mit einem Wort, Maschinen; was um so schwerer zu begreifen ist, als man nicht recht weiß, was für einigermaßen thierähnliche, also doch wohl automatische Maschinen ihm seiner Zeit bekannt sein und bei jenem Vergleich vorschweben mochten.

Leibniz, zu dessen Andenken wir versammelt sind, schrieb zwar den Thieren eine Seelenmonade zu, dehnte aber diese Vorstellung auch auf den Menschen aus, indem nach seiner Lehre alle Vorgänge im menschlichen Körper rein mechanisch ablaufen, und die entsprechenden Seelenzustände, Sinnesempfindungen und Willensäußerungen, ohne ursächlichen Zusammenhang mit den gleichzeitigen körperlichen Vorgängen, gleich diesen durch Gott beim Schaffen der zugehörigen Seelenmonade im Voraus geregelt wurden. So glaubte er das Problem der scheinbaren Wechselwirkung einer immateriellen Seele und eines materiellen Körpers durch eine prästabilirte Harmonie beider lösen zu können; eine Theorie, welche, nicht viel glücklicher erdacht als der Occasionalismus der Cartesianer, außer ihrem Urheber selber, der darauf den größten Werth legte, wohl kaum noch Jemand befriedigt hat. Eine Seite seiner Lehre verdient aber, wie sich zeigen wird, noch heute Berücksichtigung. Sichtlich läßt er die ganze organische Welt mit allen ihren Wundern, ihrer äußeren Anpassung und inneren Zweckmäßigkeit, rein mechanisch zu Stande kommen. Bei Leibniz ist von keiner Lebenskraft, keinem Hippokratischen

*) Aus den Sitzungsberichten der Akademie mitgetheilt vom Verfasser.

ἐνορμῶν oder Boerhaave'schen Impetum faciens, keinem van Helmont'schen Archeus influus die Rede. Die zweckwidrigen Einrichtungen, an denen es in der organischen Natur, in unserem eigenen Körper, ja nicht fehlt, boten ihm keine Schwierigkeit, da diese Welt ihm nur die bestmögliche war, für welche unter unendlich vielen möglichen Welten das Verhältniß der Summe des Guten zur Summe des Uebels von Gott wie durch Variationsrechnung als das Maximum erkannt und welche deshalb von ihm gewählt und ins Dasein gerufen sei. Da Leibniz die Willensfreiheit leugnete, erwuchs ihm auch daraus kein Hinderniß.

Diese Aufstellungen lagen indeß dem gewöhnlichen Menschenverstande zu fern, um einen großen Einfluß auf die Meinungen der Naturforscher und Aerzte zu üben. Voltaire verspottete sie im Candide, die Gelehrten von Fach ließen sie abseits liegen und fuhren fort, sich über die Lebenserscheinungen ihre eigenen Theorieen zu bilden. Die Wissenschaft im Ganzen war noch von den Fesseln der Theologie umstrickt, das Licht der großen Newton'schen Entdeckungen warf nur spärliche Strahlen in das biologische Gebiet. Sie erweckten wohl das Streben nach ähnlichen Fortschritten in der Physiologie, wie sie der geniale Landgeistliche Stephen Hales in seiner Vegetable Staticks und Hemastaticks experimentell, die Jatro-Mechaniker und -Mathematiker von Montpellier, über die sich d'Alembert lustig macht, theoretisch versuchten. Doch blieb in der Frage nach den in der organischen Natur waltenden Grundkräften ein halb spiritualistischer Dualismus herrschend, wie er dem menschlichen Hange zur Personification unbekannter Ursachen am meisten zusagte. Das schlagendste Beispiel davon liefert der merkwürdige Mann, der seine Unsterblichkeit dreien von ihm ausgegangenen Irrlehren verdankt, der Lehre vom Phlogiston, der vom Muskeltonus und der von der Anima inscia, als der die körperlichen Verrichtungen besorgenden Seele. Nicht Alle aber dachten mit so klarer Bestimmtheit wie, wenn auch in unrichtigem Sinne, Georg Ernst Stahl. Zum Verständniß der organischen Natur, die Leibniz rein mechanisch werden ließ, riefen die Meisten unfaßbar dunkle Mächte an, bei denen sich so wenig etwas denken ließ, wie einst bei Platon's „bewegenden Ideen", und für welche sich allmälig der Name „Lebenskraft" einbürgerte. Wer diesen in Deutschland zuerst gebrauchte, ist wohl kaum auszumachen. Haller, der doch die Meinungen Descartes' und Leibnizens für, die Newton's gegen Erhaltung der Kraft zu des letzteren Gunsten abwägt, schlägt sich dabei noch mit dem schwierigen Begriff der Aristotelischen Entelechie herum;[1] nach der Lebenskraft suchte ich vergeblich bei ihm. In Frankreich wird von Milne Edwards das zweifelhafte Verdienst, eine Force vitale erdacht und benannt zu haben, Barthez zugeschrieben, der sich übrigens, wie ich finde, immer nur des Ausdruckes Principe vital bedient.[2] Vollends wäre es unthunlich, durch das ganze achtzehnte Jahrhundert die verschiedenen Definitionen zu verfolgen, welche die Autoren von ihren Lebenskräften gaben. Im Allgemeinen sah man die Lebenskraft als ein der Seele verwandtes, neben ihr im Körper hausendes Wesen an, andererseits vermischte man auch deren Begriff vielfach mit dem des sogenannten Nervenprincips oder gar der thierischen Wärme, später der

Elektricität, wie denn Prochaska ohne Weiteres das Leben einen galvanischen Proceß nennt.[3] „Die Mythen von imponderablen Stoffen und von eigenen Lebenskräften in jeglichem Organismus verwickeln und trüben die Ansicht der Natur" — sagt im Kosmos Alexander von Humboldt,[4] der in der Jugend selber in diesen Wahnvorstellungen befangen gewesen war, und sie sogar in dem Apolog vom Rhodischen Genius für Schiller's Horen poetisch verklärt hatte. Nur kurze Zeit darauf machte er in seinem Werk über die gereizte Muskel- und Nervenfaser auf eine noch heute lesenswerthe lichtvolle Auseinandersetzung Vicq-d'Azyr's aufmerksam,[5] wodurch, wie man meinen sollte, die Lebenskraft für immer aus der ernsten Wissenschaft hätte verbannt werden können.[6] Zwar eröffnete noch Reil sein „Archiv für die Physiologie", welches bald sein hundertjähriges Jubiläum feiern wird, mit einem gewichtigen Artikel über die Lebenskraft, doch sieht er verständig genug in ihr nur den Ausdruck der Form und Mischung der Materie in den Lebewesen.[7] Gleichzeitig suchte Brandis in einem eigenen Buche die Lebenskraft zu dem, wie er es nennt, phlogistischen Proceß in der thierischen Faser, d. h. der Athmung, in Beziehung zu setzen.[8] Blumenbach sprach dem Blute Lebenskraft ab, dagegen schrieb er dem, was wir heute die verschiedenen Gewebe nennen würden, verschiedene Lebenskräfte zu.[9] Die unermeßlichen Aufgaben, welche damals in Frankreich der Forschung durch Cuvier in der vergleichenden Morphologie, durch Bichat in der Histiologie gestellt wurden, während in Deutschland die Geisteskrankheit der falschen Naturphilosophie traurige Verheerungen anrichtete, lenkten dann wohl längere Zeit von dem Streit über Vitalismus und Mechanismus ab, wenn sie nicht ersterem von vorn herein ein siegreiches Uebergewicht sicherten. Nur in Magendie erstand noch ein schneidiger Antivitalist.[10] Wir lassen nichts Wesentliches aus, wenn wir jetzt sofort zu Johannes Müller's auch in dieser Richtung bahnbrechender und grundlegender Thätigkeit übergehen.

Als er nach Ablauf seiner subjectiv-physiologisch-philosophischen Periode als objectiver Forscher ersten Ranges auftrat und durch sein gewaltiges Handbuch der Physiologie sich als Herrscher auf diesem Gebiet ankündigte, stellte er sich zugleich unverhohlen an die Spitze der entschiedensten Vitalisten. Ja, wie ich es früher schon einmal in meiner Gedächtnißrede ausführte,[11] er erwarb sich auch hier ein charakteristisches Verdienst, indem er die Vorstellung der Lebenskraft, wie man sie sich zu denken habe, wenn sie das ihr Zugeschriebene sollte vollbringen können, so scharf durchdachte und ausgestaltete, daß er Denen den wesentlichsten Vorschub leistete, die berufen waren, das von ihm hingestellte Trugbild zu entlarven.

Die Lebenskraft war ihm die einheitliche Ursache und der oberste Ordner aller Lebenserscheinungen, wesentlich verschieden von den anorganischen Kräften, mit denen sie jedoch in Conflict geräth. Alle Geheimnisse der Physik und Chemie waren ihr von Anfang an enthüllt, so daß sie dem Wunderbau der Sinnes- und Bewegungs-Werkzeuge, des Athmungs-, Verdauungs- und Genital-Apparates, mit einem Worte, der Organisation, gewachsen war. Sie kannte das Brechungsgesetz vor Snell, den Luftdruck vor Torricelli, den elek-

trischen Schlag vor Kleist und Musschenbroek, die Vierwerthigkeit des Kohlenstoffes vor Kekulé, die Obertöne vor Helmholtz. Sie schuf alle Thierspecies nach einem unendlich umfangreichen, auf das Feinste gegliederten Plane, so zwar, daß in allen Thieren derselben Art die Lebenskräfte im Einverständniß handeln, in denen verschiedener Art ihre Wirkungen nie sich verwirren. Trotz der Stahl'schen Seele besorgt sie alle Entwicklung, als Naturheilkraft alle nöthigen und möglichen Ausbesserungen des kranken oder verstümmelten Körpers. Einen bestimmten Sitz im Körper hat sie nicht; sie ist überall zugegen und wirkt auf keinen bestimmten Punkt. Sie bemächtigt sich der eingeführten Nahrungsmittel, belebt die belebungsfähige Materie, die dadurch selber Sitz von Lebenskraft wird, und stößt die Materie wieder von sich, welche aufgehört hat, für Lebenszwecke tauglich zu sein, denn die Belebbarkeit der Materie ist begrenzt. Wozu dieser Stoffwechsel diene, bleibt unerklärt. Wie dem auch sei, im Weizenkorn aus der Mumienhand wie im vertrockneten Räderthier, im Scheintod wie in der Narkose ist die Lebenskraft latent; im Tode verschwindet sie spurlos, den physischen und chemischen Kräften das Feld räumend, da dann der Graus der Fäulniß Platz greift, dem während des Lebens nur sie wehrte. Bei der Zeugung aber, was das Merkwürdigste ist, geht sie über auf den Keim des neuen Geschöpfes, ohne daß die Erzeuger etwas davon einbüßen, und da die Abkömmlinge eine ins Unendliche divergirende Reihe bilden, ist sie also ohne Schwächung in unendlich viele gleichwerthige Theile theilbar.

Zu den gewöhnlich aufgezählten Unterschieden zwischen der organischen und der anorganischen Natur fügte Müller noch einen seiner Meinung nach grundlegenden hinzu in der Bemerkung, daß in der anorganischen Natur ein Körper dem anderen Bewegung mittheile — mechanische Einwirkung —, oder zwei Körper ihre Qualitäten in Einem Product zu einer dritten verschmelzen — chemische Einwirkung —, während in der organischen Natur eine Art der Reaction sich offenbare, zu der dort kein Seitenstück zu finden sei, die der Reizung, wobei die mannigfaltigsten mechanischen und chemischen Veränderungen stets nur dieselbe Wirkung, der specifischen Energie des Organs entsprechend, hervorbringen.[12]

Kein Wunder, daß Müller in diesen Gedankenwegen sich sicher fühlte, da er darauf nicht bloß mit eigentlichen Fachgenossen, wie Rudolph Wagner, sondern auch mit Meistern im naturwissenschaftlichen Denken, wie Liebig und Wöhler, zusammentraf, von denen der letztere doch unlängst durch die Synthese des Harnstoffes gezeigt hatte, daß die chemischen Erzeugnisse des Thierkörpers auch außerhalb des Bereiches der Lebenskraft, im Laboratorium, nachgeahmt werden können. Andererseits fehlte es freilich nicht an Kundgebungen im entgegengesetzten Sinne von Männern wie Berzelius, Schwann, Schleiden, Lotze, Eschricht.[13]

Besonders Schwann war es, der durch seine Entdeckung der Zusammensetzung aller Lebewesen aus selbständig, obwohl nach gemeinsamem Princip, sich entwickelnden Gebilden dazu gelangte, die Vorstellung einer den Gesammtorganismus beherrschenden Lebenskraft zu verwerfen. Sogar die Möglichkeit

einer physikalischen Theorie der Zellbildung durch eine Art von Krystallisation imbibitionsfähiger Stoffe, also von Urzeugung, hatte er ins Auge gefaßt, wobei freilich die Gewebe der später von Reichert und Hrn. Virchow unterschiedenen Bindesubstanzen und die Nerven- und Muskelfaser zu kurz kamen. In dem nachmals von mir veröffentlichten, merkwürdigen Briefe, in welchem Schwann mir auf meine Bitte sein Verhältniß zu Müller eingehend geschildert hatte, wiederholt er nicht bloß sein Verdammungsurtheil über die Lebenskraft, sondern gibt sich sogar, wie früher mündlich gegen mich in Neuß, als echten Cartesianer, indem er nur beim Menschen (seiner Freiheit wegen) ein von der Materie substantiell verschiedenes Princip anerkennt, wodurch sein System sich scharf von dem der Materialisten trenne.[14] So dachte auch Lotze, dem dafür die Xenie zu Theil ward:

Sorglich gießt Ihr zuerst, auf daß nicht die Neige den Trank Euch
Trübe; zu guter Letzt schüttet Ihr dann sie hinein.

In dem bald nach Schwann's Untersuchungen erschienenen zweiten Bande seiner Physiologie erkannte zwar Müller das selbständige Leben der Zellen an, hielt aber an seiner Idee der Lebenskraft fest, wodurch seine Anschauungen in dem Maße verdunkelt wurden, wie sie an Folgerichtigkeit verloren hatten. Doch war damals, wie es schien, für den Vitalismus der letzte Tag nahe. Zufälliger Weise fand sich in Müller's nächster Nähe eine Gruppe seiner Schüler, welche, besonders physikalisch geschult und mit besserer Einsicht in die Grundprincipien der theoretischen Naturforschung, als sie Müller auf seinem Bildungsgange erreichbar gewesen war, das Unhaltbare in seinen Glaubenssätzen durchschauten, und deren Einer, bei aller Verehrung für ihn als Lehrer und Forscher, es doch nicht lassen konnte, seinen Vitalismus mit rücksichtsloser Schärfe zu bekämpfen und dessen Blößen aufzudecken.[15] Von gewissen Seiten als physikalische Schule in den Bann gethan, hatten diese jungen Männer, welche übrigens durch ihre eigenen Erfolge als Forscher ihre Berechtigung, hier das Wort zu nehmen, wohl darthaten, die Genugthuung, daß sich ihnen aus der Ferne in Hrn. Ludwig ein Talent hohen Ranges anschloß, welcher mit Unrecht stets mit ihnen zusammen als Schüler Müller's genannt wird. Ihm kommt im Gegentheil das Verdienst zu, ohne solche Schule und solche Genossenschaft selbständig das Befreiungswerk aus dem Vitalismus unternommen zu haben. Durch die Einführung der autographischen Methode hat er wichtigen Zweigen der Experimental-Physiologie einen streng physikalischen Charakter verliehen.

Der große Unterschied zwischen dem von Müller's Schülern gegen den Vitalismus eröffneten Feldzug und den früheren dawider gerichteten Angriffen bestand darin, daß sie von ihrem physikalisch-mathematischen Standpunkt aus das πρῶτον ψεῦδος der Lehre von der Lebenskraft zu erkennen und dadurch die ganze Angelegenheit auf eine andere Grundlage zu stellen vermochten. Jener Grundfehler ist die falsche Auffassung des Begriffes Kraft. Die Kraft ist nichts Wirkliches, wie der Vitalismus es sich denkt, nicht ein mit dem materiellen Substrat zusammengefügtes, die Materie, wie sie unseren Sinnen erscheint, ausmachendes Wesen, welches auch von der Materie getrennt selbst-

ständig fortbestehen kann. Sie ist nichts als eine, zur scheinbaren Befriedigung unseres Causalbedürfnisses eingebildete Ursache von Veränderungen, welche selber das einzig Wirkliche sind, das wir wahrnehmen. Sie ist, wenn man auf den Grund geht, wie schon Newton es sagt, nichts als ein mathematischer Begriff, die zweite Ableitung des Weges des in veränderlicher Bewegung begriffenen Körperlichen nach der Zeit. Um nach fast einem halben Jahrhundert das Gleichniß zu wiederholen: die Atome sind nicht wie ein Fuhrwerk, davor die Kräfte als Pferde nun angespannt, dann davon abgeschirrt werden können; ihre Eigenschaften sind von Ewigkeit, unveräußerlich, unübertragbar. Wie die Spectralanalyse bestätigt hat, sind sie die nämlichen im entferntesten Sonnensystem, wie hier auf Erden in einer Denkzelle unseres Gehirns, gleichviel, wie ich einst Liebig antworten durfte, ob man dabei an die uns heute noch als Grundstoffe erscheinenden Atome oder an deren uns noch verborgene Urbestandtheile denkt.

In Firdusi's Heldensage vom überstarken Rostem heißt es:

„Im Melme sank ihm ein der Fuß bis an den Knöchel;
Da lachte neben ihm der Berggeist mit Geröchel.
Wer, fragte Rostem, lacht? Dumpf sprach der Berggeist: Ich!
Worüber? Weil ich seh im Grund einsinken dich.
Die dir die Mutter gab, die Kraft ist lästig dir,
Du bist zu schwach für sie, gieb sie zu tragen mir!
Und brauchst du sie einmal, wenn matt sind deine Glieder,
So komm und ruf! so geb ich deine Kraft dir wieder.
Da gab der Pehlewan dem Berggeist in Verwahr
Den Ueberschuß der Kraft, die ihm beschwerlich war.
Jetzt aber kam er her, um, ehr im Berge modern
Er ließe seine Kraft, sie nun zurück zu fodern.
Denn gegen Suhrab war der Sieg ihm zweifelhaft,
Wenn er nicht nähme ganz zusammen seine Kraft."

Bei Firdusi ist es übrigens, wie Rückert mir sagte, nicht der von ihm erfundene Berggeist, sondern Gott selber, welcher die Kraft in Verwahr nimmt. Gott oder Berggeist, wir lassen uns die tragische Mär trotz ihrer physiologischen Ungeheuerlichkeit gern gefallen. Wenn aber in den Träumen der Vitalisten mit der Lebenskraft in derselben Weise verfahren wird, wie bei Firdusi mit Rostem's Kraft, so wenden wir uns mit ungläubigem Lächeln ab.

Das erste Princip der Naturforschung ist, wie von Helmholtz bemerkt, daß wir uns die Natur begreiflich vorstellen müssen, da es sonst keinen Sinn hätte, sie erforschen zu wollen.[16] Was aber soll man sich denken unter einer Kraft, vor welcher alle Räthsel der Natur offen liegen; welche wie ein bewußtes Wesen denkt und handelt; unter einer Kraft, welche ohne bestimmten Sitz im Körper auf keinen bestimmten Punkt wirkt, sondern Billionen von Atomen nach allen erdenklichen Richtungen verschiebt und doch Eine sein soll; unter einer Kraft, die im Tode ohne Gegenwirkung verschwindet, da doch der Leichnam, statt zu erkalten, dabei eine angemessene Temperaturerhöhung zeigen, vielleicht Selbstverbrennung erfolgen müßte; unter einem Dinge zuletzt, welches ohne Verminderung des ursprünglichen Ganzen in unendlich viele gleichwerthige Theile getheilt werden kann. Wie in der Gedächtnißrede auf Johannes

Müller gesagt wurde: indem er sich gezwungen sah, seiner Lebenskraft diese Attribute beizulegen, lieferte er unvermerkt den apagogischen Beweis für deren Nichtexistenz.[17]

Die ältere Biologie hatte sich vielfach bemüht, Merkzeichen organischer und anorganischer Bildung, der Lebewesen und der Krystalle aufzufinden. Ernst Heinrich Weber besonders hatte mit vielem Scharfsinn auf eine Reihe solcher Unterschiede aufmerksam gemacht, wie daß eine und dieselbe chemische Substanz immer dieselbe Krystallform zeige, aber nicht dieselbe organische Form; daß die äußere Gestalt der Krystalle variire bei gleicher innerer Textur, die innere Textur der organischen Gebilde bei gleicher äußerer Gestalt u. d. m.[18] Es ist auffallend, daß der wahre und grundlegende Unterschied der beiden Classen von Gebilden noch nicht allgemein und ausdrücklich anerkannt ist. Er besteht darin, daß in den Krystallen, oder den todten Körpern überhaupt, die Materie in statischem Gleichgewichte, sei es nun stabil, indifferent oder labil, in den Lebewesen in dynamischem Gleichgewichte sich befindet.[19] Dynamisches Gleichgewicht hat Willem Smaasen den Zustand der Elektricität in einer Querscheibe eines von einem stationären Strome durchflossenen Leiters genannt, wobei die Querscheibe von der einen Seite her so viel Elektricität erhält, wie sie nach der anderen Seite hin abgibt.[20] Dasselbe gilt von der Wärme, ja nach Hrn. Ad. Fick von einem gelösten Körper im einfachsten Falle der Hydrodiffusion.[21] In diesem Sinne kann man aber auch vom dynamischen Gleichgewichte des Wassers in einer Querscheibe eines Flusses oder eines durchströmten Seees reden, welche weder steigen noch fallen, oder der Bevölkerung einer Stadt innerhalb eines Zeitraumes, in welchem ebenso viele Kinder geboren werden und Menschen zuziehen, wie Menschen sterben und fortziehen. Ist der elektrische oder Wärme- oder Diffusions-Strom nicht stationär, steigt oder fällt das Wasser im Flusse oder See, schwankt die Bevölkerungszahl der Stadt, so ist das dynamische Gleichgewicht gestört, kaufmännisch zu reden: die Bilanz ist nicht Null, sondern positiv oder negativ. Die Materie in den Lebewesen verhält sich nun ebenso, insofern deren Substanz in fortwährendem Wechsel begriffen ist. Sie bestehen in jedem Augenblick aus zum Theil anderer Substanz, im idealen Falle mit der Null gleicher, sonst mit positiver oder negativer Bilanz. Dies ist der allgemeinste Ausdruck des Stoffwechsels, welcher den Vitalisten stets eine so unüberwindliche Schwierigkeit bot, weil sie den Grund dafür, geschweige seine Nothwendigkeit, nicht einzusehen vermochten. Allerdings gehört dazu die Einsicht in das große Princip der Erhaltung der Kraft. Wärme und Muskelarbeit, Wimperbewegung und amöboide Bewegungen, nicht zu vergessen elektrische Strömung, sie können im Thiere nicht anders erzeugt werden, als durch Umwandlung von potentieller in kinetische Energie, wesentlich durch Oxydation von Kohlenstoff und Wasserstoff. Dazu sind jene Bedingungen unerläßlich, welche Johannes Müller mit der älteren Physiologie als „integrirende Reize" bezeichnete, nämlich Nahrungsstoffe, Wasser, Luft, Wärme, für die Pflanzen auch Belichtung.[22] Bei der verschwindenden Wahrscheinlichkeit einer der Null gleichen Bilanz ergibt sich ferner daraus der zeitliche Verlauf, dem die Lebewesen unterliegen, im Gegen-

satz zu dem, wenn nicht äußere Kräfte zerstörend eingreifen, in Ewigkeit bedürfnißlos in sich ruhenden Krystall. Es ist eine der erhabensten Anschauungen, zu denen die Naturforschung gelangte, daß dem dynamischen Gleichgewicht im einzelnen Lebewesen ein solches in der ganzen organischen Natur entspricht, jener von Priestley bis zu Julius Robert Mayer erkannte Kreislauf der organischen Materie durch Pflanzen und Thiere hindurch, dessen ungeheures Getriebe das Sonnenlicht, Müller könnte sagen, als integrirender Reiz, im Gang erhält.

Aber nicht bloß dynamisches Gleichgewicht ist bezeichnend für die Organismen, es überwiegt auch in ihnen labiles Gleichgewicht. Denn dies ist die einfache Erklärung jener besonderen Form der Reaction, welche Müller ihnen im Gegensatz zu todten Gebilden zuschrieb, der Reizbarkeit. Daß die verschiedensten physikalischen und chemischen Einflüsse in den Lebewesen stets dieselbe Veränderung erzeugen, ihre specifische Energie zum Vorschein bringen, beruht sichtlich auf nichts Anderem, als darauf, daß darin, zur Thätigkeit bereit, schwach gehemmte Mechanismen sich befinden, welche bei jeder Art sie auszulösen, d. h. die Hemmung zu entfernen, in gleicher Weise thätig werden. Nichts ist leichter, als mit anorganischen Hülfsmitteln Entsprechendes zu verwirklichen. Eine Repetiruhr kann so eingerichtet werden, daß sie wie ein Muskel durch Zug oder Druck, durch Wärme oder Kälte, durch Feuchtigkeit oder Trockniß, durch Elektricität oder Chemismus zum Schlagen gebracht wird. Wie der Muskel reagirt sie auf die Reizung stets mit ihrer specifischen Energie, dem Stundenschlage.

Aus alledem geht hervor, daß in der ihm von unserem hohen Meister ertheilten Gestalt der Vitalismus aufzugeben ist. Vergeblich riefe man zu seiner Stütze die althergebrachten Argumente an, wie die Unbegreiflichkeit, die Wunderbarkeit, die Unnachahmlichkeit der organischen Natur. Unbegreiflich ist auch die anorganische Natur, da weder Materie noch Kraft, noch erste Bewegung begreiflich sind, und insbesondere die scheinbar einfachste der Kräfte, die Schwerkraft, bisher allen Versuchen zu ihrer Construction widerstand. In dem Augenblick, wo durch Heinrich Hertz' unsterbliche That die Fernwirkungen elektrischer Ströme auf Aetherwellen zurückgeführt sind, wäre es wohl verfrüht, meines Bruders mathematischen Beweis,[23] wonach die Schwerkraft durch Aetherstöße nicht erklärbar sei, hier schon für das letzte Wort gelten zu lassen. Was dann die Wunderbarkeit der organischen Natur betrifft, so fragt zwar der tiefsinnige Hafis: Sind nicht, sage, Suleima's holde Gebärden wunderbar? Doch besinnt er sich alsbald, und ihm dünket am Ende Alles auf Erden wunderbar. Und sind denn nicht der gestirnte Himmel, Sonne und Mond auch wunderbar? Endlich die Forderung, Erzeugnisse der organischen Natur nachzumachen, beruht auf einem vollkommenen Mißverständniß. Mit der Pincette die dazu nöthigen Molekeln Stück für Stück aus ihren Schachteln unter der Lupe hervorholend und aneinanderfügend können wir allerdings kein Baumblatt machen, aber auch keinen Krystall. Allein werden sie so von der Natur gemacht? So, wie die Natur sie macht, können wir sie auch entstehen lassen. Wir müssen dazu nur die Bedingungen ihrer Entstehung kennen

und im Stande sein, diese zu verwirklichen, um alsbald den Krystall aus seiner Mutterlauge, Pflanze und Thier aus Samen und befruchtetem Ei hervorgehen zu sehen. Und so ist es auch mit der vielumstrittenen Urzeugung, welche hier immer als letzter Trumpf ausgespielt zu werden pflegt. Wer kann behaupten, daß sie nicht in unseren Laboratorien zu Stande käme, wenn wir über Atmosphäre, Gewässer, Sonnenstrahlung von der urweltlichen Beschaffenheit verfügten?

Freilich, ein ernsteres Bedenken erweckt nun die Zweckmäßigkeit der organischen Natur. Die Zweckmäßigkeit auch der anorganischen, die Zweckwidrigkeiten auch der organischen Natur haben nur geringes Gewicht angesichts der beim ersten Blick sinnfälligen Unmöglichkeit, die Entstehung der organischen Natur mechanisch zu erklären, wie sie schon Panätios und Cicero durch die Ungereimtheit der Annahme versinnlichten, daß durch Ausschütten eines Schriftkastens ein Gedicht zu Stande kommen könnte. Wenigstens war dies der Stand der Dinge bis zu Müller's Tode. Wie Cuvier und wie Louis Agassiz glaubte er daher an die schubweisen Schöpfungen oder Schöpfungsperioden, während er natürlich zugleich die Urzeugung verwarf. Die Entoconcha mirabilis versetzte ihn eine Zeit lang in die qualvollste Ungewißheit, da er ganz nahe daran war, in dem Parasitismus von verlarvten hermaphroditischen Schnecken in einer Synapta einen Fall von Heterogenie zu erblicken, welcher das vormals geglaubte Entstehen von Eingeweidewürmern im Darm der Thiere an beweisender Kraft noch weit übertroffen hätte.

Da trat Darwin's Origin of Species ans Licht und vermaß sich zu halten, was einst Lamarck zu früh gewagt hatte. Schade, daß Müller deren Aufgang nicht mehr erlebte. Nun schien Alles in Ordnung. Die Gründe gegen die Erzeugung neuer Species durch Kreuzung der alten waren als hinfällig erkannt; durch die Unvollständigkeit des paläontologischen Archives, an der Hand von Lyell's geologischem Actualismus, waren die schubweisen Schöpfungen überflüssig geworden, und die natürliche Zuchtwahl schien in Darwin's sinnreich verführerischer Darstellung vollauf genügend, um die Zweckmäßigkeit der bestehenden Organismen verständlich zu machen, denn das Unzweckmäßige war ja mit wenigen Ausnahmen im Kampf ums Dasein zu Grunde gegangen. So war der Vitalismus aus seiner mächtigsten Verschanzung getrieben und in die Flucht geschlagen. Wohl noch nie hat eine wissenschaftliche Schrift von rein theoretischem Interesse so schnell und in so weitem Umkreise die gesammte gebildete Welt ergriffen und uralte Ueberzeugungen zum Wanken gebracht und entwurzelt. Besonders in England selber und in Deutschland feierte der Darwinismus seine Triumphe, bei den dort so mächtigen kirchlichen Einflüssen ein doppelt hoch anzuschlagender Erfolg. Sogar eine politische Partei sah sich bei uns bemüßigt, von dem ihr gefährlich scheinenden Umschwung Notiz zu nehmen, und ein in diesem Saale gelesener Nachruf an Darwin wurde der Gegenstand gehässiger Beurtheilung, welche bis auf die Rednerbühne des Abgeordnetenhauses ihren Weg fand.

Dies ist im wesentlichen die Geschichte des Vitalismus, wenigstens in Deutschland, während des letzten halben Jahrhunderts bis zu unseren Tagen

gewesen. Aber ich höre die Frage: warum wurde diese Geschichte des Vitalismus jetzt hier erzählt, da doch die Sache als abgethan zu betrachten Neues dabei kaum zur Sprache zu bringen war? Die Antwort lautet: weil, trotz dem, wie man meinen sollte, endgültigen Sturze des Vitalismus in neuester Zeit diese Lehre wieder auftaucht und in gewissen Schichten der biologischen Wissenschaften festen Fuß zu fassen droht. Diesem Neo-Vitalismus, wie er mit Emphase verkündigt wird, bei Zeiten entgegenzutreten, dürfte natürliche Aufgabe, ja Pflicht Derjenigen sein, welchen es bis jetzt als ein Theil ihrer Lebensarbeit angerechnet wurde, zur Niederkämpfung jener Irrlehre beigetragen zu haben. Dazu war es gut, sich letztere erst wieder ins Gedächtniß zu rufen.

Der Neo-Vitalismus, der schon eine ansehnliche Literatur aufweist, geht nicht von den eigentlichen Physiologen aus. Wenn Hr. Heidenhain durch eine lange Reihe der schwierigsten und sorgfältigsten Versuche den Beweis geführt hat, daß die Resorption im Darm und die Lymphbildung in den intercapillaren Räumen nicht allein durch Transfusion und Diffusion bedingt sein können, sondern daß dabei noch unbekannte physikalische und chemische Wirkungen der Gewebe im Spiele sind, so gab dies nur durch ein gröbliches Mißverständniß zu der Meinung Anlaß, er sei ins vitalistische Lager übergegangen.[24] Aehnliches war längst von der Harn- und Speichelsecretion durch Hrn. Ludwig nachgewiesen, ohne daß Jemand daran dachte, ihn deshalb des Vitalismus zu verdächtigen, und Hr. Heidenhain hat es denn auch nicht an der energischen Versicherung fehlen lassen, daß nichts ihm ferner liege, als auf der von ihm erreichten Höhe seine Abkunft aus der physikalischen Schule verleugnen zu wollen.[25]

Es liegt in der Natur der Dinge, daß die vitalistische Reaction vorzüglich auf morphologischem Gebiet erwuchs. Wie vorher in Erinnerung gebracht wurde, hatte Schwann auf die Selbständigkeit der Zelle seine antivitalistische Ueberzeugung gegründet. Seine Anschauung der Zelle als eines imbibitionsfähigen Krystalls war unhaltbar, und sein sogenanntes Zellenschema wich im Lauf der Jahre besonders durch Max Schultze's und Brücke's Bemühungen dem Begriff des Elementarorganismus. Die Zelle, deren unrichtig gewordener Name doch nicht verbannt werden kann, wurde mehr und mehr als mit einem einzelligen Thiere gleichwerthig erkannt, da dann aus dem Fortfall des Schwann'schen Zellenschema's seine Lehre von der selbständigen Natur der Zelle sich gerade mit verdoppelter Kraft wiedergebar. Sie gipfelte in Hrn. Virchow's Cellularpathologie und in seinem der Schwann'schen Urzeugung von Zellen im intercellularen Kytoblastem entgegengesetzten: Omnis cellula a cellula. Die den ganzen Organismus eines vielzelligen Thieres erfüllende Lebenskraft trat nun zwar in den Hintergrund, dagegen wurden in die einzelnen Elementarorganismen Lebenskräfte verlegt, theils um in deren Innerem allerlei Processe anzuregen und zu leiten, wie etwa die von Hrn. Flemming entdeckten Wunder der Pyrenokinesie, theils um die Beziehungen der Elementarorganismen zu einander und zu ihrer sonstigen Umgebung zu beherrschen.

Mittlerweile war auch die Entwicklungsgeschichte aus einer bloß formbeschreibenden Disciplin eine experimentelle geworden. Durch verschiedene

äußere Einwirkungen, mechanischer, thermischer, chemischer Art, war es gelungen, den Gang der Entwicklung mannigfach zu beeinflussen. In diesem Sinne war in den Versuchen von Hrn. Pflüger, Hrn. Wilhelm Roux, Hrn. Hans Driesch, unserem Collegen Hrn. O. Hertwig eine Entwicklungsmechanik, wie man es nennen kann, entstanden, während Hr. Herbst den Entwicklungsgang eines Echinus durch eine geringe Menge dem Seewasser zugesetzten Lithiumsalzes in völlig andere Bahnen lenkte, ohne daß das Thier, wie man etwa denken könnte, vergiftet zu Grunde ging. Ob die Lebenskräfte der einzelnen Zellen den Neo-Vitalisten genügen, um sowohl diese Erscheinungen wie die der normalen Entwicklung abzuleiten, oder ob sie mit Hinblick darauf außer jenen Kräften nicht noch wie vormals Müller eine gemeinsame Lebenskraft walten lassen, steht dahin; wer vitalistisch zu denken gewohnt ist, wird sich diese kleine Hülfe schwerlich versagen.

Unter den neo-vitalistischen Kundgebungen nimmt eine Rectoratsrede von Hrn. Rindfleisch in Würzburg vom 2. Januar 1888 eine hervorragende Stelle ein.[26] Hr. Rindfleisch empfiehlt unter dem Namen Neo-Vitalismus auf das Angelegentlichste eine Auffassung der Lebenserscheinungen, welche er auf Hrn. Virchow's Lehren in Würzburg in den fünfziger Jahren zurückführen zu können glaubt. Er sagt: „Ganz unabhängig von jenen älteren vitalistischen Theorieen hat sich der Neo-Vitalismus entwickelt, welcher die Lebenskraft nur in der innigsten Verbindung mit einem zu ihr gehörigen Lebensstoff kennt und beide gleichzeitig zum Gegenstande wissenschaftlicher Forschung macht. Derselbe ist redlich bemüht, die Erscheinungen des Lebens aus der chemisch-physikalischen Beschaffenheit des Lebensstoffes zu erklären . . . Er verhehlt sich aber nicht, daß es auch abgesehen von den Erscheinungen des Bewußtseins Thatsachen gibt, welche der Forschung vielleicht unübersteigliche Hindernisse bieten werden . . ." Und Hr. Rindfleisch schließt mit dem Rath, uns „ernster, aufrichtiger und bewußter Zurückhaltung gegenüber dem Unerforschlichen und unverdrossener Arbeit in der Erforschung dessen zu befleißigen, was wir messen und wägen können". Nun freilich, anders glauben wir es, nach besten Kräften, auch bisher nicht gehalten zu haben. Nur daß wir nichts von einer Kraft wissen, zu deren Wesen es gehört, daß man sie nur in Verbindung mit einem Stoff kenne. Wir meinten, das sei das Gleiche für alle Kräfte, und fragen daher: worin unterscheidet sich denn die neo-vitalistische Lebenskraft von den physischen und chemischen Kräften?

Neuerlich hat Hr. Driesch es unternommen, aus den in unübersehbarer Fülle vorliegenden Thatsachen der Physiologie, Histiologie, Cellular-Biologie und Entwicklungsgeschichte allgemeine Schlußfolgerungen zu ziehen in einer kleinen Schrift unter dem Titel: „Die Biologie als selbständige Grundwissenschaft. Eine kritische" — wir können hinzufügen, philosophisch — „kritische Studie" (Leipzig 1893). Dieser Titel läßt den Grundgedanken der Schrift schon deutlich genug durchblicken, daß die Biologie auf anderen Füßen stehe, als Physik und Chemie, denen sie coordinirt, nicht subordinirt sei. Hr. Driesch, welcher seine eigenen verdienstvollen empirischen Arbeiten entwicklungsmechanische Studien nennt, sagt von der Entwicklungsmechanik, daß sie diesen

Namen nicht verdiene, wenn es sich herausstellen sollte, daß ein dem Nisus formativus älterer Autoren ähnlicher, unfaßbarer Regulator gleichsam über der Formbildung schwebe, worüber wir aber nichts wüßten. Er betont, wie beschränkt jene Ansicht sei, die im „Leben" ein Problem sehe, welches nicht nur mechanistisch, sondern sogar physikalisch-chemisch, d. h. in unsere Physik-Chemie principiell auflösbar sei. Er sieht kein Bedenken, auch teleologische Betrachtungen zur Naturforschung zu zählen, womit er nicht etwa deren auch uns geläufige heuristische Anwendung meint, sondern die Zweckmäßigkeitsgründe für organische Bildungen und Einrichtungen. Er hat nichts dagegen, daß man sage, wo Causalität aufhöre, höre auch Naturforschung auf. „Nur vergesse man nicht, daß dann dort etwas Anderes, sich an die teleologische Beurtheilungsform Anschließendes anfängt." Wenn er so mit erhobenem Finger in gesperrtem Druck vielleicht vor dem Supernaturalismus zu warnen beabsichtigt, so kann er ruhig sein, den vergessen wir nicht.

Hr. Driesch beruft sich zuletzt auf einen Ausspruch Kant's in seiner „Dialektik der teleologischen Urtheilskraft", wonach es für Menschen ungereimt sei, die organisirten Wesen und deren innere Möglichkeit nach bloß mechanischen Principien erklären zu wollen oder zu hoffen, daß noch dereinst ein Newton erstehen könne, der auch nur die Erzeugung eines Grashalms nach Naturgesetzen, die keine Absicht geordnet hat, begreiflich machen werde.[27] Allein wie groß auch sonst Kant's Autorität anzuschlagen sei, der ja zuerst die Entstehung des Planetensystems verstand, so ist er doch auf naturwissenschaftlichem Gebiete nicht für unfehlbar zu achten. Man erinnere sich, wie er in seinen „Metaphysischen Anfangsgründen der Naturwissenschaft" der Lehre von der Erhaltung der Kraft mit keiner Silbe gedenkt; in seinen „Gedanken von der wahren Schätzung der lebendigen Kräfte" diese Lehre bekämpft, ja Folgerungen daraus gleichfalls für ungereimt erklärt.[28].

Weit hinaus über das noch etwas schüchterne Eintreten für den Neo-Vitalismus bei Hrn. Rindfleisch und Hrn. Driesch ist merkwürdigerweise schon vor einigen Jahren der Professor der physiologischen Chemie Hr. Bunge in Basel gegangen. Er eröffnet ein Lehrbuch seiner Wissenschaft (Leipzig 1887) mit einem Vortrage über Vitalismus und Mechanismus, in dessen Eingang es heißt: „Wenn die Gegner des Vitalismus behaupten, daß in den lebenden Wesen durchaus keine anderen Factoren wirksam seien, als einzig und allein die Kräfte und Stoffe der unbelebten Natur, so muß ich diese Lehre bestreiten. Daß wir an den lebenden Wesen nichts Anderes erkennen, das . . . liegt einfach daran, daß wir zur Beobachtung der belebten und der unbelebten Natur immer nur ein und dieselben Sinnesorgane benutzen, welche gar nichts Anderes percipiren, als einen beschränkten Kreis von Bewegungsvorgängen . . . Zu erwarten, daß wir mit denselben Sinnen in der belebten Natur jemals etwas Anderes entdecken könnten, als in der unbelebten, — das wäre allerdings eine Gedankenlosigkeit. Aber wir besitzen ja zur Beobachtung der belebten Natur einen Sinn mehr: es ist der innere Sinn zur Beobachtung der Zustände und Vorgänge des eigenen Bewußtseins.... Der tiefste, der unmittelbarste Einblick, den wir gewinnen in unser innerstes

Wesen, zeigt uns etwas ganz Anderes, zeigt uns Qualitäten der verschiedensten Art, zeigt uns Dinge, die nicht räumlich geordnet sind, zeigt uns Vorgänge, die nichts mit einem Mechanismus zu thun haben. . . . Daß die physiologische Forschung mit dem complicirtesten Organismus, dem menschlichen, beginnt, rechtfertigt sich aus dem Grunde, daß dieser der einzige ist, bei dessen Erforschung wir nicht bloß auf unsere Sinne angewiesen sind, in dessen innerstes Wesen wir gleichzeitig noch von einer anderen Seite her eindringen — durch die Selbstbeobachtung, den inneren Sinn, um der von außen vordringenden Physik die Hand zu reichen."

Ich muß gestehen, daß es mir unmöglich ist, mit dieser Auseinandersetzung einen Sinn zu verbinden. Hr. Bunge führt dann weiter aus, daß „je eingehender, vielseitiger, gründlicher wir die Lebenserscheinungen zu erforschen streben, desto mehr kommen wir zur Einsicht, daß Vorgänge, die wir bereits geglaubt hatten physikalisch und chemisch erklären zu können, weit verwickelterer Natur sind und vorläufig jeder mechanischen Erklärung spotten". Er erläutert dies an der Resorption im Darm, welche man auf „Diffusion und Endosmose" (soll wohl heißen Diffusion und Transfusion) zurückführen zu können glaubte, während man jetzt den Epithelzellen und den Leukocyten einen Antheil zuzuschreiben genöthigt ist, wobei letztere sogar eine Wahlanziehung erkennen lassen. Schließlich kommt Hr. Bunge zu dem Ausspruch: „In der Activität — da steckt das Räthsel des Lebens drin."

Gewiß, und diese „Activität", Hrn. Virchow's „immanente Bewegung", ist eben das, was vorher als dynamisches Gleichgewicht in den Lebewesen und als der grundlegende Unterschied zwischen ihnen und den todten Körpern bezeichnet wurde, also etwas ganz physikalisch Vorstellbares. Hr. Bunge übersieht, daß diese Activität Nahrungsstoffe, Wasser, Luft und Wärme, die integrirenden Reize der älteren Physiologie, voraussetzt; daß sie aufhört, wenn diese fehlen, daß folglich, was er Activität nennt, und worin in der That das Räthsel des Lebens steckt, nichts ist, als ein durch den von ihm verschmähten Chemismus unterhaltener Stoffwechsel, wodurch potentielle in kinetische Energie umgewandelt wird.

Wiederum tritt hier, bei Hrn. Driesch und bei Hrn. Bunge, nur in etwas veränderter Gestalt, dasselbe πρῶτον ψεῦδος zu Tage, welches wir vorher dem alten Vitalismus vorwerfen mußten. Sie stellen sich vor, daß in den Lebewesen, in einer Zelle andere Kräfte thätig seien, als die, welche die Atome der Zellen, Kohlenstoff, Wasserstoff, Sauerstoff, Stickstoff, Phosphor u. s. w. außerhalb der Zelle entfaltet haben würden, aber sie bleiben den Beweis dafür schuldig. Haben die Atome keine anderen Kräfte entfaltet, so sind eben alle Vorgänge in der Zelle physischer und chemischer Art wie in einem Reagirglase. Mit diesem einfachen Schluß ist der Neo-Vitalismus gerichtet, wie sein Vorgänger mit der Bemerkung, daß ein Atom kein Fuhrwerk sei. Dabei ist es vollkommen gleichgültig, ob es sich um die verhältnißmäßig einfacheren Probleme handle, über welche unsere Vorgänger vor fünfzig Jahren sich den Kopf zerbrachen, oder um die mehr verwickelten, welche Hr. Bunge mit einem: Ἰδοὺ Ῥόδος uns vorhält; gleichgültig, ob um die Zellen als

Elementarorganismen im bisherigen Sinne, oder um deren feinere Bestandtheile, heißen sie nun Micellen, Plasome oder Granula; gleichgültig endlich, ob um die Atome als Grundstoffe der heutigen Chemie, wie sie in Hrn. Mendelejeff's System ihre natürliche Ordnung fanden, oder um deren noch unbekannte, wahrhaft letzten Elemente. Ich bin es wahrlich nicht, der sich weigert, vor Grenzen unseres Naturerkennens Halt zu machen. Bewahren wir aber doch unser Ignorabimus für Punkte auf, wo es wirklich am Platze ist.

Hr. Bunge scheint übrigens nicht abgeneigt zu Compromissen. Die Wissenschaft schrickt ihm vor keiner selbstgesteckten Grenze zurück. Selbst die Beschränktheit unserer Geistesgaben vermöge ihren Siegeslauf nicht aufzuhalten. Nicht der leiseste Vernunftsgrund sei dafür vorhanden, daß nicht eine Zeit kommen werde, wo die alsdann lebenden Menschen uns in ihren geistigen Gaben ebenso hoch überragen würden, wie wir mit unserem Verstande die Infusorien des Urmeeres, und alsdann vermöchten, die uns heute mechanisch unverständlichen Vorgänge mechanisch zu verstehen. Ich habe indessen schon Hrn. Haeckel bemerklich machen müssen, daß auf diesem Wege, ohne paratypische Entwicklung, höchstens das unter dem Namen des Laplace'schen Geistes bekannte Ideal zu erreichen wäre, für den aber unser Ignorabimus erwiesenermaßen auch geschrieben steht.[29]

Was den Einwand der Neo-Vitalisten betrifft, daß die Elementarorganismen zu klein, die Verwicklung der Vorgänge darin zu groß seien, um mechanisch vorgestellt werden zu können, daß besonders die Vererbung der väterlichen Eigenschaften dabei unbegreiflich bleibe, so fällt dieser Einwand gegenüber der von der modernen Molecularthеorie erlangten Einsicht in die freilich, wie die Entfernung der Gestirne, unvorstellbare Kleinheit der letzten Theile der Materie.

Wenn wir so über diese uns in den Weg gelegten Hindernisse leichten Fußes hinwegschreiten, so wartet unser beim Vertheidigen der mechanistischen Weltansicht doch noch eine ernstere Schwierigkeit. Nachdem die Darwin'sche Lehre den oben geschilderten Triumphzug gehalten hatte, verflog nach einiger Zeit der Rausch. Von verschiedenen Seiten her erhoben sich lauter und immer lauter Zweifel an der Strenge von Darwin's Beweisführungen. In einem großen Werke hatte der früh verstorbene Albert Wigand sie schon vor Jahren zusammengestellt,[30] doch war damals die allgemeine Meinung Darwin noch so günstig, der Dank für seine befreiende That so lebendig, daß man gern über diesen oder jenen fragwürdigen Punkt fortsah, um so eher, als deren mehreren Darwin selber mit großem Geschick zuvorgekommen war. Ich kann, beiläufig gesagt, dazu nicht den rechnen, den ich selber einmal an dieser Stelle hervorhob, nämlich daß nicht einzusehen sei, wie gewisse Organe schon in ihrem ersten Werden dem Individuum im Kampf ums Dasein nützen konnten. Darwin hatte sich selber darauf entgegnet, daß man nicht wissen könne, zu welchem anderen Zweck als dem später zu erfüllenden sie dienlich sein mochten. Man versteht aber beim besten Willen nicht, wozu einem Zitterfisch seine Batterieen, einer Schlange ihr Giftzahn nützen konnten, ehe das Organ stark genug schlug, das Gift wirksam genug war, um als

Schutz- und Trutzwaffe zu dienen.[31] Doch es wäre nicht gut möglich, die allmälig sich steigernde und ausbreitende Polemik wider den Darwinismus hier im einzelnen zu verfolgen. Dies bedeutete nichts Geringeres als Berichterstattung über eine ganze umfang- und beziehungsreiche Literatur.

Die darin enthaltenen Angriffe betreffen weniger die Abstammungslehre an sich, obschon auch diese immer wieder die Klagen wegen der vermißten Mittelformen und beweisenden Beispiele, wegen der Unausführbarkeit von Versuchen in absehbarer Zeit zu hören bekommt. Mr. Marsh's Entdeckungen, offenbar einer der bedeutendsten Fortschritte der Paläontologie, haben dieser Art von Einwendungen viel von ihrem Gewichte genommen.

Ungleich bedenklicher steht es um den anderen Theil der Darwin'schen Lehre, um die Vererbung vortheilhafter Eigenschaften als Mittel zur Vervollkommnung der Thiere und zur Herstellung zweckmäßig eingerichteter Organe. Der Zustand der Theorie in Bezug hierauf läßt sich in Kürze nicht besser darlegen, als durch Hinweis auf die beiden Männer, welche in England und Deutschland als Kritiker des Darwinismus die Führung übernommen haben, auf Mr. Herbert Spencer und Hrn. Weismann. Ersterer hat sich neuerlich in The Contemporary Review über „die Unzulänglichkeit der natürlichen Zuchtwahl" ausgelassen,[32] vorzüglich auf den Grund hin, daß diese Art, die Entstehung zweckmäßiger Einrichtungen zu erklären, auf die Fälle nicht passe, in denen geringere Vollkommenheit eines Organs noch nicht Zugrundegehen der benachtheiligten Thierform nach sich ziehen könnte, wie beispielsweise geringere Feinheit des Ortsinnes an der Zungenspitze. Dagegen würde es nach ihm leicht sein, die in anderen Fällen sich kundgebende Vervollkommnung dieses Sinnes durch Vererbung einer durch Uebung erworbenen feineren Ausbildung verständlich zu machen. Hr. Weismann seinerseits hat mit unermüdlichem Nachdenken und staunenswerthem dialektischen Scharfsinn eine an die Pangenesis des Hippokrates anknüpfende Reihe von Theorieen entwickelt, welche in der Continuität, ja Ewigkeit seines „Keimplasma's" gipfelt, woraus die Vererbung elterlicher Eigenschaften überhaupt erst verständlich wird, während diejenige erworbener Eigenschaften so gut wie ausgeschlossen scheint.[33] Also sowohl die natürliche Auslese der durch Varietätenbildung entstandenen Zweckmäßigkeiten, wie die Vererbung erworbener Vorzüge werden jede von einem der berufensten Ergründer dieser schwierigen Probleme in Zweifel gezogen. Die sogenannte geschlechtliche Auslese, der übrigens auch manche Bedenken entgegenstehen, der Schutz, den nach Mr. Wallace wehrlose Geschöpfe sich durch Verlarven als gefährliche Räuber verschafft haben, spielen hier nur eine Nebenrolle.

Bei früheren Gelegenheiten habe ich selber schon zu diesen Dingen Stellung genommen und will heute nicht darauf zurückkommen. Ich will vielmehr, ohne dadurch etwas in Betreff meiner jetzigen Meinungen zu präjudiciren, einmal von der Annahme ausgehen, welche Hr. Driesch als Vorkämpfer des Neo-Vitalismus mit unbedingter Schärfe ausspricht, daß der Darwinismus nichts gewesen sei, als eine leichtgläubig hingenommene,

blendende Täuschung, und will untersuchen, welche Weltanschauung alsdann dem Naturforscher übrig bleibe.

Es ist klar, wir stehen nach wie vor gegenüber jenen unüberwundenen Räthseln, der ersten Entstehung der Organismen, ihrer Zweckmäßigkeit, der Schöpfungsgeschichte mit ihren Abenteuern. Es scheint keine andere Auskunft übrig, als sich dem Supernaturalismus in die Arme zu werfen. Es muß eine schaffende Allmacht gewesen sein, welche, als die Erde hinreichend abgekühlt war, ein erstes Mal Lebewesen ins Dasein rief; sie dann in einer Anwandlung von Gleichgültigkeit oder Ueberdruß zum Untergang verurtheilte; dann eines Besseren sich besinnend, es mit einer neuen Schöpfung versuchte, um nach einiger Zeit, vielleicht nach Hunderttausenden von Jahren, dasselbe Spiel zu wiederholen.

So kann man es zur Noth sich denken: doch ist dazu Folgendes zu bemerken. Jenes erste, von Helmholtz an die Spitze gestellte, schon vorher von uns beanspruchte Princip ist dabei außer Acht gelassen: daß die Wissenschaft, deren Zweck es ist, die Natur zu begreifen, von der Voraussetzung ihrer Begreiflichkeit ausgehen müsse. Nun muß man doch gestehen, daß, Eine Schwierigkeit, eine Unwahrscheinlichkeit für die andere, und abgesehen von allem mythisch Hergebrachten, die obige Art, die Entstehung der organischen Welt zu erklären, im entschiedensten Nachtheil ist gegen die Abstammungslehre, wie lückenhaft auch die Phylogenie, wie dunkel die Teleologie, wie scheinbar rettungslos verloren augenblicklich die Abiogenese. Könnte es nöthig sein, das physisch Unmögliche noch auszumalen, daß ein Willensact eines immateriellen Wesens hier, wo nichts ist, im Nu einen Wallfisch oder auch nur eine Mücke entstehen ließe? Ist dies denkbarer als das Zustandekommen von Schiller's Glocke durch Ausschütten eines Schriftkastens, in dem doch wenigstens die Lettern schon vorräthig sind? Gibt es irgend einen Ausweg aus dieser Enge, so muß er versucht werden.

Und in der That, die Sache hat noch eine andere Seite. Kann es etwas der göttlichen Allmacht, die wir hier zu Hülfe rufen, Unwürdigeres geben, als solches Beginnen? Erst die Welt unbelebt zu schaffen, dann unter Durchbrechung der von ihr selber gegebenen physischen und chemischen Gesetze die Lebewesen nach anderen Gesetzen entstehen zu lassen; dann sie wiederholt zu vernichten und neu zu schaffen, in gewissen Punkten vollkommener, als habe sie es das vorige Mal noch nicht recht verstanden, in anderen wenigstens nicht besser, als habe sie nichts gelernt? sie sich vorzustellen als gebunden an von ihr selbst geschaffene Typen, wie die vier Extremitäten der Wirbelthiere, da es ihr doch ein Leichtes gewesen wäre, den Versuch zu machen mit einem sechsgliedrigen Wirbelthiere, wenn es auch kein Pegasus hätte werden können. Wäre es nicht praktischer gewesen, wenn statt jenes wiederholten Eingriffes in die Naturgesetze, statt der Vernichtung ihres früheren Werkes, sie nur einfür allemal den Keim des Lebens in die abgekühlte See, auf die am Fuß der Urgebirge mit feuchter Ackerkrume überzogene Erdoberfläche geworfen hätte, so vorgerichtet, daß daraus die heutige organische Natur werden mußte?

Aber nicht genug. Auch dies wäre ihrer noch nicht völlig würdig gewesen. Ihrer würdig allein ist, sich zu denken, daß sie vor unvordenklicher Zeit durch Einen Schöpfungsact die ganze Materie so geschaffen habe, daß nach den ihr mitgegebenen unverbrüchlichen Gesetzen da, wo die Bedingungen für Entstehen und Fortbestehen von Lebewesen vorhanden waren, beispielsweise hier auf Erden, einfachste Lebewesen entstanden, aus denen ohne weitere Nachhülfe die heutige organische Natur, von einer Urbacille bis zum Palmenwalde, von einem Urmikrokokkos bis zu Suleima's holden Gebärden, bis zu Newton's Gehirn ward. Daß in unseren Versuchen im Laboratorium nie Abiogenese stattfindet, erklärt sich, wie schon erwähnt wurde, aus dem biologischen Actualismus. So kämen wir mit Einem Schöpfungstage aus und ließen, ohne alten und neuen Vitalismus, die organische Natur rein mechanisch entstehen.

Denn hier schließt sich unerwartet unsere Betrachtung zum in sich zurückkehrenden Kreise. Dies war die Seite von Leibnizens Weltanschauung, von der ich Eingangs sagte, daß sie noch heute Berücksichtigung verdiene. Er dachte sich ja, wie wir jetzt dazu gelangt sind, die Welt nur einmal geschaffen und mechanisch sich zum Kosmos entwickelnd. Man kann noch einen Schritt darüber hinausgehen, aber freilich dann aus dem Supernaturalismus in den Materialismus, indem man sich denkt, daß die unendliche Materie, mit ihren heutigen Eigenschaften, von Ewigkeit her im unendlichen Raume sich bewegte.

Wie dem auch sei, auf alle Fälle sieht man, daß dem Neo-Vitalismus aus dem von seinen Anhängern schon laut verkündeten Untergange des Darwinismus kein Vortheil erwachsen würde.

Anmerkungen.

[1] (S. 385) Elementa Physiologiae Corporis humani. T. IV. Lausannae 1762. 4°. p. 557.

[2] (S. 385) Milne Edwards, Leçons sur la Physiologie et l'Anatomie comparée de l'Homme et des Animaux. t. XIV. Paris 1880—81. p. 260. — Barthez, Nouveaux Élémens de la Science de l'Homme. 2me Éd. Paris 1806. t. I. p. 21, 33, 34, 36, 44, 45 etc.

[3] (S. 386) Prochaska, Physiologie oder Lehre von der Natur des Menschen. Wien 1820. S. 26 ff.

[4] (S. 386) Kosmos. Entwurf einer physischen Weltbeschreibung. Stuttgart und Tübingen 1845. Bd. I, S. 67.

[5] (S. 386) Versuche über die gereizte Muskel- und Nervenfaser u. s. w. Posen und Berlin 1797. Bd. II, S. 49.

[6] (S. 386) Œuvres de Vicq-D'Azyr etc. Paris 1805. t. IV. p. 14.

[7] (S. 386) A. a. O. Bd. I. 1796. S. 8—162 (1. Juli 1795).

[8] (S. 386) Brandis, Versuch über die Lebenskraft. Hannover 1795.

[9] (S. 386) De vi vitali sanguini neganda vita autem propria solidis quibusdam corporis humani partibus adserenda etc. Gottingae 1795. 4°.

[10] (S. 386) Précis élémentaire de Physiologie. t. I. Paris 1816. p. III, IV.

[11] (S. 386) Die Gedächtnißrede auf Johannes Müller ist abgedruckt in meinen Reden. Zweite Folge. 1887. S. 143—334. — Vergl. dort S. 218, 219.

[12] (S. 387) Ueber die phantastischen Gesichtserscheinungen u. s. w. Coblenz 1826. S. 4, 5. — Die Quelle für Müller's Lehre von der Lebenskraft, wie sie im Texte dargestellt ist, sind vorzüglich die „Prolegomena" zum Handbuch der Physiologie des Menschen u. s. w. Vierte Aufl. Coblenz 1844. S. 1—62. — Die bezüglichen Stellen konnten hier nicht einzeln aufgeführt werden, da fast jedem Satze mehrere Citate entsprochen hätten.

[13] (S. 387) Das physische Leben in populären Vorträgen dargestellt u. s. w. Berlin 1852. S. 51 ff. — In Betreff der übrigen im Texte genannten Autoren vergl. Reden. Zweite Folge. S. 27, 28.

[14] (S. 388) Reden. Ebenda S. 302—306.

[15] (S. 388) Untersuchungen über thierische Elektricität. Band I. Berlin 1848. Vorrede S. XXXIV ff., auch abgedruckt in der zweiten Folge der Reden, S. 8 ff. — Meine in der gegenwärtigen Rede zusammengefaßte Kritik des Vitalismus findet sich, abgesehen von dieser ersten Stelle, zerstreut in der Gedächtnißrede auf Johannes Müller (s. oben Anm. 11), in der Rede über die Grenzen des Naturerkennens, sowie in der über die sieben Welträthsel (beide letztere in der Ersten Folge der Reden, letztere auch in der „Deutschen Rundschau", 1881, Bd. XXVIII, S. 352 ff.)

[16] (S. 389) Ueber die Erhaltung der Kraft u. s. w. Berlin 1847. S. 3.

[17] (S. 390) S. oben Anm. 11, Reden a. a. O. S. 219.

[18] (S. 390) Hildebrandt's Handbuch der Anatomie des Menschen. Vierte Ausgabe, besorgt von E. H. Weber. Bd. I. Stuttgart 1833. S. 116.

[19] (S. 390) Vergl. Reden. Zweite Folge. S. 25.

[20] (S. 390) Poggendorff's Annalen der Physik und Chemie. 1846. Bd. LXIX. S. 161.

[21] (S. 390) Ebenda 1855. Bd. CLXX. S. 66.

[22] (S. 390) Handbuch der Physiologie u. s. w. Vierte Aufl. Bd. I, S. 27, 28.

[23] (S. 391) Paul du Bois-Reymond, Ueber die Grundlagen der Erkenntniß in den exacten Wissenschaften. Nach einer hinterlassenen Handschrift (herausgegeben von Dr. Guido Hauck). Tübingen 1890. S. 43 ff.

[24] (S. 393) Pflüger's Archiv für die gesammte Physiologie. 1888. Bd. XLIII. Supplementheft. S. 62 ff.; — 1891. Bd. XLIX, S. 209 ff.

[25] (S. 393) Ebenda. 1889. Bd. XLIV, S. 270—272.

[26] (S. 394) Aerztliche Philosophie. 4°.

[27] (S. 395) Immanuel Kant's Werke . . . . Gesammtausgabe in zehn Bänden von G. Hartenstein. Bd. VII. Leipzig 1839. S. 277.

[28] (S. 395) Ebenda. Bd. VIII. Leipzig 1838. S. 86.

[29] (S. 397) Reden. Erste Folge. S. 396.

[30] (S. 397) Der Darwinismus und die Naturforschung Newton's und Cuvier's. Drei Bände. Braunschweig 1874, 76, 77.

[31] (S. 398) Reden. Erste Folge. S. 224, 225.

[32] (S. 398) The Inadequacy of „Natural Selection". February and March, 1893.

[33] (S. 398) Eine kritische Darstellung der Weismann'schen Theorie von George John Romanes . . . übersetzt von Dr. Karl Fiedler. Leipzig 1893.

Das vorarmenische Reich von Van.

Von

C. F. Lehmann.

[Nachdruck untersagt.]

Bei ihren auf die Begründung einer Weltherrschaft zu Ehren des Gottes Assur gerichteten Kriegszügen im westlichen Vorderasien haben die Assyrer nirgends einen so energischen und nachhaltigen Widerstand gefunden, wie in dem Gebiet des heutigen Armenien. Dort läßt sich seit etwa der ersten Hälfte des neunten Jahrhunderts die Bildung eines Reiches verfolgen, das von den Assyrern mit dem Namen Urartu bezeichnet wird (dem Ararat des alten Testaments entsprechend), und dessen Centrum die Stadt Tuspa (griechisch Thospia), das heutige Van, gebildet hat.

Nachdem Salmanassar II. (860—825) zuerst mit den Urartäern in Berührung gekommen war, erstarkte dieses Reich in glücklichen Kämpfen gegen dessen Nachfolger wie gegen die umwohnenden Völkerschaften so sehr, daß es an Ausdehnung dem assyrischen Reiche zum Mindesten gleichkam und ihm an Macht und innerer Festigung bei Weitem überlegen war. Erst durch Tiglatpileser, den letzten König dieses Namens, den eigentlichen Schöpfer des neuassyrischen Weltreiches, und seinen zweiten Nachfolger Sargon II. wurde eine Niederlage und Schwächung Urartu's herbeigeführt, die jedoch nicht zu einer eigentlichen Unterwerfung geführt hat. Im siebenten Jahrhundert sehen wir den Assyrerkönig Asurbanabal mit den vorarmenischen Königen Rusas III. und Sardur III. als mit gleichgestellten Bundesgenossen verhandeln, und erst in den Stürmen und Wirren der indogermanischen Einwanderung, die auch zum Untergange des assyrischen Reiches wesentlich beigetragen haben, geht dieses vorarmenische Reich zu Grunde, während seine Bewohner ihr Volksthum noch lange unverfälscht bewahrten.

Erscheint es daher von historischem Interesse, über die Stammeszugehörigkeit und über die Nationalität dieses Volkes, das der Kriegsmacht Assur's so erfolgreich Trotz bot, ins Klare zu kommen, die Entwicklung des Staatswesens, das Wachsthum seiner Macht zu verfolgen und über Cultur, Sitten und Gebräuche der Urartäer eine Anschauung zu gewinnen, so dürften wir

einen genügenden Aufschluß über diese Fragen von den assyrischen Inschriften nicht erwarten, selbst wenn die Quellen für alle Abschnitte dieser Epoche in gleicher Vollständigkeit und Ausführlichkeit vorlägen. Denn eine einigermaßen objective Würdigung fremdländischer Verhältnisse ist mit dem Charakter der Königsinschriften, wie sie uns für diese Periode auf assyrischer Seite neben den knappen Angaben der Eponymenlisten allein zu Gebote stehen, unverträglich. Diese Inschriften sind in erster Linie officielle Documente, bestimmt, die Thaten des jedesmaligen Herrschers für Mit- und Nachwelt in möglichst günstigem Lichte darzustellen. Dabei kann es nicht ausbleiben, daß Erfolge überschätzt, Niederlagen vertuscht werden, und daß über die Modalitäten eines feindlichen Widerstandes, über die Beweggründe einer „Rebellion" gegen das Joch Assur's nur selten richtige Kunde und Klarheit zu erlangen ist. Erst das Vorhandensein nichtassyrischer Quellen begründet die Möglichkeit, dem thatsächlichen Bilde der Verhältnisse näher zu kommen, seien es einheimische Inschriften, seien es die Nachrichten classischer Autoren — letztere, auch wenn sie spärlich vorhanden sind und Irrthümer enthalten, immer von besonderer Wichtigkeit, weil die griechischen Beobachter die orientalischen Verhältnisse, denen sie fremd gegenüber standen, gewissermaßen mit unseren Augen ansahen und Aufschluß geben über Dinge und Verhältnisse, die die einheimischen Inschriften als selbstverständlich unerörtert und unerläutert lassen.

Für die Geschichte des urartäischen Volkes sind beide Gattungen von Nachrichten vorhanden, eine verhältnißmäßig große Anzahl von gleichzeitigen Inschriften vorarmenischer Könige und vereinzelte Notizen griechischer Schriftsteller.

Den Grundstock des bisher bekannten Materials solcher vorarmenischer Keilinschriften verdanken wir dem hessischen Gelehrten Professor Ed. Schultz, der, auf Anregung von St. Martin nach Armenien gesandt, im Jahre 1828 — also lange ehe in Chorsabad und Kujundschyk Botta und Layard die Trümmer assyrischer Königspaläste mit ihrem Reichthum an Inschriften aufdeckten, ja selbst ehe Burnouf und Lassen, auf Grotefend's Entzifferung fortbauend, das volle Verständniß der altpersischen Keilinschriften gesichert hatten — nicht weniger als 42 Keilinschriften entdeckte und copirte, welche in der Umgebung von Van, zumeist in Felsen gehauen, sich vorfanden. Der muthige Forscher sollte von dieser Reise nicht zurückkehren; er fiel von der Hand eines räuberischen Kurdenhäuptlings. Seine Copien, deren verhältnißmäßige Zuverlässigkeit bei dem damaligen Mangel jeglichen Schlüssels zum Verständnisse der Inschriften bewundernswerth ist, wurden lange nach seinem Tode im „Journal Asiatique" veröffentlicht. Eine Vermehrung dieses Materials fand Jahrzehnte lang nur durch zufällige und vereinzelte Funde statt.

Ein Versuch, die Inschriften zu entziffern, konnte erst beginnen, nachdem die Erforschung der ninivitischen Keilinschriften in Fluß gekommen war, mit deren Schriftzeichen, wie leicht zu erkennen war, die vannischen Charaktere die engste, von voller Identität nur wenig entfernte Verwandtschaft zeigten. Die Sprache der Inschriften hat aber, wie durch die Arbeiten von Sayce und Guyard feststeht, weder zu dem semitischen Assyrischen oder überhaupt zu den

semitischen Sprachen noch zu den indogermanischen Sprachen irgend welche Beziehung. Sie gehört zu der durch neue Entdeckungen für uns stets wachsenden Zahl alter vorderasiatischer Idiome, die verhältnißmäßig die meiste Aehnlichkeit mit dem Bau der ural-altaltaischen Sprachen aufweisen, ohne daß bisher, was bei der Spärlichkeit des überdies zum Theil erst seit Kurzem bekannten Materials nicht zu verwundern ist, eine nähere Verwandtschaft zwischen diesen verschiedenen Idiomen selbst, geschweige denn ihre Zugehörigkeit zu einem Zweige einer bestimmten Sprachfamilie hätte erwiesen werden können. Unter diesen Umständen blieb die Entzifferung zunächst auf die Thatsache angewiesen, daß gewisse Zeichengruppen, sogenannte Ideogramme, die in der assyrischen Schrift einen Gegenstand nicht sowohl nach seiner lautlichen Bezeichnung, als vielmehr seinem Begriffe nach und bildlich darstellen, auch in diesen altarmenischen Inschriften wiederkehren. So konnte man rein nach der äußeren Gestalt des Zeichens erkennen, wo von einem Gott, einem König die Rede war, und die Namen von Göttern und Königen ermitteln, ohne daß man wußte, welches die chaldischen Bezeichnungen für „Gott", „König" seien. So ergab sich auch, daß die Herrscher von Van sich, wahrscheinlich nach der um Van belegenen Landschaft als „Könige von Biaina" bezeichneten. Dagegen blieb aus später zu erörternden Gründen unerkannt, daß die Könige ihre Unterthanen nach dem von ihnen verehrten Hauptgotte Chaldis als „Chalder" (Chaldini) bezeichneten, und daß wir somit in ihnen die nördlichen Bergbewohner zu erblicken haben, die von den griechischen Autoren als Chalder, häufiger noch — aber wie wir sehen werden, irrthümlicher Weise — als Chaldäer genannt werden. Im Folgenden werden, dem einheimischen Brauche entsprechend, die Bezeichnungen „Chalder" und „chaldisch" überwiegend verwendet werden.

Dem Scharfblick Guyard's und Sayce's gelang es dann, ebenfalls zunächst nach den vorkommenden Ideogrammen, nachzuweisen, daß gewisse Sätze, welche regelmäßig am Schlusse längerer chaldischer Inschriften erscheinen, dem Inhalte nach entsprechen den Fluchformeln, mit welchen am Schlusse der assyrischen Königsinschriften vor einer Schädigung der Inschrift selbst oder der Bauten, auf welche sie sich bezieht, gewarnt zu werden pflegt. Dadurch wurde ein Einblick in den Bau und in den lexicalischen Bestand der Sprache angebahnt, und Sayce konnte den Versuch machen, die bis dahin bekannten Inschriften zu übersetzen und zu erläutern, wobei jedoch auf den „Versuch" ein besonderer Nachdruck zu legen ist.

In allerjüngster Zeit hat unser Material an chaldischen Inschriften eine bedeutende Vermehrung erfahren, die gleichzeitig einige Fortschritte im Verständniß der Inschriften ermöglicht hat.

Herr Dr. Waldemar Belck hat auf einer im Jahre 1891 unternommenen Forschungsreise durch Armenien eine große Anzahl von chaldischen Keilinschriften copirt, von denen sich eine bedeutende Anzahl als gänzlich unbekannt erwiesen hat.

Herr Belck ist seines Zeichens Chemiker. Schon als Student der Chemie hat er die von der Berliner theologischen Facultät gekrönte Preisschrift über die Geschichte des Montanismus verfaßt und so von seiner Befähigung, auf

ihm ursprünglich fern liegenden Gebieten Tüchtiges zu leisten, Zeugniß abgelegt. Mit der Keilschriftforschung war er bei Antritt seiner im Einverständniß mit Herrn Professor R. Virchow unternommenen, zunächst mehr anthropologischen und ethnologischen Zwecken dienenden Reise in keinerlei Berührung gekommen, stand also den Inschriften, die er copirte, ganz so fremd gegenüber wie seiner Zeit Schultz. Daß Belck, nachdem er drei Jahre lang als Elektrotechniker in dem Siemens'schen Kupferbergwerke in Kedabeg gearbeitet hatte, mit Land und Leuten wohl vertraut war und sich freundschaftlicher Förderung von Seiten der hohen armenischen Geistlichkeit zu erfreuen hatte, mag ihm auch bei der Aufsuchung und dem Copiren der Inschriften in gewisser Hinsicht förderlich gewesen sein. Jedenfalls erweisen sich seine Copien als vielfach noch genauer als die von Schultz; auch ist es ihm gelungen, von Inschriften, die Schultz als unleserlich bezeichnet hatte, brauchbare Copien anzufertigen. Nachdem Herr Belck schon in Armenien begonnen hatte, sich die bisherigen Ergebnisse der Entzifferung der altarmenischen Inschriften anzueignen — er las mir bei unserem ersten, von Herrn Virchow veranlaßten Zusammentreffen die Königsnamen aus den von ihm copirten Inschriften ohne Weiteres vor — haben wir dann gemeinsam das neue inschriftliche Material zu bearbeiten begonnen. Diese Arbeit ist noch nicht abgeschlossen. Ebenso ist das Material, auch jetzt noch, von Vollständigkeit weit entfernt, da Belck auf seiner Reise nicht alle Orte besuchen konnte, an denen, zuverlässigen Nachrichten gemäß, noch Keilinschriften — und zwar zum Theil recht umfangreiche — zu finden sind. Wohl aber haben wir durch die neuen Inschriften über zwei wichtige Epochen der Geschichte der Stadt und damit des Reiches von Van sichere und werthvolle Kunde erhalten. Und da bei der geschilderten Sachlage ein auch nur einigermaßen abgeschlossenes Bild von der Geschichte und der Cultur der Chalder nicht geboten werden kann, so sei es mir gestattet, in der folgenden Skizze bei diesen neuen Ergebnissen und der Art und Weise ihrer Ermittlung vorwiegend zu verweilen.

Die Gestalt des Van-Sees ist der der Insel Sicilien nicht ganz unähnlich. Etwa der Lage von Syracus entsprechend, jedoch, außer beim höchsten Wasserstande des Sees, nicht unmittelbar am südlichen Theile des östlichen Seeufers, liegt die heutige Stadt Van. Den Zugang zum Van-See von Assyrien her (also von Südsüdwest und Südost) verwehren hohe, fast unübersteigliche Bergzüge mit schwer zugänglichen Pässen von 10000 Fuß Höhe, die noch dazu wegen ihrer Enge durch eine Handvoll Menschen leicht zu vertheidigen waren. Diese Bergzüge haben denn auch die Assyrer niemals überschritten, sondern sind regelmäßig nur, indem sie westlich und dann nordöstlich um den Van-See herumzogen, durch das zwischen diesem und dem Araxes gelegene Gebiet an das Ostufer des Van-Sees und weiter an den Urmia-See gelangt.

Die ursprünglichen Sitze der Chalder sind wahrscheinlich östlich vom Van-See zu suchen, genau läßt sich nicht angeben, wo; als sie ihre Macht am Nordufer des Sees und darüber hinaus nach Westen ausdehnten, trafen sie am Arsanias, dem östlichen Quellfluß des Euphrat, mit den Assyrern zusammen. Erst nach diesem Zusammenstoß sind — wie nachweisbar, ebenfalls in neu

erobertem resp. erworbenem Gebiete — die ersten baulichen Anlagen an der Stätte von Van erfolgt. Die Hauptstadt, der Sitz des Gottes Chaldis, wurde sicher nicht ohne bestimmte Absicht in den für einen assyrischen Angriff zuletzt und am schwersten erreichbaren Theil des Vansee-Gebietes verlegt.

Ueber demjenigen Viertel der Stadt, das heutzutage von dem türkischen Theile der Bevölkerung bewohnt wird, erhebt sich im Norden ein steiler, isolirter Felskegel, der für fortificatorische Anlagen besonders geeignet erscheint. Heut trägt er die Citadelle von Van, im 9. Jahrhundert v. Chr. hat dort vielleicht schon Sardur I., Lutipris' Sohn, — der erste chaldische König, von dem uns Inschriften erhalten sind — Befestigungen anzulegen begonnen, die dann von seinen Nachfolgern, Ispuinis (in den Inschriften des Assyrerkönigs Samsi-Ramman als Uspina genannt) und dessen schon bei Lebzeiten des Vaters zur Mitregentschaft berufenen Sohne Menuas fortgesetzt wären. Erst Menuas aber kann als Gründer der eigentlichen Stadt Van angesehen werden. Denn ehe in der Ebene, unfern des Burgberges, eine städtische Ansiedlung erstehen konnte, mußte, da größere Flußläufe und Quellen fehlten, und da auch das Wasser des Van-Sees, seines Salzgehaltes wegen, außer Betracht lag, für eine genügende Zuführung von Wasser gesorgt werden.

Diese Aufgabe wurde von Menuas in einer wahrhaft großartigen Weise gelöst. Die großen Reservoirs und die Canalisationsanlagen der Aegypter wie der Babylonier, — der Mörissee, das Becken von Sippar — erregten das Staunen und die Bewunderung des Alterthums; der König Chammurabi, der Schöpfer des großbabylonischen Reiches (gegen Ende des dritten vorchristlichen Jahrtausends), bezeichnete den nach ihm benannten Chammurabi-Canal stolz als den „Segen der Menschen": der Menuas-Canal steht an Schwierigkeit der Herstellung hinter diesen bedeutenden Leistungen auf dem Gebiete des Wasserbaues nicht zurück; an Nutzen und Dauerbarkeit hat er sie bei Weitem übertroffen, da er seine ursprüngliche Bestimmung zum Theil noch heute erfüllt.

Der Canal, über welchen zuverlässige Nachrichten erst durch Belck in die Oeffentlichkeit gebracht sind, hat, die Krümmungen eingerechnet, eine Länge von 75—80 Kilometern. „Die Quelle, welche den Canal speist, entspringt am Fuße einer felsigen Bergkette von mehreren hundert Metern relativer Höhe, welche die südliche Grenze des Haiozzor genannten unteren Koschabthales bildet, etwa 1,5 Kilometer vom Kurdendorfe „oberes Meschingert" entfernt. Dort sprudelt die sehr starke und außerordentlich kohlensäurereiche Quelle aus vielen Felsspalten hervor und strömt gleich darauf mit starkem Fall über felsigen Boden hinweg. Die Quelle floß vor Erbauung des Canals auf direktestem Wege nach Norden in den nur etwa 5 Kilometer entfernten Koschabfluß; das alte Bett ist auch heute noch fast überall deutlich erkennbar und wird theilweise von den Dorfbewohnern als Rinne für abgezweigte kleinere Canäle benutzt.

„König Menuas ließ nun die Quelle unmittelbar an ihrem Austritt abfangen, leitete sie zunächst zum oberen Meschingert, wo sich in alten Zeiten nach der Ueberlieferung der Armenier eine größere Stadt befunden haben soll,

in einen mächtigen, mit kleiner Stauvorrichtung versehenen Sammelteich und weiterhin behufs Ueberführung über den Koschab auf den folgenden circa 4 Kilometern in erhöhtem Bette fort zum unteren Meschingert, wo ein aus mächtigen, im Laufe der Jahrhunderte stets wieder erneuten Baumstämmen zwar ziemlich roh, aber doch sehr dicht zusammengefügter Holzcanal in etwa 3 Meter Höhe über den Fluß gelegt ist.

„Bis zum Koschab läuft auch der Canal unter mancherlei starken Krümmungen in der Hauptrichung, Nord, dann aber biegt er unmittelbar hinter der Ueberführung scharf nach Westen um, da er dort den das Haiozzor im Norden begrenzenden Bergzug erreicht hat, an dessen Fuße hier der Koschab nahe entlang strömt. Beim unteren Meschingert führt eine große Holzbrücke über den Canal, der gleich darauf an hohen, steilen Felsenwänden vorbeifließt. Dort befindet sich circa 100 Meter westlich von der Brücke in einer Höhe von etwa 15 Metern über dem Canal an leicht zugänglicher Stelle auf einem großen Felsblock eine durch Wind und Wetter arg zerstörte vierzehnzeilige Keilinschrift. Von hier ab läuft der Canal ununterbrochen am Fuße der erwähnten, zum Van-See hin sich allmälig verflachenden Bergkette, wesentlich in westlicher Richtung, bis nahe zum Dorfe Ischchanikom hin, eine Strecke von circa 22 Kilometern, biegt dann allmälig ganz nach Osten um und läuft auf dem nördlichen Abhange desselben Bergzuges bis Artamid weiter. Bald hinter Artamid wendet sich der Canal nach Norden, um sich schließlich, wenige Kilometer südlich von Van, auf den dortigen Feldern zu verlaufen, die in früheren Zeiten sehr wahrscheinlich die Gärten und Häuser der Stadt trugen, jetzt aber größtentheils unbebaut daliegen. Bis Artamid besitzt der Canal ein recht bedeutendes Gefälle und ist deshalb auch sehr reißend; späterhin ist dasselbe weit geringer. Vom unteren Meschingert bis Surp Wartan ist der Bau des Canals, weil meist in lockerem Erdreich erfolgt, keinen besonderen Schwierigkeiten begegnet, dann aber war bis Artamid ein äußerst schwieriges Terrain zu überwinden, fast durchweg felsiger Boden, zerrissen durch tiefe, weit einschneidende Schluchten. Ueber die letzteren fort hat man häufig genug den Canal in sehr eigenthümlicher Weise geführt, indem man fortlaufend am Rande der Schluchten breite cyklopische Mauern vom Grunde herauf bis zu der erforderlichen Höhe aufführte, auf deren Oberfläche dann das Canalbett angelegt wurde. Diese Mauern, welche oft eine Höhe von 15 Metern und darüber erreichen, sind aus kleinen und großen Felsblöcken ohne Bindemittel aufgeführt."

Auch in anderer Beziehung noch ist nach Belck's Berichten dieser Aquäduct sehr merkwürdig. Das Bett desselben senkt sich nämlich nicht allmälig und gleichmäßig herab, sondern vielmehr in der Hauptsache sprungweise. Und überall da, wo es die Umgebung irgendwie zuließ, sind diese absichtlich hervorgerufenen kleinen Wasserfälle zum Betriebe von Mühlen — und zwar, was überraschend genug, auf dem Turbinenprincip beruhenden Mühlen — benutzt worden. Besonders scharf tritt dies auf der Strecke zwischen dem Anfange des Canals und seiner Ueberführung über den Koschab hervor, wo das erhöhte, künstliche Bett von vornherein für den Betrieb mehrerer derartiger

Mühlen angelegt wurde. Noch heutzutage liefert der Canal einem großen Theile der im Haiozzor belegenen zweiundvierzig Dörfer das für die Felder und Gärten unentbehrliche Berieselungswasser, und von den mehr als vierzig Mühlen, die noch im Laufe unseres Jahrhunderts, ehe die Kurden in das Haiozzor eindrangen, vorhanden waren, sind zwanzig noch jetzt im Betriebe. Von dem culturfeindlichen Wirken der Kurden legen die Ruinen der übrigen Mühlenanlagen beredtes Zeugniß ab.

Die nicht unbedeutenden trigonometrischen und technischen Kenntnisse, die nothwendig sind, um einen derartigen großen Wasserbau zu planen und auszuführen, sind, wie die Schrift und sicher die übrigen wesentlichen Elemente der in Babylon wurzelnden vorderasiatischen Cultur, von den Assyrern zu den Chaldern gelangt.

Eine dunkle Erinnerung an einen derartigen Zusammenhang hat sich bis auf den heutigen Tag in der Tradition der Armenier erhalten. Sie betrachten den Canal als Werk der Assyrerin Semiramis, und auch die Stadt Van bezeichnen sie als Schamiramagert („Stadt der Semiramis").

Ueber die Anlage dieses Semiramis-Canals (Schamiramsue) durch die Assyrerin weiß auch Moses von Chorene in seiner Urgeschichte Armeniens Näheres zu berichten. Obgleich er keinen Zweifel darüber aufkommen läßt, daß er den Canal nicht selbst gesehen hat, also, sei es zeitgenössischen Mittheilungen, sei es der Tradition oder älteren Berichten folgt, so stimmt seine Beschreibung ganz ausgezeichnet zu dem heutigen Befunde.

Daß der beschriebene großartige Aquäduct ein Werk des Menuas ist, lehren zahlreiche Inschriften, die den Canal in seinem Laufe begleiten. Sie sind theils auf den zu seinem Bau verwendeten Steinen, theils auf Felsblöcken oder Felswänden in dessen Nachbarschaft angebracht und, wie es scheint, namentlich da, wo der Bau mit Schwierigkeiten verknüpft war. So sind sie z. B. sehr zahlreich in der Gegend von Artamid, wo Belck und, theils mit ihm zusammen, theils nachher, Consul Devey neun Inschriften in einem gegenseitigen Abstand von höchstens 50—100, zum Theil nur von zehn Metern aufgefunden haben.

Diese Inschriften nehmen in der Hauptsache folgenden Verlauf: „Menuas (folgen die Titel), der mächtige König, hat diesen pili erbaut, Menuaipili ist sein Name". Es ist klar, daß sich pili hier nur auf den Canal beziehen kann, den der König, sein Erbauer, stolz mit seinem Namen belegt. Pili heißt also Canal, Aqäduct. Das konnte aber nur erkannt werden dadurch, daß genaue Angaben über den Standort der Inschriften von Belck gemacht wurden. Anderenfalls hätte man wahrscheinlich, auch wenn Copien von zehn und mehr Inschriften dieses Wortlauts ohne solche Angaben nach Europa gesandt worden wären, die Uebersetzung beibehalten, mit der man sich bei dem einen, schon früher bekannten Exemplar dieser Inschriftengruppe begnügte, nämlich: „Menuas hat diese Inschrift gesetzt; Menuas-Inschrift ist ihr Name" — obgleich man billig hätte einsehen müssen, daß vernünftiger Weise der König nicht eine Inschrift (geschweige denn mehrere), die von vornherein ausdrücklich als von ihm herrührend bezeichnet waren, noch besonders mit dem

Namen „Menuas-Inschrift" belegt haben konnte, daß demnach pili einen außerhalb der Inschrift stehenden Gegenstand bezeichnen müsse.

Die Canalinschriften des Menuas haben uns so nicht bloß die erste Bereicherung unserer Kenntniß des chaldischen Wortschatzes geliefert, sondern sie haben, was wichtiger ist, die Erkenntniß gezeitigt, daß für jeden Fortschritt im Verständnisse der Inschriften von Van die genaue Beachtung des jedesmaligen Standorts der Inschrift und der Reste etwaiger alter baulicher Anlagen das unerläßliche Erforderniß ist.

In ähnlicher Weise wie hier bei dem Worte „Canal, Wasserleitung" ist die Ermittlung einer Anzahl anderer bautechnischer Ausdrücke gelungen und dabei ein Bild von der auch in anderen Richtungen außerordentlich ausgebreiteten Bauthätigkeit des Menuas gewonnen worden. Außer einem zweiten Canal und zwei weiteren Städte-Gründungen kommt die Anlage von einer ganzen Anzahl kleiner Festungen und Burgen auf seine Rechnung. Menuas hat nämlich in glücklichen Kriegszügen die Grenzen des Chaldi-Reiches, wie aus dem zur Zeit bekannten Verbreitungsgebiet seiner Inschriften hervorgeht, ungleich weiter ausgedehnt, als man sich bisher vorgestellt hatte.

Er hat für seinen Vater Ispuinis die Gebiete südwestlich vom Südufer des Urmia-Sees und im Norden das ganze Gebiet bis zur Eriwanschen Ebene hin erobert. Nach Ispuinis Tode eroberte Menuas die Länder am Oberlaufe des Murad bis zu dem westlichen Quellfluß des Euphrat hin und dehnte sein Gebiet im Südwesten auf Kosten der syrischen Staaten bis Malatiyeh (Melitene) aus, das den Assyrern bis dahin tributpflichtig gewesen war; kurz, Menuas beherrschte bereits das weite Gebiet vom Westufer des Urmia-Sees bis über Malatiyeh und Erzerum hinaus einerseits und vom Araxes im Norden bis zum Südufer des Urmia-Sees andererseits.

Die Regierung seines Sohnes, Argistis I., bezeichnet den Höhepunkt der chaldischen Macht. Auf seinen siegreichen Feldzügen, über welche uns seine auf dem Burgberg von Van in den Felsen eingehauenen umfangreichen Annalen berichten, überschritt er den Araxes, drang über Eriwan bis an das Nordostufer des Göktschai-Sees vor und schlug die heutigen Gouvernements Eriwan und Kars zum Gebiete seines Reiches. Im Osten aber unterwirft er sich die Gebiete am Südost- und Ostufer des Urmia-Sees — Gebiete, die von Salmanassar II. Assyrien tributpflichtig gemacht waren — und rühmt sich bei dieser Gelegenheit, die Truppen Assyrien's wiederholt geschlagen zu haben. Auch im Westen erlitt die Herrschaft der Assyrer durch Argistis weitere Schmälerungen und Erschütterungen.

Zu den Assyrerkönigen, mit denen er zu kämpfen hatte, gehört, den chronologischen Verhältnissen nach, Salmanassar III. (783—773), der nach Ausweis der assyrischen Eponymenlisten in sechs von den elf vollen Jahren seiner Regierung gegen Urartu zu Felde zog. Seine beiden nächsten Nachfolger scheinen auf jeden thätigen Widerstand gegen Chaldia verzichtet zu haben, während im Reiche von Van nach Argistis' Tode Sardur II. die kriegerischen Unternehmungen des Vaters erfolgreich fortsetzte. So schien es, als solle die Suprematie im westlichen Vorderasien dauernd den Chaldern zufallen, als

hätten die Chalder allein die Berechtigung gewonnen, ihrem Gott und dem Könige, seinem Stellvertreter, den Titel „Herr der Welt, König der Welt" beizulegen, den sie schon zu Beginn des großen Kampfes den Assyrern streitig machten. Bald aber wendete sich das Blatt. Mit dem (biblischen) Tiglatpileser bestieg wieder ein thatkräftiger Herrscher den Thron Assyriens, der die Wiederherstellung der assyrischen Obmacht sich zur Aufgabe machte und durchführte. Schon in seinem dritten Regierungsjahre (743) bringt er dem Heere Sardur's, das zum Entsatz der von Tiglatpileser belagerten syrischen Stadt Arpad herbei eilte, eine empfindliche Niederlage bei und löst dadurch die Bande sei es freiwilliger Bundesgenossenschaft, sei es erzwungener Botmäßigkeit, die die syrischen Kleinstaaten mit Armenien verknüpften. Nachdem diese dann in langwierigen und erfolgreichen Kämpfen Assyrien theils einverleibt, theils tributpflichtig gemacht waren, konnte Tiglatpileser den entscheidenden Schlag gegen Chaldia führen. Er drang bis in das Herz des Landes vor (735), und wenn auch die Burg auf dem „Citadellenberg" sich als uneinnehmbar erwies, die Anlage an dessen Fuß, die vom Menuascanal bewässerte Gartenstadt Tosp, wurde zerstört und blieb seither verlassen.

Weit entfernt aber, sich nunmehr etwa Assyrien zu unterwerfen, erwiesen sich die Chalder vielmehr in der Folge von einer bewundernswerthen Thatkraft und Zähigkeit. Rusas I., in den assyrischen Inschriften meist als Ursa bezeichnet, war der erbittertste Gegner Sargon's II. von Assyrien, des zweiten Nachfolgers Tiglatpileser's. Erst nachdem von der großen Coalition, die er zu Schutz und Trutz gegen Assyrien zusammengebracht hatte und zusammenhielt, ein Glied nach dem anderen von den Assyrern geschlagen und gedemüthigt war, und nachdem auch der letzte seiner Bundesgenossen, der König des stammverwandten Mußaßir, den Widerstand aufgegeben hatte, zog er den selbstgewählten Tod des freien Mannes dem Ende durch Feindeshand oder schmählicher Gefangenschaft vor.

Hatten die Assyrer etwa geglaubt, nunmehr in Armenien als unbestrittene Herren der Lage gelten zu können, so täuschten sie sich darin. Dem siegreichen Assyrerkönig machte noch des unglücklichen Rusas Sohn, Argistis II., ernstlich zu schaffen. Von der strengen Bewachung, welche die Urartäer unter Argistis II. in der Folge seitens der Assyrer erfahren, gibt uns der Bericht eines assyrischen Statthalters an den König Sanherib oder Sargon Kunde.

Daß wir die Chalder, wo immer möglich, auf Seiten der Gegner Assyriens und seiner geordneten Entwicklung finden, kann nicht Wunder nehmen. Die Mörder Sanherib's, seine eigenen Söhne, scheinen bei dem Kampfe gegen ihren Bruder Asarhaddon Unterstützung und Zuflucht in Armenien gefunden zu haben. Mit den Kimmeriern, den nordischen Barbaren indogermanischen Stammes, deren ersten Anprall gegen die Peripherie des assyrischen Reiches Asarhaddon vorläufig mit Erfolg, wenn auch mühsam zurückschlug, scheint, neuesten Veröffentlichungen gemäß, Rusas II., Argistis' II. Sohn, im Einvernehmen gestanden zu haben, und der erneute Aufschwung, den das Chalderreich in den folgenden Jahrzehnten genommen zu haben scheint, wird mit den Erschütterungen, die die assyrische Herrschaft schon

damals in Folge der Kimmeriereinfälle direct und mittelbar erlitt, in ursächlichen Zusammenhang zu bringen sein. Von Rusas' II. Nachfolger, Erimenas, wissen wir nichts Näheres. Mit den Gesandtschaften der Könige Rusas III., Erimenas' Sohn, und Sardur III. an Asurbanabal (um 655 und gegen 640) schließt, wie Eingangs erwähnt, unsere historische Kunde von dem vorarmenischen Reich der Chalder oder Urartäer. Der assyrische Bericht stellt diese Sendungen dar als hervorgerufen durch den Respect vor der Uebermacht Assur's und seines königlichen Vertreters, dessen Gunst nachzusuchen man sich beeilt habe. Es ist aller Grund zu der Annahme vorhanden, daß diese, wie sehr viel ähnliche „Begrüßungsgesandtschaften", keinen anderen Zweck hatte, als den, dem Assyrerkönige, nach einem bereits in ungleich älterer Zeit nachweisbaren, den heutigen diplomatischen Gewohnheiten entsprechenden Brauche, einen in dem gleichberechtigten Nachbarreiche erfolgten Thronwechsel zu notificiren.

Wo aber haben wir uns in dieser Zeit, nachdem die von Menuas gegründete Ansiedlung von den Assyrern zerstört worden war, die Hauptstadt des Reiches, den Sitz des Gottes Chaldis zu denken?

Etwa vier Kilometer östlich von dem Citadellenberg von Van erhebt sich der Bergzug des Zemzemdagh, dessen westlicher Theil den Namen Toprakkaleh (Erdfestung) führt. Auf dem Toprakkaleh sind vor einigen Jahren durch Ausgrabungen, welche die Engländer vornahmen, die Ueberreste chaldischer Bauten zu Tage getreten. Sie haben eine reiche Ausbeute an Erzeugnissen chaldischer Gewerbthätigkeit, namentlich Metallarbeiten, geliefert, welche in verschiedenen europäischen Sammlungen Aufnahme gefunden haben. Der größte Theil befindet sich im Britischen Museum. Die Berliner Sammlung enthält u. A. eine Statuette, der Hauptsache nach aus theilweise stark vergoldeter Bronce in zierlicher Arbeit gefertigt; das Gesicht besteht aus weißem Stein, der Halsschmuck war in eingelegten, kostbaren, jetzt ausgebrochenen Steinen hergestellt. Ferner besitzt sie Bestandtheile eines broncenen Thronsessels in ähnlicher künstlerischer Arbeit und Ausstattung, dazu Theile vom Steinmosaik eines Fußbodens, silberne und broncene Armringe u. s. w. Unter den Fundstücken vom Toprakkaleh befinden sich in London wie in Berlin mehrere Weiheschilde aus Bronce, mit Thierfiguren in getriebener Arbeit verziert. Aus assyrischen Reliefdarstellungen wissen wir, daß solche Weiheschilde am Eingang der chaldischen Tempel aufgehängt zu sein pflegten. Die stereotype Inschrift auf diesen Weiheschilden besagt in deutlichen Worten, daß „Rusas, Sohn des Erimenas, dem Chaldis, dem Herrn der Welt, diesen Tempel erbaut habe".

Auf dem Gipfel des Toprakkaleh-Felsens befand sich also zu Rusas' III. Zeiten der Haupttempel des Gottes Chaldis. Dieses prächtig ausgestattete Heiligthum aber bildete nur einen wesentlichen Bestandtheil einer großartigen, städtischen Anlage, die von einem der Könige Namens Rusas, also jedenfalls nachdem unter Rusas' I. Vater Alt-Tosp durch Tiglatpileser zerstört war, geschaffen worden ist. Ueber diese Neugründung der Hauptstadt des Chalderreiches sind wir durch eine sehr merkwürdige Urkunde unterrichtet, über deren Lage und Auffindung ihr Entdecker, Herr Belck, wie folgt berichtet:

„Die Inschrift befindet sich in wilder Gebirgsgegend, circa 23 Werst östlich von Van und circa 6 Werst vom christlichen Dorfe Toni, in dem zwanzig Nestorianer- und zehn Armenier-Familien in friedlicher Gemeinschaft hausen. Der Weg dorthin führt von Van aus allmälig ansteigend bis an den Fuß des steilen Warrakberges und dann an der Rückseite (Ostseite) desselben in einer Schlucht an einem kleinen Bächlein aufwärts zunächst nach Toni, wobei wir an zwei großen, für die Gärten in Van von der Regierung angelegten Thalsperren vorbeikommen. Gleich hinter Toni nimmt das Land einen wilden, öden Charakter an, überall hohe, steil abfallende Gelände, sehr schmale Schluchten, in denen sich die Abhänge treffen, häufig genug ungeheure Kessel, Steinwände bildend, dabei fast ohne Vegetation. Nach etwa dreiviertelstündigem Ritt erblickt man vor sich den Keschisch Göll (Priester-See), eine künstliche Stauung für Regenwasser, die ebenfalls für die Gärten in Van angelegt worden ist; das sehr große Bassin enthielt (am Tage von Belck's Anwesenheit den 1. October 1891) gar kein Wasser. Nunmehr steigt man sogleich rechts den steilen, reichlich unter 45 Grad abfallenden Hang, an dessen Rande man schon seit längerer Zeit hingeritten ist, etwa 150 Meter hinab und bemerkt dann die Keilinschrift, welche sich noch etwa 30—40 Meter über der Sohle der Schlucht befindet. Das Monument ist namentlich deshalb so interessant, weil es sich auch heute noch — im Gegensatze zu sehr vielen fortbeweglichen Inschriften — auf dem Platze befindet, wo es vor mehr als 2500 Jahren aufgestellt wurde, in eintöniger menschenleerer Gebirgsgegend, in der nie eine menschliche Niederlassung bestanden haben, noch je existiren kann, mitten auf einer außerordentlich steilen Berglehne, deren Ersteigung sehr schwer fällt, und auf einem sonst gar nicht weiter hergestellten oder geebneten Platze." Bis vor Kurzem hat das Monument unverändert und unerschüttert seinen ursprünglichen Standort behauptet. Erst vor etwa vier Jahren haben die Dorfbewohner, die große Schätze unter ihm vermutheten, den schweren Schriftstein aus dem Sockel herausgehoben und dann den Sockel selbst, einen gewaltigen Felsblock von circa 4 Fuß Länge und Breite und circa $1^1/_2$ Fuß Dicke, einige Fuß von seinem ursprünglichen Standorte entfernt, so daß jetzt beide Steine neben einander liegen. Wahrscheinlich ist bei dieser Operation der fehlende obere Theil der Stele abgebrochen und in die Schlucht hinabgestürzt. Nachforschungen nach diesem fehlenden Stücke sind im Gange, gleichzeitig werden Vorbereitungen zu einem Versuche, den Stein zu wenden, getroffen. Vorderhand besitzen wir nur eine Copie der Inschrift, so weit sie den erhaltenen Theil der Vorderseite der Stele bedeckt.

Trotz dieser weiteren Erschwerungen ist es — durch Belck's genaue Angaben über den Standort — gelungen, den Inhalt des Documents der Hauptsache nach klarzulegen:

Belck's Bericht schloß mit den Worten: „Falls das Monument nicht einen Grenzstein vorstellen soll, so hat es vielleicht auf den vor unvordenklichen Zeiten angelegten Keschisch Göll Bezug, das würde wenigstens nach dem Ortsbefund das Wahrscheinlichste sein."

Diese Vermuthung hat sich vollauf bestätigt. Die Inschrift bietet aber noch ungleich reichhaltigere und wichtigere Nachrichten.

Außer der mehrfach wiederholten Phrase „Rusas spricht (also:)", die darüber keinen Zweifel ließ, daß wir es mit einer Urkunde eines der anderweitig bereits bekannten chaldischen Könige dieses Namens zu thun hatten, war aus dem Vorkommen verschiedener, zwar in den chaldischen Inschriften bisher unbelegter, aber von dem assyrischen Schriftbrauche her wohlbekannter Ideogramme ersichtlich, daß die Inschrift von Wasserbauten und von einer Regulirung von Flußläufen sprach: ja es wurde der Name eines Flusses: Alaïs erwähnt; ferner kam auffallend oft das Wort Rusachina, d. h. Stadt oder Städte des Rusas, vor, und schließlich erschien besonders bemerkenswerth, daß von der Anlage von Weinpflanzungen, Hainen und Gärten die Rede war, und zwar unter gleichzeitiger Erwähnung der Einwohner der Stadt Tuspa-Van. Der Schluß lag nahe, daß das als Keschisch Göll bezeichnete Wasserbecken bestimmt war, als Reservoir für die Bewässerung der von Rusas angelegten Gartenstadt zu dienen. Denn diese Rusasstadt konnte in der öden Umgebung des Keschisch Göll nicht gesucht werden, und andererseits war, da in der beim Keschisch Göll aufgestellten Stele unausgesetzt von der Rusasstadt die Rede war, anzunehmen, daß zwischen dem Staubecken und der Stadtanlage irgend welche Beziehung bestände. Daß jener von Rusas III. erbaute Tempel einen Bestandtheil der Rusasstadt gebildet habe, mußte von vornherein als eine naheliegende Annahme gelten. Die Gartenanlagen, von denen in der Inschrift die Rede ist, mußten in diesem Falle südlich des Toprakkaleh belegen gewesen sein, ähnlich wie die ältere Gartenstadt, die der Menuascanal bewässerte, südlich vom Citadellenberg, wenn auch von diesem etwas entfernter, sich ausgedehnt hatte.

Wenn nun die topographischen Verhältnisse der Art waren, daß der Abfluß des Keschisch Göll etwaige am Fusse des Toprakkaleh belegene Gartenanlagen bewässern konnte, so war die Annahme, daß wir im Keschisch Göll den in der Inschrift genannten Rusaïsue (was dann als Rusas-See zu fassen wäre), in den Anlagen auf dem Toprakkaleh den zu den Burgbauten der Rusasstadt Rusachina gehörigen Tempel zu erblicken haben, auf die höchste Stufe der Wahrscheinlichkeit gerückt.

Daß sich die Sache thatsächlich so verhielt —, daß der Abfluß des Keschisch Göll nothwendiger Weise die Ebene südlich des Toprakkaleh treffen muß, konnte mir Belck nicht nur bestätigen, sondern weiter noch als entscheidendes Argument für diese Identification hinzufügen, daß, wenn einmal (aus irgend welchen Gründen) die Anlage von Pflanzungen am Fuße des Toprakkaleh beschlossen war, auch eine neue Bewässerungsanlage nöthig wurde, da es nicht anging, den Semiramis-Menuas-Canal einfach nach Toprakkaleh hin zu verlängern, weil diese Lokalität bedeutend höher als die frühere, südlich des Citadellenberges belegene Gartenstadt liegt. Vielmehr wäre es für diesen Zweck erforderlich gewesen, dem Canal schon mindestens von Ischchanikom ab einen ganz anderen Lauf mit geringerem Gefälle zu geben, wobei man noch mehr in das Gebirge mit seinen Schluchten hineingerathen wäre, als es jetzt schon, zumal bei Artamid, der Fall ist. Einer solchen Arbeit gegenüber erschiene die Anlage der Keschisch Göll-Leitung mit ihrer sich durch die natürliche

Lage ergebenden Abflußrinne als Spielerei, und Rusas hätte mit der Ausführung der Keschisch Göll-Leitung jedenfalls das Schnellere und Billigere gewählt. Das letztgenannte sehr wesentliche Merkmal traf auf keine der anderen Oertlichkeiten zu, die, von der inschriftlichen Beglaubigung abgesehen, allenfalls noch für die Rusas-Gründung hätten in Betracht kommen können.

Eine volle Bestätigung für die genannte Schlußfolgerung und Identification hat die topographische Untersuchung ergeben, welche auf unsern Wunsch Herr Ingenieur Sester an Ort und Stelle vorgenommen hat. Er theilt in einem Bericht vom Januar vorigen Jahres mit, daß er dem Abfluß des Keschisch Göll von seinem Austritt an zu Fuße nachgegangen sei und dabei gefunden habe, daß derselbe thatsächlich bis zum Fuße des Berges Toprakkaleh und auch noch weiter geleitet sei. Anderthalb Stunden oberhalb (d. h. östlich) vom Toprakkaleh wird das Wasser des Abflusses (nach Art der persischen Wasserleitungen) in unterirdische Canäle geleitet, die zu der am Fuße des Toprakkaleh belegenen heutigen Gartenstadt Van führen. Auf der Strecke vom Keschisch Göll bis zu diesem Punkte wird der Abfluß rechts noch durch fünf, links durch zwei kleinere und größere Zuflüsse verstärkt, die alle auf dem Warrak Dagh ihre Quelle haben. Im Hochsommer ist der Göll stets trocken gelegt. Aus Herrn Sester's Bericht geht ferner hervor, daß einer der Canäle, der vom Abfluß des Keschisch Göll gespeist wird, noch heutzutage um Toprakkaleh bis Van-Kaleh (d. i. die Citadelle mit dem Felsschloß) fließt, und zwar in offenem, nicht unterirdischem Laufe. Derselbe ist aller Wahrscheinlichkeit nach identisch mit dem Bette des bereits erwähnten periodischen Flüßchens, das sich am Fuße des Toprakkaleh hinzieht, bei Van in den See mündet und in der Rusas-Stele Alaïs genannt wird.

Von vornherein war anzunehmen, daß sich Rusas in seiner Stadt auch einen Palast gebaut habe. Dieser wäre am wahrscheinlichsten auf dem hochgelegenen Theile, auf der Burg der neuen Stadtanlage zu suchen gewesen. In der That nimmt der auf dem Toprakkaleh ausgegrabene Tempel nur einen verhältnißmäßig sehr kleinen Raum auf dem östlichsten Theile des schmalen, schwer zugänglichen Plateaus ein, während der ganze übrige Theil mit den Mauerüberresten eines umfangreichen, langgestreckten Gebäudes bedeckt war. Nun sind vor Kurzem in Russisch-Armenien zwei Inschriften, eine von Menuas, eine von Argistis aufgefunden worden, die folgenden Typus haben: „Menuas hat diesen Palast gebaut" („Palast" hier mit dem wohlbekannten Ideogramm geschrieben): „Menuachinili ist sein Name." Da die betreffenden Inschriften nichts weiter enthalten, als eben die Nachricht über den Palastbau, so ist klar, daß Menuachinili nichts Anderes heißen kann, als Menuas-Palast: chi ist Suffix der Zugehörigkeit; in dem auch isolirt häufig vorkommenden, bisher gänzlich mißdeuteten Worte inili(s) lernen wir das chaldische Wort für „Großbau, Palast" kennen und können danach in den bisher bekannten Inschriften eine große Anzahl solcher königlicher Bauten nachweisen; und auch in der Rusas-Stele finden wir, wie erwartet, thatsächlich die Nachricht von dem Bau eines „Rusachinili", eines Rusaspalastes.

Von welchem der drei Könige des Namens Rusas diese städtische Anlage herrührt, läßt sich, da der Anfang der Steleninschrift mit der Titulatur

und der patronymischen Bezeichnung des Königs fehlt, nicht mit voller Bestimmtheit erkennen. Schien es anfangs das Nächstliegende, daß, wie der uns in seinen Resten erhaltene Tempel auf dem Toprakkaleh, auch der ganze städtische Complex von Rusas III. herrührte, so hat sich inzwischen aus einer zuerst von Belck richtig gewürdigten Inschrift mit ziemlicher Sicherheit ergeben, daß ein Neu-Tosp bereits zu Rusas' II. Zeiten existirt haben muß. Danach muß es nunmehr als wahrscheinlich gelten, daß gleich der Nachfolger Sardur's II., des Herrschers, der die Zerstörung der Chaldi-Stadt erleben mußte, Rusas I., der unermüdliche Gegner Sargon's, deren Neuanlage und Verlegung betrieben und ausgeführt hat. Als dann wieder friedliche Zeiten für die Chalder gekommen waren, hätte Rusas III. den damals erbauten Tempel, der die Spuren bedrängter Umstände in Anlage und Ausführung an sich tragen mochte, durch ein neues und prächtigeres Heiligthum ersetzt. Dazu stimmt aufs Beste der Umstand, daß, während die vorerwähnten Reste des Palastes auf den Toprakkaleh lediglich aus lufttrocknen Lehmziegeln bestehen, die Mauern des Tempels aus schön behauenen Quadersteinen erbaut sind.

Daß ferner bei der Anlage der neuen Stadt die Rücksicht auf die Zwecke der Vertheidigung offenbar eine bedeutsame Rolle gespielt hat, spricht jedenfalls nicht gegen die Annahme einer Entstehung in jenen kriegerischen Zeiten. Der Grund nämlich, warum Rusas, wenn er überhaupt die Stadt Van neu zu besiedeln beschloß, seine Anlage in der Hauptsache nach Toprakkaleh verlegte und nicht vielmehr an die Stelle der alten, von Tiglatpileser zerstörten Stadt, wird darin zu suchen sein, daß die frühere Gartenstadt etwa fünf Kilometer entfernt von der alten Burg, dem heutigen Citadellenberg, lag und liegen mußte, weil der Menuascanal mit seinen schließlichen Verästelungen nur bis dorthin geführt werden konnte. Diese Entfernung war aber für eine wirksame Vertheidigung der Stadt von der Burg aus viel zu groß. Sie ermöglichte dem von Norden kommenden Feinde eine unbehelligte Umgehung des Burgberges und einen Angriff auf die städtische Anlage von Nordosten her. Aus diesem Grunde — und nicht aus diesem allein — mußte es sich für die Chalder, die im Uebrigen, wie noch aus Xenophon's Berichten zu erkennen ist, von den Höhen herab auf eine verhältnißmäßig recht beträchtliche Entfernung dem anrückenden Feinde mit ihren Wurfgeschossen gefährlich zu werden wußten, darum handeln, einen näheren Zusammenschluß von Berg und Stadt zu erzielen. Den Menuascanal näher an den Burgberg zu leiten, war nicht möglich; so wurde als neuer Burgberg der Toprakkaleh gewählt, nachdem eine Zuführung von Wasser bis unmittelbar an dessen Fuß sich als thunlich erwiesen hatte.

Da durch Einbeziehung des Alaïs in die Canalisationsanlage wenigstens ein Theil des Wassers auch bis an den Fuß des Citadellenberges geleitet werden konnte, so war eine sofortige oder spätere Ansiedlung auch im unmittelbaren Schutze dieses Berges nicht ausgeschlossen.

Und das Bild, das wir somit von der Stadt des Rusas gewonnen haben, bietet Van noch heutzutage. Denn die circa 20000 Seelen zählende armenische Bevölkerung bewohnt einzig und allein die sogenannte Gartenstadt Van, die

am Fuße des Toprakkaleh-Felsens genau die Lage der einstigen Gartenstadt Rusas einnimmt, und die noch heutzutage wie jene durch den Abfluß des Rusas-Sees, des Keschisch Göll, bewässert wird. Die türkische Bevölkerung aber wohnt am Fuße des Citadellenberges, während die alte, von diesem einige Kilometer entfernte Gartenstadt des Menuas verlassen geblieben ist. Somit liegt uns in der Rusasstele zugleich die Urkunde über die im achten vorchristlichen Jahrhundert erfolgte Neugründung der heutigen Stadt Van vor. Einer so alten, im inschriftlichen Original erhaltenen Gründungsurkunde wird sich schwerlich eine der heute noch bewohnten Städte des vorderasiatisch-europäischen Culturkreises rühmen können. —

War dergestalt bei den Chaldern die Wehrhaftigkeit nicht minder ausgebildet, wie die Leistungsfähigkeit auf dem Gebiete baulicher, der Wohlfahrt der Gesammtheit dienender Anlagen, so wird die hier zu beobachtende gesunde Entwicklung begründet gewesen sein oder doch eine wesentliche Förderung gefunden haben in der Concentration des Staatswesens auf theokratischer Grundlage, welche unsere Chalder in einer geradezu paradigmatischen Vollkommenheit und Consequenz durchgeführt zu haben scheinen. Der Hauptgott war Chaldis; als „Chaldi-Gottheiten" oder „Chaldi-Kinder" wurden, wie es scheint, auch die übrigen Gottheiten (zusammenfassend) bezeichnet. Aber auch die gesammten Angehörigen des Volkes, das den Chaldis verehrte, galten als Kinder oder Angehörige der Chaldis, als Chalder. Für Chaldis und zu seiner Ehre geschahen alle Eroberungen, wurden alle Bauten und Anlagen ausgeführt, welche der Wohlfahrt der irdischen Chaldi-Angehörigen zu dienen bestimmt sind. Die Hauptstadt Tuspa-Van, der Sitz des Gottes, ist die Chaldi-Stadt (Chaldina); befestigte Plätze, selbst wenn sie in recht weiter Entfernung von der Hauptstadt angelegt werden, gelten als „Thore" der Chaldi-Stadt. Das ganze Gebiet heißt Chaldia, das „Chaldi-Land".

Es dürfte schwerlich ein weiterer Fall bekannt sein, in welchem die Idee der Theokratie eine derartige stricte, auch in den äußeren Formen erkennbare Durchführung erfahren hätte.

Dem Verständniß der Inschrift erwuchs aus dieser Erscheinung eine eigenthümliche Erschwerung. Man glaubte nämlich, daß überall, wo Chaldini, „Angehörige der Chaldis", erwähnt wurden, von Göttern die Rede sei. Die Schwierigkeit liegt darin, daß der Name überall, ob er die Chaldigottheiten, oder die dem Chaldis zugehörigen Menschen bezeichnet, von dem Determinativ der Gottheit begleitet ist. Das ist auch bei dem Land und bei der Stadt der Fall, aber mit dem Unterschied, daß in der Composition das Wort, resp. das Suffix für „Land", „Stadt" deutlich erkennbar hervortritt. So kam es, daß man einfache Phrasen, wie die in den Annalen des Argistis regelmäßig wiederkehrenden Worte: „Zu den Chaldern (d. h. zu seinen Unterthanen) spricht Argistis" (worauf dann jedesmal der Bericht über die kriegerischen Errungenschaften eines Feldzuges folgt), vollständig verkannte. Und möglicher Weise würden wir bezüglich dieses Punktes überhaupt nicht zur richtigen Erkenntniß gelangt sein, wenn uns nicht Nachrichten aus dem classischen Alterthum zu Hülfe gekommen wären.

Die griechischen Schriftsteller, welche über die Pontusländer und Armenien zu berichten haben, nennen übereinstimmend ein Volk, das gemeinhin als Chaldäer bezeichnet wird, also ganz so, wie das im Süden Babyloniens wohnhafte Volk und die gleichnamige Priesterclasse, die in Babylon und anderen babylonischen Städten eine hervorragende Rolle spielte. Nicht minder glaubwürdige Quellen aber kennen an geographisch entsprechender Stelle ein Land Chaldia und geben als Bezeichnung für den einzelnen Bewohner die Form Chaldos oder geradezu Chaldis, während sich bei Suidas als Name einer Stadt schlechtweg Chaldine verzeichnet findet. So sind uns die inschriftlich belegten Bezeichnungen des Landes, seiner Angehörigen und seiner Hauptstadt nach dem Gotte in gesicherten, der einheimischen Form lautlich genau entsprechender Wiedergabe erhalten.

Hieraus dürfte sich mit voller Deutlichkeit ergeben, daß dem nördlichen Bergvolk, das die Assyrer mit dem Namen der Urartäer benennen — eine Bezeichnung, die bei Herodot in der Form „Alarodier" wiederkehrt —, resp. dessen führendem Stamme, der Name der Chalder zukam. Werden sie in der classischen Literatur überwiegend als Chaldäer bezeichnet, so liegt darin eine auf dem Namensanklang beruhende Verwechselung, die allerdings schon sehr früh Platz gegriffen hat, ein Mißbrauch, dessen man sich übrigens, wie aus Eustathius' Commentar zur Erdbeschreibung des Dionysius Periegetes hervorgeht, zum Theil bewußt geblieben ist. Die Namen „Chaldäer" und „Chalder" haben ursprünglich und etymologisch nicht das Mindeste mit einander zu thun. Denn im Namen des armenischen Gottes und Volkes ist das l stammhaft. Der ursprüngliche Name der südbabylonischen Völkerschaft dagegen ist Kashdu, Kashdayu, und erst durch einen den Babylonisch-Assyrischen eigenthümlichen Lautwandel von sh zu l vor Dentalen ist daraus Kaldu, Kaldayu geworden, woran sich das griechische Chaldaios anschließt. Nun geht freilich aus der Mehrzahl der Stellen der classischen Autoren, die überhaupt eine genauere geographische Bestimmung zulassen, hervor, daß in der Zeit, auf welche deren Berichte Bezug nehmen, die Sitze der Chalder in den Gebirgen nordwestlich vom Van-See und näher nach dem Schwarzen Meere hin zu suchen sind, also in einer Gegend, die zwar ebenfalls zum chaldischen Reich in seiner größten Ausdehnung gehört hat, die aber doch von dem Centrum des Reiches einigermaßen abliegt. Eine solche Aenderung der Wohnsitze in der Zeit zwischen dem Anfang des siebenten Jahrhunderts, aus dem die Rusasstele stammt, und dem Ende des sechsten Jahrhunderts, aus welchem möglicher Weise die frühesten griechischen Nachrichten herrühren, kann nicht überraschen. Denn gerade in die Zwischenzeit, gegen Ende des siebenten Jahrhunderts, fällt die, vermuthlich in mehr oder minder engem Zusammenhang mit den Kimmerierzügen erfolgte Einwanderung des indogermanischen Stammes der Armenier, von welchem Land und Volk erst ihren uns geläufigen Gesammtnamen erhalten haben. Doch sprechen gewisse Nachrichten (bei Xenophon) dafür, daß daneben ein Theil der Chalder in seinen ursprünglichen Sitzen am Van-See und in dessen weiterer Umgebung bis in das fünfte vorchristliche Jahrhundert verblieben ist.

In der Wehrhaftigkeit und Freiheitsliebe, die noch Xenophon an den Chaldern oder, wie auch er sie nennt, den Chaldäern rühmt, mit denen die zehntausend Griechen auf ihrem Rückzuge mehrfach in feindliche Berührung kamen, werden wir eine wesentliche Ursache für die Erscheinung zu erblicken haben, daß die Chalder viele Jahrhunderte nach dem Untergange des Reiches von Van und in großentheils veränderten Sitzen ihr Volksthum rein und unverfälscht erhalten haben. Wir finden sie bei den Feldzügen des Lucullus in den Pontusländern als gefürchtete Gegner der römischen Krieger genannt, und aus den Schriften des Constantinus Porphyrogennetos geht hervor, daß zu seiner Zeit, also im zehnten Jahrhundert nach Christi Geburt, das Chalderland noch eine Größe war, mit der man rechnete. Chaldia, mit der Hauptstadt Trapezunt, ist eine — die achte — der Militärprovinzen des byzantinischen Reiches, die auch gelegentlich der Saracenenkämpfe verschiedentlich erwähnt wird. Als ein vielfach mit Trapezunt zusammen genanntes Bisthum aber und, ungefähr seit der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts, als Erzbisthum der griechischen Kirche mit dem Sitze in Gümüschchana, der „Silberstadt" Gümüschchana (unfern des bereits im Alterthum betriebenen und berühmten Silberbergwerks) besteht Chaldia noch heute fort.

Ist so an der späteren Heimath der Chalder seit Xenophon's Zeiten der alte Name haften geblieben, so erhält dadurch die bereits früher mehrfach geäußerte Vermuthung, daß unter den so außerordentlich mannigfaltigen Völkern und Völkerresten, die sich in den Gebirgen Armeniens und im Kaukasus erhalten haben, sich auch Nachkommen der Chalder befinden mögen, in bestimmter Richtung einen, freilich nicht zu hoch zu veranschlagenden, Zuwachs an Wahrscheinlichkeit; es wäre selbst nicht ganz undenkbar, daß sich versprengte Ueberreste des Chaldervolkes an verschiedenen Theilen des einst von ihm beherrschten weiten und vielgestaltigen Gebietes erhalten hätten.

Ehe jedoch diese Frage mit Aussicht auf eine im negativen oder positiven Sinne ergiebige Beantwortung untersucht werden kann — was zunächst und hauptsächlich auf linguistischem Wege zu geschehen hätte —, müßte die Sprache der Inschriften ihrer völligen Entzifferung und gründlichen Erforschung erheblich näher gebracht sein. Als nächste Aufgabe und als Vorbedingung für jeglichen wesentlichen Fortschritt auf dem Gebiete der chaldischen Forschung muß die Sammlung des gesammten noch vorhandenen Materials an chaldischen Keilinschriften gelten. Wird dabei, wie es nach den an den Belck'schen Texten gemachten Erfahrungen unerläßlich ist, die topographische und archäologische Erforschung des jedesmaligen Fundortes mit einigem Nachdruck betrieben, so dürfen wir hoffen, gründlichere Kenntnisse und deutlichere Vorstellungen über die Geschichte eines Volkes zu erlangen, das in der altorientalischen Geschichte eine keineswegs belanglose Rolle gespielt hat und das zudem durch die ungewöhnlich scharfe Ausprägung seiner nationalen Individualität die Aufmerksamkeit der Forschung in Anspruch nimmt und wach hält.

Ada Negri.

I.[1])

Von

Paul Heyse.

[Nachdruck untersagt.]

Vor mir liegt ein Büchlein in zierlicher Elzevir-Ausstattung: Ada Negri. Fatalità. Milano. Fratelli Treves, Editori 1893. Quarta edizione.

Eine junge Dichterin, die es zu einer vierten Auflage gebracht hat, in Italien, wo es noch weniger zum guten Ton gehört, Bücher zu kaufen, als im Lande der Dichter und Denker, — ein Büchlein Lyrik von 250 Seiten, darunter freilich nach löblicher italienischer Sitte 85 leere, um das volumetto anzuschwellen — keine Lyrik des neuesten Stils, halb Heine, halb Baudelaire, gewürzt durch das Modeparfüm der Demimonde, in das ein leiser Verwesungshauch sich mischt, sondern lyrische Bekenntnisse einer herben, reinen, jungfräulichen Seele und doch von solchem Reiz, daß Italien sofort nach dem Erscheinen dieser Erstlinge in der Verfasserin seine bedeutendste lebende Dichterin begrüßte — fürwahr, eine Erscheinung, die zu denken und zu staunen gibt.

Noch vor wenigen Jahren war der Name Ada Negri nur Denen bekannt, die den „Corriere della Sera“ oder die „Illustrazione Popolare“ lasen. In diesen Blättern erschienen von Zeit zu Zeit Verse, die weit über die gewöhnlichen poetischen Lückenbüßer politischer Zeitungen hinausragten; Gedichte, in denen ein starker, leidenschaftlicher Herzschlag pulsirte, ein Ton wahrhaftigen, nicht rhetorisch erkünstelten Schmerzes und tiefen Mitgefühls mit den Leiden der Armen und Elenden, dazwischen eine brennende Sehnsucht nach Freiheit, Liebe und Schönheit. Auch solche Leser, die an dichterischen Ergüssen sonst mit kühler Miene vorüberzugehen pflegen, fühlten sich von den heftigen Naturlauten, die aus dieser einsamen Seele hervorbrachen, gefesselt und gerührt. Doch erst als diese Gedichte gesammelt erschienen, wurde Italien inne, daß ihm wieder einmal eine Dichterin erstanden war, und von allen Seiten erscholl die Frage: Wer ist Ada Negri?

---

[1]) Obiger Artikel ist uns bereits im August d. J. zugegangen.

Die Redaction der „Deutschen Rundschau“.

Eine ihr befreundete Schriftstellerin, Sofia Bisi Albini, hat in einer kurzen Vorrede zu den Gedichten das Wenige mitgetheilt, was von der Person und den Lebensumständen der so plötzlich aus Dunkelheit zu hellem Ruhm Gelangten zu sagen war.

In Lodi ist Ada Negri geboren, von armen Eltern, ihre Mutter eine Fabrikarbeiterin. Mit achtzehn Jahren verläßt Ada die „feuchte Hütte", in der sie ihre erste Jugend, von Noth und Sorgen gedrückt, zugebracht hat, um in dem weltentlegenen Flecken Motta-Visconti am Ticino, „zu dem noch nicht einmal eine Trambahn führt", eine Stelle als Schullehrerin einzunehmen. Hier wohnt sie in einem geringen Hause. Durch einen weiten, schmutzigen Hof, auf den die Ställe sich öffnen und wo die Gänse schnattern, gelangt man über zwei hohe, ausgetretene Stiegen in ihr dürftiges Zimmer, in das nur ein trübes Licht fällt. Denn die Fensterscheiben sind nicht von Glas, sondern aus Papier. Ihr bestes Möbel ist die Bücherkiste, die ihr als Divan dient.

„Jetzt, da die ersten harten Jahre durchgekämpft sind, hat sie wenigstens den Trost, daß sie die Mutter zu sich nehmen konnte. Die alte Frau hat unter tausend Entbehrungen an nichts Anderes gedacht, als mit ihrer Hände Arbeit der Tochter die Mittel zu schaffen, sich zur Lehrerin auszubilden. Die Tochter vergilt ihr dies Opfer mit der innigsten Liebe, und so oft sie in ihren Versen des Segens der Arbeit, der strengen Pflicht, im Schweiß des Angesichts sein Brot zu essen, gedenkt, tritt das Bild der alten Frau vor ihre Seele. Auch denkt sie nicht daran, jetzt, da ihr Name durch ganz Italien genannt wird, sich als Dichterin zur Ruhe zu setzen. Wenn sie aus der Schule kommt, wo sie die achtzig Knaben und Mädchen unterrichtet hat, dann erst gönnt sie sich das Feierabendglück, zu lesen und zu dichten.

„Ada Negri hat sehr wenige neuere Bücher gelesen, aber sie kennt sie alle aus den oft einander widersprechenden Kritiken der literarischen Journale, und es ist merkwürdig, wie sie aus dem Guten und Bösen, was darüber gesagt wird, das Richtige herauszufinden weiß. Sie hat nie ein Theater besucht, aber sie schwärmt für die Duse und hat nur Einen Gedanken: sie einmal spielen zu sehen. Das Alles sagen ihr ihre Zeitungen, ein großes Bündel fast aller literarischen Journale, die in Italien erscheinen und ihr allwöchentlich mit dem Poststempel Mailand von einem ihrer Bewunderer zugeschickt werden, der sich ihr nie zu erkennen gibt.

„Ada Negri hat nie das Meer gesehen, auch nicht Berge und Hügel oder einen See. Noch vor wenigen Monaten nicht einmal eine große Stadt, da sie Mailand nur auf dem Wege von Porta Ticinese nach Porta Romana durcheilte, um in den Ferien ihre Mutter in Lodi zu besuchen.

„In diesem Sommer" — das nähere Datum ist nicht angegeben — „wollten einige Freunde sie zwei Tage lang in der Stadt festhalten. Ein unbekanntes neues Leben that sich vor ihren Augen auf in der großen, volkreichen Stadt, in der Jahreszeit, wo Wettrennen und Ausstellungen ihr so viel Glanz verliehen. Zum ersten Mal sah sie allen Zauber des Luxus, der Schönheit und Eleganz sich entfalten. In der Brera machte die Kunst einen übermächtigen Eindruck auf sie . . . .

„Zwei Tage wie im Traum; ihre ganze schmächtige Gestalt gerieth in ein aufgeregtes Zittern, ihre großen schwarzen Augen glühten wie im Fieber, so daß die Freunde sich fragten, ob sie nicht übel daran gethan hatten, ihr das Alles zu zeigen, was sie doch nicht auf die Länge genießen konnte.

„Sie kehrte dann zu ihrer Schule zurück und lehrte wieder ihre achtzig lärmenden und hartköpfigen Kinder buchstabiren. Doch wie schwer wurde es ihr, sich selbst zu beruhigen und sich wieder in ihr dunkles Schicksal zu ergeben."

Seit dies geschrieben wurde, hat das Leben der Dichterin sich freundlicher gestaltet. Eine edle und für alles Große und Schöne begeisterte Frau, Donna Emilia Peruzzi, die Wittwe des um Florenz hochverdienten Ubaldino Peruzzi, gewann für die Dichtungen Ada Negri's ein so lebhaftes Interesse, daß sie es bei dem Gemeinderath von Florenz durchsetzte, den Ehrensold, den die junge neapolitanische Dichterin Giannina Milli erhalten hatte, jetzt, da diese gestorben war, der Lehrerin von Motta-Visconti zu gewähren, die nun auch nicht lange mehr in ihrer Stellung als Elementarlehrerin gelassen, sondern an die höhere Normalschule in Mailand versetzt wurde, um dort den Unterricht in der italienischen Literatur zu übernehmen.

Aus ihrem Büchlein ist nicht zu erkennen, welche Gedichte vor jenem Epoche machenden Besuch in Mailand entstanden sind, welche durch die neuen Eindrücke ihr eingegeben wurden. Doch bedurfte es sicher keines tieferen Einblicks in die schroffen Gegensätze der heutigen Gesellschaft, um den Groll und Stolz der „Plebejerin" in der Seele des begabten Mädchens zu nähren. Auch was ihre Bücher und Journale an vagen Vorstellungen von der Welt des Glanzes und Scheins, des Müßiggangs und der Verderbtheit in ihr geweckt haben mögen, konnte kaum sonderlich dazu beitragen, das demokratische Bewußtsein in der feurigen Seele der Dichterin zu bestärken. Ihr und der Ihrigen armes Loos, die Bilder des Elends, die ihr täglich vor Augen waren, zusammen mit der „unbezähmten Flamme" in ihrer Brust mußten die Stimmung in ihr erzeugen, die in all ihren dichterischen Ergüssen die herrschende blieb.

Vielleicht hieraus ist der ungewöhnliche Eindruck zu erklären, den alle Klassen der italienischen Gesellschaft von Ada Negri's Poesieen empfangen haben. Nach den Wuthausbrüchen der landläufigen socialistischen Muse pflegt die gebildete und besitzende Welt nicht hinzuhören. Hier aber war ein hochsinniges, von allen Idealen der Menschheit erfülltes Mädchen zu tiefstem Mitgefühl mit den Enterbten, Glück- und Hoffnungslosen entflammt worden und hatte, ohne einen Gedanken an agitatorische Wirksamkeit, numine afflata ihren Gefühlen den erschütterndsten Ausdruck verliehen. Zugleich klangen alle zarteren und innigeren Seiten eines weiblichen Gemüthes mit an. Eine Proletarierin zeigte sich vom reinsten geistigen Adel, eine sociale Ruferin im Streit, die sich niemals in einer theatralischen Pose gefällt, die für alles Schöne und Liebliche, für jeden elementaren Zauber der Natur ein offenes Auge hat und doch die Kraft, jeder Verführung durch falschen Schimmer zu widerstehen; die den schlichten, berußten Arbeiter dem koketten Adonis vorzieht und in schwesterlichem Mitgefühl dem schmutzigen Gassenjungen um den Hals fällt, in banger Sorge um die Zukunft des verwais'ten, verkommenen, schutz- und führerlosen Kindes.

Doch diese Verse, die an schlichter und doch so wuchtiger Kraft die berühmten Barbier'schen „Jambes“ überbieten und in ihrer eintönigen Stimmung immer neu zu fesseln vermögen, bedürfen keines ausführlichen Commentars. Ueber ihre Form mögen sich die Landsleute der Dichterin aussprechen. In Sachen des Stils — es muß immer wieder gesagt werden — steht nur den Sprachgenossen ein Urtheil zu. Uns Fremden freilich kann es nicht entgehen, daß manche dieser Gedichte mehr den Eindruck genialer Improvisationen, als ausgereifter, sorgsam gefeilter lyrischer Kunstwerke machen. Hin und wieder treffen wir auf unklare oder allzu gehäufte Bilder, Wiederholungen, die abschwächen, statt zu steigern; dieselben Themata werden mit geringen Variationen mehrfach behandelt (so gleich die sonst so mächtigen Fatalità und Marchio in fronte), und zuweilen glauben wir zu erkennen, daß Ada Negri nicht zu ihrem Vortheil Victor Hugo gelesen hat. Doch was bei diesem nur allzu sichtbar als declamatorische Manier erscheint, ist bei der autodidaktisch gebildeten Italienerin ihrem ungeübten Geschmack zu Gute zu halten, zumal dergleichen Schlacken an dem edlen Erz ihrer Dichtung nur als seltene Ausnahme begegnen.

Nicht Alles aber, was in deutscher Nachdichtung vielleicht allzu überschwänglich erscheinen mag, wird auf einen feinsinnigen Landesgenossen der Dichterin in gleicher Weise wirken. Wir haben uns zu erinnern, daß dem leidenschaftlicheren südlichen Temperament ein getragener Stil der Rede gemäß ist, auch wo sich's nicht um dichterischen Ausdruck handelt, wie viel mehr in den höchsten Momenten lyrischer Ekstase. Wie sehr neben dem hinreißendsten Pathos ihrer Kriegserklärungen gegen die Feinde wahrer Menschlichkeit auch die schlichtesten Töne ihr zu Gebote stehen, erkennen wir überall, wo, gleichsam in einem kurzen Waffenstillstand, ihr Gemüth dem Zauber der Natur, dem Hauch einer Liebesempfindung sich öffnet, oder die Erinnerung an ihre Mutter und das Glück, das sie trotz alledem in ihrer Nähe genossen, mit ergreifender Innigkeit ihr wieder vor die Seele tritt.

Ohne Namen.

Mein Nam' ist unbekannt. Plebejer sind
Die, denen ich entstamme.
Feucht war die Hütte, drin ich lebt' als Kind,
Doch unbezähmt in mir wohnt eine Flamme.

Ein frommer Engel und ein böser Zwerg
Begleiten meine Schritte.
Es überfliegt mein Denken Thal und Berg,
Mazeppa gleich auf seinem Todesritte.

Voll Kraft und Schwäche, Lieb' und Haß zugleich,
Ein seltsam Räthsel bin ich.
Mich lockt des Abgrunds dunkles Schreckensreich,
Und eines Kindes Kosen rührt mich innig.

Tritt in die enge Kammer unterm Dach
Das Unglück mir, so lach' ich.
Wird meine Kraft in schwerem Kampfe schwach
Und bin ich trost- und freudelos, so lach' ich.

Doch seh' ich welker Greise müde Qual
Und Hungernde, so wein' ich,
Und über zarte Kinder, krank und fahl,
Und tausend unbekannte Leiden wein' ich.

Und wenn mein Herz von Thränen überschwillt,
Im Lied, dem seltsam trüben,
Das in der Brust mir bebt, vom Mund mir quillt,
Ausström' ich all mein Zürnen und mein Lieben.

Nicht acht' ich, wer es hört. Wenn hämischer Sinn
Und Bosheit mich umringen,
Geh' ich getrost vorbei und seh' nicht hin,
Und nicht ins Blut kann mir der Giftpfeil dringen.

Das Maal an der Stirn.

In rothem Kleid ein fremdes junges Weib
Rührte die Stirn mir mit dem Finger, lachend;
Mir schauerte der Leib.

Sie sprach: Du trägst ein Zeichen an der Stirn.
Seltsam geformt ist in Gestalt des Kreuzes
Das Maal an deiner Stirn.

In deiner Jahre schicksalsvollem Lauf
Wirst du es immer tragen. Denn es drückte
Ein Vampyrbiß dir's auf.

Des Lebens besten Theil in gier'ger Brunst
Saugt' er dir aus, die Gluth aus deinen Adern.
Der Vampyr ist die Kunst.

In wachen Nächten o wie manches Mal
Trat hungrig spähend er zu deinem Kissen,
Lüstern nach deiner Qual.

Apoll's uraltem Dienst bist du geweiht.
Doch gilt Genie zu haben als Verbrechen
Der schnöden Krämerzeit.

Wohlan! Entblöß im flammenden Gedicht
Die zuckend offnen Wunden deines Herzens:
Man lacht dir ins Gesicht.

In frischer, goldner Jugend Ueberschwang
Juble ein Liebeslied: phantastisch werden
Sie schelten deinen Sang.

Weise und Kritiker — sie folgen dir
Mit Schmähn, wie Wölfe ihrem Raub, die Beute
Zerstückelnd voll Begier.

Doch jenes Maal — nie kannst du's tilgen, wie
Der Funke des Gedankens nie zu löschen,
O niemals, niemals, nie! . . .

*

Sprach's. Und das Weib, das allen Trost mir raubt'
Und trotzig vor mir stand, schien mir das Schicksal . . .
Da neigt' ich stumm das Haupt.

Eine kurze Geschichte.

Sie war so hold wie eines Dichters Traum,
Stets weiß gekleidet; in den Zügen war
Der Gleichmuth einer Sphinx des Orients.

Es regt' ihr schöner, träger Leib sich kaum,
Bis auf die Hüften hing ihr seidnes Haar,
Ihr Lachen klang in trillernder Cadenz.

Sie liebte — unerwidert. Heimlich nährte
Mit heitrer Stirn sie in des Herzens Grunde
Die böse, stumme Gluth, die sie beseelte.

An jener Leidenschaft, die sie verzehrte,
Starb sie in einer Herbstesdämmerstunde,
Wie die Verbene, der die Sonne fehlte.

Die Wittwe.

Trauernde Wittwe, die so still du wohnst,
Unter dem rauchgeschwärzten Dach verborgen,
Und nähst und nähst und nie die Kräfte schonst,
Am Bette deines kranken Sohns voll Sorgen,

Auf dem verhärmten Antlitz trägst du noch
Die tiefe Spur von alten Kümmernissen.
Unglücklich bist du und so wacker doch;
Sieh, auf die falt'ge Stirn möcht' ich dich küssen.

Am Simse deines kleinen Fensters hier
Blüht ein Geraniumtopf mit rothem Schimmer.
Dein Loos ist schwer, nicht knickt's die Flügel dir;
Du weintest viel, und doch — du hoffst noch immer.

Laß knie'n mich hin zu dir, daß du mich lehrst
Zu dulden, zu verzeihn mit stillem Muthe.
Die du dem Haß und Neid so tapfer wehrst,
O segne mich, du Große, Echte, Gute!

Nie so wie hier mit tiefbewegtem Sinn
Dacht' ich der Mutter, und mir war, als würde
Mir offenbart durch dich, o Dulderin,
Des Schmerzes hohe Würde.

Auf der Bresche.

Sie ziehn dahin, ein ernst geschlossner Zug,
Entblößten Haupts und stumm.
Das lange schwarze Bahrtuch deckt ringsum
Des Todten Sarg und wallt im Windesflug.

In die gefurchten Stirnen gräbt sich fest
Brütende Trauer ein.
Vergebens lacht herab der Sonnenschein;
Die Thräne quillt, die Jeder fließen läßt.

In den sechs Brettern naht der arme Tropf
Zerschmettert seinem Grab.
Vom Dach, wo er geschafft, stürzt' er herab,
Zerschellt' auf hartem Pflaster seinen Kopf.

Von Leben strotzend, schön wie ein Titan,
Wenn er da oben stand,
Stürzt' er. Die kalte, dürre Todtenhand
Faßt einer Wittwe Herz nun schaurig an.

So trägt man, den die Hand des Herren schlug,
Zur letzten Ruhe fort.
Nach des Vergessens und des Schlummers Ort
Ziehn sie dahin, ein ernst geschlossner Zug,

Und denken, ob ein Schicksal, diesem gleich,
Auch ihnen werden soll.
Arbeit ist Kriegsdienst, und sie wissen's wohl.
Schwer athmen sie, und ihr Gesicht wird bleich.

Herkulische Männer, voller Muth und Fleiß,
Und ihre Träume sind
Ein heitres, kleines Haus und Weib und Kind.
Und Mancher doch fällt morgen schon — wer weiß? —

Von einem Dach, kommt im Fabriklärm um,
Ein Sturz bricht ihn entzwei
Der Decke — wer hört seinen letzten Schrei?
Ein Opfer mehr — wer kümmert sich darum?

Die Lücke, die der Tod riß, füllt sich wieder.
Trauer bringt Hoffnung mit.
Ein zahllos Heer rückt vor mit stetem Schritt
Und setzt den Fuß auf die gefallnen Brüder.

Und wie auf Gräbern mit vergnügtem Sinn
Harmlose Kinder spielen,
So überm Staube Derer, die da fielen,
Ziehn unbedenklich die Lebend'gen hin.

So seh' ich euch nun wieder . . .

So seh' ich euch nun wieder, arme Zimmer —
Mir scheint ihr schön — in meiner Mutter Haus!
Mit wie viel Hoffnungen, von ros'gem Schimmer
Umflossen, zog ich einst aus euch hinaus!
So seh' ich euch nun wieder, arme Zimmer.

Du weißes Bett, drin ich als Kind gelegen,
Ihr schönen Blumen und mein Spielzeug hier!
Wie sanft und traulich, wie ein Himmelssegen,
Von Jugendfrühlingstagen redet ihr!
Du weißes Bett, drin ich als Kind gelegen.

Die Hoffnung will im Herzen neu erglühen,
Da theurer Zeit Erinnern sich erneut.
Der Glaube läßt ein Lächeln neu erblühen,
Das längst mein Mund verlernt, nur schöner heut.
Die Hoffnung will im Herzen neu erglühen.

O Mutter, hier, so fern dem Weltgewühle
Neig' ich bei deinem Kosen still das Haupt,
Daß ich auf deinem Schooß als Kind mich fühle,
Dir sage, was den Frieden mir geraubt,
O Mutter, hier, so fern dem Weltgewühle.

Verlaß, verlaß mich nicht, du einzig eine
Zuflucht für meine traurigen zwanzig Jahr'!
Mutter, du weißt's, bei dir, bei dir alleine
Vergess' ich, wie so hart mein Schicksal war.
Verlaß, verlaß mich nicht, du einzig Eine!

Ein Friedenshauch dringt aus der Luft hernieder.
Wie hell entflammt im Blau die Sterne sind!
Ein jedes Menschenleid entschlummert wieder,
Die Blumen schlafen, und es schweigt der Wind ....
Ein Friedenshauch dringt aus der Luft hernieder.

Eine aus dem Volk.

Die Spindel schnurrt, der Faden läuft, ich singe:
Bin achtzehn Jahre nun,
Hab' einen Schatz, ein Kleidchen von Kattun,
Zwei schöne Augen und bin guter Dinge.

Löf' ich mein rothes Haar, in dessen Locken
Erglänzt ein goldner Schein,
Blitzt Jedem, der mich sieht, ins Herz hinein
Ein Funke; seines Blutes Pulse stocken.

Mich kümmert's nicht; dem faden Schmeichlerhaufen
Lach' ich nur ins Gesicht.
Für meinen Schatz spar' ich die Küsse; nicht
Um eine Welt könnt' sie ein Andrer kaufen.

Ich lieb' ihn. Wie des Hammers König seh' ich
Ihn in der Schmiede stehn.
Wie ist er hoch und stark, nervig und schön!
Nur wie ein Kind an seiner Seite steh' ich.

Schlägt er das glüh'nde Eisen, um von Schlacken
Das starre zu befrei'n,
Und glüht dann sein Gesicht vom Widerschein
Und schwillt so mächtig sein entblößter Nacken,

Fühl' ich in meinem Stolz mich so erhaben —
Die Welt versinkt umher.
Mein Dämon, ja, mein Abgott ist nur Er;
Für mich, für mich allein will ich ihn haben.

Und wart' ich dann auf ihn in meiner Kammer,
Und schon verstrich die Zeit —
Die Kehle schnürt mir's zu vor Bitterkeit,
Und um die Brust legt sich's wie eine Klammer.

Doch jetzt — sein Schritt erdröhnt schon auf den Stiegen —
Die Thür geht auf — die Hand
Bebt — mein Gesicht wird weiß wie dort die Wand,
Doch Flügel hab' ich, ihm ans Herz zu fliegen.

Strahlend von Liebe, mag auch Ruß ihn schwärzen,
Müd' von des Tages Last,
Hat er mich glühend in den Arm gefaßt,
Und schlagen darf mein Herz an seinem Herzen.

Heidnischer Kuß.

Im goldnen Aehrenfeld, im Angesicht
Der Sonne, die in Gluth getaucht das Thal,
Das dampft von Wärm' und Licht,
Küßt' er sie auf den Mund zum ersten Mal.

Der blaue Himmel lacht, es lacht die Flur
Den liebetrunknen Zwei'n.
Rings jauchzt um sie die mächtige Natur
Bei diesem Kuß, so frisch und süß und rein.

Aus den erschlossnen Kelchen quillt ein Duft
Als wie von Lippen, die nach Liebe schmachten.
Empor steigt in die Luft
Der Erde Blüthenhauch, der neu erwachten.

Lächelnd inmitten alles Grüns umschlingt
Sich zärtlich Arm und Arm,
Indeß ein Lerchentriller aufwärts dringt
Zum weiten Firmament, so blau und warm.

Und allumher, dort unterm Schattendach
Des Hains, im blonden Korn, im dunklen Nest
Bebt wie berauschend nach
Der Kuß, der neues Leben aufblühn läßt.

Nur dich.

Hier — dich, nur dich allein! O laß mich, laß
Mit Schluchzen mich an deine Schulter lehnen,
Ausweinen, was ich litt ohne Unterlaß,
Die Qualen all' und das geheime Sehnen!
Ich sehne mich nach Thränen.

An dein hochklopfend Herz — o laß mich, laß
Das Haupt mich schmiegen, das der Schlaf gemieden,
Der welken Rose gleich, von Thaue naß,
Dem Vogel, dem kein warmes Nest beschieden!
Ich sehne mich nach Frieden.

Auf deine junge Stirn — o laß mich, laß
Die Lippe drücken, heiß von bangem Triebe,
Und flüstern dir ins Ohr, im Uebermaß
Des Glücks, ein einzig Wort so süß und trübe:
Ich sehne mich nach Liebe!

Während des Orkans.

Wenn in des Ungewitters grimmem Tosen
Der Sturmwind heult, die Lüfte gelblich sprühn,
Und Aeolus gleich einer zügellosen
Furie hineinzischt in der Blitze Glühn,
Dann, in der Elemente wildem Streite
Von goldnem Strahl umzückt,
Möcht' ich vergehn, verlieren mich ins Weite,
So, an dein Herz gedrückt.

Indeß im Fieber Erd' und Himmel zagen,
Ins Grenzenlose fortgestürmt mit dir,
Vom alten, bittern Kampf würd' ich dir sagen,
Den du nicht ahnst und Gott nicht kennt in mir.
Rings um mich her des Wettersturms Empörung,
Nacht, jedes Sterns beraubt,
Zu meinen Füßen Schrecken und Zerstörung,
An deiner Brust mein Haupt!

Trag mich fort!

O trag hinauf mich, wo im ew'gen Eise
Der Berghang wie gediegnes Silber blinkt,
Wo durch des Aetherraums azurne Kreise
Der Adler rauschend sein Gefieder schwingt!

Wo nicht der Boden Koth, wo der verhaßten
Stimme der Welt ich sicher bin entrückt,
Wo ich die Schwere minder fühle lasten
Des dürren Kreuzes, das mich niederdrückt.

O trag hinauf mich, daß wir Küsse tauschen,
Umspielt vom Hauch der herben Bergesluft!
Dort will ich kosend dir das Herz berauschen
Mit Frührothlächeln und Cyclamenduft.

Mein Herz bedrängt der graue Nebelreigen,
Im Reisfeld hier verstummt der Muse Wort.
Ich will dich lieben dort im ew'gen Schweigen
Des Hochgebirgs — o Liebster, trag mich fort!

Im April.

O Liebe, Liebe, Liebe! Weit und breit
Fühl' ich dich göttlich in der Sonne beben,
Im Hauch des Windes, der die Brust befreit,
Im sanften, reinen, zitternd süßen Duft
Der ersten Veilchen schweben.

Als Lebenssaft befruchtend quillst du warm
In aller Keim' und Sprossen Lenzgewimmel,
Jauchzest im Lerchenlied, belebst den Schwarm
Von tausend goldnen Pünktchen und versprühst
Licht über Erd' und Himmel.

O Liebe, Liebe, Liebe! Lenz beginnt
Im Wonnetaumel nur durch dein Gebot.
Den Rosen gibst du Duft, beschwingst den Wind,
Segnest die Flur mit Strahlen und mit Küssen —
In mir nur bist du todt.

Komm mit ins Feld!

Komm mit ins Feld! Mein seidner Schuh, vom Thaue
Wird er benetzt, und wo in Blumen steht
Die Wiese, will ich pflücken roth' und blaue,
All' diese jungen Triebe.
Komm mit mir in die Wälder, mein Poet,
Doch sprich mir nicht von Liebe!

Die Schwalbe schwingt sich durch den ros'gen Himmel,
Die feuchten Blätter blitzen wie Demant.
Im Moose der Insecten Glanzgewimmel
Freut sich des kurzen Lebens.
Schau, wie viel Licht und Jubel rings im Land!
Gott waltet nicht vergebens.

Sprich mir von Liebe nicht! Von jenem Glanze
Ist unsre Seel' ein blasser Widerschein.
Sieh, wie in dieser Strahlen Feuerkranze
Die Flur erglüht vor Wonne,
Welch einen mächt'gen Liebesbund geht ein
Die Erde mit der Sonne!

Du kannst so ewig küssen nicht und kosen.
Aus Schwachheit und aus Eifersucht gewoben,
Aus trübem Nebeldunst und Winterrosen,
Aus heiß' und kaltem Triebe —
Sag, gegen all' den holden Einklang droben
Was gilt wohl deine Liebe?

Ich will, ich will nur Fluren ohne Ende,
Wo Alles keimt und jede Knospe springt;
Gleich einem flinken Roß im Thalgelände
So will, so will ich schweifen,
Nach allem Glanz, der an der Iris blinkt,
In alle Meere greifen,

Das Laub abreißen und den Stengel knicken,
Vom Bergeshauch entfesselt Seel' und Sinn,
Dort auf des wolkennahen Gipfels Rücken
Am Sonnengold erwarmen,
Berauscht vom Glück, gleich einer Sultanin
In eines Königs Armen.

Hast du gearbeitet?

Also du liebst mich. Du gestandst mir's. Zitternd nun
Schweigst du und harrst, und vor der Antwort bangst du,
Verfärbten Angesichts.
Ein Lächeln, einen Kuß von mir verlangst du
Und meiner Jugend Blüthe — weiter nichts.

Doch sag: kennst du die Kämpfe, das gewaltige
Ringen nach hohem Ziel, die nie erkalten?
Weißt du, was Leiden heißt?
Wozu denn hast du Kraft und Blut erhalten
Und deines Athems Hauch und Seel' und Geist?

Kennst du die Arbeit? Jene ernsten, männlichen
Schlaflosen Nächte, strengem Werk erkoren,
Hast du sie je gekannt?
Welch einem Banner hast du zugeschworen
Die schöne Jugendzeit, eh' ich dich fand?

Du schweigst? O geh von hinnen! Zu den lustigen
Genossen träger Stunden magst du kehren,
Bei denen such dein Heil,
Bei deinen Bällen, Karten und Hetären!
Mein Herz und meine Küsse sind nicht feil.

O, wenn erschöpft, zerlumpt du mir begegnet wärst,
Doch Stolz im Antlitz, den die Arbeit weckte,
Ein Werk, das gut und nütz,
Wenn arbeitsmatt nach mir dein Arm sich streckte
Und dir im großen Auge flammt' ein Blitz,

Wärst du Plebejer, doch ob all den Tausenden,
Entnervt von schnöder Faulheit, dürftst du heben
Dein Haupt nach edlen Mühn,
Und in der mächt'gen Stirne säh' ich beben
Des Strebens Lust, des Denkens Fieber glühn —

Ja, dann würd' ich dich lieben, um die redliche
Arbeit und Müh', die dir gestählt die Sehnen
Und deinen Namen ehrt.
Mein Haupt an deine Brust dann würd' ich lehnen,
Dich achtend meiner treuen Liebe werth.

Doch du — wer bist du? Was von mir erhoffst du noch?
Armsel'ger Sklav' mit deinem faden Schmachten,
Geh, weiche von mir weit!
Was giltst du mir? Ich kann dich nur verachten,
Du welker Sprößling einer welken Zeit!

Der Gassenjunge.

Wenn auf der koth'gen Gass' ich ihn gewahre,
So schmutzig und so schön,
Wie seines Jäckchens Fetzen ihn umwehn,
Die Schuh' zerrissen und zerzaus't die Haare;

Wenn ich ihn lungern sehe bei den Wagen
Mit halb entblößten Beinen,
Wie er nach armen Hunden wirft mit Steinen,
Schon Dieb und schon verderbt, frech und verschlagen;

Wenn ich ihn lachen seh' und denk': Nun hat er
Kein Heim, der Heckensproß;
Die Mutter ging in die Fabrik und schloß
Die Hütte zu, im Zuchthaus sitzt der Vater:

Dann fühl' ich Angst um ihn mein Herz bedrücken.
Was soll aus dir nur werden,
Unwissend, ohne Leitung hier auf Erden
Und preisgegeben allen Zufallstücken?

Geschwätz'ger Vogel, sag: in zwanzig Jahren
Wo wirst du Loser nisten?
Verwogen, ruchlos und erpicht auf Listen,
Oder in redlichem Erwerb erfahren?

Wirst du in schlichter Arbeitsblouse gehen?
Trägst du dann Sträflingskleider?
Werd' ich dich in der Werkstatt oder leider
Im Kerker, im Spital dich wiedersehen?

Hinab dann auf die Gasse möcht' ich eilen,
Ihn drücken an mein Herz,
Und, ihn umarmend, meinen tiefen Schmerz,
Mein Mitleid, meine Todesangst ihm zeigen.

Mit tausend Küssen dann auf Mund und Augen
Möcht' ich ihn an mich ziehn
Und, zärtlich schwesterlich bemüht um ihn,
Mit Schluchzen in sein Ohr die Worte hauchen:

In Noth und Kummer lebt' auch ich. Auch ich
Entsproß dem Dornenstrauch.
In die Fabrik ging meine Mutter auch;
Ich weiß, was leiden heißt, — ich liebe dich!

Cascade.

Aus wie hohem Quell bist du entsprungen,
Ungestümer Sturzbach du?
Klippenabwärts kühn zu Thal geschwungen
Rauschest du dem Meere zu,
Schäumst und sprühst und glänzest. Nichts hält auf
Den jahrhundertlangen Lauf.

Aus wie hohem Quell bist du entsprungen,
Lichtgedankenfluth,
Dran die Menschheit labt der durst'gen Zungen
Ungestillte Gluth?
Sonnen spiegeln sich in dir, und nichts hält auf
Deinen Ewigkeitenlauf.

Bis an mein Ende und drüber hinaus.

Sie sagte mir: du kannst nicht lachen. Immer
Verwünscht dein herber Vers und grollt und höhnt.
Ein Lied gelingt dir nimmer
Voll Freudejauchzen, drin im Licht die süße
Musik der Küsse tönt.

Du kennst nicht apollinisch helle Töne,
Der griechischen Göttin gleich, die ihr Gewand
Abwirft, in nackter Schöne
Empor sich schwingt und aus den Lüften streut
Glycinien und Akanth.

Und weiter sprach sie: Wo bist du geboren?
Hat eine böse Fee zur Dichterin
Des Unheils dich erkoren
Schon in der Wieg'? — Und ich: Arm war die Hütte,
Drin ich geboren bin.

Dem Schlamm entsproß ich. Durch der goldnen Sonne
Triumphgesang, die Hymnen, die das All
Durchbeben voller Wonne,
Dringt nah und fernher an mein Ohr von Klagen
Ein banger Widerhall.

Aufs Herz mir tropft, ein rother Regenschauer,
Das Blut der edlen todgeweihten Schaar,
Die ihre Brust voll Trauer
Dem Feind entblößt, wo eine Schutzesmauer
Der Freiheit nöthig war.

Aus jeder Werkstatt, wo in wirrem Lärmen
Ein Menschenhaufe dicht zusammensteckt
Und, fahl von Noth und Härmen,
Nach hartem Brot, verdient mit saurem Schweiße,
Hungernd die Hände streckt;

Aus den Fabriken, wo man rastlos schwingend
Stählerner Riesenhebel Sausen hört
Und durch die Poren dringend
Der scharfe Dunst schwindsücht'gen Weberinnen
Am ros'gen Blute zehrt;

Aus dürrem Land, Reisfeldern, wo den Bauern
In Mark und Bein die gift'ge Feuchte dringt,
Aus jener Häuser Mauern,
Wo so viel arme träge Gottgeschöpfe
Man Gott zum Opfer bringt,

Zu mir, zu mir dringt fort und fort die Klage,
Die mich verfolgt und unermüdlich spricht
Mit ewig düstrer Frage,
Mich wie die Fledermaus mit ängst'gem Flügelschlage
Umschwirrt im Dämmerlicht.

Was schön und freudig, seh' ich vor mir fliehen,
Das holde Licht, mit jedem Morgen neu;
Das süßverwegne Glühen
Der Liebe flieht mich und des Kusses Taumel —
Der Schmerz nur bleibt mir treu.

Der Schmerz, der nimmer nachgibt, was auch drohe,
Der Schmerz, der kämpfend sich zum Gott erhebt,
Die Kraft, die göttlich hohe,
Die einst Prometheus stählte, da am Felsen
Gefesselt er geschwebt.

Und düster tönend fliegen meine Lieder
Ueber der Menge, die erblassend lauscht,
Wie riesenhaft hernieder
Ueber des Gletschers ew'gem Eis der Fittich
Des wunden Adlers rauscht.

[Nachdruck untersagt.]

II.

Eben erschienen ist bei Alexander Duncker in Berlin ein schmales Buch von 126 Seiten: „Schicksal (Fatalità)“, Gedichte von Ada Negri, ins Deutsche übertragen von Hedwig Jahn. Der eigentliche Sinn des Wortes wäre hier: Das Ringen mit dem Schicksal, denn Schicksal allein hat zu sehr den Sinn des Unterliegens, während Ada Negri mit dem Schicksal im Kampfe lag und es — dürfen wir jetzt wohl denken — bezwungen hat. Der Vorrede zufolge sind diese Verse die Gedankenströme, die der Seele eines jungen Mädchens entsprangen, das in tiefer Verborgenheit die Stelle eines Bauernkinder das A-B-C lehrenden Schulmeisters in einem kleinen lombardischen Neste, nicht weit von Lodi gelegen, inne hatte. Jahre hindurch sind Ada Negri's Gedichte einzeln in einer bestimmten Zeitung erschienen, bis die öffentliche Aufmerksamkeit sich ihnen immer dringender zuwandte. Nun trägt das mir vorliegende Bändchen von 1893 bereits die Bezeichnung: Vierte Auflage.

Man darf, von mir redend, wohl als etwas Auffallendes bezeichnen, daß Jemand, dem so viele Jahre hindurch in ununterbrochener Zufuhr Gedrucktes jeder Art unter die Augen kommt, im höchsten Grade erstaunt über ein paar Seiten, die er in einem Bändchen lyrischer Gedichte zufällig liest. Mein Gefühl glich der Verwunderung und dem Entzücken, mit dem man auf einem gewohnten Spaziergange, etwa über eine Wiese hin, plötzlich ein Nest von Blumen dastehen sähe, deren Schönheit in Farbe und Form uns völlig neu wäre. Nichts Wunderliches, Seltsames, Grelles in diesen Blüthen, sondern einfache Schönheit. Schönheit der Gedanken, der Sprache, der Empfindung. Und zugleich ein Duft, der ein Gefühl kindlicher Freude am Dasein, gemischt mit rührendem, aber sanftem Schmerze über eigenes und fremdes Schicksal, ausspricht. Hierin zumal liegt das uns vertraulich ansprechende „Moderne“ dieser Dichtungen. Der „Menschheit ganzer Jammer“ bestürmt die Seele der Dichterin, der Sonnenschein der Jugend aber bricht zugleich siegreich durch und hebt uns mit empor. Die tiefe Verlassenheit des jungen Mädchens ergreift uns, aber wir sagen uns, daß diese Verse nicht zu hoch damit bezahlt werden. Nur ein Mädchen auch hätte so dichten können, ein einsames, armes Kind, verzehrt von Sehnsucht nach dem der Zukunft zudrängenden Gewühl der Menschen, aus dem ihm Stimmen der Anerkennung und des Verständnisses entgegenkämen. Heute wird Ada Negri das nun wohl gefunden haben, und wir gönnen es ihr ohne den Hintergedanken, gerade dieser kummervollen Stille habe es vielleicht bedurft, um so viel Schönes herauszulocken. Ihre Natur fordert durchaus keinen tragischen Abschluß. Man kann sie sich als glücklich verheirathete Frau und Mutter glücklicher Kinder denken, ohne daß ihrer Erscheinung dadurch etwas genommen würde. Diese trägt den Charakter gleichmäßiger Durchbildung. Wie man von „musikalischen“ jungen Leuten spricht, denen es unmöglich wäre, ein anderes Element für die seelische Existenz zu

finden als Musik, denen es ebenso unmöglich wäre, eine falsche Note zu spielen als Anderen, eine richtige, so ist Ada Negri in Poesie eingetaucht. Jedes ihrer kleinen Gedichte ist in Composition und Bildern ein Meisterstück, ein Naturproduct, man könnte sagen, ein Theil des italienischen Lebens von heute. Ich glaube nicht, daß Jemand diese Verse wieder vergessen könnte, der sie einmal gelesen oder gehört hat.

Es würde nichts nützen, hier Beispiele zu geben, man muß das Bändchen mit den nur sechzig kurzen Stücken durchlesen, denn eins gehört zum anderen: man muß die ganze Reihe kennen, wie wir eine Symphonie von der ersten bis zur letzten Note gehört haben müssen. Dann erst fällt uns die Verbindung tiefer Kenntniß alles Dessen auf, was Armuth und Noth über ein Leben von frühester Kindheit an verhängen, und leichtbeschwingter Erhebung darüber. Die Trübsal des gedrücktesten Daseins hat die Reinheit dieses Jugendlebens, das immer noch jugendlich frei fortstrebt, nicht anzutasten vermocht. Bei Dickens finden wir solche weibliche Kinderseelen, die im Schlamme aufwachsend zu unberührtem Blüthenthume sich erheben. Ada Negri ist nicht herabgekommen zu Armuth und Entbehrung, sie ist die Tochter einer armen Frau. Sie hat als kleines Kind schon den Kampf um das tägliche Brot als das Beherrschende gekannt. Es hat sie das zuweilen mit Bitterkeit erfüllt, niemals mit Haß. Sie hat gearbeitet und ihre Mutter als alte Frau weiterarbeiten sehen müssen, ohne sie darüber hinausheben zu können. Formales religiöses Leben scheint ihr fremd, all ihre Gedanken aber sind von Religiosität erfüllt. Eine tiefe Vertrautheit mit dem Leben des Arbeiters ist ihr eigen, nirgends aber auch nur ein Anklang anarchischer Denkungsart. Alles — ich sage Alles, — was die Welt Böses und Nothvolles beherbergt, kennt Ada Negri und hat es zum Theil erfahren, aber sie findet die sanftklingenden, versöhnenden Noten, die die Schicksalsschreie der Armen und Verlassenen zu einem Theil der gewaltigen Harmonie werden lassen, zu der menschliches Glück und Unglück sich den Gedanken der Vorsehung nach zusammenschließen. Ihr Glaube an die Schönheit und den Werth des Lebens wird uns nicht in Phrasen vorgedudelt, an deren verschwommenen Inhalt sie selbst nicht glaubt; was sie bringt, hat reine Form, festen Inhalt und, wo es sich um die Gefühle eines jungen Herzens handelt, glühende Farben, wo echtes Feuer durchleuchtet. Daneben aber, wo das sociale Elend der Zeit vor ihr sich aufthut, schildert sie das Rauhe und Harte in rauhen und harten Bildern, und es liegt nichts Beschönigendes in ihrer Sprache. Gustav Spangenberg hat als sein tiefstes Werk den „Zug des Todes" hinterlassen; so deutlich jedoch seine künstlerische Sprache hier zu sein scheint: vergleichen wir damit Ada Negri's Gedicht vom Zuge der Verlassenen und Elenden! Und dann, gerade hier, überrascht uns mit doppelter Kraft der versöhnende Ausklang. Sie will einen Ausdruck dafür finden, wie all dieses furchtbare Leiden ein jugendliches Gemüth nicht dazu bringen kann, am Leben zu verzweifeln. Ich lege, während ich dies schreibe, die Feder hin und durchblättere das Buch, um etwas auszuwählen, das sich hier als Citat einflechten ließe, aber ich fühle, daß es ein Unrecht sei, aus diesem Kranze eine einzelne Blume herauszureißen. Und so schließe ich ab.

Die Uebersetzung ist an vielen Stellen mit den Originalen von mir verglichen worden. Hedwig Jahn ist eine treue Uebersetzerin. Man glaubt nicht mit fremder Sprache zu thun zu haben. Sie dichtete die Verse in Deutschem Wohlklange nach. Nirgends tönen uns die leeren Worte entgegen, mit denen geschäftsmäßige Uebertragung gereimter Dinge sich oft behilft. Ich habe die überraschende Kraft dieser Dichtungen in den letzten Tagen bei Vielen erprobt, denen ich das kleine Buch in die Hände gab. Meistens Solche, die freiwillig lyrische Gedichte nicht zu lesen pflegen. Ich thue es selbst nicht. Ich füge auch noch die Bemerkung hinzu, daß mir Dichterin und Uebersetzerin beide persönlich unbekannt sind. —

Hätte ich Ada Negri literarhistorisch hier zu besprechen, so würde ich Carducci's Einfluß auf die jüngere Generation des heutigen Italiens zu erwähnen haben. Das Land hat neben Ada Negri noch andere dichtende Frauen von hoher Begabung hervorgebracht. So Alinda Brunamonti, deren „Nuovi Canti" 1887 in Citta di Castello erschienen. Auch hier der furchtlose Ausblick auf das Allgemeine, der Reichthum an Bildern und die natürliche Bescheidenheit einer muthvollen Frau, die ihre Zeitgenossen anredet, weil sie an die Schönheit des irdischen Daseins glaubt. Bei Beurtheilung der neueren italienischen Lyrik müßte auch von Victor Hugo die Rede sein, dessen Reichthum an bildender Phantasie nach Italien übergeflossen ist. Im Hintergrunde aber ragt Dantes Gestalt empor, wie bei uns überall Goethe und Shakespeare. Goethe's Universalität hat uns für das Verständniß auch der neuesten italienischen Dichtung vorbereitet.

Berlin, October 1894. Herman Grimm.

Die Berliner Theater.

[Nachdruck untersagt.]

15. November 1894.

Seit dem Beginn der neuen Spielzeit am 1. September ist in der Verwaltung der Berliner Bühnen eine verhängnißvolle Aenderung eingetreten. Zwei altbewährte ausgezeichnete Theaterleiter, Adolf L'Arronge und Ludwig Barnay, sind theatermüde von der Stätte ihres Wirkens zurückgetreten. Das Deutsche Theater, das L'Arronge im Verein mit August Förster, Friedrich Haase, Ludwig Barnay und Siegwart Friedmann 1883 begründete, hat in der Entwicklung des Berliner Theaterlebens im letzten Jahrzehnt eine entscheidende Rolle gespielt. Sowohl in Bezug auf die dramatische Kunst, Dichtung und Darstellung, wie in Bezug auf die Geschmacksbildung des Publicums und die Einwirkung, die es auf das Schauspielhaus ausübte. Der ursprüngliche Gedanke der Gründung zwar, ein Theater zu schaffen, in dem die Schauspieler zugleich die Gesellschafter des Unternehmens wären, ließ sich nicht durchführen. Zuerst entfernte sich Haase aus einem Verhältniß, das die Eigenart seines Talentes einengte, Barnay folgte ihm, Friedmann trat in den Hintergrund zurück: schließlich stand die Leitung und Entscheidung in der Wahl der aufzuführenden Stücke wie in ihrer Einrichtung bei Förster und L'Arronge. Seit der Berufung Förster's nach Wien (1886) lag die Last und die Verantwortung, aber auch der Ruhm auf L'Arronge's Schultern allein. Während seiner guten Zeit wetteiferte das Deutsche Theater erfolgreich mit dem Schauspielhause. Sein Repertoire war geschickt aus classischen und modernen Schauspielen zusammengesetzt; mit den Lustspielen von Oskar Blumenthal „Der Probepfeil" und „Die große Glocke" hatte es in der ersten Zeit, mit Ludwig Fulda's Märchenkomödie „Der Talisman" und mit Kadelburg's Schwank „Der Senator" in seinen beiden letzten Jahren große Treffer gezogen. Im Anschluß an die Inscenirungskunst der Meininger richteten L'Arronge und Förster eine lange Reihe classischer Dramen musterhaft ein, stilvoller und lebendiger, als wir sie zu derselben Zeit im Schauspielhause sahen. Calderon's „Richter von Zalamea", Grillparzer's „Jüdin von Toledo" waren glückliche und auch für die Kasse vortheilhafte Bereicherungen des classischen Repertoires. Ausgezeichnete schauspielerische Kräfte gaben auch bei den Wiederholungen den Darstellungen Glanz und Relief, Joseph Kainz und Agnes Sorma fesselten durch die Entwicklung ihres Talents die Zuschauer immer aufs Neue; Georg Engels wuchs in dem Verband und in der Schule dieses Theaters von einem lustigen Hanswurst zu einem hervorragenden Charakterspieler, von vielseitiger Originalität, auf. Wie jede Bühne hatte auch das Deutsche Theater seine Finsternisse; zuweilen ermüdeten die Leitung wie die Darsteller. Daß Joseph Kainz das Theater verließ, um bei dem Concurrenzunternehmen des Berliner Theaters sein Glück zu versuchen, Herbst 1889, brachte ihm persönlich wie dem Deutschen Theater schweren künstlerischen Schaden. Als er sich dann wieder zu der Stätte seines Ruhmes zurück-

gefunden hatte, kehrte ihr Agnes Sorma den Rücken. Trotz alledem wußte L'Arronge, wenn auch mit nachlassender Freudigkeit und geringeren Erfolgen, den Ruf des Deutschen Theaters bis zu dem Ende seiner Directionsführung aufrecht zu erhalten. Aber als er das Theater dem bekannten Literarhistoriker und Kritiker Otto Brahm am 1. September dieses Jahres übergab, waren menschlicher Voraussicht nach die guten Zeiten des Deutschen Theaters vorüber. Der Kampf mit dem Schauspielhause, den L'Arronge so muthig aufgenommen und so standhaft geführt hatte, kann jetzt, nachdem unter der Verwaltung des Grafen Hochberg ein frischerer Zug in die königlichen Bühnen gekommen ist, und die Aufführungen der classischen Dramen in Ausstattung wie in Spiel eine wohlthätige Erneuerung erfahren haben, nicht mehr gewagt werden. Die Mittel des neuen Directors sind im Vergleich zu denen des Schauspielhauses beschränkt, und er bringt überdies, nach seiner Geschmacksrichtung und von seiner früheren literarischen Stellung her, der Dichtung der Vergangenheit nicht jenes lebendige Interesse und jene nachempfindende Empfänglichkeit entgegen, ohne die eine Aufführung classischer Dramen immer eine steife akademische Leistung bleibt oder in ihr Gegentheil eines rohen Naturalismus ausartet. Vorstellungen wie die von Schiller's „Kabale und Liebe" und Shakespeare's „Hamlet" haben in dem einen wie im anderen Sinne abschreckende Beispiele geliefert.

Der Wechsel, der sich in der Führung des Berliner Theaters vollzogen, stellt der Zukunft auch dieser Bühne ein Fragezeichen. Das Berliner Theater wurzelte in der Persönlichkeit Ludwig Barnay's. Er war sein technischer Director, sein künstlerisches Haupt, Regisseur und erster Schauspieler zugleich. Wie viele Personen er auch in verschiedenen Dienstzweigen verwandte, er drückte sie sämmtlich zu untergeordneter, unselbständiger Beihülfe herab. Die Arbeitskraft, die er in diesen sechs Jahren, vom September 1888 bis zum Juli 1894, aufwandte, ist eine erstaunliche, und man begreift im Hinblick auf den Aufwand von Energie, den seine Thätigkeit erforderte, daß er sich nach Ruhe und Ausspannung sehnte. Barnay's Theaterleitung hat eine durchaus entgegengesetzte Beurtheilung gefunden, hier von Seiten des Publicums, dort von Seiten der Kritik. Er hatte dem mittleren Bürgerstande in dem Berliner Theater eine Schaubühne geschaffen, die den Wünschen und den Ansprüchen, dem Verständniß und dem Geldbeutel dieser Kreise entsprach. Ihnen gefiel der Regisseur Barnay ebenso sehr wie der Schauspieler. Barnay's Einrichtungen strebten dem Meiningenschen Muster nach, freilich mit einem Stich in das Grelle und das Imitirte. Aber die Zuschauer waren nicht im Stande, immer das Unechte von dem Echten zu unterscheiden, sie begnügten sich mit der historischen Treue und der Localfarbe im Großen und Ganzen und wogen nicht behutsam jede Einzelheit auf der Goldwage. Auch muß billig zugegeben werden, daß die Massenscenen stets glücklich und wirksam durchgeführt wurden, daß Barnay, wenn er in der Gebelaune als Schauspieler war, allen Mitspielenden etwas von seinem Feuer und seinem Geiste einflößte. Die Gegenwart des Kaisers, der das Berliner Theater gern bei den Aufführungen patriotischer Schauspiele besuchte, that dann das Ihrige, solche Darstellungen, im populären Rahmen, auch für einen feineren Geschmack, in ihrer Weise zu wohlgelungenen und in sich abgerundeten zu machen. Völlig im Unrecht war indessen die Kritik mit ihren Ausstellungen trotzdem nicht. Barnay hatte in der Wahl der Neuheiten, die er vorführte, nur in seltenen Fällen ein sicheres Urtheil, eine Witterung der Stimmung und des Geschmacks. Die „Premièren" im Berliner Theater endeten meist mit einem Krach. Und zugleich gab es Abende, wo auch im classischen Drama den Regisseur die Erfindung, den Schauspieler die Laune oder die Kraft verließ, wo Alles einen handwerksmäßigen Zug annahm. Barnay hatte das Berliner Theater mit der Absicht eröffnet, hier der Stadt ein echtes Volksschauspielhaus zu geben: an dieser Absicht wurde all' sein Thun und Treiben gemessen. Daß der Director, der täglich, um seine Anstalt zu erhalten, Komödie spielen mußte, oft beim besten Willen nicht erfüllen konnte, was er sich selbst und dem Publicum, als sein Plan noch im

Werden lag, versprochen hatte, wollte die Kritik nicht gelten lassen. Sie sah nur die Fehlgriffe und Irrungen, den ärgerlichen Zwiespalt Barnay's mit dem einen und dem anderen seiner Künstler, die allzu große Rücksicht auf die Theaterkasse. Aber bis zuletzt blieb die Masse der Zuschauer dem Director und Schauspieler Barnay treu: die Angriffe der Kritik, die berechtigten wie die unberechtigten, machten keinen Eindruck auf sie. Für jeden Einsichtigen unterliegt es denn auch keinem Zweifel, daß der neue Director in den Geleisen Barnay's fortfahren muß, um das Fortbestehen des Berliner Theaters zu sichern.

Zu der Geschicklichkeit und Findigkeit Oskar Blumenthal's, der es übernommen, hat in allen theatralischen Dingen das Berliner Publicum ein gewisses Zutrauen. Das Bedenkliche ist nur, daß er jetzt für zwei Theater zu sorgen und zu denken hat. Seine Neigung wie sein Talent befähigen ihn unvergleichlich besser zur Leitung einer vornehmen Salonbühne, der er selbst den Namen und den Zweck eines Theaters für die Lebendigen ertheilte, als für die Verwaltung eines Volkstheaters, das in erster Reihe das classische Drama und das Volksstück pflegen muß. Es tritt aber bei der Verwaltung zweier Theater durch eine Persönlichkeit nicht nur eine gewisse Einseitigkeit des Spielplans hervor, sondern auch ein unsicheres Schwanken der Künstlergenossenschaft hinüber und herüber. Niemand weiß im Grunde, welchem Theater er angehört, Jeder wechselt von einer Bühne zur anderen und wird auf keiner heimisch. Solche Unzuträglichkeiten machen sich natürlich erst im Verlauf der Spielzeit geltend; zunächst empfindet das Berliner Schauspielwesen einzig den Fortgang zweier so begabter, für ihr Fach hervorragend ausgerüsteter und von einer seltenen Energie, der eine bei jäher Hitze, der andere bei gelassenem Phlegma, erfüllter Männer, wie es L'Arronge und Barnay waren. Diesem Verlust gegenüber ist die erfreuliche Thatsache der Eröffnung des Schiller-Theaters, in dem ehemaligen Wallner-Theater, unter der Leitung R. Löwenfeld's, hervorzuheben. Den Bemühungen kunstsinniger Gönner und freigebiger Freunde einer edleren Volksunterhaltung ist es gelungen, das nöthige Capital zusammenzubringen. An Eifer, ein leidliches Ensemble herzustellen, läßt es der Director nicht fehlen. In dem Repertoire finden wir Schiller, Anzengruber, Laube, Wildenbruch, Björnson und ein wenig zu häufig Moser mit seinem „Veilchenfresser" vertreten. Unwillkürlich wünschte man eine größere Mannigfaltigkeit des Spielplans: für die komische Seite böten die Märchenspiele Raimund's, die alte Berliner Localposse von Kalisch, ein und ein anderes Lustspiel von Töpfer und Benedix sich zu anziehenden und nicht allzu schwierigen Darstellungen, für die ernste wären vor Allem Lessing und Schiller zu berücksichtigen. Leider beeinträchtigt die Nothwendigkeit, jeden Abend spielen zu müssen, sowohl die Bildung des Ensembles wie des Repertoires. Im Sturmschritt ist hierin gar nichts zu erreichen.

Von sechs größeren Theatern wird eine Anzahl von Theaterstücken gebraucht und verbraucht, die uns vor fünfundzwanzig Jahren ungeheuerlich erschienen sein würde. Ohne den reich aufgespeicherten Schatz erprobter Schauspiele und Lustspiele, über den die deutsche Schaubühne verfügt, und der, von den classischen Dichtungen abgesehen, bis in die zwanziger Jahre des Jahrhunderts hinabreicht, vermöchten die Bühnen natürlich nicht zu bestehen. Aber auch so bleibt der modernen Production, da kein Theater ausschließlich von altem Brot leben kann, noch ein großer Spielraum, sich auszuleben. Früher war es eine beständige Klage der dramatischen Dichter, daß sie nicht beachtet würden; gegenwärtig suchen die Directoren einander den Vorrang bei den bekannteren Theaterschriftstellern abzulaufen. Selbstverständlich gibt es auch jetzt noch Zurückgesetzte, und nicht ganz mit Unrecht mag sich die höhere Kunst, das Geschichtsdrama in Versen wie die romantische Komödie, darüber beklagen, daß der Zeitgeschmack sie zu sehr in den Hintergrund gedrängt habe; im Ganzen jedoch kommen die Berliner Bühnen, wenn nicht aus Neigung, so aus Noth, den modernen Schöpfungen jeder Richtung mit der größten Bereitwilligkeit entgegen, und die Aufführung von zwei bis drei Neuigkeiten in jeder Theaterwoche

zeigt, wie bedeutend die Nachfrage, wie günstig die Aussichten der Theaterdichter sind. Daß trotzdem das Angebot noch viel massenhafter ist, liegt in dem Zudrang der Halb- und der Vierteltalente zu der Theaterschriftstellerei. Stärker als vordem verlockt der Glanz eines Theatererfolgs und der Gelderwerb, der damit verbunden ist, Begabte und Unbegabte, und die Fülle der Bühnen beschäftigt und versorgt, wie in der Schauspielerei, so auch in der dramatischen Production, nur zu oft die bedenklichste Mittelmäßigkeit.

Denn Keinen, der mit dem Gesetze künstlerischen Schaffens nach der statistischen Seite hin ein wenig vertraut geworden ist, kann es Wunder nehmen, daß unter neunzig bis hundert Neuigkeiten einer Saison zwei Drittel flüchtigste Eintagsfliegen sind, und von dem Drittel, das eine kritische Betrachtung verdient, kaum ein Drittel das Lampenlicht der nächsten Spielzeit erlebt. Wahrhaft schöpferische, neue Talente tauchen nur in verhältnißmäßig weiten Zwischenräumen auf; von den Dichtern, die im Augenblick unsere Bühnen beherrschen, sind Hermann Sudermann und Gerhart Hauptmann seit 1889 darauf heimisch, Ludwig Fulda und Richard Voß reichen noch weiter in die achtziger Jahre, Ernst von Wildenbruch und Oskar Blumenthal bis zu ihren Anfängen, Hugo Lubliner und Paul Lindau sogar in die siebziger Jahre zurück. An Paul Lindau sind die Arbeitskraft und der Wagmuth erfreulich, mit denen er sich wieder an dem Theatertreiben betheiligt, nachdem er sich eine Weile verstimmt davon zurückgezogen hatte. Mit den Jahren, bei schärferem Einblick in die Kunst, ist ein alexandrinischer Zug in ihn gekommen, er versucht sich seit 1889 in den verschiedensten Stilarten. Im „Schatten" beschäftigte ihn das moderne Problem der ungleichen Ehe zwischen einem hohen Staatsbeamten und einer Operettensängerin, zwischen einem Ehrenmann und einer Frau, auf deren Vergangenheit ein Schatten ruht; in der „Sonne" erschien unerwartet der satirische, spottende Lindau seiner ersten Lustspiele wieder, aber merkwürdig: seine Satire hatte keinen Stachel und seine Fröhlichkeit etwas Müdes und Griesgrämiges. In dem „Komödianten" — einer geschickten, theatralischen Zusammenstellung von Vorfällen und Conflicten aus Molière's Leben — wandte er sich dem historischen Genre zu; der „Andere" brachte ein pathologisches Nachtstück, an Ibsen anklingend, dem leider, nach dem spannenden und ergreifenden Anfang, die Kraft der Durchführung und der tragische Schluß mangelte; seine letzte Arbeit „Ungerathene Kinder", die im Schauspielhause am 3. October zur ersten Aufführung gelangte, schwenkt von allem Grausigen und Unbegreiflichen in die Nüchternheit und Harmlosigkeit einer Idylle ab. Der Duft von Loschwitz und Blasewitz, der Hauch der sächsischen Gemüthlichkeit und des sächsischen Dialects schweben darüber. Ein reicher Mann hat sein Bankgeschäft aufgegeben und sich in die Muße und den Comfort seines Landgutes zurückgezogen. Da er selber in rastloser Arbeit das Leben nicht genossen hat, wünscht er, daß sein Töchterchen Agathe als gefeierte Weltdame und sein Sohn Emil als schneidiger Jurist das von ihm Versäumte nachholen und aus vollem Becher trinken möchten. Aber zu seinem Kummer will Emil Theologie studiren, und Agathe, ein weißes Schäfchen mit himmelblauem Bande, den Prediger heirathen, der ihren Bruder erzogen hat. Daß die „ungerathenen Kinder" ihr Stück durchsetzen, ist der breit ausgesponnene Inhalt des Lustspiels. Nur durch die trefflich aufgefaßte und durchgeführte Gestalt des Pfarrers in ihrer Güte, Treuherzigkeit und unfreiwilligen Komik erhebt sich die harmlose Kleinstädterei in die künstlerische Sphäre. Lustiger, bewegter und stärker setzt der Schwank „Wie die Alten sungen" von Karl Niemann ein; Sonntag den 14. October wurde das forsche Soldatenspiel zum ersten Male aufgeführt. Die Handlung ist unbedeutend: Prinz Gustav, der Sohn des alten Dessauers und der Annaliese, ahmt dem Beispiel seines Vaters nach; wie der sich in die Apothekerstochter, hat er sich in die Tochter eines Brauers verliebt. Bald im Schloß, bald im Bürgerhause spielen sich allerlei muntere Scenen mit einem Stich in das Burleske und Possierliche ab. Geht es auch nicht immer ohne Kränkung für ein empfindlicheres Gemüth und ein

feineres Ohr ab, so schlägt schließlich doch der soldatische Zug und die derbe Holzschnittmanier, in der die Figuren entworfen sind, für das große Publicum durch.

Einen höheren literarischen Anspruch erheben die Darbietungen des Lessing-Theaters; Felix Philippi's dreiactiges Schauspiel „Wohlthäter der Menschheit", Max Nordau's Schauspiel in fünf Acten „Die Kugel" und Hermann Sudermann's Komödie in vier Acten „Schmetterlingsschlacht". Keins dieser Stücke hat freilich Sardou's unverwüstliche „Madame Sans-Gêne" von den Brettern dieser Bühne zu verdrängen vermocht. Sollte man nicht glauben, daß Napoleon und seine Marschälle es den Berlinern gerade so wie den Parisern angethan hätten? Mit lebhaftester Erwartung und Theilnahme wurde der Komödie Sudermann's entgegengesehen. Weit über den engen Kreis des zünftigen Literatenthums war das Publicum neugierig, den geliebten Dichter der „Ehre" und der „Heimath" im heiteren Reiche Thaliens zu sehen. „Die Schmetterlingsschlacht" wurde zum ersten Male am Sonnabend, den 6. October gespielt, mit einem merkwürdigen Ausgang, unter dem lauten Jubel der Freunde und dem heftigsten Widerspruch der Gegner. Und auch die späteren Vorstellungen, wenn sie gleich die Uebertreibungen der ersten Aufführung auf das richtige Maß zurückführten, verhalfen dem Stücke zu keinem rechten Erfolg. Die Freunde des Dichters sind geneigt, nicht ganz mit Unrecht, der schleppenden und rührseligen Darstellung die Schuld daran aufzubürden, und der Sieg, den das Stück, als flottes Lustspiel gegeben, im Burgtheater zu Wien errang, scheint ihnen Recht zu geben. Aber doch nur bis zu einem gewissen Grade. Selbst wer ohne Voraussetzungen und große Erwartungen, wie ich, die „Schmetterlingsschlacht" bei ihrer dritten Aufführung besuchte, wurde die Empfindung einer erkältenden Enttäuschung nicht los. Der phantastische Titel stand mit dem alltäglichen Inhalt der „Komödie" in einem gar zu grellen Contrast, und der Widerspruch zwischen der beabsichtigten komischen Wirkung und dem Naturell des Dichters brach überall durch. Sudermann steht, mit einer stärkeren Betonung der socialen Gegensätze, wie sie jetzt in der Luft liegt, im Banne des Iffland'schen Rühr- und Familienstücks. Die starken Drucker und Schlager in der „Ehre", „Sodoms Ende" und „Heimath", das moderne Pathos der Freiheit und Selbstbestimmung, der Geniesucht und der Rechte des Herzens, die brennende Farbengebung verbergen dem naiven Zuschauer die Herkunft und Verwandtschaft dieser Schauspiele; in der „Schmetterlingsschlacht" offenbarte sie sich all zu deutlich. Die Möglichkeit, das Triviale der Fabel und „die gemeine Deutlichkeit" der Charaktere durch phantastischen Humor oder groteske Züge zu überwinden, wie es wenigstens in einigen Scenen der Märchenkomödie Wildenbruch's „Das heilige Lachen" geschehen ist, war nicht ausgeschlossen, aber der trockene Realist, der in Sudermann steckt, konnte oder wollte die günstige Gelegenheit nicht ergreifen. Was er uns bietet, ist ein Stück kleinbürgerlichen Lebens, weder verzerrt noch verschminkt, aber mehr herzbeklemmend, als herzerfreuend, wahr, aber nichts weniger als ergötzlich. Den bitteren Bodensatz der Flasche kann auch das lustigste Spiel der Schauspieler nicht beseitigen. Die Wittwe eines Subalternbeamten, Frau Hergentheim, bringt sich und drei Töchter schlecht und recht, mit Ach und Krach durch das sorgenvolle Leben. Dabei kann es nicht immer reinlich und vornehm zugehen. Die Mutter wie die beiden ältesten Töchter Else und Laura haben ihre Gedanken auf eine vortheilhafte Heirath gerichtet; das ist die eine Seite der „Schmetterlingsschlacht". Da nun das Männer-Einfangen fürs Erste ein brodloses Vergnügen ist, muß die jüngste Tochter Rosi durch ihre Thätigkeit der Familie den Unterhalt erwerben. Sie ist eine kleine Künstlerin im Zeichnen und Malen von Schmetterlingen als Fächerschmuck, mit reicher Phantasie, einer geschickten Hand und einem goldigen Herzen. Hier haben wir die andere, gleichsam die idealische Seite des Titels „Die Schmetterlingsschlacht" zu suchen. Rosi knüpft die Verbindung zwischen ihrer Mutter und ihren Schwestern und dem Hause Winkelmann an. Es ist der von Sudermann mit Vorliebe auf-

gegriffene und ausgeführte Gegensatz zwischen dem Hinter- und dem Vorderhause in einer neuen Beleuchtung. Das Haus Winkelmann tritt uns in drei Personen entgegen. Der alte Winkelmann ist der hartgesottene kaufmännische Egoismus; sein Rheumatismus und seine Gicht machen ihn noch gröber, mißtrauischer und eigenwilliger, als er schon von Natur ist; sein Sohn Max, ein gutmüthiger, nicht unbegabter Mensch, verkümmert unter dem Druck des Vaters zu einem blöden, täppischen Gesellen, der keinen Willen hat und kein Wort zu sagen weiß; Keßler, der Reisende des Hauses, ist der richtige moderne Macher, schneidig, fix, lebenslustig und gewissenlos. Ihnen allen macht sich Rosi unentbehrlich; der Alte nutzt ihr Talent für sein Geschäft aus und findet in ihr die beste Krankenpflegerin, der Junge verliebt sich in sie, und Keßler dient sie halb ahnungslos zum Liebesboten zwischen ihm und ihrer Schwester Else. Die Spannung der Fabel entspringt aus dem wunderlichen Einfall des alten Winkelmann, seinen Sohn Max mit Else Hergentheim zu verheirathen. Max traut sich nicht Nein! zu sagen, und Else willigt natürlich, da es eine reiche Partie gilt, ein, obgleich ihr Herz noch immer Keßler gehört. Bei einer Zusammenkunft, die sie ihm im Hause ihrer Mutter gewährt, wird sie von ihrem Bräutigam überrascht, und nun muß Rosi, die zugegen war, aber von einigen Gläsern Champagner in den Schlaf gelullt wurde, für die Schwester sich opfern und erklären, der Besuch Keßler's hätte ihr gegolten. Zuletzt nach vielen Thränen, Lügen und Wahrheiten hin und her, entdeckt Max nicht nur sein Herz, sondern findet auch den Muth, dem Vater die Stirn zu bieten. Alles klärt sich auf und gelangt zu einem befriedigenden Ausgang. Gegenüber dem freien und kühnen, wenn auch gewaltsamen Wurf der „Ehre" und der „Heimath" hat der Aufbau der „Schmetterlingsschlacht" etwas Verzwicktes und Künstliches. Nur mühsam kommt die Handlung in den zwei ersten Acten in Bewegung, wird im dritten durch allerlei Episoden und Nebenfiguren aufgehalten und spinnt sich im vierten, wo eine einzige Scene zwischen Max und Rosi zur Aufklärung des kindischen Lügenspiels genügte, schleppend ab. In der Charakteristik der Figuren zeigt sich die scharfe Beobachtung des Dichters und die photographisch treue Wiedergabe dessen, was er gesehen, diese Gestalten leben und gehören der unmittelbaren Wirklichkeit an, es sind Typen aus dem kleinen Bürgerstande der Hauptstadt, aber mit Ausnahme Keßler's hat keine einzige einen drolligen, humoristischen oder komischen Zug. Das Grau in Grau, wie sich das Stück in den Aufführungen des Lessing-Theaters zeigte, hat schwerlich in der Absicht Sudermann's gelegen; aber von den frischen und glänzenden Farben, in denen sich die Phantasie eine Schmetterlingsschlacht ausmalt, kann man auch nur wenig entdecken. Einzig von Rosi's Wesen geht Sonnenschein aus, und trotzdem verstrickt der Dichter auch dies liebenswürdige Geschöpf in die allgemeine Lügenhaftigkeit und Erbärmlichkeit. Als Studie zu einem Schauspiele interessant, in seinem ersten Act vielversprechend, hinterläßt die „Schmetterlingsschlacht" als Ganzes einen unbehaglichen Eindruck, eine getheilte Stimmung. Man ist weder zum Lachen noch zum Weinen gekommen, man erkennt billig das Charakteristische der Arbeit an und hat doch die Ueberzeugung, daß sich der Dichter im Stoffe wie in der Durchführung vergriffen habe und nicht der Mann sei, Schmetterlinge zu fangen.

Bei all' ihren Mängeln war die „Komödie" indessen tiefer und gedankenvoller, als Felix Philippi's Drama „Wohlthäter der Menschheit", das einen großen Erfolg bei seiner ersten Aufführung hatte, wegen des Actuellen und Sensationellen der Fabel. Die Zuschauer dachten bei dem kranken Fürsten, der hinter der Scene an der falschen Diagnose und Behandlung seines Leibarztes stirbt, an Kaiser Friedrich, und sahen in dem zweiten Arzt, der die Wahrheit enthüllt, innerlich und äußerlich das getreue Abbild des Professors Schweninger. Der Conflict zwischen den beiden Aerzten wird dadurch noch verschärft, daß der jüngere der Schwiegersohn des Leibmedicus ist. Daß ein Arzt die Falschheit seiner Diagnose nicht eingestehen will, auch wenn er des Besseren überzeugt wird, mag zugegeben werden; daß er die

falsche Behandlung seines Kranken, nachdem er seine eigene Ansicht von dem Wesen der Krankheit geändert hat, noch weiter fortsetzt und den Patienten dadurch tödtet, ist schon eine stärkere Zumuthung; daß er aber zuletzt noch mit dem Titel Excellenz belohnt wird und der unversöhnliche Gegensatz zwischen ihm und seinen Schwiegersohn in leere Luft verpufft, als wären die beiden ersten Acte nur da gewesen, um das Publicum an der Nase zu führen, schlägt dem Fasse den Boden ein. Eine solche Unnatur und Unwahrscheinlichkeit im Reiche der Dichtung konnte sich auf die Dauer dem Publicum gegenüber trotz der Blendwerke und der in allen äußerlichen Dingen geschickten Technik des Schauspiels nicht halten. Nach wenigen Vorstellungen verschwand es von der Bühne. Felix Philippi hat eine derbe Hand zum Zugreifen, einen richtigen Blick zum Erfassen eines dramatischen Stoffes, aber er ist nicht Künstler genug, ihn zu vertiefen und zu beseelen oder die groben Mittel, die ihm einen Effect zu verbürgen scheinen, zu verschmähen.

Nicht glücklicher als er traf es Max Nordau mit seinem Drama „Die Kugel". Wie Philippi, will auch Nordau das moderne Leben gleichsam an einer seiner Wurzeln fassen, aber die Sucht nach dem Paradoxen, die seinen bekannten und vielgelesenen Büchern über die „conventionellen Lügen" und die „Entartung" unseres Jahrhunderts anhaftet, hindert ihn, der Bescheidenheit der Natur und der Wirklichkeit treu zu bleiben. Er muß Alles auf die Spitze treiben, wo die Wahrheit in ihr Gegentheil und das Tragische in das Lächerliche umschlägt. Sein Advokat, der junge Fritz Sickart, ist in der Hauptstadt durch glänzende Vertheidigungen ein berühmter Mann geworden, eben jetzt hat er der Frau Gerda von Döbbelin den Ehescheidungsproceß, den sie gegen ihren unwürdigen Gatten angestrengt hat, gewonnen, ihr Vermögen und ihr Kind ihr gerettet. Dennoch fühlt er sich elend wie ein Galeerensträfling, der die Kugel nachschleppt. Diese Kugel ist für ihn seine niedere Herkunft; er fühlt sich durch die Thatsache gedemüthigt, daß er der Sohn eines Kutschers und einer Köchin ist, die gemeinsam im Dienste einer adligen Familie standen. Die gnädige Frau hat den talentvollen Knaben erziehen und studiren lassen. Zum Glück für den eitlen Narren und Streber ist ihm der Vater gestorben, aber die Mutter lebt zu seiner Qual bei ihm und führt ihm die Wirthschaft. Eine vortreffliche alte Frau, die in ihrer Beschränktheit und in der Unfähigkeit, aus den Gewohnheiten ihres früheren Standes herauszuwachsen, dem Sohne beständig das Schreckbild seiner Herkunft vor Augen hält und seine Eitelkeit schmerzlich verwundet. Er beschließt darum, sich von ihr zu trennen, und miethet ihr in einer Vorstadt eine kleine Wohnung. Um rasch zu Vermögen zu kommen, trägt er seiner Clientin Herz und Hand an und bezaubert die reiche Dame mit seiner stürmischen Beredtsamkeit und klug gespielten Leidenschaft so rasch, daß sie trotz des Einspruchs ihres Bruders ihm ihr Jawort schenkt und die Verwaltung ihres Vermögens anvertraut. Der saubere Patron hat aber in der Heimath eine verlassene Geliebte mit ihrem Kinde sitzen lassen, die jetzt bei seiner Mutter eine Zuflucht findet. Zwischen ihm und den beiden Frauen gibt es die peinlichsten Scenen. Die Kosten seiner Wahl zu bestreiten, hat er das Vermögen seiner Braut angegriffen, und als er zur Rechenschaft gezogen wird, sucht er vergebens bei Wucherern und im Spiel Hülfe. Er wäre ohne Rettung dem Staatsanwalt verfallen, wenn nicht die Mutter bei dem Bruder der Frau von Döbbelin für ihn einträte und durch ihre Gradheit, Rechtschaffenheit und Schlichtheit Alles zum Guten wendete. Sickart geht in sich und bereut, in Amerika wird er ein guter Sohn, Gatte und Vater werden. Dieser sentimentale Schluß schlägt der Handlung der ersten Acte und dem so schroff und theatralisch betonten Streberdarakter des Helden in das Gesicht. Erschien uns seine Schrulle, seine Abkunft von kleinen Leuten zu verfluchen, halbwegs als eine romantische Narrheit, so wird er in der Gestalt des verlorenen Sohnes mit dem armen Sündergesicht vollends lächerlich. Der Größenwahnsinn, der in einen moralischen Katzenjammer ausläuft, wirkt von der Bühne herab noch widerlicher, als in der Wirklichkeit. Wie in seinen Büchern ist Max Nordau auch in den beiden Stücken:

„Das Recht zu lieben" und „Die Kugel" der Mann der Thesen und des Apriori. Er will gegen das moderne Streberthum zu Felde ziehen und seine Nichtswürdigkeit und Nichtigkeit beweisen und erfindet sich dafür die nöthigen Figuren und Vorfälle. Aber er holt sie nicht vom Markte des Lebens, sondern aus seinem klugen Kopfe. Darum fehlt auch seiner Bühnensprache die Frische und Unmittelbarkeit; auf den ursprünglichem Stamm einer moralisch-philosophischen Abhandlung ist das Pfropfreis der Theaterrhetorik Pistol's geimpft.

Der Spielplan des Berliner Theaters hat durch den neuen Director, wie es vorauszusehen war, eine Verschiebung von den classischen und historischen Stücken, die Barnay bevorzugte, nach dem modernen Schauspiel erfahren. Wie früher im Lessing-Theater, erlebt jetzt Sudermann's „Heimath" im Berliner Theater Aufführung um Aufführung. Anzengruber mit dem „Pfarrer von Kirchfeld" und Ibsen mit den „Stützen der Gesellschaft" werden hier heimisch, Paul Lindau's „Erfolg" ist aus dem Schauspielhause hierher übergesiedelt. Das einzige neue Stück, das der früheren, mit Vorliebe gepflegten Richtung entspricht, ist das Trauerspiel Arthur Fitger's „Die Hexe", das am Sonnabend, den 20. October in Scene ging. Fitger's romantisches Drama ist durch die Meininger bekannt geworden. Seine Sprache hat zuweilen rhetorische Verschwommenheit, seine Handlung einen Zug ins phantastisch Blaue, aber die Gegensätze zwischen Wissenschaft und Aberglauben, zwischen der Dumpfgläubigkeit der Fanatiker, mögen sie nun dem evangelischen oder dem katholischen Bekenntniß angehören, und der Freigeisterei einer eigenartigen mächtigen Persönlichkeit, der Widerstreit zwischen Pflicht und Liebe in der Seele eines wackern Mannes, der sich vor Jahren der älteren Schwester verlobt hat und, nun heimkehrend, dem Zauber der jüngeren erliegt, die Gegenüberstellung dieser beiden Schwestern, der Localton der Zeit, unmittelbar nach dem Westfälischen Friedensschluß — das Alles ist so lebendig und wahr empfunden, erfaßt und geschildert, daß „Die Hexe" trotz ihrer altmodischen Romantik zu den wirksamsten und gelungensten Volksdramen aus unserer Geschichte gehört.

Sie mit Gerhart Hauptmann's Schauspiel „Die Weber", die jetzt auf der Bühne des Deutschen Theaters aus dem Polizeiverbot eine lärmende Auferstehung feiern, vergleichen zu wollen, ist unstatthaft. Arthur Fitger stellt, so weit seine Kraft dazu ausreicht, eine abgeschlossene Vergangenheit dar, Gerhart Hauptmann weist mit dem unhistorischen Siege seiner aufständischen Weber über die Soldaten in die Zukunft hinein. Er hat es mit den socialen Ideen, Fitger mit Menschen von Fleisch und Blut zu thun. „Die Hexe" ist in ihrer Art ein abgerundetes Kunstwerk, „Die Weber" sind eine lose Aneinanderreihung von Scenen aus dem Elend und dem Aufruhr der schlesischen Weber im Jahre 1844. In der Fülle der auftretenden Personen verschwindet dem Zuschauer jedes Interesse für die einzelnen. Das Massenelend erweckt sein Mitleid, die nichtswürdige Zerstörungswuth der Aufrührer seinen Unwillen. Ohne daß der Dichter ersichtlich Partei für die Empörung ergreift, fühlt man den heißen, demagogischen Athem, der aus dem Stücke strömt. Es ist die Revolution auf der Bühne, die sich vor uns abspielt, um so mächtiger, weil in diesem Gewühl auftretender und wieder verschwindender Figuren die Persönlichkeit ganz zurücktritt und nur der unwiderstehliche vorwärtstreibende Drang der Idee das Ganze beseelt und bewegt. Gewiß ist das Stück kein Drama, da ihm der Held und die Schuld, die Verwicklung und die Katastrophe fehlen; was uns der Dichter gibt, sind einzelne Scenen, mit charakteristischer Kraft und demagogischem Ungestüm ausgeführt. Der Director Otto Brahm betrachtet mit Recht die Einrichtung und den Erfolg dieses socialen Schauspiels, in dem die Zerstörung eines Hauses, als Vorbild des großen revolutionären Krachs, mit besonderer Virtuosität dargestellt wird, als einen Triumph der realistischen Bühnenkunst.

Um uns aber nicht ganz unter diesem Eindruck, der die Einen aufregte, die Anderen peinlich berührte und Niemanden befriedigte und erhob, zu lassen, wurde uns am Dienstag, den 16. October in Ludwig Fulda's Lustspiel in drei Acten

„Die Kameraden" eine leichtere und schmackhaftere Kost geboten. Vielleicht gar zu leicht und dünn, denn der satirische Grundgedanke des Stückes gelangt, bei der milden und versöhnlichen Anschauung des Dichters, nicht zum schärfsten Ausdruck, sondern verflüchtigt sich in leere Allgemeinheiten und hohle Redensarten. Thekla, die Frau eines wohlhabenden und heiteren Teppichfabrikanten Hildebrand, glaubt in dem Schriftsteller Egon Wulff, der in Pessimismus, freier Liebe, in Größenwahn und der Umwerthung aller Werthe arbeitet, den geist- und seelenverwandten Kameraden für das Leben gefunden zu haben. Ihr Gatte in seiner hausbackenen Gemüthlichkeit und Gutmüthigkeit ist ihr in ihrer Verstiegenheit längst gleichgültig geworden. Egon Wulff sucht ein Liebesverhältniß mit der hübschen und reichen Frau anzuknüpfen und beredet sie, um ihre Freiheit und Selbständigkeit zu beweisen, das Haus ihres Mannes zu verlassen und eine Damenpension zu beziehen. Mit einem köstlichen Zuge weiß Fulda das echt moderne Wesen Thekla's zu schildern: bei ihrem Eintritt in die Pension bittet sie um eine halbe Flasche Champagner und eine Schachtel mit Sulfonalpulvern. Während sie in ihrer neuen Wohnung ihren „Kameraden" täglich empfängt und sinnlich unsinnliche Gespräche über das Weltelend und das Weib führt, schlägt sie ihrem Gatten, der in seiner Harmlosigkeit zuerst ihre Handlungsweise mehr von der komischen als von der tragischen Seite ansieht, die Thür vor der Nase zu. So knüpft sich ungezwungen zwischen ihm und der Vorsteherin der Pension die entgegengesetzte Kameradschaft der tüchtigen, einfachen und wahren Empfindung an. Gertrud ist die Tochter eines wunderlichen Architekten, der in seiner Erfindung des Zukunftsstiles still vergnüglich und immer frohgelaunt dahinlebt, obwohl Niemand ihm einen Bau anvertrauen will. Als Volksschullehrerin und durch die Pension erwirbt die thätige und kluge Gertrud für ihn und sich des Lebens Nothdurft. Die Freundschaft zwischen Gertrud und Hildebrand wächst immer inniger zusammen und verwandelt sich beiden unbewußt in Liebe; die Kameradschaft zwischen Thekla und Wulff geräth mehr und mehr von seiner Seite in den Sumpf der Frivolität, von ihrer in den Dunst. Das Stück schließt mit der Scheidung Hildebrand's von seiner albernen Frau, mit der Aussicht auf seine glückliche Ehe mit Gertrud und mit der Abreise Thekla's nach Monte Carlo: sie wird sich dort im Genuß des höchsten Luxus, inmitten einer herrlichen Natur, der Betrachtung des Weltelends hingeben. Der Reiz der Komödie liegt in der gefällig und charakteristisch durchgeführten Gegenüberstellung der krankhaften Verbildung und der schlichten Tüchtigkeit echter Naturen, der wahren Sittlichkeit und der modernen Blasirtheit und Leichtfertigkeit. Schade, daß sich das Ganze in Handlung und Charakteristik so oberflächlich abspielt, der Dichter scheint in seinem Köcher nur abgestumpfte Pfeile zu haben. Aber das weitverbreitete giftige Uebel der Gegenwart, dessen Vertreter Thekla und Wulff sind, läßt sich mit Laune und drolligen Scherzen allein nicht bekämpfen.

Von besonderer Anregung für alle Theaterfreunde waren die französischen Vorstellungen, die das Théâtre libre des Herrn Antoine drei Wochen lang vom 15. October bis zum 4. November im Residenz-Theater gab. Das Théâtre libre in Paris ist unserer „Freien Bühne" um zwei Jahre vorangegangen. Junge Kräfte und Begabungen, dichterische wie schauspielerische, die bei den bestehenden Bühnen keine Verwendung fanden, schlossen sich zu einer freien Vereinigung zusammen. André Antoine, ein geborenes schauspielerisches Talent, gab der Verbindung als Leiter, Regisseur und Darsteller Halt, Zusammenhang und Einheitlichkeit. Er erweiterte den engen nationalen Theaterhorizont der Franzosen durch die Aufführungen von Ibsen'schen und Hauptmann'schen Dramen. War der Erfolg zunächst auch nur gering, so hat Antoine doch das Verdienst, die Franzosen mit der fremden nordischen und deutschen Kunst bekannt gemacht zu haben. In Berlin haben er und seine Genossen die freundlichste Aufnahme gefunden. Nicht nur aus der Abgötterei, welche die Deutschen nun einmal mit allem Fremdländischen treiben, sondern weil ihre Leistungen der Anerkennung und des Lobes werth waren. Origi-

nale Talente besitzt die Gesellschaft mit Ausnahme Antoine's nicht: die Damen Dulac, Barny, Clem, die Herren Génier, Arquillière und Etievant sind gute und brauchbare Mittelmäßigkeiten; die Stütze und Zierde jeder Vorstellung waren die bewegliche, erfinderische Vielseitigkeit und Wandlungsfähigkeit Antoine's. Aber ließ die Durchführung des Einzelnen auch manchen Wunsch unbefriedigt, so war das Zusammenspiel, das Herausarbeiten der Gedanken und Absichten des Dichters, die Wiedergabe des Milieu um so vortrefflicher. Hier war etwas von der Einsicht und der Sorgfalt zu erkennen, die ihrer Zeit die Aufführungen der Meininger auszeichneten. Meiner Meinung nach würde das Gastspiel der französischen Gesellschaft noch bedeutender auf weitere Kreise gewirkt haben, wenn sie in ihrem Repertoire eine Beschränkung hätten eintreten lassen und sich mit der Vorführung von zwei oder drei Stücken begnügt hätten. Freilich wäre die schauspielerische Bedeutung Antoine's dabei nicht zur rechten Geltung gekommen. Künstlerisch Hervorragendes enthielten die aufgeführten Schauspiele nicht, allzu Widerliches und Rohes blieb uns erspart, selbst die peinlichen Hospitalscenen der „Sœur Philomèle" traten für diejenigen, welche auf unserer „Freien Bühne" die Leiden und Freuden der „Familie Selike" und den Arzt aus Hauptmann's Schauspiel „Vor Sonnenaufgang" kennen gelernt hatten, in ein bescheidenes Halbdunkel zurück. Wie die deutschen, können auch die französischen Naturalisten einen Vergleich mit den norwegischen Dichtern nicht aushalten, an Originalität der Fabel wie an scharfer Charakteristik der Figuren zeigten sich ihnen Ibsen in den „Gespenstern" (les revenants) und Björnson in dem „Fallissement" (une faillite) — den beiden Dramen, welche die französische Gesellschaft zur Aufführung brachte — weit überlegen. Antoine spielte in dem ersten Stück den Oswald, in dem zweiten den Kaufmann Tjälde: beide Rollen mit vollendeter Lebenswahrheit. Aber dennoch muthete mich weder das eine noch das andere Drama nordisch an. Trotz der Sorgfalt der Inscenirung und der Bemühung Aller, sich in die Eigenart der Dichter einzuleben, war die französische nationale Spielweise, das rasche Sprechen, die lebhafte Gebärdensprache mit der norwegischen Gemessenheit, Zurückhaltung und Verschlossenheit nicht recht in Einklang zu bringen. Das Innenleben dieser Gestalten war durch ihre Darsteller viel zu sehr in die äußerliche Pose und das südliche Pathos verkehrt. Von den französischen Stücken, die zur Aufführung gelangten, gefielen unserm Publicum besonders ein satirisches Lustspiel von Maurice Boniface „Tante Leontine" und ein tragischer angehauchtes Schauspiel von Eugène Brieux „Blanchette". Tante Leontine wird wegen ihres leichtfertigen Lebenswandels in ihrer auf Anstand und bürgerliche Ehrenhaftigkeit haltenden Familie nicht mehr geduldet: sie ist todt für dieselbe. Als ihr Bruder aber Bankerott macht, die Tochter in Gefahr ist, von ihrem Verlobten, dem eine große Mitgift vorgeschwindelt worden ist, verlassen zu werden, tritt Tante Leontine als Retterin der Familie auf. Von einem verstorbenen Freund und Liebhaber hat sie ein großes Vermögen geerbt, und da sie sich willig zeigt, ihren verarmten Verwandten beizuspringen, begrüßen sie alle als Schutzengel der Familie. Der protzige Pharisäerhochmuth, der vor dem Gott Mammon demüthig ins Knie sinkt und allen Lastern durch die Finger sieht, wenn sie vergoldet sind, und die Gutmüthigkeit der Sünderin, welche die Kränkungen, die sie von den Verwandten erfahren, vergißt, so bald sie der helfenden Hand bedürfen, sind drastisch in einer kleinen, aber flott geführten Handlung einander gegenüber gestellt; aber einen tieferen Gehalt besitzt die Komödie nicht. Bedeutsamer ist Brieux' Schauspiel „Blanchette". Wegen ihrer Bleichsucht wird die Heldin Elise Rousset von ihren Eltern und ihrer Umgebung Blanchette genannt. Der Gegensatz zwischen den ungebildeten, braven, bescheidenen Alten und den halbgebildeten, hochmüthigen und ehrgeizigen Jungen wird ergreifend an dem Schicksal Elisen's und ihrer Eltern geschildert. Der Vater Rousset hält in einer Provinzialstadt einen kleinen Ausschank von Kaffee, Wein und Cognac, die Mutter treibt daneben einen Gemüsekram. Ihre Tochter haben sie „studiren" lassen: Elise hat das Lehrerinnen-

examen bestanden und ihr Diplom von der Regierung erhalten. Aber da ihre Anstellung sich verzögert, bricht der Zwiespalt zwischen ihr und den Eltern unheilbar aus. Sie schämt sich der Alten, sie kann das Leben in der Schenke unter den kleinen Leuten nicht ertragen, der Vater sieht in ihr eine faule, eitle Mitesserin. Als er von ihr verlangt, daß sie die Gäste bedienen und Magdsdienste thun solle, verläßt sie das Haus. Hinter der Scene verlebt sie drei Jahre, von Stufe zu Stufe fallend; jetzt ist sie die wohlhabende und behäbige Geliebte des jungen Mannes, den sie in ihren phantastischen Träumen zu heirathen gedachte, und kehrt zurück, um den verarmten Eltern aus der Noth zu helfen. Aber der Alte weist ihr zum zweiten Male die Thür. Nach meinem Gefühl und Geschmack war diese Aufführung die gelungenste, das Stück das interessanteste, die uns das Théâtre libre darbot.

Auch sonst spielten französische Stücke, alte wie neue, eine große Rolle in dem Repertoire unserer Bühnen. Von Molière erschienen „Die Schule der Frauen" und „Der Geizige", in der Bearbeitung von Ludwig Fulda, im Schauspielhause. Das Residenz-Theater machte eine geraume Weile gute Geschäfte mit Alexander Dumas' Lustspiel „Demi-Monde", im Neuen Theater wechselt „Figaro's Hochzeit" von Beaumarchais, in einer Bearbeitung von Ludwig Fulda, mit Pailleron's Komödie „Cabotins!" ab. Das Stück ist eine Mischung aus einem politisch-literarischen Satyrspiel, in dem der unermüdlich schwatzende, über jeden Gegenstand mit gleicher Beredtsamkeit sprechende, jeden Gegner durch rhetorische Gemeinplätze und die Kraft seiner Lungen niederdonnernde Journalist Pegomas die erste Geige führt, und einem sentimentalen Drama, das die endlich sieggekrönte Liebe eines jungen Bildhauers zu einem Mädchen ohne officiellen Vater schildert, ein mehr im Einzelnen geistvolles und witziges, als dramatisch bewegtes und gelungenes Werk.

Carl Frenzel.

Der Bierboycott in Berlin.

Von

Friedrich Goldschmidt.

[Nachdruck untersagt.]

„Alle Räder stehen still, wenn dein starker Arm es will!“ So klingt das stolze Wort seit dem internationalen Arbeitercongreß zu Paris 1889. Dort wurde bekanntlich beschlossen, den 1. Mai als Weltfeiertag der Arbeiterschaft zu begehen. Manchem wird noch in Erinnerung sein, mit welcher Spannung man dem 1. Mai 1890 entgegensah. Von einem Ruhen der Arbeit war damals allerdings nicht die Rede, und die socialdemokratischen Führer hatten selbst davon abgerathen. Der Anspruch auf diesen Arbeiterfeiertag aber ist nicht fallen gelassen worden, und im letzten Frühjahr versuchten es die in den Berliner Brauereien beschäftigten Böttcher, ihn zu verwirklichen. Sie glaubten, in dem Braugewerbe eine Stelle gefunden zu haben, wo man mit der Waffe des Verrufs, indem man die gesammte Production zahlreicher Betriebe in den Bann that, in die gegenwärtige Organisation der Industrie eine Bresche legen könnte. Die Waffe des Verrufs läßt sich ja am leichtesten gebrauchen gegen einen Erwerbszweig, der auf den Consum der großen Masse angewiesen ist.

Was gibt dem gegenwärtigen Kampfe nun sein besonderes Gepräge? In den letzten Jahrzehnten haben Streitigkeiten, sei es um Erhöhung der Löhne, sei es um Verkürzung der Arbeitszeit oder um andere Verbesserungen der Arbeitsbedingungen, in großer Zahl stattgefunden, aber sie haben sich beschränkt auf wirthschaftliche Fragen und auf den engeren Kreis der Interessenten. Es geschieht zum ersten Mal in Deutschland, daß ein Kampf zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer stattfindet, der nicht unternommen ist, um die materielle Lage der Arbeiter zu heben, und daß in einen solchen Kampf eine politische Partei sich einmengt.

So klein auch das Terrain ist, auf dem der Kampf zwischen der Arbeiterschaft und den Berliner Brauereien sich abspielt — das Princip, um das gestritten wird, ist ein großes. Der Ausgang des Kampfes berührt wahrlich nicht die Berliner Brauereien mit ihrer verhältnißmäßig geringen Arbeiterzahl allein, er geht die gesammte deutsche Industrie an. Es handelt sich darum, ob die Grundlage der deutschen Industrie erschüttert werden soll, ob Diejenigen, deren Intelligenz und deren Kapital gewerbliche Unternehmungen begründet haben, die solche Unternehmungen besitzen oder zu ihren Leitern berufen sind, weiterhin die Leitung in den Betrieben behalten sollen, oder ob die Zeit gekommen ist, in der die Arbeiter, von „Genossen“ geführt, die meist den Betrieben gänzlich fernstehen und in den seltensten Fällen Arbeiter sind, in den Fabriken schalten und walten können, wie sie wollen, und dort ihre eigenen Gesetze vorschreiben.

Diejenigen, welche außerhalb des Kampfes stehen und sich gewissermaßen nur aus allgemein menschlichem Interesse um seinen Verlauf kümmern, gehen vielfach von dem Gedanken aus, daß die Arbeiter den schwächeren Theil bilden, und daß die Macht und die Gewalt in den Händen der Arbeitgeber sich befinden, der „Kapitalisten", der „Protzen", wie der „Vorwärts" sich ausdrückt. Nichts ist unbegründeter, nichts irriger.

Sind denn wirklich die Arbeiter erst jetzt zu dem Versuche geschritten, das Machtverhältniß zu ändern und die Gleichberechtigung zu erringen? Sie sind rechtlich und thatsächlich im Besitz der Coalitionsfreiheit; die Schranken derselben sind 1869 gefallen, und zwar nachdem zehn Jahre lang diese Reform von Schulze-Delitzsch und seinen Freunden vorbereitet war. Die materielle Lage der Arbeiter hat sich dauernd verbessert, die Löhne sind überall erhöht, die Arbeitszeit ist überall eingeschränkt worden.

Am allerwenigsten haben die Brauer in den Berliner Betrieben Grund zur Klage.

Die erste nennenswerthe Bewegung der Brauer und der in Berliner Brauereien beschäftigten Arbeiter fand 1889 statt. Damals handelte es sich im wesentlichen darum, eine Gleichmäßigkeit der Löhne und der sonstigen Gestaltung des Arbeitsverhältnisses in den Brauereien zu erreichen. Während bis dahin in einzelnen Brauereibetrieben die Brauer einen Lohn erhielten von über 100 Mark, erhielten Andere nur 84—90, die Böttcher 96—108 Mark monatlich, die ungelernten Arbeiter 14—18 Mark wöchentlich. Die Arbeitszeit war in den verschiedenen Betrieben verschieden, auch war nicht überall gleichmäßig für gute und gesunde Schlafräume, für Badeeinrichtungen, für Kantinen, in denen die Gehülfen billige und gute Kost fanden, gesorgt. Die Forderungen wurden fast ausnahmslos bewilligt, und die Löhne steigerten sich z. B. für die Brauer auf 26—28 Mark wöchentlich.

Der Friede, der damals geschlossen wurde, war aber nicht von langer Dauer. Schon im folgenden Jahre brach in dem Berliner Braugewerbe ein Strike aus, der wegen der allgemein geforderten großen Lohnsteigerung durchaus ernster Natur war, und der in Folge des schroffen Auftretens der Brauer, welche sich auf ihre Organisationen stützten, mit einem Schlage die bis dahin im großen und ganzen friedlichen Beziehungen zwischen den Arbeitgebern und Arbeitnehmern unterbrach. Im Sommer 1890 that sich jene Kluft auf, die sich durch die Vorgänge der letzten Vergangenheit immer mehr erweitert hat, und über die vorläufig eine Brücke nicht zu führen scheint. Allerdings muß hervorgehoben werden, daß nicht sämmtliche Berliner Brauer sich ihren socialdemokratischen Kollegen angeschlossen haben. Ein Theil der Brauer stand und steht noch heute auf der Seite der Brauereien und lebt im friedlichsten Einvernehmen mit den Arbeitgebern. Die Löhne, die 1890 vereinbart wurden, und die heute in den Berliner Brauereien bezahlt werden, sind folgende: Für Brauer 30 Mark (Minimallohn), Böttcher 27—30 Mark. Maschinisten 26—29 Mark (bei denjenigen Brauereien, in denen für diese Kategorie von Arbeitern die achtstündige Arbeitszeit eingeführt ist, in den meisten Fällen 25.30—26 Mark), Schlosser 26—28 Mark, Zimmerleute 26—27 Mark, gewöhnliche und ungelernte Arbeiter 19—21 Mark. Die Arbeitszeit aller dieser Gehülfen beträgt täglich zehn Stunden, für die Böttcher 9½ Stunden; die Ueberstunden werden besonders bezahlt. Die Arbeiter, die längere Zeit in einem und demselben Betriebe beschäftigt sind, haben fast überall eine vierzehntägige Kündigung[1]).

[1]) In der größten hiesigen Brauerei beträgt die Arbeitszeit für sämmtliche Arbeiter 9½ Stunden. Dieselbe Brauerei hat ihre Arbeiter von jedem Zwang zur Kündigung befreit, während sie sich selbst allen Arbeitern, die länger als ein Jahr bei ihr sind, zu einer siebentägigen, bei länger als zwei Jahren zu einer vierzehntägigen, bei länger als drei Jahren zu einer vierwöchentlichen Kündigungsfrist verpflichtet hat. Sie gewährt ferner allen ihren Arbeitnehmern, die länger als drei Jahre in ihrem Betriebe beschäftigt sind, eine Alterszulage von 100 Mark jährlich, eine Einrichtung, die auch bei einer anderen großen Brauerei jetzt nachgeahmt werden soll.

Man muß nur diese Löhne mit denjenigen vergleichen, welche in anderen Berliner Industrieen gezahlt werden. Abgesehen von denjenigen Erwerbszweigen, zu denen eine besondere Kunstfertigkeit gehört, z. B. bei den Ciseleuren, Lithographen, Vergoldern u. s. w., sind sie nirgends höher, in den meisten Fällen erheblich niedriger. Die ungelernten Arbeiter in den übrigen Industrieen haben einen Durchschnittslohn von 16—17 Mark, während der geringste Lohn in den Brauereien für Hofarbeiter und Flaschenspüler 19—21 Mark beträgt. Bei den gelernten Arbeitern gehen die Löhne in anderen Industrieen mit Ausnahme der Maschinenindustrie, der Metallverarbeitung und der Luxuspapierfabrikation nicht über 27 Mark für die Woche hinaus. Danach wird es Jedermann einleuchten, daß in den Arbeitsbedingungen und den Löhnen innerhalb der Berliner Brauereien Grund zu Klagen und zu Streitigkeiten nicht vorhanden war, daß es frivol ist, von Hungerlöhnen zu sprechen, wie es in den socialdemokratischen Zeitungen täglich geschieht.

Daß die Brauereien bereit waren, dem gelernten Brauer das Erlangen von Arbeit zu erleichtern, ihn von dem Ansprechen um Arbeit in den einzelnen Betrieben zu befreien, mag daraus erhellen, daß sie sich mit den Brauern über einen Arbeitsnachweis verständigten, der den Arbeitnehmern einen fast ausschließlichen Einfluß auf die Besetzung der Stellen gewährte und den Betriebsleitern vollständig die Hände band.

Sämmtliche Brauergesellen, die in Berlin Stellung finden wollten, hatten sich bei dem Arbeitsnachweis zu melden und in dessen Listen sich eintragen zu lassen. Sobald von dem Betriebsleiter ein Brauergeselle gebraucht wurde, hatte er dies anzuzeigen, und die Bewerber, die ihm der Reihenfolge der Anmeldung nach zugesandt wurden, auch anzustellen. Anfänglich mußte jeder so Ueberwiesene angenommen werden; später änderte man dies ab und räumte den Brauereien das winzige Recht ein, aus drei vorgeschlagenen Bewerbern einen zu wählen. Das Recht, selbständig, mit Uebergehung des Arbeitsnachweises, Jemanden anzustellen, stand den Brauereien nur in geringem Umfange zu und sollte nur gelten für Verwandte, Bekannte oder sonst aus irgend einem andern Grunde Empfohlene. Diese in keiner Industrie Deutschlands durchgeführte Centralisation des Arbeitsnachweises ist von den übrigen Industrieen scharf getadelt worden, und sie wurde auch für die Brauindustrie eine Quelle ewigen Unfriedens; denn sie hatte selbstverständlich die Folge, daß alle Arbeitsuchenden, welche Anschauungen sie auch von Hause aus mitbrachten, dem unmittelbaren Einfluß der Gewerkschaften anheimfielen. Dieser Einfluß steigerte das Machtbewußtsein der Brauergesellen in einer Weise, daß die in jedem Betriebe nöthige Disciplin im Laufe der Zeit sich lockerte.

Wurde ein Brauergeselle aus irgend einer Ursache, wegen directer Widersetzlichkeit gegen seine Vorgesetzten, wegen lässiger Arbeit oder wegen eines sonstigen Verstoßes gegen die Arbeitsordnung entlassen, so nahm er seine Zuflucht zu der sogenannten Lohncommission der Brauer, die immer auf seiner Seite stand und oft mit der Drohung des Verrufes die Wiederaufnahme in die alte Arbeitsstelle zu erzwingen suchte, was auch sogar in einzelnen Fällen gelungen sein soll. Dieses gesteigerte Selbstgefühl dieser einen Kategorie von Arbeitnehmern hat naturgemäß auf die übrigen, in den Hülfsbetrieben beschäftigten Arbeiter zurückgewirkt, namentlich auf die Böttcher, welche ähnlich organisirt waren, wie die Brauer. Es war daher nicht zu verwundern, daß ein Theil derselben sich für berufen hielt, für die seit vier Jahren aufgestellte Forderung, den 1. Mai als Feiertag der Arbeiterklasse zu betrachten, die Fahne zu erheben.

Die in den Brauereien beschäftigten Böttcher versuchten den ersten Vorstoß. Ihre Absicht war nicht unbekannt geblieben, und die Leiter der Brauereien fühlten die ganze Tragweite eines solchen Vorgehens. Sie glaubten, nicht allein im eigensten Interesse, sondern in dem der gesammten deutschen Industrie, einen besonderen Klassen-Feiertag ablehnen zu müssen, und beschlossen, derartige Forderungen ein für alle Mal zurückzuweisen. Am Morgen des 30. April erschienen auf den Comptoiren

sämmtlicher Brauereien Deputationen der hier beschäftigten Böttcher, um die Freigabe des folgenden Tages als Feiertag zu erbitten, in einzelnen Fällen direct zu fordern. Die von den Brauereileitern wohl überlegte Antwort lautete dahin, daß die Freigabe eines Tages in der Woche aus Gründen der ordnungsmäßigen Weiterführung des Betriebes nicht gewährt werden könne. Diejenigen Böttchergesellen, welche eigenmächtig am folgenden Tage nicht zur Arbeit kämen, würden vor Ablauf der Woche nicht wieder beschäftigt werden, eventuell entlassen werden müssen. In einzelnen Fällen fügten sich die Böttcher, in anderen, und zwar in der Mehrzahl, blieben sie von der Arbeit fern und beschlossen, als ihnen am 2. Mai eröffnet wurde, daß sie nicht vor dem 7. Mai die Arbeit wieder aufnehmen dürften, die Arbeit überhaupt einzustellen. Der 3. Mai — Himmelfahrtstag — wurde benutzt zu einer großen öffentlichen Versammlung, in welcher der Generalstrike sämmtlicher in Berlin beschäftigter Böttcher proclamirt wurde. Selbst diejenigen Böttcher, welche am 1. Mai gearbeitet hatten, mußten sich dem Beschlusse fügen, und Mancher nahm mit feuchten Augen Abschied von der Stätte, an welcher er viele Jahre gearbeitet hatte. Die Forderungen auf Erhöhung der Löhne, auf kürzere Arbeitszeit, welche gleichzeitig erhoben wurden, waren bedeutungslos, denn in den meisten Betrieben waren sie längst erfüllt. Die Brauereien halfen sich schnell und leicht. In großer Zahl kamen Böttcher von außerhalb nach Berlin und stellten ihre Arbeit zur Verfügung. Auf dem Wege der Arbeitseinstellung war somit den Brauereien nicht beizukommen.

Die Sache gewann aber ein anderes Gesicht, als in der Umgebung von Berlin, in Rixdorf, die dortigen Gewerkschaften die Sache der Böttcher zu ihrer eigenen machten. Am Sonntag, den 6. Mai, verhängten sie in einer großen Volksversammlung den Verruf über die Vereinsbrauerei zu Rixdorf und brachten ihn schon an demselben Tage zur Ausführung.

Die vereinigten Brauereien empfanden die Gefahr, die mit dem Herausgreifen einer einzelnen Brauerei ihnen allen drohte, und beschlossen, da die Angelegenheit aus dem Kreis der Böttcher herausgetragen war und die gesammte Arbeiterorganisation für sie eintrat, auch ihrerseits für einander einzustehen. Für sie, für die Brauereien, galt es, solche Versuche, wie sie in Berlin, in Hamburg, in Magdeburg, in Braunschweig und anderswo bereits gemacht waren, mit Verrufserklärungen ihnen gewissermaßen das Messer auf die Brust zu setzen, ein für alle Mal zurückzuweisen, dem Angreifer zu zeigen, daß künftig bei jeder Boycottirung die Folgen auf die Urheber zurückfallen mußten. Es war nur ein Act der Nothwehr, wenn sie den Gewerkschaften zu Rixdorf und der Commission der Berliner Gewerkschaften ankündigten, daß sie, falls der über die Rixdorfer Brauerei verhängte Boycott nicht am 15. Mai in aller Form und öffentlich aufgehoben werde, am 16. Mai zehn bis zwanzig Procent ihrer sämmtlichen Arbeiter entlassen würden. Die Brauereien waren bei diesem ernsten Schritt von der Voraussetzung ausgegangen, daß die politischen und gewerkschaftlichen Führer der Arbeiter, ihren früheren Beschlüssen gemäß, den 1. Mai nicht unbedingt als Feiertag durchsetzen zu wollen, ihren ganzen Einfluß geltend machen würden, im Interesse der mit Entlassung bedrohten Arbeiter die Rixdorfer Gewerkschaften zu bewegen, den über die dortige Brauerei verhängten Boycott wieder aufzuheben. Diese Voraussetzung erfüllte sich leider nicht, die vereinigten Gewerkschaften lehnten jede Beeinflussung ab. Die angekündigte Entlassung fand daher am 16. Mai statt: 430 Leuten wurde die Arbeit entzogen[1]). Damit fanden die Berliner Gewerkschaften, welche bisher nur mit einer gewissen wohlwollenden Neutralität ihren Genossen zugeschaut hatten, den Anlaß, den Streit zwischen den Berliner Brauereien und ihren Arbeitern als Sache der politischen Partei zu behandeln. Ein Wuthschrei

[1]) Unter dieser Zahl befanden sich 300—350, die durch die Natur des Betriebes in Folge des Schlusses der Mälzereien während des Sommers ohnedies vierzehn Tage später entlassen worden wären.

erhob sich gegen den „brutalen Act eines kleinen Ringes von Kapitalisten", gegen „die bloße Willkür und den Unternehmerübermuth", gegen „die Bierprotzen" und die „Herren vom Darrboden, Wasserfärber" und dergleichen.

In neun öffentlichen Volksversammlungen, in denen der ganze Schatz von Schmähworten, über den die deutsche Sprache verfügt, gegen „die Herren vom Bierring" verwendet war, wurde zunächst über sieben Berliner Brauereien der Verruf erklärt, sofort in Kraft gesetzt und von den Betroffenen auch bald verspürt. Wären nicht einige Brauereien, darunter leider auch eine größere, gewesen, die der gemeinsamen Sache untreu wurden und um eines augenblicklichen Vortheils willen zu den Socialdemokraten übergingen, so hätte der Verruf eine Wirkung nicht haben können. Denn eine völlige Enthaltung von jeglichem Biergenuß, namentlich während der Sommertage, wäre nicht durchzuführen gewesen, obwohl die Arbeiterschaft eine Enthaltsamkeit an den Tag legte und legt, die auch von der gegnerischen Seite anerkannt zu werden verdient. So aber fanden die Arbeiter und ihre Anhänger einen, wenn auch minderwerthigen, Ersatz in den jungen, nicht genügend vergohrenen und nicht genügend abgelagerten Bieren der Ueberläufer.

Die Stimmung verbitterte sich mehr und mehr, andere Kreise, namentlich die Gastwirthe, wurden in Mitleidenschaft gezogen.

Ein von dem Vorsitzenden des Berliner Gewerbegerichtes unternommener, von vornherein aussichtsloser Einigungsversuch hat den Kampf nur verschärft und die Arbeiterschaft veranlaßt, den Verruf auf sämmtliche, dem Verein der Brauereien von Berlin und Umgegend angehörigen Brauereien auszudehnen. Ein vollständiges Ueberwachungssystem wurde von den Socialdemokraten eingeführt. Es tauchten in den Wirthschaften mit Arbeiterkundschaft jene sogenannten „Bierschnüffler", meist ausgesperrte Arbeiter, auf, welche die Wirthe überwachen, controliren und sogar so weit gehen, von ihnen wie von den Flaschenbierverlegern, Vorkosthändlern u. s. w. zu verlangen, daß sie ohne Rücksicht auf ihre sonstige Kundschaft nur boycottfreies Bier führen sollten. Man dehnte die Wirkung sogar über den Bereich von Berlin aus und verfolgt auch in anderen Städten die Berliner Biere, indem man jeden Kaufmann, welcher sie weiter führt, mit Verruf auch für seine anderen Waaren bedroht. Die Gastwirthe standen zwischen zwei Feuern. Sie sollten einerseits den Wünschen der socialdemokratischen Kundschaft nachgeben, andererseits auf das bürgerliche Publicum Rücksicht nehmen. Ein großer Theil der Gastwirthe, namentlich der Saalbesitzer, auch sonst schon von den Socialdemokraten bedrängt, stellte sich auf die Seite der Brauereien und bildete jenen „Verein der Saalbesitzer", dessen Mitglieder ihre Säle den socialdemokratischen Versammlungen entzogen. Die Schwierigkeiten, mit denen die Gastwirthe zu kämpfen haben, wurden immer größer, und als der Verein der Berliner Gastwirthe einen erneuten Einigungsversuch machte, boten beide kämpfenden Parteien im Interesse der kleinen Gastwirthe und im Interesse der Arbeiter, von denen ja auch viele wegen der durch den Boycott nothwendig gewordenen Betriebseinschränkung nachträglich hatten entlassen werden müssen, die Hand, um in Verhandlungen einzutreten. Das Bedürfniß nach Frieden schien auf beiden Seiten vorhanden zu sein, und die Verhandlungen wurden in durchaus conciliante Weise geführt. Die Brauereien verlangten die Einstellung und Entlassung der Arbeiter nach eigener Wahl als ein Recht der Arbeitgeber, welches die Besitzer und Directoren der hiesigen Brauereien durchaus für sich in Anspruch nehmen müßten. Unter Aufrechterhaltung dieses Grundsatzes erklärten sich dann die hiesigen Brauereien bereit, erstens nach Aufhebung des Boycotts von den am 16. Mai entlassenen Arbeitnehmern diejenigen nach Bedarf wieder einzustellen, welche um Arbeit nachsuchen und sich nach dem Ermessen der betreffenden Arbeitgeber für deren Betrieb eignen würden, d. h. es sollte die Zugehörigkeit zur socialdemokratischen Partei oder zu einer Organisation der Arbeiter keinen Grund für die Zurückweisung der betreffenden Arbeiter bilden. Zweitens erklärten sie sich bereit, nach Aufhebung des Boycotts mit den Vertretern der Brauereiarbeiter über die Wiedereinführung eines Arbeits-

nachweises zu verhandeln, sofern das Recht der Arbeitgeber anerkannt würde, diejenigen Arbeiter zurückzuweisen, deren Anstellung ihnen nicht zusage. Drittens erklärten sie, daß sie die Forderung, den 1. Mai als Arbeiterfeiertag zu gewähren, ablehnen müßten.

Bereits der erste Punkt wurde sehr umstritten. Die Vertreter der Arbeiter verlangten die Wiedereinstellung aller entlassenen Arbeiter, ein Verlangen, auf welches die Brauereien unter keinen Umständen eingehen konnten. Man einigte sich nach langer und eingehender Debatte dahin, daß im Bedarfsfalle andere Arbeiter nicht eher eingestellt werden sollten, als bis die am 16. Mai entlassenen Gehülfen wieder Stellung gefunden hätten. Ausgenommen wurden nur die, welche sich gegen die Geschäftsleitung vergangen hatten, und deren Namen den Vertretern der Arbeiterschaft mitgetheilt werden sollten, damit sie an anderen Orten oder in anderen Industrieen untergebracht werden könnten. Die Zahl dieser letzteren wurde auf zwanzig bis dreißig angegeben. Ueber den Arbeitsnachweis wurde am ersten Tage eine Einigung nicht erzielt, da die Vertreter der Arbeiter glaubten, daß ihre Auftraggeber das Recht der Arbeitgeber, diejenigen Arbeiter zurückzuweisen, deren Anstellung ihnen nicht zusage, nicht anerkennen würden. In einer späteren, nicht öffentlichen und in kleinem Kreise abgehaltenen Sitzung verständigte man sich aber doch dahin, daß den Arbeitgebern das Recht der freien Wahl zustehe, daß jedoch die Mitgliedschaft in einer gewerkschaftlichen oder politischen Organisation keinen Grund zur Ablehnung eines Arbeiters bilden dürfe. Die Nichtfreigabe des 1. Mai als eines Arbeiterfeiertages, welche den ganzen Krieg entzündet hatte, bildete keinen Stein des Anstoßes mehr, da einer der Wortführer der Arbeiter ausdrücklich erklärte, daß an diesem Punkte die Verhandlungen nicht scheitern würden.

Man ging am 13. October an die Verhandlungen mit der festen Zuversicht, daß nunmehr jede Schwierigkeit beseitigt sei, und der ersehnte Friede geschlossen werde. Aber es kam anders. Schon als man in den Berathungssaal trat, bot sich das Bild einer gänzlich veränderten Situation, man wurde ein wenig an den Convent erinnert, wenn auch die Zuhörer keine active Rolle spielten. Man merkte, daß die am Abend vorher stattgehabte Volksversammlung, in welcher es zu heftigen Auseinandersetzungen zwischen der Arbeiterschaft und ihren Vertretern gekommen war, die Friedensstimmung vollständig verwandelt hatte. Während die Vertreter der Arbeiterschaft mit den Vertretern der Brauereien verhandelten, drang eine Anzahl ausgesperrter Arbeiter in den Saal ein, gleichsam um ihre Vertreter zu überwachen und von jeder Nachgiebigkeit zurückzuhalten, obwohl ausdrücklich beschlossen war, daß die Verhandlung, wie das erste Mal, im engeren Kreise nur von wenigen Delegirten geführt werden sollte, und daß nur Vertreter der Presse zuzulassen seien. Der Abbruch der Verhandlungen erfolgte denn auch bald nach ihrem Beginne. Im Widerspruch mit ihren bisherigen Erklärungen und ihren früheren Ausführungen und wider alles Erwarten erklärten die Vertreter der Arbeiterschaft, daß, wenn 33 Arbeiter — eine Zahl, die annähernd in den ersten Verhandlungen bereits genannt worden war — auf Wiedereinstellung in den Brauereien verzichten müßten, der Friede unmöglich sei; ein Friede unter diesen Bedingungen sei ein ehrloser. Offenbar fürchteten die Führer für ihre Autorität, sagte doch der Abgeordnete Auer wörtlich: „Wenn wir zustimmten, so würden wir in demselben Augenblicke für unsere ganze Lebenszeit politisch bankrott und pleite sein und als Verräther an der Arbeiterbewegung hinausgeworfen werden müssen.“ Vergebens wurde ihnen erwidert, sie seien ja einverstanden gewesen, daß diese dauernd von den Berliner Brauereien Ausgesperrten in anderen Gewerben versorgt werden sollen, und daß nunmehr die zehnfache Zahl von Arbeitern für lange Zeit brotlos bleiben müsse, verdienstlos an der Schwelle des Winters; denn so lange der Bierverruf dauere und die Betriebe eingeschränkt seien, sei es den Brauereien auch mit dem besten Willen nicht möglich, die alte Zahl der Arbeiter wieder zu beschäftigen.

Der Kampf dauert also fort, und der Boycott ist, wie nach dem ersten mißglückten Einigungsversuche, nur verschärft worden.

In welcher Lage sind nun die Streitenden? Die vom Verrufe betroffenen Brauereien haben an Absatz verloren, ihre Production eingeschränkt, und natürlich wirkt eine Verminderung ihres Betriebes auch auf die mit der Brauindustrie verwandten Gewerbe. Einer großen Anzahl von Arbeitern, die sonst mit dem Beginn des Winters in den Brauereien und den mit ihnen zusammenhängenden Gewerben Beschäftigung hatten, fehlt es an Verdienst. In den Brauereien der Ueberläufer haben nur Vereinzelte Beschäftigung finden können; die Arbeitslosen sind also auf die Unterstützung ihrer Genossen angewiesen, die, so reichlich sie im Anfang war, mit der Zeit immer spärlicher fließen muß. Für die Brauereien hat aber der Lohnkampf einen nicht zu unterschätzenden Vortheil: ihr Solidaritätsgefühl ist erwacht; im ganzen Reich bilden sich Verbände gegen die Gefahr, die den Brauereien von Seiten der Arbeiterschaft durch die Verrufserklärungen droht. In Friedrichroda ist am 22. September d. J. eine Gemeinschaft unter der Bezeichnung „Garantiefonds zum Schutz gegen Verrufserklärungen" gebildet worden. Dieser Garantiefonds ist für ganz Deutschland bestimmt, und aus ihm soll jedem vom Verrufe betroffenen Brauer, der demselben angehört, der erlittene Schaden ersetzt werden. Auf diesem Wege der Selbsthülfe hoffen die Brauereien für die Zukunft aller ungerechtfertigten Ansprüche der Arbeiter sich erwehren zu können. Möchten die übrigen Industrieen diesem Beispiel folgen und ihren Schutz in der Selbsthülfe suchen!

Notizen über Madagaskar.

[Nachdruck untersagt.]

Nur 200 Seemeilen nach Osten von der südöstlichen Küste des afrikanischen Continents entfernt liegt Madagaskar, nächst Neuguinea, Borneo und Grönland die größte Insel der Erde. Der neuerdings von der französischen Republik gegen den Hovastaat auf Madagaskar geplante Kriegszug hat dem Eiland im Indischen Ocean ein actuelles Interesse verliehen, das die nachfolgenden Zeilen vielleicht nicht unwillkommen erscheinen lassen wird.

Durch den ziemlich tiefen und reißenden Canal von Mosambique von der Küste Afrika's getrennt, erstreckt sich Madagaskar südlich des Aequators vom 12. bis zum 26. Breitengrade und vom 43. bis zum 51. Längengrade östlich von Greenwich. Während es also von Nord nach Süd eine Ausdehnung von 1600 Kilometern hat, beträgt der von West nach Ost gerechnete Durchmesser nur etwas über 500 Kilometer. Der Flächeninhalt umfaßt 591 563 Quadratkilometer, ist mithin so groß wie derjenige Englands und Irlands zusammen. Die Küstenlinien verlaufen im Allgemeinen ziemlich gerade, nur im Nordwesten finden sich sechs fjordartige Einschnitte, zu denen sich im Nordosten noch die geräumige Antongil-Bai gesellt. Sicherer Häfen gibt es nur fünf, nämlich Diego Suarez, Wohemar, Maroanzettra, Foulpoint und Tamatave; alles Uebrige sind offene Rheden, die besonders an der Ostküste, der vorherrschenden, zum Theil stürmischen Südostwinde wegen, wenig Sicherheit bieten. Die westliche Küste Madagaskar's, die vor stürmischen Winden geschützt liegt, ist an zahlreichen Stellen von ausgedehnten Korallenriffen eingefaßt. Auf der Ostküste kommen nur vereinzelte Korallenbildungen vor, von denen die mächtigsten im Norden zwischen der Antongil-Bucht und Tamatave lagern. An ihnen konnten englische Naturforscher in der Nähe von Foulpoint (das madagassische Vulu-Vulu) ein auffallend rasches Wachsen jener durch Korallenthiere erzeugten Riffbildungen direct beobachten.

Fünf größere Gebirgsketten durchziehen die Insel, deren größter Theil jedoch eben oder nur hügelig ist. Nach dem Innern zu liegt eine Depression, welche auf gewaltige vulcanische Actionen in früherer Zeit schließen läßt. Von diesen tieferen centralen Stellen steigen die Gebirgsmassen steil empor, während sie nach den Seeküsten zu allmälig und terrassenförmig abfallen. Nicht weniger als hundert erloschene Vulcane sind über den madagassischen Gebirgszügen zerstreut, von denen viele die mit erstarrten Lavaströmen bedeckten Kraterröffnungen noch heute deutlich zeigen. Zwischen solchen öden vulcanischen Strecken liegen aber ausgedehnte Gebiete mit Gebirgslandschaften von höchst malerischem Reize, wo aus dem längst verwitterten Lavaboden eine Vegetation von echt tropischer Beschaffenheit emporgewachsen ist. Zeugen längst vergangener, der früheren Periode unseres Planeten angehöriger Kräfte neben Schöpfungen unablässiger und mit jedem Tage sich erneuernder atmosphärischer Gewalten des Erdkörpers! —

Offenbar hat die besonders reißende Strömung des Mosambique-Canals jede innige Berührung der Naturtypen des großen afrikanischen Continents mit denen der kleineren vorgelagerten Insel verhindert und dazu beigetragen, der Pflanzen- und Thierwelt Madagaskar's ebenso wie den madagassischen Volksstämmen ein

besonderes charakteristisches Gepräge zu verleihen. Aber Madagaskar ist nicht nur höchst originell, sondern reich auch an Contrasten. Weite Küstenebenen wechseln mit hohen Gebirgsformationen, Gegenden mit reichlicher Bewässerung liegen neben völlig dürren Landstrichen, auf Steppen mit kümmerlicher Vegetation folgen weite Gebiete, wo Kraft und Fülle der Pflanzendecke ihres Gleichen auf Erden suchen. Aehnliche Gegensätze finden sich bei den Bewohnern Madagaskar's. Völlig dunkle Typen wechseln mit helleren ab, die fast den kaukasischen Völkern ähneln; es gibt einige abstoßend häßliche Stämme neben solchen, deren Schönheit selbst ein verwöhntes Auge bewundern muß; es finden sich musterhaft reinliche und vor Schmutz starrende, ausschweifende und sittenstrenge, gastfreie und ungastliche, nomadische und staatlich geordnete Stämme von Eingeborenen. Es kann daher nicht auffallen, daß die Urtheile von Forschungsreisenden, welche meist nur einzelne Theile von Madagaskar besucht haben, stark von einander abweichen. Erst in neuerer Zeit ist ein klärendes Licht in diese mannigfachen Contraste durch die verdienstvollen Arbeiten Alfred Grandidier's, des gründlichsten Kenners von Madagaskar, gekommen.

Ein breiter Urwald umsäumt die Küste, der sich nach Norden auch in das Innere des Landes erstreckt. In der Nähe des Meeresufers sind im wesentlichen Pandanus- und Mangrove-Waldungen vorherrschend, die vom Salzwasser nicht beeinflußt werden. Vereinzelt kommen auch die schlanken, oft 25 Meter hohen Kokospalmen vor, deren elastische Stämme am höchsten Ende ihre stolze Krone tragen. Zahlreiche in Madagaskar einheimische Küstenpflanzen werden in der Nähe des Strandes angetroffen. Höher hinauf wächst der madagassische Charakterbaum Tanghinia venenifera, welcher dem Oleander ähnelt. Aus zahlreichen und schön gefärbten röthlichen Blüthen bilden sich olivengrüne, äpfelartige Früchte, deren Kerne in hohem Grade giftig sind. Diese Früchte des Tangenbaumes wurden besonders von der Hovaregierung bis in die neueste Zeit als Strafmittel benutzt, um unbequeme Personen aus der Welt zu schaffen. Früher fielen Tausende von Menschen diesem starken Gifte zum Opfer, und erst in den letzten Jahren gelang es den vereinten französischen und englischen Bemühungen, wenigstens die officielle Anwendung desselben zu unterdrücken. Als kostbare Nutzhölzer der Waldungen sind besonders Ebenholz und Mahagoni zu nennen; einer der schönsten und nützlichsten Bäume auf Madagaskar ist jedoch die Rawenala (Urania speciosa) oder die „Palme der Reisenden". Diese herrliche Fächerbanane, deren Blätter zehn Meter lang werden, schmückt die Landschaft und erweist sich zugleich segensvoll für den menschlichen Bedarf. Aus den Blattstielen baut man die Dächer, mit der weichgeklopften Rinde wird der Fußboden belegt, und die grünen Blätter dienen als Tischtuch oder Teller, zusammengerollt auch als Löffel oder Trinkgefäße. In den unteren Enden der Blattstiele sammelt die Rawenala das Wasser der Niederschläge, welches sich in dieser vegetabilischen Cisterne kühl und ziemlich rein erhält, um den durstigen Reisenden in wasserarmen Gegenden zu erquicken. Auch die Ruffiapalme, eine Art von Fiederpalme, die fast nur in Madagaskar vorkommt, ist ihres Holzes, ihrer Blätter und Früchte wegen sehr geschätzt. Reis, die Hauptnahrung des Volkes, Tabak, Baumwolle, Zuckerrohr, Ananas und andere Vegetabilien tropischer wie gemäßigter Zonen gedeihen auf Madagaskar, wo eine alle Zeit gütige Natur den Eingeborenen mühelose Nahrung spendet.

Noch merkwürdiger als die Pflanzenwelt erscheint die Fauna auf Madagaskar. Zwar kommen die hervorragenden Vertreter der afrikanischen Thierwelt, wie Löwen, Giraffen, Nashörner und Antilopen, dort nicht vor. Dagegen zeigen sich viele lediglich madagassische Thierformen, welche ganz isolirt dastehen und in den Köpfen mancher Naturforscher das Phantasiegebilde eines sechsten, im Indischen Ocean versunkenen Continents (Lemurien) auftauchen ließen, der, von Madagaskar bis Ceylon reichend, die im Indischen Ocean zerstreut liegenden Inselgruppen umfaßt und die eigentliche Urheimath des Menschengeschlechts gebildet haben

sollte. Außer einigen einheimischen Schlangenarten sind besonders die Halbaffen (Lemuridae) als eigenartige Vertreter der madagassischen Thierwelt zu nennen. Von den eigentlichen Affen deutlich verschieden, ähneln sie denselben nur im Bau der Gliedmaßen, während sie in der Kopfbildung etwa dem Eichhorn gleichen. Die Halbaffen sind vorzugsweise langgeschwänzte Baumthiere, können sich aber auch in aufrechter Stellung, nach Art der Kängurus hüpfend, fortbewegen. Sie gehören in ihren drei Abarten (Aye-Aye, Indri und Maki) wahrscheinlich zu den ältesten Säugethieren der Tertiärzeit. Im Ganzen existiren in Madagaskar 65 einheimische Arten lebender Säugethiere, welche von der afrikanischen Fauna fast ganz verschieden sind. Dagegen zeigen sowohl die Säugethiere als besonders auch Vögel, Reptilien und Insecten Madagaskar's zweifellos eine große Aehnlichkeit mit indischen, malayischen und australischen Typen der Thierwelt.

Eigenartig wie Flora und Fauna ist auch die Bevölkerung der Insel, welche hinsichtlich ihres Ursprungs den Ethnographen viele, auch heute noch nicht vollständig gelöste Schwierigkeiten bereitet hat. Im Innern des Landes wohnen die Hova, das herrschende Volk auf Madagaskar, an der Ostküste die Betsimisaraka-Völker, welche in ihrer abergläubischen Vorstellung die früher erwähnten Halbaffen für ihre Vorfahren halten, und auf den westlichen und nördlichen Küstengebieten die Sakalavas, welche zu den interessantesten, aber auch am wenigsten bekannten Bewohnern von Madagaskar gehören. Außerdem gibt es noch acht kleinere madagassische Volksstämme, welche an verschiedenen Stellen der Insel zerstreut leben und als Uebergangsformen zwischen den drei hauptsächlichsten Volkstypen auf Madagaskar gelten können.

Schon Wilhelm v. Humboldt machte auf den malayischen Charakter der madagassischen Sprache aufmerksam, der sich direct aus der Vergleichung einzelner Worte, wie Hand = tangan (mal.) = tangana (madag.) oder Frucht = bua (mal.) = voa (madag.), ergibt. Nach neueren zuverlässigen Forschungen muß man jedoch annehmen, daß nur die Hova ein malayisches Volkselement darstellen, während die übrigen Madagassen wohl afrikanischen Ursprungs sind und zu den Volksstämmen der Suaheliküste gehören dürften. Der intelligenteste Volksstamm sind ohne Zweifel die Hova, welche in allen Verwicklungen mit Frankreich, der im politischen Sinne auf Madagaskar colonisirenden Macht, stets in den Vordergrund der Ereignisse treten. Die Hova sind tapfer, verschlagen und sehr unternehmend. Ihre auffallende oratorische Begabung haben sie mit manchen polynesischen Stämmen gemein, und auch ihre musikalischen Fähigkeiten deuten auf malayischen Ursprung. Die Hova-Armee besitzt z. B. ein Musikcorps von Schwarzen, welche eine während des letzten Krieges mit Frankreich componirte Nationalhymne bei feierlichen Gelegenheiten spielen. Europäische Cultur hat bei dem Hova-Volke bereits Einzug gehalten und ein mächtiges, gut disciplinirtes Staatswesen unter ihnen geschaffen. Das Volk der Betsimisaraken steht dagegen auf einer sehr niedrigen Stufe und geht auch in Folge von epidemischen Krankheiten und übermäßigem Alkoholgenuß dem allmäligen Aussterben entgegen. Kraftvoller und verwegener sind wiederum die Sakalaven, die früher als gefürchtete Seeräuber den Canal von Mosambique unsicher machten und jetzt nomadenhaft von Ort zu Ort ziehen. Die Sakalavamädchen gelten als wild-phantastische afrikanische Schönheiten von einer auffallenden Größe und Plastik des Körperbaues, von angenehmer Gesichtsbildung und mit feurigem Glanze der Augen. Noch im vorigen Jahrhundert haben die numerisch den Hova überlegenen Sakalava die Herrschaft über die Insel besessen, die sie jedoch in Folge von Zersplitterungen verloren.

Die Gesammtzahl der Einwohner Madagaskar's beträgt etwas über drei Millionen, von denen die Zahl der Hova gegenwärtig allein 1 000 000 ausmacht. Die Centralprovinz des in siebzehn Districte getheilten Königreiches Madagaskar ist das den Hova gehörige Ankowa, eine bewaldete von Bergen umschlossene Hochebene, auf welcher nur die Hauptstadt Tananarivo mit 100 000 Einwohnern

darunter 200 Europäer, liegt. Ein in europäischem Styl erbauter Palast, die wenigen massiven Regierungsgebäude und Europäern gehörenden Privathäuser sind umgeben von den zwischen Baumgruppen liegenden Hütten der Eingeborenen. Der wichtigste Hafenplatz ist Tamatave auf der Ostküste mit 15 000 Einwohnern, worunter sich hundert Europäer, hauptsächlich Franzosen, befinden. Im Jahre 1890 liefen 255 Handelsschiffe dort an, von denen weit mehr als die Hälfte englischer, die übrigen französischer und deutscher Herkunft waren. Der belebteste Hafen an der Westküste ist Mojango mit 10 000 Einwohnern; der Verkehr daselbst erreicht die Höhe desjenigen von Tamatave.

Der Handel Madagaskar's ist trotz des großen Reichthums der Insel noch wenig bedeutend. Durch die Indolenz der Eingeborenen bleibt ein großer Theil der natürlichen Erzeugnisse unbenutzt, und aus Mangel an ordentlichen Verkehrswegen wird jeder Aufschwung beträchtlich gehindert. So liegen z. B. die reichen Kohlengruben auf Madagaskar noch immer unausgebeutet da. Die ziemlich hohen Einfuhrzölle erhebt die Hova-Regierung in Waaren, und auch auf die zum Export bestimmten Artikel ist ein unmäßiger, bis 35 Procent betragender Ausfuhrzoll gelegt. Geradezu paralysirend auf den Handel in Madagaskar wirkt aber das dort herrschende Münzsystem. Nur die französischen Fünffrankenstücke in Silber cursiren im Lande; für den Kleinhandel werden diese Silbermünzen in Stücke bis zur Zahl von sechzig zerschnitten und besonders abgewogen.

In der Zone des Südostpassats gelegen, sind die Ostküsten der Insel feucht, die Westküsten im allgemeinen trocken. In den sumpfigen Niederungen der Küstenstriche erzeugt die tropische Hitze Fiebermiasmen, welche der Insel den Namen des „europäischen Kirchhofs" eingebracht haben. In den Bergen und auf den Hochebenen dagegen ist das Klima durchaus gesund und die Temperatur nur mäßig warm. Die höchsten Berggipfel (fast 3000 Meter) sind mehrere Monate hindurch mit Eis bedeckt.

Madagaskar, von den Eingeborenen Nossindambo (Insel der wilden Schweine), von den Arabern Dschesira el Komr (Mondinsel) genannt, wurde schon Ende des 13. Jahrhunderts von Marco Polo erwähnt, aber erst zu Anfang des 15. Jahrhunderts durch portugiesische Seefahrer wieder aufgefunden und in Europa bekannt. Zu Anfang des 17. Jahrhunderts machten die Franzosen vergebliche Versuche, auf Madagaskar festen Fuß zu fassen, und besetzten während des 17. und 18. Jahrhunderts einige Häfen an der Küste. Aber alle Bemühungen der Franzosen, die Insel zu colonisiren, mißlangen. Nunmehr griffen die Engländer erfolgreich ein. Besonders war es das Reich der Hova, 1801 durch den ersten König Radama begründet, mit welchem England Verträge abschloß. Englische Officiere organisirten die Hova-Armee, englische Missionare unterrichteten die Hova-Kinder. Diese Schritte der Engländer stachelten Frankreich zu einer neuen und noch energischeren Einmischung an, durch welche Madagaskar unter französische Schutzherrschaft gestellt werden sollte. Da sich die Hova-Regierung dieser Forderung widersetzte, kam es 1883 zum Kriege. Die Franzosen nahmen den Haupthafen Tamatave ein und blockirten die Ostküste der Insel. Aber erst nach dreijährigen Anstrengungen gelang es den Franzosen, einen Friedensvertrag bei den Hovas durchzusetzen, welcher das französische Protectorat über Madagaskar bewilligte. Die politische Selbständigkeit der Hova-Regierung jedoch vermochte Frankreich nicht zu brechen. Erst vor wenigen Wochen hat die französische Regierung einen Specialbevollmächtigten nach der Hauptstadt der Hova, Tananarivo, entsendet, welcher von der madagassischen Regierung die Anerkennung des effectiven Protectorats Frankreichs mit allen seinen politischen wie diplomatischen Consequenzen und außerdem die Besetzung der Hauptstadt durch eine permanente französische Garnison fordern sollte. Da die Hova diesen in Form eines Ultimatums überreichten Forderungen sich widersetzt haben, rüstet man in Frankreich offen zum Feldzug gegen Madagaskar.

A. M.

Alexander III.

Der Tod des Kaisers Alexander III. hat weit über die Grenzen des ungeheuren Reiches hinaus, das er nicht viel mehr als dreizehn Jahre beherrscht, eine wirklich tiefe Bewegung hervorgerufen. Die Berichte von dem Krankenlager in Livadia, wie sie nun bald hoffnungsvoller, bald trauriger lauteten, haben Wochen lang, man darf wohl sagen, die ganze civilisirte Welt in theilnehmender Spannung gehalten, und wenn es zunächst auch der rein menschliche Zug gewesen sein mag, der uns für ein großes Leiden, standhaft ertragen, mitfühlen machte: so hat doch hier zugleich das Walten eines unerbittlichen Geschicks uns tragisch ergriffen. Ein Monarch, unter allen Mächtigen der Erde vielleicht der Mächtigste, begabt mit einer unerschütterlichen Stärke des Charakters und dem unbestreitbaren Willen, das Beste zu thun, skrupulös gewissenhaft, durchdrungen von dem Bewußtsein seiner Verantwortlichkeit, sich aufreibend und aufopfernd in der Erfüllung seiner schweren Pflichten und doch an jedem Tag, in jeder Stunde, in jedem Augenblick von Gefahren bedroht, nicht von außen, sondern aus der Mitte seines Volkes, um dessen Wohlfahrt und Gedeihen er unabläßig bemüht war. An der Leiche seines von einer Dynamitbombe zerrissenen Vaters mag sich die Wandlung vollzogen oder befestigt haben in der Brust des damals Sechsunddreißigjährigen, der für den Thron nicht erzogen worden war und wohl wußte, aus der Geschichte und der eigenen Erfahrung, was die Zarenkrone für ihren Träger bedeute. Kaiser Alexander II. hatte das Werk der Reformen mit der Aufhebung der Leibeigenschaft begonnen, war der Freund und Verbündete Deutschlands und Oesterreich-Ungarns gewesen, und auf seinem Tische fand man den bis auf die Unterschrift vollzogenen Entwurf einer Verfassung, gleichsam sein politisches Testament. Alexander III. hat es nicht ausgeführt. Dem Vater vielleicht zuvor schon innerlich entfremdet, hat er in allen Stücken an die Traditionen des alten, heiligen Rußlands wieder angeknüpft und nur selten und zögernd aus seiner stolzen Einsamkeit heraustretend sich ganz und ausschließlich seinem Lande gewidmet. Ohne Spur von Herrschsucht, hat er doch die Bürde der unermeßlichen Gewalt auf sich genommen mit dem vollen Gefühl des Selbstherrschers, der für seine Handlungen seinem Gott allein und sich selber Rechenschaft schuldig ist. Ein persönliches Regiment, das in der Wahl seiner Mittel durch keine Controle beschränkt wird, kann nicht immer frei von Härten sein; und es gab eine Zeit, wo der Westen erschrak vor den Maßregeln und der Consequenz dieses Systems. Aber zweierlei wird man jetzt, wo das Werk Alexander's III. abgeschlossen vor uns liegt, nicht verkennen: daß er sein Reich größer, blühender, gesicherter und angesehener hinterlassen hat als er es empfangen, und daß er, in dessen Hand die Entscheidung ruhte, jeder Versuchung unzugänglich und unter den schwierigsten Umständen den europäischen Frieden gewahrt hat und seine feste Säule gewesen ist bis zum letzten Athemzug.

Es ist ein Ding, in der unwürdigen Vasallenschaft Rußlands gehen, wie in den Tagen von Olmütz, und ein anderes, in Frieden und Freundschaft mit dem

über zwei Welttheile sich erstreckenden Nachbarreich im Osten leben, welches in materieller und — wenn wir an seine großen Dichter und Schriftsteller denken — auch in geistiger Hinsicht so wichtig für uns geworden ist. Die befreiende That des jüngst abgeschlossenen Handelsvertrages wird in unserem Andenken stets mit der dankbaren Erinnerung an Alexander III. verbunden sein, auf dessen Initiative nicht zum geringsten Theil er zurückzuführen sein dürfte. Wir betrauern mit der russischen Nation in ihm einen Herrscher, der sich auch um die anderen Nationen verdient gemacht, indem er durch weise Zurückhaltung, gestützt auf eine imposante Macht, viel zu der ruhigen Entwicklung der Dinge beigetragen hat. Die Sympathiebezeugungen, welche von allen Seiten und aus allen Ländern kamen, waren gewiß aufrichtig.

Unter solchen Auspicien hat Nicolaus II. den Thron der Romanows bestiegen. Es liegt in der Natur der Verhältnisse, daß man noch wenig von ihm weiß; aber was man von ihm weiß, spricht für ihn. Er hat sich bei dem Attentat, das in Japan auf ihn und seinen Reisegefährten, den Kronprinzen von Griechenland, verübt ward, mit einer für sein damaliges Alter ungewöhnlichen Unerschrockenheit und kaltblütigen Ruhe gezeigt. Später, an der Spitze mehrerer wichtiger Staatsunternehmungen, ist sein Name mit Auszeichnung genannt worden, und seine Bildung wird als eine gediegene, vielseitige, den Einfluß westeuropäischer Ideen keineswegs ausschließende gerühmt. Das allgemeine Vertrauen kommt ihm entgegen und ist durch seinen ersten Regierungsact, das durch ihn erlassene Manifest, bestärkt worden. Es herrscht ein gewinnender Ton der Pietät und Liebe darin. Gerne gibt man sich dem Glauben hin, der jugendliche Zar werde von dem Vermächtniß des Vaters sich besonders das aneignen, was das friedliche Wohlergehen, das Glück seiner Unterthanen zum Ziele hat. Wohlthuend berührt es auch, daß er in einer Urkunde von so fundamentaler Art seiner bevorstehenden Vermählung mit der Prinzessin Alice von Hessen-Darmstadt gedenkt. In der Stille des kleinen Hofes erblüht, in einer Residenz und unter einer Bevölkerung, der das Andenken ihrer früh verstorbenen Mutter theuer geblieben, hat sie von dieser den klaren Verstand und das richtige Gefühl geerbt, welche die junge Fürstentochter bei den ersten Schritten in die Oeffentlichkeit geleitet und mit diesen sie fast schon populär gemacht haben. In kindlicher Rührung von der hessischen Heimath und den Freundinnen Abschied nehmend, mit denen sie zusammen gespielt und studirt hatte, zeigte sich doch sogleich die Festigkeit ihres Entschlusses, als der Ernst ihres künftigen Berufes an sie herantrat. Sie wollte mit dem erwählten Gemahl Alles theilen, auch den Glauben; aber indem sie sich bereit erklärte, den seinen anzunehmen, soll sie sich doch geweigert haben, den ihrigen zu anathematisiren. Beim Ueberschreiten der russischen Grenze richtete Prinzeß Alice dann an die Stadt Moskau jenes Schreiben, das im weiten Zarenreich den freudigsten Widerhall weckte; denn Jeder, der diese Worte las, empfand in ihnen den wahren, warmen Ausdruck einer Seele, die sich mit der ganzen ihr angeborenen Kraft den neuen Lebensaufgaben weiht.

Die Segenswünsche ihres Volkes folgen der deutschen Prinzessin. Möge sie, wie sie zur Seite Nicolaus' II. die Zierde des russischen Thrones sein wird, auch dessen guter Engel werden. Denn wenn es in diesen Tagen des unablässig wühlenden Umsturzes eine Hoffnung für die Völker gibt, so ist es die, daß die Regierungen, mag ihre Form sein, welche sie wolle, sich vor Allem die Wahrung und Pflege der Cultur angelegen sein lassen. Die Feinde der bestehenden Ordnung sind, ohne jeden Unterschied der Nation, uns Allen gemeinsam; so sollten auch deren Vertheidiger sich solidarisch wissen in ihren Bestrebungen. Es gibt kein stärkeres Argument gegen den Krieg als dieses; und kein schönerer, ruhmvollerer Titel könnte von Alexander III. auf Nicolaus II. übergehen, als der: ein Friedensfürst zu sein, wie jener es gewesen.

Berlin, 15. November. J. R.

Politische Rundschau.

[Nachdruck untersagt.]

Berlin, Mitte November.

Mit überraschender Einstimmigkeit hat die gesammte Presse des Auslandes ihrem Bedauern über den Rücktritt des Grafen Caprivi von seiner Stellung als deutscher Reichskanzler Ausdruck geliehen. Konnte doch gerade im Auslande, so oft die Friedenspolitik der deutschen Reichsregierung betont wurde, die Probe auf das Exempel gemacht werden. Nicht bloß in Oesterreich-Ungarn und Italien, den Staaten, die mit Deutschland im Bündnißverhältnisse stehen, sondern auch in Frankreich und Rußland hatte die ebenso besonnene wie ihres Zieles klar bewußte auswärtige Politik Deutschlands alle Klippen glücklich vermieden, so daß die Friedensaspecten sich stets günstiger gestalteten. Es braucht nur an die Handelsverträge, insbesondere an den Abschluß desjenigen mit Rußland, erinnert zu werden, um zu zeigen, in wie friedlichen Bahnen sich auch die handelspolitische Wirksamkeit des Grafen Caprivi bewegte. Ohne je der Würde und dem Ansehen Deutschlands auch nur das Geringste zu vergeben, war der Nachfolger des Fürsten Bismarck unablässig bemüht, internationale Conflicte zu verhüten. Wenn dem Kaiser Wilhelm II. die Initiative für die Abnahme der Spannung in den deutsch-französischen Beziehungen zugeschrieben werden darf, so war es doch der Graf Caprivi, der auf diese Dispositionen verständnißvoll einging, so daß Deutschland nicht nur mit seinem östlichen, sondern auch mit seinem westlichen Nachbar nunmehr in einem freundlicheren Verhältnisse steht.

Die Gegensätze der Parteien, die sich im Hinblicke auf die wirthschaftlichen Zustände entwickelt haben, konnten nicht verfehlen, dem Grafen Caprivi gerade im ultra-conservativen Feldlager Widersacher erstehen zu lassen, die wohl durch die Hoffnung bestimmt wurden, daß mit dem Sturze des leitenden Staatsmannes ihre Sonderbestrebungen Verwirklichung finden könnten. Immerhin wurde auch in diesen Kreisen angenommen, daß Graf Caprivi erst nach einer unglücklichen parlamentarischen Campagne den politischen Kampfplatz räumen würde. Der deutsche Reichstag galt als das Terrain, auf dem die Frage entschieden werden sollte, wie den revolutionären Bestrebungen gegen die bestehende Staats- und Gesellschaftsordnung entgegenzutreten wäre. Zwei Auffassungen standen einander schroff gegenüber, von denen die eine, vom Grafen Caprivi vertretene dahin ging, daß gewisse Verschärfungen des gemeinen Rechtes genügen würden, während der preußische Ministerpräsident und Minister des Innern, Graf Eulenburg, die schärfere Meinung repräsentirte, nach der die anarchistischen Vorgänge im Auslande eine Ausnahmegesetzgebung erheischten. Nur mußte der Beweis vermißt werden, daß die Voraussetzungen, die für das Ausland, insbesondere für die romanischen Länder, maßgebend waren, auch für Deutschland zutreffen. Vielmehr lag die Gefahr nahe, daß die Anarchisten ihre Propaganda der That gerade mit Rücksicht auf eine gegen sie

gerichtete Specialgesetzgebung auf Deutschland ausdehnen könnten. Im preußischen Staatsministerium drang denn auch die Ansicht des Grafen Caprivi durch, der sich jedoch bei diesem Anlasse von Neuem überzeugen mußte, wie wenig glücklich die Trennung der leitenden Stellung im preußischen Staatsministerium von derjenigen des deutschen Reichskanzlers gewesen ist.

Man wird kaum bei der Annahme fehlgehen, daß der Gegensatz zwischen dem Grafen Caprivi und dem Grafen Eulenburg geraume Zeit hindurch in latentem Zustande vorhanden war, ehe er in einem ersten Entlassungsgesuche des höchsten Reichsbeamten seinen charakteristischen Ausdruck fand. Der Kaiser beschwichtigte jedoch zunächst diesen Gegensatz, so daß die vorhandenen Spitzen im Wesentlichen umgebogen zu sein schienen, als dann nach der Rückkehr des Kaisers von einem Jagdausfluge die Krisis von Neuem acut wurde und zum Rücktritte beider leitenden Staatsmänner im Reiche und in Preußen führte. Wenn vielfach hervorgehoben worden ist, daß die Darstellung des Conflictes zwischen dem Grafen Caprivi und dem Grafen Eulenburg in einem angesehenen deutschen Organe, in der die Stellung des deutschen Kaisers allzu bestimmt gekennzeichnet worden sein soll, den unmittelbaren Anlaß zu der in dieser Form unerwarteten Regierungskrisis geboten habe, so kann doch keinem Zweifel unterliegen, daß der Zustand, bei dem der höchste Reichsbeamte im preußischen Staatsministerium trotz dessen collegialer Einrichtung gewissermaßen hinter dem Ministerpräsidenten zurückstehen mußte, auf die Dauer unhaltbar war.

Gerade in dieser Erkenntniß darf zugleich eine heilsame Lehre für die Zukunft erblickt werden. Die Trennung der beiden Stellungen erfolgte, nachdem Graf Caprivi als Präsident des preußischen Staatsministeriums sich allzu sehr für den im Lande mit einem Sturme der Entrüstung aufgenommenen Entwurf eines Volksschulgesetzes engagirt hatte. Es braucht nur daran erinnert zu werden, mit welchem Freimuthe die preußischen Universitäten gegen diesen Entwurf Verwahrung einlegten, um zu erhärten, daß Graf Caprivi damals, um nicht zu sagen: im politischen Sinne tragisch schuldig geworden, doch den Keim zu dem Conflicte legte, der ihm nunmehr verhängnißvoll geworden ist. Ohne seine Theilnahme für den Entwurf des Grafen Zedlitz wäre es nicht zur Trennung der beiden Gewalten gekommen, die später zu Reibungen und einem Antagonismus führen mußte, für den es eben keine andere Lösung gab wie die Wiedervereinigung der Stellung des preußischen Ministerpräsidenten mit derjenigen des deutschen Reichskanzlers.

Kaiser Wilhelm hat dies deutlich erkannt, als er nach dem Rücktritte des Grafen Caprivi und des Grafen Eulenburg den Fürsten Chlodwig von Hohenlohe-Schillingsfürst in die leitende Stellung als Reichskanzler berief und zugleich mit dem Vorsitze im preußischen Staatsministerium betraute. Sicherlich hätte die Wahl unter den obwaltenden Umständen auf keine geeignetere Persönlichkeit fallen können. Erfreute sich der Graf Caprivi seiner bewährten friedlichen Gesinnung wegen im Auslande hohen Ansehens, so genießt der frühere deutsche Botschafter in Paris, der später als Statthalter in Elsaß-Lothringen einen nie versagenden Tact mit einer stets das Interesse Deutschlands fest im Auge behaltenden Energie verband, in demselben Grade das volle Vertrauen des Auslandes. Seine ganze Vergangenheit bürgt dafür, daß Fürst Hohenlohe sich lediglich durch patriotische Interessen leiten ließ, wenn er die bei aller Verantwortlichkeit nicht so verwickelte Stellung des Statthalters von Elsaß-Lothringen mit der seine ganze Kraft erheischenden neuen Position vertauschte. Er hat jedoch bereits in seiner früheren Thätigkeit bewiesen, daß er zugleich die auswärtige Politik Deutschlands den vom Fürsten Bismarck herrührenden Ueberlieferungen gemäß zu leiten vermag, wie auch im Parlamente den an ihn zu stellenden Anforderungen entspricht. Andererseits leistet die ganze Vergangenheit des Fürsten Hohenlohe dafür Bürgschaft, daß er wesentliche Volksrechte, die durch die Reichsverfassung und die bestehende Gesetzgebung gewährleistet sind, nicht gefährden lassen wird.

Stellen aber die hohen Aemter, die Fürst Hohenlohe, dem Rufe des Kaisers folgend, in patriotischer Weise übernommen hat, die größten Anforderungen an den bewährten Staatsmann, so darf es mit Genugthuung aufgenommen werden, daß dieser insofern entlastet wird, als der Staatssecretär im Auswärtigen Amte, Freiherr von Marschall, zum preußischen Staatsminister ernannt worden ist. In dieser Eigenschaft wird dieser nunmehr in der Lage sein, dem Fürsten Hohenlohe im preußischen Ministerium wie im Landtage wirksam zur Seite zu stehen, und dies erscheint um so bedeutsamer, als Freiherr von Marschall sich im deutschen Reichstage längst als ein „debater" ersten Ranges erwiesen, der insbesondere bei den Verhandlungen über die Handelsverträge durch die Sachlichkeit und Stichhaltigkeit seiner Beweisgründe sich auf der ganzen Höhe der Situation zu halten gewußt hat.

Der neue Minister des Innern, Herr von Köller, der bisher unter dem Fürsten von Hohenlohe in Elsaß-Lothringen thätig war, sieht sich zunächst wegen seiner ehemaligen parlamentarischen Wirksamkeit mancherlei Anfechtungen ausgesetzt. Es empfiehlt sich jedoch um so mehr, mit dem Urtheile zurückzuhalten, bis wirkliche Acte des neuen Ministers des Innern vorliegen, als der neue Reichskanzler in seiner Eigenschaft als Präsident des preußischen Staatsministeriums wohl Bedenken getragen haben würde, einen Minister des Innern zu acceptiren, der nicht eben im Laufe der Jahre, die der Praxis gewidmet waren, viel gelernt und Manches von den früheren Theorien vergessen hat. In der Sitzung des preußischen Staatsministeriums, die unter dem Präsidium des Fürsten Hohenlohe stattfand, um über die Vorschläge zur Bekämpfung der revolutionären Bestrebungen ein Ergebniß zu erzielen, stellte sich denn auch die volle Einmüthigkeit heraus, mit der daran festgehalten wird, daß der dem Bundesrathe und später dem Reichstage vorzulegende Gesetzentwurf lediglich auf der Grundlage des gemeinen Rechtes durchgeführt werden soll. Da die leitenden Minister der deutschen Staaten sich im Principe mit den in diesem Entwurfe enthaltenen Grundsätzen einverstanden erklärt haben, darf jetzt bereits angenommen werden, daß die Vorlage ohne wesentliche Veränderungen dem Reichstage zugehen wird. Dieser, der ursprünglich durch kaiserliche Verordnung für einen früheren Termin einberufen worden war, wird sich nunmehr am 5. December versammeln. Mit großem Interesse darf der Thronrede entgegengesehen werden, da nicht bloß die mancherlei im Reiche und in Preußen vollzogenen Veränderungen, sondern auch Ereignisse im Auslande, unter denen das Hinscheiden des Kaisers Alexander III. von Rußland in Deutschland tiefen Eindruck und allgemeine Theilnahme hervorgerufen hat, sicherlich ihre Würdigung finden werden.

Der Tod des Zaren ist zwar nicht unerwartet gekommen, da dessen schweres Leiden den schlimmen Ausgang befürchten ließ; allein die bewährten friedlichen Dispositionen des Kaisers Alexander III. hatten sich stets als eine so werthvolle Bürgschaft erwiesen, daß sein Hinscheiden, abgesehen selbst von der rein menschlichen Theilnahme, von diesem Gesichtspunkte aus innig bedauert werden muß. Mochten immerhin in Frankreich aus Anlaß der Flottenbesuche in Kronstadt und in Toulon phantastische Hoffnungen auf das französisch-russische Zukunftsbündniß gesetzt werden, so war doch in Deutschland wohl bekannt, daß der nunmehr verstorbene Zar weit davon entfernt war, russische Interessen im Dienste der französischen Revancheidee zu gefährden. Auch in den Beziehungen seines Landes zu Frankreich erwies sich Alexander III. als treuer Anhänger der Aufrechterhaltung des europäischen Friedens. Ihm war vielmehr daran gelegen, den französischen „Patriotismus" im Zaume zu halten, als der Erwartungen Vorschub zu leisten, die in den Bestrebungen der früheren Patriotenliga ihren bezeichnenden Ausdruck fanden. Daß ein großer Theil der französischen Presse in dem verstorbenen Kaiser von Rußland nicht so sehr den Friedensfürsten betrauert, wie den Mann, der bei der Verwirklichung politischer Phantasien eine hervorragende Rolle spielen sollte, kann nicht überraschen. Auffallend erscheinen muß nur, daß dieselben Organe zunächst der Nachfolger Alexander's III. mit einem gewissen Mißtrauen beurtheilten, und zwar

nicht etwa, weil er ihnen in geringerem Maße als Freund des Friedens erschien, sondern weil sie befürchteten, daß seine Sympathien sich in anderer als der von ihnen gewünschten Richtung äußern könnten. Die Absichtlichkeit, mit der die Franzosen ihre Trauer über das Hinscheiden des Zaren zur Schau trugen, ist sicherlich in Rußland selbst nicht unbemerkt geblieben. Wurde doch sogar geplant, eine größere Deputation von Kammermitgliedern zu den Beerdigungsfeierlichkeiten zu entsenden, während ein Pariser Blatt vorschlug, den Generalissimus der französischen Armee, General Saussier, zu demselben Zwecke nach Petersburg reisen zu lassen. Die besonnenen Elemente, an denen es in Frankreich keineswegs fehlt, wirkten aber dahin, daß in dieser Hinsicht Maß gehalten wurde.

In dem Manifeste, das Kaiser Nicolaus nach dem Tode seines Vaters erlassen hat, betont er in der traurigen, aber feierlichen Stunde, in der er den Thron des russischen Reiches und des mit ihm „unzertrennlich verbundenen" Königreiches Polen und des Großfürstenthums Finnland besteigt, daß er, von dem Vermächtnisse Alexanders III. erfüllt, das Gelübde thue, „stets als einziges Ziel die friedliche Entwicklung, die Macht und den Ruhm des theuren Rußland und die Beglückung aller seiner treuen Unterthanen im Auge zu haben". Da der neue Zar sich ausdrücklich auf das Vermächtniß seines hingeschiedenen Vaters beruft, kann keinem Zweifel unterliegen, daß, wenn die Macht und der Ruhm als Ziel bezeichnet werden, dieses doch nur auf dem Wege friedlicher Entwicklung angestrebt werden soll; wie ja Kaiser Alexander III. zu den wenigen Herrschern aus dem Hause Romanow gezählt werden darf, unter denen Rußland keinen europäischen Krieg geführt hat. Die feierliche Form, die Nicolaus II. für die Versicherung gewählt hat, daß er „die Beglückung aller seiner Unterthanen" anstreben werde, läßt jedenfalls die Deutung zu, daß die von den Panslavisten ohne Unterlaß geforderten Verfolgungen anderer Nationalitäten im russischen Reiche nicht der Sinnesart des neuen Zaren entsprechen. Die Deutschen in den russischen Ostseeprovinzen, die bisher vielfach berechtigte Ursachen zu Beschwerden hatten, würden es jedenfalls mit Genugthuung erfahren, falls das im Manifeste bezeichnete Ziel in der That nicht aus den Augen verloren würde. Daß insbesondere Glaubensverfolgungen dem Lande, das ihren Schauplatz bildet, niemals zum Segen gereichen, wird durch die Geschichte deutlich erhärtet; braucht doch nur auf den Niedergang Spaniens hingewiesen zu werden. Wenn in dem Manifeste zugleich der russische Grundcharakter Alexander's III. hervorgehoben und betont wird, daß die „Kraft und Herrlichkeit des heiligen Rußlands" in dessen Einigkeit mit dem Zaren und in der Ergebenheit für ihn liege, so entspricht dies so sehr der traditionellen russischen Auffassung, daß besondere Schlußfolgerungen daraus nicht gezogen werden können.

Die friedlichen Aspecten, unter denen die europäische Politik nach wie vor dem Tode des Zaren erscheint, verhindert nicht, daß Frankreich in absehbarer Zeit genöthigt sein wird, eine ebenso kostspielige wie langwierige militärische Expedition auf der Insel Madagaskar zu unternehmen. Keinem Zweifel unterliegen kann, daß die Hovas-Regierung im Widerspruche mit den Bestimmungen des Vertrages von 1885 wohlerworbene Rechte der Franzosen verletzt hat. Diese haben bis zum letzten Augenblicke große Geduld an den Tag gelegt, und die außerordentliche Sendung des mit den madagassischen Verhältnissen wohlvertrauten Abgeordneten Le Myre de Villers bezweckte vor Allem, der Hovas-Regierung noch die Gelegenheit zu bieten, durch die Anerkennung der berechtigten Ansprüche Frankreichs den Krieg zu vermeiden. Dieser letzte Versuch scheiterte jedoch, so daß die französische Regierung sich genöthigt sieht, die angedrohte militärische Expedition zur Ausführung zu bringen. Allerdings wird es im Hinblick auf die klimatischen Verhältnisse der Insel, deren Fieberzone nach den Mittheilungen sachverständiger Forschungsreisenden zahlreiche Opfer an Mannschaften erfordern wird, sowie auf den außerordentlichen Mangel an Verkehrsmitteln bedeutender Streitkräfte bedürfen, um zum Ziele zu gelangen, so daß die Frage entsteht, wie das Expeditionscorps ge-

bildet werden soll. Als die Tongking-Expedition organisirt wurde, regte sich in Frankreich lebhafter Widerspruch, weil die Effectivbestände im Mutterlande selbst in Mitleidenschaft gezogen wurden. Damals schwebte vielen französischen Patrioten die Besorgniß vor, daß durch kriegerische Verwicklungen im fernen Osten die Schlagfertigkeit der Armee im Hinblick auf Eventualitäten in Europa gefährdet werden könnte. Nachdem inzwischen ein Nachlassen der früheren Spannung in den Beziehungen zwischen Frankreich und Deutschland erfolgt ist, werden auch die ehemaligen Befürchtungen wohl nicht wieder auftauchen. Da jedoch augenblicklich gerade über die Mängel der Friedensstärke des französischen Landheeres lebhafte Klage geführt wird, darf angenommen werden, daß insbesondere die in Algerien und Tunesien befindlichen Streitkräfte, sowie Marineinfanterie bei der Expedition auf Madagaskar Verwendung finden werden. Jedenfalls wird von Neuem die Forderung der Bildung einer besonderen Colonialarmee geltend gemacht werden. Ueber die Stärke des für die madagassische Expedition nothwendigen Corps gehen die Ansichten auseinander. Während ein Delegirter beim obersten Colonialrathe Frankreichs eine Anzahl von 10000 Mann für hinreichend zur Einnahme von Tananarivo erachtet, bemessen andere Sachverständige diese Ziffer weit höher. Insbesondere geschieht dies von englischer Seite, wobei allerdings in Betracht gezogen werden muß, daß gerade in England das Vorgehen der französischen Regierung gegen Madagaskar nicht eben wohlwollend beurtheilt wird. In der französischen Deputirtenkammer hat der Minister des Auswärtigen, Hanotaux, am 13. November die vom Kriegsminister eingebrachte Creditvorlage für die madagassische Expedition begründet. Hiernach sollen 65 Millionen Francs bewilligt werden und das Expeditionscorps aus 15000 Mann bestehen. Sehr bemerkenswerth war der Hinweis des Ministers, daß die Actionsfreiheit Frankreichs eine vollständige sei. Hieraus erhellt, daß die französische Regierung die in der englischen Presse hervorgehobenen Einwendungen gegen die Durchführung des Protectorates auf der Insel Madagaskar in keiner Weise gelten läßt. Nicht minder verdient hervorgehoben zu werden, daß die internationalen politischen Verhältnisse für so friedliche erachtet werden, daß Frankreich keineswegs Bedenken trägt, auf Madagaskar eine militärische Action in großem Stile zu unternehmen.

Gegenüber den abfälligen Urtheilen der englischen Presse darf betont werden, daß das Cabinet Rosebery selbst in jüngster Zeit mit seinen überseeischen Actionen durchaus nicht glücklich gewesen ist. Braucht doch nur an die Schlappe erinnert zu werden, die es auf diplomatischem Gebiete erlitten hat, als es in dem Kriege zwischen Japan und China eine Intervention der europäischen Mächte herbeizuführen versuchte. Mit Fug wurde damals angenommen, daß, falls England in China besondere Interessen zu wahren hätte, für die übrigen Mächte kein Anlaß vorliege, sich einer Regierung dienstfertig zu zeigen, die selbst bei jeder Gelegenheit betont, daß sie im europäischen Concerte keine bindenden Verpflichtungen übernehmen dürfe. Wenn sich aber die Großmächte in diesem früheren Stadium nur dahin einigten, daß die in China lebenden Europäer in wirksamer Weise geschützt werden müßten, und zu diesem Zwecke die in den ostasiatischen Gewässern bereits befindlichen Geschwader verstärkt wurden, so wird dadurch nicht ausgeschlossen, daß nach dem unglücklichen Ausgange des Krieges für China die Japaner, falls sie maßlose Forderungen für den Friedensschluß geltend machen sollten, bei den europäischen Mächten oder einzelnen von ihnen auf Widerstand stoßen. Von chinesischer Seite ist denn auch bereits behufs Herbeiführung eines angemessenen Friedensschlusses die Intervention Europa's angerufen worden. Jedenfalls darf der Hoffnung Ausdruck geliehen werden, daß die koreanische Frage, die den ersten Anlaß zu dem chinesisch-japanischen Conflicte bot, ihre befriedigende Lösung finden wird.

Auch die marokkanische Angelegenheit, bei der nicht bloß Spanien, sondern mittelbar auch Frankreich, England und Italien betheiligt sind, drohte zu ernsteren

Verwicklungen zu führen. Das liberale Cabinet Sagasta hat jedoch bisher in umsichtiger Weise alle Klippen vermieden. Obgleich der Marschall Martinez Campos in Marokko selbst die Verhandlungen wegen der Vorgänge bei Melilla, die der spanischen Regierung berechtigte Ursache zum Einschreiten gaben, zum Abschlusse brachte, ließen es doch die Conservativen unter der Führung Canovas' del Castillo nicht an Angriffen auf die nach ihrer Darstellung allzu schwächliche liberale Regierung fehlen. Allerdings war es hierbei an erster Stelle auf den Sturz des Cabinets Sagasta abgesehen. Die Conservativen mußten aber zunächst ihre Bemühungen vereitelt sehen, so daß, als aus anderen Ursachen eine Ministerkrisis erfolgte, diese damit endete, daß der liberale Conseilpräsident mit der Neubildung des Cabinets betraut wurde. Die Frage der Handelsverträge spielte bei dieser Krisis eine bedeutsame Rolle. Denn gerade die Conservativen waren es, die im Vereine mit allen extrem-schutzzöllnerischen Elementen dahin wirkten, daß die bereits abgeschlossenen Handelsverträge, insbesondere derjenige mit Deutschland, gar nicht durchberathen wurden. Damals zog sich der frühere Finanzminister in dem liberalen Cabinet, Gamazo, von der Regierung zurück, indem er an der Spitze des mit der Reform der Zolltarife betrauten Ausschusses seine mehr schutzzöllnerische Auffassung geltend zu machen suchte. Nunmehr hat Sagasta in das neue Cabinet den mit Gamazo befreundeten Maura aufgenommen, sowie allen übrigen Schattirungen der Linken in seinem „Concentrations-Ministerium" Platz gewährt, so daß selbst die von Castelar begünstigte Fraction der „Possibilisten" nicht ausgeschlossen wurde. Hierbei muß hervorgehoben werden, daß der frühere Republikaner, als er sich selbst von der politischen Schaubühne zurückzog, seinen Anhängern den Anschluß an die monarchischen Einrichtungen empfohlen hat. Für Deutschland ist von besonderem Interesse, wie die spanische Regierung sich nunmehr zu der Frage der Handelsverträge stellen wird.

Auch in Belgien darf man lebhaften parlamentarischen Erörterungen entgegensehen, nachdem bei der auf der Grundlage des neuen Wahlgesetzes vollzogenen Ernennung des Senates und der Repräsentantenkammer die clerikale Mehrheit eine wesentliche Verstärkung in beiden parlamentarischen Körperschaften erfahren hat. Da das neue Wahlgesetz auf dem Principe des allgemeinen, jedoch nicht gleichen Stimmrechtes beruht — verschiedene Kategorien von Wählern sind mit doppeltem oder dreifachem Stimmrechte ausgestattet — ist es den socialistischen Candidaten vielfach gelungen, die liberalen Mitbewerber aus dem Felde zu schlagen. Dieses Verhältniß würde sich für die Socialisten gegenüber den Clerikalen noch günstiger gestalten, wenn an Stelle des „Pluralstimmrechtes" das gleiche allgemeine Wahlrecht zur Einführung gelangte. Dieses Ziel wird jedenfalls von der belgischen Arbeiterbevölkerung nunmehr angestrebt werden. Daß die gemäßigteren Elemente mit Rücksicht auf die belgischen Verhältnisse unter dem Régime des neuen Wahlgesetzes unterliegen würden, mußte von Anfang an angenommen werden. Stehen ihnen auf der einen Seite die wohldisciplinirten Arbeiterbataillone gegenüber, so sorgte in den Wahlkreisen mit clerikaler Bevölkerung die Geistlichkeit dafür, daß ihre Schutzbefohlenen Mann für Mann im ultramontanen Sinne ihre Stimmen abgaben, so daß selbst die Hauptstadt Belgiens für den Liberalismus verloren ging.

Literarische Rundschau.

Franz Nissel.

[Nachdruck untersagt.]

Mein Leben. Selbstbiographie, Tagebuchblätter und Briefe von Franz Nissel. Aus dem Nachlaß herausgegeben von seiner Schwester Caroline Nissel. Mit dem Bildniß des Dichters. Stuttgart, Cotta's Nachfolger. 1894.

Als vor sechzehn Jahren Wilhelm Scherer an dieser Stelle über jenen vielberufenen Schiller-Preis sprach[1]), der zu gleicher Zeit drei dramatischen Dichtern: Anzengruber, Nissel und Wilbrandt ertheilt wurde — „Dramatiker sind diesmal gekrönt wurden, nicht Dramen" — da wußte er mancherlei von Anzengruber und von Wilbrandt zu erzählen, nur sehr wenig aber von Nissel. Das war jedenfalls merkwürdig, und es ist schon damals Manchem aufgefallen. Nissel konnte dem berühmten Gelehrten unmöglich ganz unbekannt sein; nicht bloß darum, weil Scherer damals selbst im Richtercollegium saß, das über die zu krönenden Dramatiker zu entscheiden hatte, und weil er hier von Julian Schmidt, der sich mit Nachdruck für die Auszeichnung Nissel's eingesetzt hatte, mehr erfahren konnte, als er zu wissen vorgab; sondern auch deswegen, weil Scherer Nissel's engerer Landsmann war und aus seiner Wiener Zeit gewiß wußte, daß die „Agnes von Meran" nicht das einzige und nicht das erste dramatische Werk des Dichters war. Viele Jahre vorher waren schon zwei Stücke Nissel's: „Heinrich der Löwe" (1858) und „Perseus von Macedonien" (1862) im Burgtheater aufgeführt worden; sie verschwanden zwar nach wenigen Vorstellungen vom Repertoire, und Nissel verschwand mit ihnen von der Bildfläche der Oeffentlichkeit für so lange Zeit, daß sogar sein Name dem gebildeten Publicum fremd wurde. Allein einem Gelehrten wie Scherer konnte er nicht unbekannt geblieben sein, und wenn dieser sich bei Besprechung der Schiller-Preise nicht näher auf Nissel einließ, so lag darin auch schon eine Art von Kritik. Offenbar konnte Scherer in seiner damaligen Doppelstellung nicht ganz mit seiner vollen Meinung herausrücken; als Mitglied der Jury konnte er nicht gegen einen der preisgekrönten Dichter sprechen, für ihn zu sprechen fühlte er sich nicht gedrängt. So half er sich über die schwierige Lage mit einigen nicht unfreundlichen Bemerkungen, nicht über den ganzen Dramatiker, sondern bloß über das einzelne Drama Nissel's hinweg. Die wenigen Zeilen sind aber doch von Werth, und wir bringen sie wieder in Erinnerung. Sie lauten: „Das Stück (‚Agnes von Meran') ist nach einem vernünftigen Plan in schöner, gebildeter, für meinen Geschmack etwas zu gleichmäßig gehobener Sprache geschrieben. Es enthält eine Reihe wirksamer Situationen, worunter das Zusammentreffen der beiden Frauen (Agnes und Ingeborg) obenan steht; aber die Personen sind wenig mit bezeichnenden Zügen ausgestattet; nur zwischen den Königinnen schafft die große Verschiedenheit ihrer äußeren Lage einen starken und ergreifenden Contrast. Alle leiden an einer Redseligkeit und einem Wortreichthum, welcher Einschränkung fordert und auch verträgt."

[1]) Deutsche Rundschau, 1878, Bd. XVII, S. 484 ff. Wieder abgedruckt in Scherer's Kleinen Schriften Bd. II, S. 170 ff., „Die Schiller-Preise".

Seitdem ist eine Sammlung „ausgewählter dramatischer Werke" von Franz Nissel (Stuttgart 1892) erschienen, die „Perseus von Macedonien", „Heinrich der Löwe", „Agnes von Meran" und „Ein Nachtlager Corvin's" enthält, und es ist merkwürdig, wie gut Scherer's Kritik der „Agnes" auf alle vier Werke paßt. In allen verräth sich ein edles dichterisches Streben, ein „vernünftiger" Plan. In „Perseus" ist die Composition am geschlossensten; „Heinrich" hat eine prächtige Exposition, das Stück fällt aber in der zweiten Hälfte ab; das „Nachtlager" ist als eigentliche Charakterkomödie mit ernstem poetischen Hintergrunde angelegt. Stark wirksame Scenen und einzelne schön empfundene Gestalten enthält jedes der vier Stücke: „Perseus" die Gestalt des rührenden Demetrius, der mit seiner Liebe zur Römerin Volumnia leidenschaftlich gesteigerte Gegensätze des Nationalhasses überbrücken will. Heinrich der Löwe und Friedrich Barbarossa stehen sich als echt deutsche Männer und Freunde, aber als politische Gegner gegenüber; sie achten und lieben sich, aber jeden zieht die Consequenz seiner Stellung nach anderer Richtung hin, und es ist dem Dichter gelungen, uns für dieses Männerbild sehr zu erwärmen. In der „Agnes" ist die Verkündigung des Interdicts der poetisch bedeutendste Theil, an dem sich zumal Julian Schmidt's Begeisterung entzündete. Im „Nachtlager" ist die Charakteristik Banffy's und seiner schönen Gattin Etelka am besten gelungen. Aber neben den schönen Partien stehen überall recht schwache, theils durch die mangelhafte Technik, theils schon in der ursprünglichen Conception verfehlte Gestalten und Motive. Das Römerpathos der Perseus-Tragödie läßt uns kühl; der Ausgang des „Heinrich" durch das Dazwischentreten der Gattinnen der Gegner muthet uns matt an; die Gegenüberstellung von Agnes und Ingeborg ist ein äußerlicher Theaterstreich, der nicht genügend motivirt ist, mit dem schwachen Philipp geht man nicht mit; die Intrigue im „Nachtlager" läßt uns ohne Spannung: Mißverständnisse in der Dunkelheit der Nacht waren schon zu oft auf der Bühne da. Und der Dichter verschwindet kaum ganz hinter seinen Gestalten; er zeigt sehr selten die Kunst der Naturlaute, seine Figuren reden immer viel und nicht immer das Beste. Wenn man schließlich das ganze Buch übersieht und nach den Umrissen der dichterischen Persönlichkeit sucht, die sich uns darin offenbarte, so hält es schwer, einen individuellen Kern in ihr zu finden. Ein Dramatiker war Nissel ohne Zweifel, das zeigte sich schon im Aufbau seiner Scenen; aber er war mehr theatralisch als eigentlich dichterisch: er wußte, was bühnenwirksam ist, aber den Blick in die menschliche Natur gewann er nicht oft; seine Gestaltungskraft war sehr beschränkt, er war weder erfinderisch in „kleinen Zügen" noch in neuen Motiven; in Summa: kein originaler Geist, nur ein gebildetes Talent. Dieses würde, falls der Dichter sich darum bemüht hätte, in einer minder hohen literarischen Gattung, als der des Dramas in Versen, häufiger Erfolge errungen haben, aber — er hat sich eben darum nicht bemüht. Nissel wollte das Große, das Höchste leisten, und nichts Anderes. Einige Literaten hatten ihm einmal (Juni 1867) nach Lectüre des „Perseus" und der „Dido" „offen" gesagt, daß er nach Hebbel und Grillparzer der bedeutendste Dramatiker wäre, der in Oesterreich aufgetaucht und sich entwickelt hätte — daran glaubte Nissel lange Zeit. Auf diesen Glauben hatte er seine ganze Existenz literarisch und materiell aufgebaut, von ihm aus sein Urtheil über sich und die Mitwelt gebildet und mit unbeirrbarer Leidenschaft an ihm so lange festgehalten, bis es zu spät war, umzukehren, einen anderen Beruf, ein neues Leben zu beginnen, bis er mit dem Glauben an sich auch den Glauben an Gott und Welt verlor und gebrochen das Schicksal der Armuth und Verkanntheit über sich ergehen ließ. Er hatte sich selbst, wie kein zweiter Dichter, eine Tragödie bereitet, indem er im Anfang gleich die Schiffe hinter sich verbrannte und mit seinem Genius siegen oder untergehen wollte. Er hatte sein eigenes Leben pathetisch wie nur irgend eine Tragödie angelegt, und als ihm das Schicksal eine Enttäuschung nach der anderen, eine Demüthigung nach der anderen brachte, die schwerste und härteste in der Erkenntniß seiner eigenen Schwäche und der Grenzen seiner eigenen

Begabung: da hatte er nichts in seine alten Tage gerettet als die Würde des Dichters, die ihn nie verließ, und die Kraft im Ertragen, die er wie ein Märtyrer bekundete.

Den Verlauf dieser Dichtertragödie enthüllt uns das von seiner würdigen Schwester herausgegebene Buch. Es enthält zunächst die unvollendete Selbstbiographie, welche bis zum Jahre 1850 reicht, und dann Tagebuchblätter, Familienbriefe, Gelegenheitsaufsätze: Reisebeschreibungen, Erinnerungen, religiöse und philosophische Aphorismen. In diesen Bekenntnissen wird uns Nissel's Leben mit einer Offenheit enthüllt, die ebenfalls ihres Gleichen sucht. Es sollte über den Mann, der so viele Jahre verkannt und, für sein Gefühl, gering geschätzt leben mußte, der einen Theil seiner Lebensschuld in Momenten der Schwäche und Verstimmung auf Andere zu wälzen geneigt war, die Nachwelt richten, und darum wurde ihr Einsicht in all' sein Denken und Handeln gewährt. Erreicht wurde damit nur, daß man vollständigere Einsicht in seinen Charakter und in die wahren Motive seines tragischen Schicksals gewann. Als dessen Urheber muß aber Nissel selbst bezeichnet werden; nicht die Mitwelt, nicht die Weltordnung dürfen angeklagt werden. Das Allerinteressanteste an diesem Buche ist, daß man darin ein herbes Schicksal mit einer wahren Naturnothwendigkeit sich abspielen sieht. Denn Nissel hatte von jeher die Neigung, sich selbst zu beschauen, mit einer oft erschütternden Wahrheitsliebe schonungslos über sich selbst zu urtheilen, seine Herzens- und Gewissenskämpfe auf dem Papier schreibend austoben zu lassen. Vielfach verbrauchte er seine dichterische Stimmung bloß zu solch' persönlichen Bekenntnissen. Alles das war nicht weniger Folge als auch Ursache seiner Willensschwäche; den vorliegenden Memoiren aber kam sie allerdings zu Gute.

Wir sagten, Nissel hatte sein Leben gleich von vornherein tragisch angelegt, und wollen dies nun kurz erklären. Er war der Sohn eines Schauspielers, der 1844—1865 am Wiener Burgtheater unter dem Namen Korner beschäftigt war: ein Künstler zweiten Ranges, aber ein herzensguter Mann, der die sehr früh sich bekundenden dramatischen Neigungen seines Sohnes mit Freude begrüßte und nach Kräften das Seinige zur Bildung und Erziehung des jungen Dichters beitrug. Franz war im Gymnasium einer der Ersten in der Schulclasse, und merkwürdiger Weise hatten sich neben den dichterischen auch religiöse Neigungen, ein Gefühl von religiöser Berufung in dem sechzehn- bis siebzehnjährigen Jüngling offenbart. Die „religiösen Betrachtungen", welche am Schlusse der Memoiren mitgetheilt werden und aus den Jahren 1847—1849 stammen, sind in der That von überraschender Tiefe und Schönheit. Da schrieb der junge Nissel die Sätze nieder:

„Er (Gott) offenbart sich durch den Menschengeist — durch ihn das Gesetz seines Willens. Und immer deutlicher wird dies erkannt von einem Jahrhundert zum andern. Und immer reiner strahlte es von einem Geschlechte zum andern. Es zu erkennen ist gegeben den Reinsten unter den Menschen und den Edelsten ihrer Zeiten, und sie verkünden es Allen. In ihrer Brust wacht ihre Sendung auf, die Boten des göttlichen Lichts zu werden — ein Drang, durch keine Macht der Welt zu überwinden. Gottes Athem erfüllt sie; doch unsichtbar ist sein Walten. Es ist nur dies Prophetenthum auf Erden!"

So dachte der sechzehnjährige Mensch, der noch auf der Schulbank des Schotten-Gymnasiums in Wien saß, in einer von katholischen Priestern (Benedictinern) geleiteten Anstalt! Und als die Reaction nach 1848 hereinbrach und die kirchliche Disciplin in den Schulen strammer als vorher angezogen, die Gymnasiasten zu täglichem Gottesdienste, zu öfteren Beichten verpflichtet wurden, da ergriff der junge Nissel sofort Gelegenheit, sein freisinniges Religionsbekenntniß auch vor den äußeren Gewalten zu vertreten. Er weigerte sich, der kirchlichen Disciplin zu gehorchen, er wollte um keinen Preis beichten gehen: durch den Schulzwang fühlte der allzu frühreife Gymnasiast seine ganze Menschen- und Manneswürde beleidigt. Es war wirklich nicht der geringste knabenhafte Uebermuth in dieser seiner Weige-

rung enthalten, denn er wurde im Seelenkampfe über die entstandenen Conflicte mit seinen Lehrern auch physisch krank, er konnte nicht mehr in die Schule gehen, und das Ende war, daß er ohne Abgangsprüfung aus dem Gymnasium austrat und sich in diesem frühen Alter schon dazu entschloß, den Beruf eines freien, vom Ertrage seiner Feder lebenden Schriftstellers zu ergreifen. Damit schon war das Schicksal von Nissel keck genug herausgefordert worden, denn er hatte seine Kräfte noch nicht erprobt, und dennoch schon auf jede andere Möglichkeit, seine Zukunft materiell zu sichern, verzichtet. Das Leben bereitete ihm nun eine traurige Ueberraschung nach der anderen. So lange sein guter Vater lebte, ging es noch halbwegs, wenn auch in sehr bescheidener Weise. Aber auch da zeigten sich schon die Schwierigkeiten.

Zunächst gestaltete sich Nissel's eigener Charakter unter dem Einflusse seines religiösen Gefühls sehr empfindlich. Wenn wir in seinen Aufzeichnungen aus dem Jahre 1851 die Schilderungen von Besuchen bei Hebbel, Halm oder Laube lesen („ich erkannte, daß Laube keine besondere Neigung fühlte, ein jugendliches Talent zu unterstützen;" „wir verließen ihn [Hebbel] höchst verletzt über die Demüthigungen, die wir hatten ertragen müssen" u. dgl. m.), dann merken wir, daß schon den Einundzwanzigjährigen ein ungewöhnliches Selbstbewußtsein erfüllte, daß der fleißige Autodidact jeder fremden Führung unzugänglich, jeder Fähigkeit, sich älteren Männern von Autorität unterzuordnen, verlustig geworden war. Der doppelte Stolz des sich zu einer religiösen Reformation berufen fühlenden Dichters erfüllte den äußerlich sanft und zart auftretenden Jüngling zu seinem Unglücke, denn er ließ ihn allzu früh vereinsamen und machte ihn unfähig, sich Freunde zu gewinnen, die ihm gerathen und geholfen hätten. Er hatte sich, von jedem äußeren Zwange befreit, daran gewöhnt, nur der Stimme seines Innern, nur der Inspiration, dem Genius, der Begeisterung zu folgen. In ihr wandelte er wie ein Gott auf Wolken, aber er entfremdete sich der Erde und wurde bald nicht so sehr das auserwählte Gefäß, als vielmehr der Sclave seiner Inspirationen. Er verlor die Macht über seinen Genius; mehr als einmal gestand er, daß er überhaupt gar nicht anders als in der Inspiration schreiben könne, und das hatte verhängnißvolle Folgen sowohl für seine Kunst als für sein Leben. Denn auch die Kunst erfordert viel rein nüchterne Arbeit, das stärkste Talent muß in den Intervallen von einer Begeisterung zur anderen mit bloßem Kunstverstande schaffen, und da dies Nissel so wenig wie die nüchterne Arbeit je gelernt hatte, so fühlte er sich außer Stande, sogar als seine Noth am höchsten war, als er mit Weib und Kindern am Hungertuch nagte, ein noch so bescheidenes Amt oder eine gemeine Stellung als Journalist anzunehmen — er, der sozusagen nur mit Gott verkehren konnte, war hülflos, wenn sein Gott ihn nicht erfüllte. Das kam um so häufiger vor, je älter er wurde, je mehr Kummer er hatte, je schwerer die materielle Noth ihn drückte, je entmuthigender der Mangel eines dauernden Bühnenerfolgs auf ihn wirkte. Unter den zahllosen, diesen seinen Charakter illustrirenden Stellen heben wir eine hervor, die uns wegen des darin genannten vortrefflichen Mannes interessirt. Am 14. März 1858, wenige Wochen nach der Erstaufführung „Heinrich's des Löwen" und an seinem siebenundzwanzigsten Geburtstage verzeichnete Nissel:

„Nach Tisch machte ich den ersten weiteren Gang seit meiner letzten Erkrankung — ich besuchte Bruno Bucher, den Referenten des ‚Wanderers'. Ich fand ihn im Kreise seiner Familie. Der gute Eindruck, den er beim ersten Zusammentreffen auf mich gemacht, ward nicht geschwächt, aber auch nicht vermehrt. Das leidige Gespräch über Theater stellte sich dem Näherkommen hemmend zwischen mich und ihn. Sein jugendliches Weib und seine beiden Kinder! Ihr Anblick machte einen eigenthümlichen Eindruck auf mich. Woher nimmt er, der einfache Journalist, den Muth, ein liebes Weib an seine Brust zu schließen? — Ich, der Dichter, dessen Name schon nicht mehr unbekannt ist — ich finde nicht den Muth. Ich bin eben ein Dichter — und ungewiß ist meine Zukunft. Doch ich will nicht klagen."

Solch' ein Compromiß zwischen Ideal und Wirklichkeit konnte Nissel als echt tragischer Mensch nicht schließen. Als man ihm, der so arm und so viel Sorgen hatte, nahe legte, daß er sich um eine Anstellung in Wien bemühen solle, da schrieb er: „Ich kann keiner vorstehen, und der Versuch dazu würde mich ins Irrenhaus führen" (26. Juni 1867). Und doch hatte er, wie man aus seinen zahlreichen allgemeinen Betrachtungen entnehmen kann, bei seinem stets regen politischen Interesse, bei seiner nicht geringen allgemeinen Bildung sehr wohl die Begabung zum Publicisten, den er einerseits beneidete, andererseits gering schätzte. Gerade Männer seiner Art, die auf Inspirationen ihres Innern horchen, in Begeisterung rasch auflodern, intuitiven Blick haben, ohne doch vollkommene Dichter sein zu können, sind zur Journalistik im guten Stil und hohen Sinn wie geschaffen. Muthet es nicht wie eine Vorausverkündigung Kaiser Wilhelm's und Bismarck's an, wenn Nissel in einer Betrachtung über deutsche Zustände im Winter 1861 schrieb:

„Nicht in der Krippe armer Hirten liegen darf der deutsche Messias — in den Palästen der Großen, Mächtigen, Reichen muß er das Licht der Welt erblicken — besser noch in einem Königspalaste! Nach aufwärts müssen die großen Ideen dringen, die sich verkörpern in einem Manne, der nicht nur Begabung und Willen, der auch die Macht und Gelegenheit besitzt, sie ins Leben zu führen. Ein großer Fürst, ein großer Staatsmann, ein großer Held muß uns geboren werden. Wir aber sollen nimmer ermüden, unsere Sehnsucht nach ihm zu erwecken, zu nähren, zu offenbaren. Die Sehnsucht eines ganzen Volkes hat zeugende Kraft!" ....

Derartige Stimmungen seiner Zeit zu fühlen und auszusprechen, war Nissel sehr begabt, und im Grunde genommen war sein religiöses Bekenntniß auch nichts Anderes als dieses specifisch dichterische Zusammenfassen dessen, was seine ganze Zeit dachte. Dadurch aber, daß sich Nissel mit unvollkommener Begabung hartnäckig und einseitig auf die dramatische Thätigkeit warf, ohne jemals bei aller Selbstkritik die Einsicht zu gewinnen, daß man sich in der Form seiner Begabung irren könne und sich auch nachträglich der ihr angemessenen anbequemen müsse: dadurch verdarb er sich sein Leben. Und mit wahrer Leidenschaft erschwerte er sich seinen Stand immer mehr und mehr: vor Allem durch die Heirath einer exaltirten jungen Sängerin, die nach wenig Jahren an der Auszehrung starb und ihn mit drei Kindern vermögenslos hinterließ ....

Doch wollen wir uns auf diese äußerst traurigen privaten Verhältnisse des Dichters nicht näher einlassen und nur noch die äußeren Umrisse seines Lebens ergänzen. Nachdem er unter den schweren Schlägen seines Schicksals allgemach ein demüthiger und ergebener Mann geworden war, leuchtete ihm 1878 plötzlich die Sonne des Glücks durch die Verleihung des Schiller-Preises. Nun war er nach Jahrzehnten langer Dunkelheit berühmt und von höchster kritischer Instanz anerkannt. Seine Freude war so groß, daß er bei seiner ohnehin immer schwankenden Gesundheit sich nicht die Kraft zumuthen durfte, einem Bankette beizuwohnen, welches die Wiener „Concordia" den drei preisgekrönten Dramatikern gab; er blieb zu Hause. Aber seine Freude sollte nur kurze Zeit dauern. Sie wurde ihm vergällt durch die heftigen Debatten, die sich an seine Auszeichnung in den literarischen Blättern Berlins und Wiens knüpften, vergällt durch die Abgeneigtheit der deutschen Bühnen, die preisgekrönte „Agnes" zu spielen. Sie wurde in Berlin und Wien allerdings aufgeführt, konnte sich aber nicht halten. Damit schien wiederum das alte traurige Loos der Vergessenheit über Nissel hereinzubrechen; wenig konnte es ihn trösten, daß Wilbrandt seine „Zauberin am Stein" 1882 ins Repertoire des Burgtheaters aufnahm, wo sie sich, allen Schwächen zum Trotz, durch das Spiel der großen Tragödin Charlotte Wolter noch heute auf dem Repertoire erhält. Im Jahre 1881 begann Nissel seine Memoiren zu schreiben, und man muß den schönen frommen Satz aus seinen jugendlichen religiösen Bekenntnissen: „Wer an Gott verzweifelt, sei beweint mit tausend Thränen des Mitleids, denn ihm ist Keiner an Elend gleich!" sich vor Augen halten, um die Tiefe des Schmerzes ermessen zu können,

mit dem der fünfzigjährige schwer geprüfte Mann in seiner Selbstbiographie gesteht, daß er den Glauben an einen guten und gerechten Gott verloren habe. Doch sollte er nicht ganz ohne Trost aus dieser Welt scheiden. Nachdem er von bitterer materieller Noth durch ein glückliches Geschick seiner sich ihm ganz widmenden Schwester befreit worden war, erlebte er die Freude, daß ihn die Grillparzer-Gesellschaft mit mehreren hervorragenden österreichischen Dichtern zu gleicher Zeit 1890 zum Ehrenmitgliede ernannte, ein Jahr darauf wurde sein sechzigster Geburtstag gefeiert, noch ein Jahr später erschien die Buchausgabe seiner bis dahin zumeist gar nicht gedruckten Stücke, mit einer Vorrede, die den gebeugten, aber doch noch immer an seinen Genius glaubenden Dichter schlicht und wahrhaft uns vor Augen stellte. Und als Nissel am 20. Juli 1893 in Gleichenberg nach langem physischen Leiden entschlief, da nahm er das Versprechen des Wiener Burgtheaters mit sich hinüber, daß es sein einziges Lustspiel, „Ein Nachtlager Corvin's", nach vieljährigen Bemühungen des Dichters doch endlich zur Aufführung bringen werde. So starb er immerhin zuversichtlicher, als er selbst noch zu hoffen den Muth gefunden hatte.

Moritz Necker.

Mrs. Humphry Ward's neuer Roman.

Marcella. By Mrs. Humphry Ward. 3 vols. Leipzig, Bernhard Tauchnitz. 1894.

Dieses Buch ist, vom finanziellen Standpunkte betrachtet, eines der kostbarsten, die in diesem Jahrhundert geschrieben worden sind. Der Verfasserin erster Roman, „Robert Elsmere", wurde vom englischen Verleger mit 6000 £ (120 000 Mark) honorirt. Ihr zweiter Roman, „David Grieve", erzielte das Dreifache der obigen Summe, und ebenso wurde das vorliegende Buch mit 18 000 £ (360 000 Mark) bezahlt, so daß die 900 Seiten, welche es in den drei Bänden der Tauchnitz-Ausgabe ausfüllt, sich auf 400 Mark die Seite berechnen. Es ist uns leider nicht gelungen, mit diesem pecuniären Erfolg das Honorar zu vergleichen, welches dem Schöpfer des „Faust" zu Theil wurde. Allein wer in der Lage ist, dasselbe festzustellen, der mag uns sagen, wie der Sieg des Ewig-Weiblichen sich fortan auch ziffermäßig nachweisen läßt. Dieser Sieg ist, nach dem Maßstab des anglo-amerikanischen Publicums gemessen, ein so durchschlagender und vollständiger, daß die Kritik eigentlich nichts Besseres thun könnte, als ihn zu verzeichnen, sich zu fügen und zu verstummen. Und das um so mehr, als die gelehrte Verfasserin mit ihren Schätzen auch ihrerseits nicht geizt. „Robert Elsmere", ein junger Oxforder, der in den Hörsaal Renan's sich verirrte, birgt die Errungenschaften der Tübinger Schule und der deutsch-französischen Bibelstudien unter den faltigen Gewändern englischer ästhetischer Damen, Under-Graduates und Doctoren der Theologie. „David Grieve" importirt die gleiche geistige Waare in Pariser Künstlerkreise. „Marcella" betrachtet das Thema als endgültig erschöpft. Allein auch sie erspart dem enthusiastischen Leser die Erwerbung einer Bibliothek, diesmal nicht kirchenhistorischen und exegetischen, sondern social-politischen Inhalts. Denn die sociale Frage, vom Standpunkte der Tories, als der vervehmten Besitzer des Bodens, der städtischen Demokratie, der Kohlendistricte, des Landarbeiters, des Proletariates in jeder Form, der Secten und Schulen nach jeder Doctrin, die sociale Frage und speciell der Jagdschutz, nach der Auslegung des Berufsagitators, des Nihilisten, des Neuropathen, des Wilddiebes fast, hätten wir hinzugefügt, des nicht zum wenigsten betheiligten Lapinchen, alles Dieses und noch viel mehr findet sich in endlosen Dissertationen, geistreichen Gesprächen, mäßigen Scherzworten und je nach Bedürfniß vertheilten Nacht- oder Plein-Air-Effecten angehäuft. Die Heldin des Buches spricht in Leitartikeln, um welche die „Times" sie sicherlich beneidet. Ihre Liebhaber entgegnen mit

Argumentationen, die den Ruf von ein paar Dutzend hoffnungsvoller M. P. begründen könnten. Einige Naturschilderungen und Stimmungsbilder werden den Schlaf der Chrestomathien schlafen und wohl auch nebenbei die Nachtruhe der Mädchenpensionate stören; discrete Citate aus allen leitenden Sprachen des europäischen Völkercentrums, dazu einige lateinische und ein griechisches geflügeltes Wort unterbrechen die elegante englische Prosa und zeigen den Doctorhut in geschmackvoller Perspective. Worth findet Andeutungen für einige neue Toiletten, und Punch Material für Carricaturen. Man kann nicht verschwenderischer, nicht vielseitiger und auch nicht objectiver sein als Mrs. Humphry Ward. Mit wahrhaft olympischer Ruhe werden in diesem ungeheuren social-politischen Panorama Licht und Schatten, Gewinn und Verlust vertheilt. Der Sturmlauf gegen das Capital endigt mit Anerkennung seiner Unentbehrlichkeit; die lange, mühevolle Fahrt durch das Utopien aller socialdemokratischen Zukunftsträume schließt mit einer Evocation an die durch Jahrtausende erprobte Weisheit der staatserhaltenden Elemente. Abgekühlt, wo nicht abgestoßen durch die lymphatisch vornehme Persönlichkeit von Aldous Raeburn, dem Erben von 60 000 £ Rente und einer Normannenpairie, der — ach, zu bescheiden — sich als „half a man . . . a man perplexed with too much thinking" bezeichnet, sucht und findet Marcella Boyce stürmischere Sensationen bei einem blondgelockten, verlornen Sohn aus ähnlichen gesellschaftlichen Sphären. Dieser Wharton ist einer jener talentvollen Abenteurer, wie sinkende Aristokratien sie stets für den populären Bedarf auf Lager zu halten pflegen. Ein Zufall nur, ein Spiel der Nerven, aber ein Zufall, um welchen die Götter sie beneiden könnten, fügt es, daß Marcella noch frei ist, als die Welt und sie erfahren, wo dieser blonde Abgott schwieliger Plebejer sie um den Judaslohn eines Cheque verrathen hat. Marcella kehrt zurück zu den Fleischtöpfen Aegyptens, zum edlen, philanthropischen Lord, der noch immer zu haben und immer dankbar ist. Allein es geschieht mit Pathos, wie es sich für die erste Rollenträgerin des Romans von Englands erster Schriftstellerin geziemt. Nicht Haller, nicht de Maistre, nicht Chateaubriand, nicht Stahl, nicht Disraeli, nicht Gladstone selbst in jenen fernen Tagen, da er noch anbetete, was er seither verbrannte, haben den conservativen Doctrinen edlere Huldigungen als das Bekenntniß dargebracht, mit welchem Marcella vom Leser scheidet: „Sie war nicht mehr bereit, von den ‚Venturisten' oder überhaupt von irgend Jemandem in der Welt fertige Systeme sich aufdrängen zu lassen. Sie hatte aufgehört, ganze Classen der civilisirten Gesellschaft mit Abscheu zu betrachten; in ihrer Seele war die Stimmung erwacht, die allen wahrhaft großartigen Auffassungen des Staates zu Grunde liegt, die Stimmung, welche die unentbehrlichen Institutionen jeder großen Civilisation, sei es den Besitz, oder die Gesetzgebung, oder den Cultus als bis zu einem gewissen Grade göttlich oder geheiligt betrachtet. Denn nicht eine derselben ist bloßes Menschenwerk. Sie alle durchglüht der Funke . . . that works our clay." Wir bekennen, daß Marcella's spät gewonnene Einsicht uns ungleich stärker gewinnen würde, wenn sie selbst sympathischer, wenn es ihr gelungen wäre, uns beruhigendere Beweise der Urtheilsfähigkeit ihres Geistes und des Adels ihrer Gesinnung zu geben. Daß sie die erstere nicht besitzt, daß keine politische oder sociale Leimruthe ihr vergebens gereicht wurde, beklagt sie selbst. Das Vergehen ist ein durchaus jugendliches und unter Umständen auch ein durchaus verzeihliches. Nur darf der Glaube an Chimären nicht Hand in Hand gehen mit Pedanterie der Gelehrsamkeit aus zweiter Hand, mit einem Mangel an innerlicher Vornehmheit, wie beides bei Marcella der Fall. Die Pedanterie hat ihre intellectuelle Mutter ihr mit auf den Weg gegeben. Das moralische Manco ist ein Erbstück ihres Vaters, des declassirten, anrüchigen, vollendet unerträglichen Mr. Boyce. Niemand weiß das besser als die geistreiche Verfasserin. Je tactloser, unweiblicher, verletzender Marcella fühlt, spricht und handelt, um so eindringlicher und unermüdeter verbürgt Mrs. Humphry Ward sich dafür, daß Marcella stolz, ja stolz bis ins Innerste der Seele sei. Im ersten Bande allein kehrt die Versicherung nahe

an drei Dutzend Male wieder. Dann gaben wir auf, weiter zu zählen. Denn es ist doch vergebliche Liebesmühe. Wir wissen und erfahren, daß Marcella nicht stolz ist, und durch alle an sie verschwendeten Epitheta es niemals werden wird. Oder hätte es jemals ähnlicher Versicherungen bedurft, uns von dem inneren Adel, dem intacten, weiblichen Selbstbewußtsein von Dorothea in George Eliot's „Middlemarch", geschweige denn von „Romola" zu überzeugen? Sind die Zeiten endgültig vorüber, die ganze Kunst vieux jeu, wo der Roman vor Allem nach seinem psychologischen Werth gemessen wurde, wo es des Dichters höchster Ehrgeiz war, die Gestalten seiner poetischen Welt um seelischer Probleme willen in Bewegung zu setzen? Und müssen wir uns in Zukunft wirklich darein ergeben, Leitartikel der „Times" und Hansard's „Parliamentary Debates" zur Garderobe intellectueller Puppen verschnitten zu finden, wenn uns das unwiderstehliche Bedürfniß erfaßt, aus dem Lärm und Gezänke der Tagespolemik in die einst so anmuthig bewegte Welt zu flüchten, wo der Geist, seines doctrinären Gewandes entledigt, um Schönheit warb, und die Seelen, im Kampfe des Lebens gestählt oder geopfert, Zeugniß gaben von den ewig waltenden Kräften sittlicher Mächte? Oder sollten solche Probleme nicht hoch genug, sollte das Herz nicht mehr unerschöpflich sein, weil es der zeitersparenden Aesthetik unserer transatlantischen Brüder gefällt, ihre Theologie und ihre Gesellschaftslehre second-hand, nach dem Recept von „Robert Elsmere" und des edlen Träumers Edward Hallin zu beziehen, dem weltlichen Beichtvater von Marcella, dem Vertrauten, bei welchem ihr getreuer Ritter, Aldous Raeburn, ebenfalls seinen Gedankenvorrath holt? Um nicht ungerecht zu sein gegen die hochbegabte Frau, die uns hier zum Widerspruch gereizt hat, wollen wir mit dem Bekenntniß schließen, das sie diesem ihrem Liebling, Hallin, auf die sterbenden Lippen legt: „Wir verschwinden — Einer nach dem Andern — im Dunkel. Allein ein Jeder von uns mag seinen Gefährten noch ein Zeichen geben — bevor er geht . . . Es gibt eine Lösung, eine einzige, die Güte, der unterworfene Wille. Darin liegt Alles — aller Glaube — alle Religion — alle Hoffnung für Reich und Arm. — Ob wir unseren Weg klar vor uns liegen sehen zum Willen — der unseren Willen begehrt — daran liegt wenig . . . Den Willen selbst, wir erreichen ihn — durch Pflicht und Leid . . . er ist die Wurzel, die Quelle. Er trägt uns durchs Leben und stützt uns im Tode. Aber unsere Schwäche, unsere Rathlosigkeit bedürfen der Hülfe . . . der menschlichen, lebendigen Stimme, uns zu stützen und zu trösten. Wir Christen — sind Waisen — ohne Christus. Und auch hier, was thut es, wie wir denken — über ihn — wenn wir nur an ihn denken. In diesem einen Leben liegt alles Geheimniß und alles Wissen verborgen — und unsere Väter haben für uns gewählt." — Unsere Väter? Ist dieser vage Aufschrei zu Ihm, den wir nicht kennen sollen, von dem uns gesagt wird, daß wir nicht wissen, was Er von uns fordert und wohin Er uns ruft, wirklich der Glaube unserer Väter, der sie so viele Jahrhunderte hindurch in Elend, Kampf und Noth getragen, der das ersehnte Ziel ihres geistigen Schaffens und Ringens, ihre Versöhnung im Leben, ihr Trost im Sterben gewesen ist? Und waren etwa unsere Väter wirklich der Ansicht, daß es gleichgültig sei wie wir von Ihm denken, „in dem alles Wissen verborgen liegt?" Wir wollten mit einer Anerkennung schließen und sind erst jetzt völlig zum Bewußtsein gekommen, wie unüberbrückbar der Abgrund ist, der unsere veraltete Aesthetik und unseren alten Glauben von diesen modernen Visionen trennt, die künstlerisch festzuhalten bemüht sind, was sie intellectuell untergraben, und dem Gefühl zurückgewinnen wollen, was die Erkenntniß preisgab.

Lady Blennerhassett.

„Handschrift und Charakter".

Herr Professor Dr. W. Preyer ersucht uns um Aufnahme folgender Berichtigung: Im Maiheft 1894, S. 273, II, Z. 2 muß es heißen „an Preusker" statt „an Lavater".

ρ. **Schiller's und Goethe's sämmtliche Werke.** Neue, billige, große Octavausgabe. In eleganten Liebhaberbänden. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger.

Mit den Bänden XV und XVI ist die Schiller-Ausgabe vollendet, die, wiewohl sie sich an ein allgemeines Publikum wendet, dennoch allen Anforderungen einer strengen Textkritik entspricht und in Hinsicht der Vollständigkeit alle neuesten Ergebnisse der Forschung in sich begreift. Karl Goedeke, der erste Herausgeber, hat einen trefflichen Fortsetzer gefunden, dessen Hand man nicht nur in den Einleitungen erkennt. Im fünfzehnten Band erhalten wir die durch Minor ans Licht gezogenen Journalartikel der Stuttgarter Zeit und den jetzt erst sichergestellten Antheil Schiller's an den Xenien. Der sechzehnte Band gibt den gesammten dramatischen Nachlaß, so daß man mit diesen „lange verabsäumten, unvergleichlichen Reliquien" nunmehr auch Alles beisammen hat, was der Dichter seinem Volk als Fragment hinterlassen. Ein schöneres Weihegeschenk könnte man namentlich der Jugend nicht machen, als ihren Schiller in dieser gut gedruckten, gut gebundenen und dennoch sehr wohlfeilen Ausgabe. — Von den gleich ausgestatteten Werken Goethe's gingen uns die Bände XV—XVIII zu, Werther's Leiden, Briefe aus der Schweiz 2c. und Wilhelm Meister's Lehr- und Wanderjahre umfassend. Da das Ganze auf dreißig Bände berechnet ist, dürfen wir hoffen, in nicht allzu ferner Zeit auch unsern Goethe in dieser musterhaften Ausgabe vollendet zu sehen.

ρ. **Illustrirte Elzevir-Ausgaben.** Leipzig, Hermann Seemann.

Man kann sich nichts Reizenderes denken, als diese zierlichen Bändchen, in denen uns hier Goethe's und Schiller's klassische Balladen, Chamisso's Peter Schlemihl, Heine's Harzreise, Wilhelm Hauff's Phantasieen im Bremer Rathskeller und Shakespeare's Romeo und Julia geboten werden. Es sind alte Bekannte, Lieblinge des Publikums, aber in so schmucker Erscheinung, daß man sie gern aufs Neue begrüßt und sich darüber freut, einige für den Zweck glücklich ausgewählte Cabinetsstücke der Literatur in einer Ausstattung zu erhalten, an der Alles hübsch und gefällig ist: das Format, der Druck, der Einband und nicht am wenigsten die Bilderchen und Vignetten im Text. Keine von allen Liebhabereien ist mehr der Pflege werth, als die für Bücher dieser Art.

ρ. **Esaias Tegner's Frithjofs-Sage.** Uebersetzt von Gottfried v. Leinburg. Fünfzehnte durchgehends umgearbeitete Auflage. — König Helge. Eine Nordlandssage von A. Oehlenschläger. Drei Theile. Deutsch von Gottfried v. Leinburg. Siebente durchgehends umgearbeitete Auflage. Leipzig, Carl Jacobsen. 1894.

Derselbe skandinavische Norden, der die Führerschaft in der Entwicklung des modernen Realismus übernommen hat, war auch die Heimath der beiden großen Romantiker Esaias Tegner und Adam Oehlenschläger; und in der Geistesgeschichte der stammverwandten Völker ist der Moment unvergessen, wo der schwedische Dichter den dänischen mit dem Lorbeer krönte „im Namen des ew'gen Gesanges, lauttönend in Hakon und Helge." Neben der „Frithjofs-Sage" hat in der That „König Helge" sich dauernd erhalten, und keine Wandlung der Zeit und des Geschmacks vermochte diese Nordlandspoesie der Macht zu berauben, die sie noch immer über die Seelen übt. Viel zu dieser unverminderten Geltung bei uns haben Gottfried v. Leinburg's ausgezeichnete Uebersetzungen beigetragen, von denen „König Helge" hier auch schon in der siebenten Auflage vorliegt. Die Verlagshandlung hat beide Bände vorzüglich ausgestattet, und zahlreiche neue Leser werden sich an den alten, ewig jungen Liedern von Frithjof und Ingeborg, an den Romanzen von Helge, der Tragödie von Yrsa und dem Roman von Hroar erfreuen.

ε.σ. **Gottfried Keller's Leben.** Seine Briefe und Tagebücher. Von Jakob Baechtold. Erster Band: 1819—1850. Zweiter Band: 1850—1861. Berlin, W. Hertz. 1894.

Wenn, und hoffentlich recht bald, wie bei allen guten Dingen die Dreizahl der Bände voll ist, werden wir eingehender darthun, welche Schätze der berufene Verwalter des Keller-Archivs vor uns aufbaut. Er selbst macht nur den Vor- und Zwischenredner, wie der Herold im alten schweizerischen Schauspiel seine Leute auf das Kommende vorbereitet, etwaige Lücken ausfüllt und eine Summa zieht. Dies Verfahren, das dem Werk einen autobiographischen, monologischen Charakter gibt, war in diesem Fall das einzig richtige, und mag gelegentlich etwa ein Vorwegnehmen in den einleitenden Abschnitten die Wirkung schwächen oder eine eingeschobene Zergliederung, ein allzulanges Citat aus den Nachlaßschriften Bedenken erregen, im Ganzen hat Baechtold seines Amtes so hingebend wie kundig gewaltet, eine anschauliche Familienchronik vorangestellt und theils mit Hülfe überlebender Genossen Keller's, theils durch eigenes emsiges Forschen eine Fülle von Erläuterungen beigebracht. Nur ein Landsmann konnte diesen Commentar geben. Keller's Jugendgeschichte ist die Entstehungsgeschichte des „Grünen Heinrich", dessen jahrelang stockende Drucklegung dann eine Passion für den Dichter und den Verleger wurde. Andere Gewächse zeigen ihre ersten Keime. Verworfenes und Skizzirtes wird, vielleicht zu reichlich, mitgetheilt. Wundervolle krause Bahnen beschreibt Keller's Phantasie in einem Traumbuch. Wir verfolgen die Irrwege des Malers und in Briefen an den treuen Hettner den Wahn einer „theatralischen Sendung", aber auch ernste und tragikomische Täuschungen der Liebe. Ueberblickt man das Münchener Malerelend, wie es sich in den Blättern an die Mutter ungebärdig äußert, die Berliner Dürftigkeit, die lange peinliche Muße in Zürich bis zum Staatsschreiberamt, so bleibt ein tiefes Staunen über die gesunde Kraft, die langsam jedes äußere Ungemach und jedes innere Hemmniß bewältigte, bei mancher Rohheit ihren Beruf und Adel nie verlor, im vaterländischen Bereich den Radica-

lismus rasch überwand und, allem Literatenthum feind, zu großen dichterischen Thaten reifte. Alle ernsten und heiteren Dämonen der Keller'schen Poesie treiben auch in seinen Briefen ihr Wesen. Der zweite Band enthält unter Anderem Prachtstücke an Lina Duncker und an Ludmilla Assing, wo denn Verehrung für Onkel Varnhagen und Spottlust gegen die schriftstellernde Nichte einen drolligen Strauß führen.

ε.σ. **Eduard Mörike als Gelegenheitsdichter.** Aus seinem alltäglichen Leben. Von Rudolf Krauß. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart. 1895.

Ein kleiner Band umfaßt den köstlichen lyrischen Lebensertrag des scheinbar schweigsamen Schwaben, dem ja Alles die Gelegenheit geboren hat. Was er an Gelegenheitsgedichten und -Verslein im engeren Sinn, manche mit überaus drolligen Zeichnungen, fortwährend der Familie und vertrauten Freunden, den Kindern wie den Großen spendete, hat ein treuer Stuttgarter, von dem wir noch eine reiche Briefbeute zu erwarten haben, sehr hübsch vereinigt und eingeleitet. Auch hier im Kleinen tönt ein lieblicher Nachhall der griechischen Anthologie mit allerlei sinnigen und unsinnigen, parodistisch lehrhaften oder ausgelassenen schwäbischen Weisen zusammen, zum wohligsten Behagen des Lesers und Beschauers. Es ist der gleiche stille Meister, der die in sich selbst selige Schönheit antiker Kleinkunst wie das Einmachen der „Kukumern" zu besingen wußte.

ρ. **Cotta'scher Musen-Almanach.** Fünfter Jahrgang. Herausgegeben von Otto Braun. Mit sechs Kunstbeilagen. Stuttgart. 1895. J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger.

In der feinen und geschmackvollen Ausstattung, die wir an ihm gewohnt sind, bietet auch der neue Jahrgang des Musen-Almanachs sehr viel Schönes und Ansprechendes unter den vier Rubriken: Prosadichtungen, Poetische Erzählungen und Balladen, Lyrische und vermischte Gedichte, Spruchdichtung. Man erkennt es in einer gewissen inneren Harmonie, mit welcher Liebe der Herausgeber gesammelt und geordnet hat. Neben den bewährten Aelteren und Bekannten, wie Hermann Lingg, Georg Ebers, J. G. Fischer, A. Fitger, Martin Greif, Wilhelm Hertz, Heinrich Kruse, Ad. Wilbrandt, Albert Möser, J. V. Widmann ꝛc., finden wir eine Reihe der Jüngeren, von denen wir besonders Karl Busse, Rudolf Krauß und Julius R. Haarhaus hervorheben. Des letzteren sinnreiche „Sonette aus Palermo" zeigen, daß der Süden immer noch seine magische Gewalt auf unsere Dichter ausübt; und wenn Ferdinand von Saar in seiner klassisch vollendeten Ode an Italien singt:

Jetzt, wo die Welt in eitler Selbstbewund'rung,
Dem Erhabenen feind, sich gänzlich hingibt
Platter Gegenwart und Vergangnes abweist —

so schöpfen wir vielmehr aus einer solchen Sammlung, wie die vorliegende, die freudige Gewißheit, daß das, was wir die gute Tradition nennen, in voller Lebenskraft bildend und schaffend unter uns fortwirkt.

ε. **Gedichte** von **Clotilde von Schwartzkoppen,** geb. von François. Zweite Auflage. Berlin, Vossische Buchhandlung. (Strikker).

Einfache, manchmal rührende Klänge, gleich denen einer Aeolsharfe, die von jedem noch so leisen Lufthauch bewegt wird. Leid und Freud', das ewig alte Menschenschicksal und ewig neue Thema des Gesanges, findet einen melodischen Ausdruck in dieser reingestimmten Seele, die wohl entsagen gelernt hat, aber immer noch an ein bescheidenes Erdenglück glaubt, den Sonnenschein liebt und mit derselben Sympathie den Wechsel der Dinge, das unabänderlich Bleibende zu begreifen sucht: „Ein freier Blick zum Himmel, ein freier Blick ins Thal" ist der letzte Wunsch der Dichterin, die hier in strengster Sichtung uns den poetischen Ertrag ihres Lebens bietet, „vom Frühling bis in den Spätherbst hinein" — ein Bändchen von nicht mehr als siebzig Seiten. Eine Verwandte von Louise von François, widmet sie dem Andenken dieser großen Schriftstellerin eines der schönsten Blätter der Sammlung, deren erstes die Zueignung an Frau Marie von Ebner-Eschenbach trägt. Unter dem Schutze dieser beiden Namen möge dem Büchlein ein freundliches Loos beschieden sein.

ν. **Philippine Welser.** Eine Schilderung ihres Lebens und ihres Charakters von Wendelin Boeheim. Innsbruck, Verlag des Museum Ferdinandeum.

Einer landläufigen romantischen Auffassung gegenüber, die in Redwitzens Schauspiel süßlichen Ausdruck gefunden hat, wird hier treu nach der Geschichte und im ruhigsten, nüchternen Ton erzählt, wie die Heirath Erzherzog Ferdinand's mit der schon etwas verblühten Augsburgerin zu Stande kam, und welch gesegnetes Dasein das Paar bis zu Philippinens schwerem Siechthum in Innsbruck führte. Der Verfasser macht uns heimisch im Ambraser Schloß und spendet auch aus dem Kochbuch kulturhistorische Belehrung. Für die Charakteristik Ferdinand's hätte wohl sein deutsches Drama, ein allegorischer Weltspiegel, verwerthet werden können. Eine Fülle ausgezeichneter Holzschnitte, besonders Bildnisse der Welserin, ist beigegeben, die Ausstattung ungemein geschmackvoll, der Preis erstaunlich billig. Wir verdanken diese Vorzüge dem Kunstverständniß und der Munificenz des Freiherrn von Lipperheide.

ρ. **Porträt-Sammlung von 25 bekannten Persönlichkeiten.** Nach Bleistiftzeichnungen von Ismael Gentz. Mit Sinnsprüchen und kurzen Biographieen der Dargestellten. Reproduktionen in Photogravüre und Photolithographie von Meisenbach, Riffarth und Co. Berlin, F. Fontane und Co. 1894.

Geschmeichelt sind diese Porträts nicht, im Gegentheil könnte man in einigen vielleicht einen Ueberschuß des Charakteristischen erkennen; aber geistvoll sind sie sämmtlich, und in jedem Striche verräth sich die Genialität des jungen Künstlers. Ismael Gentz ist der Erbe eines berühmten Namens: das Bild seines Vaters,

Wilhelm Gentz, des unübertroffenen Orientmalers, ist eine der schönsten Zierden vorliegender Collection, die sich äußerst mannigfach zusammensetzt und die verschiedensten Lebenskreise umfaßt. Neben hohen Staatsbeamten und Excellenzen, wie H. von Friedberg, Carl Herzog, H. von Stephan und dem Admiral Eduard Knorr, finden wir den eminenten Techniker Werner von Siemens, den die Kunst und die Jagd liebenden Parlamentarier H. von Benda, den ausgezeichneten Chirurgen Ernst von Bergmann, den Generalarzt und feinen Kenner Italiens Franz Valentini, die Maler Ludwig Knaus, Ernst Koerner und Paul Meyerheim, den Radirer Max Klinger, die Bildhauer Karl Kundmann und Max Klein, aus der Musikwelt nur Einen, aber dieser Eine Joseph Joachim, von Dichtern und Schriftstellern Theodor Fontane, Klaus Groth, Friedrich Spielhagen u. m. A., den Verfasser der Kostümkunde, Hermann Weiß, und den um die Fortschritte der Photographie höchst verdienten Hermann Vogel. Außer den kurzen, aber recht genauen biographischen Notizen ist jedem Porträt ein facsimilirter Sinnspruch, in Vers oder Prosa, des Dargestellten beigegeben, so daß Schrift- und Gesichtszüge einander gleichsam ergänzen. Diese Bildergalerie bedeutender und erprobter Männer, mit dem Schatz von Lebensweisheit, der in ihren Aeußerungen niedergelegt ist, eignet sich in ihrer vorzüglichen Ausstattung ganz besonders zu Festgeschenken, die nicht nur den Büchertisch zieren sollen, sondern zu wiederholter Betrachtung einladen.

μν. **Von Karthago nach Kairuan.** Bilder aus dem orientalischen Abendlande von J. T. von Eckardt. Berlin, W. Hertz. 1894.

Wer je die erinnerungsreichen Stätten des alten Karthago besucht und es unternommen hat, sich in dem schönen weißen Tunis umzusehen und seine Umgebung zu durchschweifen, hat schmerzlich den Mangel eines Buches empfunden, welches ihm über Land, Leute und Verhältnisse zuverlässige Aufklärung gibt. Außer einigen veralteten Notizen deutscher Reisehandbücher und den sehr kurzen, nicht erschöpfenden Angaben Murray's oder Joanne's fehlte es bisher an jedem handlichen und wirklich erschöpfenden Hülfsmittel für den Reisenden, welcher nicht ganze Bibliotheken mit sich führen kann. Diese Lücken füllt das vorliegende Werkchen glänzend aus. Und es thut sogar mehr, es entrollt Bilder, welche jedes für Poesie empfängliche Gemüth fesseln müssen. Wer Tunis nicht kennt, erhält bei der Lectüre dieser Seiten den lebhaften Wunsch, diesen wunderbaren Erdenfleck zu besuchen, auf den Trümmern Karthago's zu träumen und das Meer von der Höhe Nidi-Bu-Said's zu bewundern. Es ist eine Dame, welcher die deutsche Literatur dieses feine Büchlein verdankt, eine an einen französischen Arzt verheirathete Tochter des als Schriftsteller so rühmlich bekannten deutschen Generalkonsuls in Stockholm, von Eckardt. In langjährigem Aufenthalt hat sie Land und Leute kennen gelernt und ihre Geschichte mit einer bei Damen seltenen Gründlichkeit studirt. Jede Zeile der Aufsätze: „Die Stätten Karthago's" „Kairuan" und „Ein Jahr bei den Ajaris" legt davon Zeugniß ab, wie die Leser der „Rundschau" wissen, in welcher diese Schilderungen zuerst ohne den Namen der Verfasserin erschienen sind. Noch mehr aber als das historische und geographische Wissen der Verfasserin verleiht ihren Skizzen Reiz ihre Beherrschung der arabischen Sprache, ihre Vertrautheit mit den Sitten und Bräuchen des Landes. In orientalischen Ländern, wo eine so unendlich zähe Tradition das Leben beherrscht, steht man ohne solche Kenntnisse den meisten Erscheinungen rathlos gegenüber. Und gerade der Umstand, daß die Verfasserin in diesem Felde so genau Bescheid weiß, gibt ihrer Schrift einen bleibenden Werth. Studien wie die oben genannten, wie „Pilgerleben", „Herr Hamda der Apotheker", „Heiligthum" wird Keiner, der sie gelesen, sobald vergessen. Der Zauber einer fremdartigen Welt schwebt über ihnen; aber die Menschen, die wir auf dem Hintergrunde dieser großartigen, ebenso schönen wie schwermüthigen Natur kennen lernen, treten uns sympatisch näher in der liebevollen, von feinem Humor getragenen Darstellung der Verfasserin, die wir zu diesem ersten Schritt in die Literatur aufrichtig beglückwünschen.

π. **Bilder aus der ägyptischen Geschichte.** Leipzig, Dürr'sche Buchhandlung. 1893.

Wir sind in der Lage, als Verfasserin des vorliegenden Büchleins Marie Gräfin Witzleben, geb. Prinzeß Reuß j. L., nennen zu können. Das Schriftchen gibt Reiseeindrücke wieder und schließt eine faßliche Uebersicht der Errungenschaften moderner Aegyptologie an. Besondere Sorgfalt hat die Verfasserin auf die Berührungspunkte der ägyptischen und biblischen Geschichte verwandt, und mit frommem Eifer spürt sie allen hieroglyphischen Aufzeichnungen nach, die mit der alttestamentlichen Tradition übereinstimmen. Die Darstellung ist leicht und angenehm und wird nicht durch gelehrte Excurse unterbrochen. Der Ertrag des Buches ist für einen wohlthätigen Zweck bestimmt.

ζ. **Dichtergrüße aus dem Osten.** Japanische Dichtungen, übertragen von Professor Dr. K. Florenz in Tokio. Leipzig, C. F. Amelang.

Zu derselben Zeit, wo unser Aller Blicke den kriegerischen Ruhmesthaten der tapferen japanischen Nation mit begründetem Antheil folgen, flattert uns von dort — zum redenden Beweise, daß im Reiche der Kubo-Dynastie unter dem Waffenlärm die Kulturarbeit keineswegs stockt — ein allerliebstes Büchlein zu, das durch seinen höchst werthvollen Inhalt ebenso sehr wie durch ein originell-künstlerisches Exterieur aller Anerkennung werth ist. Wir verdanken ersteren dem feinsinnigen literaturkundigen Gelehrten Dr. K. Florenz in Tokio, der uns in musterhaften Uebertragungen die Kenntniß vorzüglicher alt-japanischer Dichtungen vermittelt; letzteres der hochangesehenen Verlagshandlung von T. Hasegawa in Tokio. Der Text des unvergleichlich originellen Bandes

gliedert sich unter die Rubra: Herzblätter, Naturgenuß, Ernst des Lebens, Höfische Dichtung, Bunte Blätter und Anläufe zur Epik. Die lyrische Auslese entstammt zumeist der Manyoshu oder „Sammlung der zehntausend Blätter", der ältesten japanischen Gedichtsammlung in zwanzig Bänden, veranstaltet im Jahre 757; dann der Kohinshu (oder Kohinwahashu), „Sammlung von Gedichten alter und neuerer Zeit", veranstaltet im Jahre 905. Ihnen gesellen sich einzelne volksthümliche Lieder, Saibara, und Shinto-Festlieder, Kagura, sowie einige wenige modernere Dichtungen epischen Charakters zu. In den „Herzblättern" findet das Familienleben innigsten Ausdruck: die Sehnsucht nach der fernen Geliebten, zartes Liebesbekenntniß, zärtliche Gattenliebe, Vaterstolz, Mutterliebe, Trennungsschmerz der Gatten, Todtenklage um den Sohn; und diese ganze Gemüthswelt findet einen ferneren Ausdruck in den trefflichen, phantastisch-originellen Illustrationen, die jedes Blatt und jede Dichtung aufs Anziehendste zieren. Nicht geringeren Werth haben die Dichtungen der übrigen Abtheilungen: sie alle gewähren uns den interessantesten Einblick in das Seelenleben eines reich begabten, energisch strebenden Volkes, das, uns Deutschen innerlichst wahlverwandt, vom Weltgeist offenbar einer hohen Bestimmung vorbehalten ist.

ζ. **Amor bei Jung und Alt.** Eine Bilderreihe von Carl Gehrts. Mit begleitenden Dichtungen. Leipzig, Adolf Titze.

Seit Jahrhunderten schon ist für Philosophen, Dichter und Künstler der reizende Sprößling des Ares und der Aphrodite einer der beliebtesten Gegenstände tiefsinniger Untersuchung, geistreichen Phantasiespiels gewesen; auch den wackeren Meister Gehrts hat es gelockt, dem Wesen und Treiben des schalkhaften Flügelknaben Gestalt abzugewinnen, und angeregt durch verwandte Dichtungen ist es ihm gelungen, eine Serie von Bildern zu schaffen, die das Thema graziös illustriren und in farbigen Autotypieen vortrefflich reproducirt sind. Der Text, in der stimmungsvollen Umkränzung der fein ausgeführten Initialen, hebt sich in klarem Druck ab von dem schönsten Straßburger Papier. Der Einband ist nach künstlerischem Entwurf gearbeitet, und das Ganze darf als eine der gefälligsten Erscheinungen des diesjährigen Büchermarktes bezeichnet werden.

ζ. **Vom Kätzchen.** Bilder und Skizzen von Julius Adam. Text von F. van Osterwyck. München. Verlagsanstalt für Kunst und Wissenschaft (vormals Friedrich Bruckmann).

Nachdem der englische Naturforscher Thom. H. Huxley die robuste Kraftnatur des britischen Menschenschlages den Katzen auf ihr Verdienst-Conto gesetzt hat, erscheint es überflüssig, irgend eine Ehrenbezeugung, die diesen zierlichen Vierfüßlern gezollt werden mag, noch zu rechtfertigen. Aber auch wenn die Katzenfreunde auf diesen Ruhmestitel ihrer Lieblinge verzichten, so bleibt denselben noch immer so viel historisch beglaubigtes Ansehen, so viel Verdienst in moralischer, ästhetischer und intellectueller Hinsicht, so viel vorbildliche Anmuth, daß eine Codification aller ihrer Rechtsansprüche auf eine hervorragende Stellung im Thierreich nur als endliche Tilgung einer lange verschobenen Schuld gegen diese liebenswürdigen Sammetpfötchen angesehen werden darf. Zu dieser Genugthuung haben sich der wohlberufene Thiermaler Julius Adam und ein geistreicher Causeur F. van Osterwyck mit dem Verleger verbunden und ein künstlerisch und typographisch wahrhaft glanzvolles Büchlein hergestellt, das wir — zu ihrer Freude — namentlich unsern werthen Frauen warm empfehlen dürfen. Aber auch den Männern, zumal den unverheiratheten. Denn wie heißt es in dem alten Sprüch- und Wahrwort? „Wer keine Katze leiden mag, bekommt keine schöne Frau!"

ζ. **Die Königliche Gemäldegalerie zu Dresden.** Text von Hermann Lücke. München, Franz Hanfstaengl. Lieferung 1. Gr.-Fol.

Die Absicht des Verlegers geht dahin, in zehn solcher Lieferungen alle Hauptgemälde der unvergleichlichen Dresdner Galerie in Drucken unmittelbar nach den Originalen zu reproduciren, um einerseits den Kunstfreunden ein abgerundetes Bild der berühmten Sammlung zu bieten, andererseits den Kunstgelehrten die Möglichkeit zu Studien auch fern vom Ort der Galerie zu gewähren. Die vorliegende Lieferung ist der italienischen Schule gewidmet und reproducirt in fünf Text-Illustrationen Gemälde von Pinturicchio, Francesco Cossa, Francesco Francia und Cima da Conegliano, sodann in zehn Vollbildern Hauptgemälde von Lorenzo di Credi, Piero di Cosimo, Ercole Roberti, Fr. Francia, Andr. Mantegna, Antonello da Messina, A. del Sarto, Raffaello Santi und Giorgio Barbarelli. Werthvolle Beigaben der schönen Bilder sind eine Geschichte der Dresdner Galerie, eine zusammenhängende, für weitere Kreise berechnete Schilderung der Kunstepochen, denen die reproducirten Bilder angehören, und eine eingehende Charakteristik dieser Gemälde selbst. Das ganze Werk soll hundert Vollbilder bringen.

Brandenburgische
Landes- u. Hochschulbibliothek
Potsdam

Von Neuigkeiten, welche der Redaction bis zum 12. November zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Adami. — Nicht Bimetallismus, sondern Kombinationswährung. Ein Vorschlag von Joh. H. Adami. Berlin, Puttkammer und Mühlbrecht. 1894.

Arneth. — Anton Ritter von Schmerling. Episoden aus seinem Leben. 1835. 1848—1849. Von Alfred Ritter von Arneth. Mit zwei Heliogravüren. Prag, F. Tempsky. 1895.

D'Audiffret-Pasquier. — Mémoires du Chancelier Pasquier. Publiés par M. le duc d'Audiffret-Pasquier. Deuxième partie. Restauration II. 1820—1824. Tome cinquième. Paris, Librairie Plon. 1894.

Bastian. — Zur Mythologie und Psychologie der Nigriti r in Guinea mit Bezugnahme auf socialistische Elementargedanken. Mit einer Karte. Berlin, Geographische Verlagshandlung. (Hoefer & Vohsen). 1894.

Battaglia. — L'evoluzione sociale in rapporto alla Proprietà Fondiaria in icilia. Aristide Battaglia. Palermo. Libreria Carlo Clausen. 1895.

Bergemann. — Die Verbreitung der Anthropophagie über die Erde und Ermittelung einiger Wesenszüge dieses Brauches. Eine ethnographisch-ethnologische Studie von Dr. phil. P Bergemann. Bunzlau, Verlag von G. Kreuschmer. 1893.

Berger. — Die Kulturaufgaben der Reformation. Einleitung in eine Lutherbiographie von Arnold E. Berger. Berlin, Ernst Hofmann & Comp. 1895.

Besson. — Platen. Etude biographique et littéraire par Paul Besson. Paris, Ernest Leroux. 1894.

Bettelheim. — Geisteshelden, herausgegeben von Anton Bettelheim. 13.—15. Band. Goethe. Von Richard M. Meyer. Preisgekrönte Arbeit. Berlin, Ernst Hofmann & Co.

Bibliothek russischer Denkwürdigkeiten. — Herausgegeben von Dr. Theodor Schiemann. IV. Bd.: Konstantin Kawelins und Iwan Turgenjews socialpolitischer Briefwechsel mit Alexander Iw. Herzen. Autorisirte Uebersetzung aus dem Russischen von Dr Boris Minzès. Stuttgart, Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. 1894.

Blacker. — Innenschau und Ausblick von Carola Blacker. Mit einem Worte der Einführung von Moriz Carriere. Heidelberg, Verlag von Georg Weiß. 1895.

Blockhuys. — Das Kunstgewerbe. Volksbuch zur Entwickelung des Kunstgeschmacks der Handwerker von J. Blockhuys und A. Gervais. Autorisirte deutsche Uebersetzung von Fr. Falk. 1. Liefrg. Neuwied. August Schupp. 1895.

Blum. — Fürst Bismarck und seine Zeit. Eine Biographie für das deutsche Volk von Dr. Hans Blum. Zweiter Band. München, C. H. Beck. 1894.

Bordeaux. — La vie et l'art. Ames modernes. Par Henry Bordeaux. Paris, Librairie académique Didier, Perrin et Cie.

Brand. — Unter König Jerome. Historische Erzählung aus der Zeit vor den Freiheitskriegen von H. Brand. Berlin, E. H. Moritz. 1895.

Brandes, G. — Menschen und Werke. Essays von Georg Brandes. Zweite durchgesehene und ergänzte Auflage. Mit einem Gruppenbild in Lichtdruck. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt. Rütten u. Loening. 1895.

Briefe des Grafen Neithardt von Gneisenau an Dr. Johann Blasius Siegling, Professor der Mathematik in Erfurt. Herausgegeben von Dr. Albert Pick. Erfurt, Carl Villaret. 1894.

Buchner. — Feldmarschall Graf Helmuth von Moltke. Festgabe zum fünfundzwanzigsten Jahrestage der Schlacht bei Sedan. Von Wilhelm Buchner. Lahr, Druck und Verlag von Moritz Schauenburg. 1895.

Bürger und Beamte. — Ernste Worte eines deutschen Bürgers. Braunschweig, Druck und Verlag von Albert Limbach. 1894.

Bütow. — Die Weltordnung. Von Otto Bütow, Ingenieur. I. Band. Geburt und Jugend der Menschheit. Braunschweig, Druck und Verlag von Albert Limbach. 1894.

Carus. — Fundamental Problems. The Method of Philosophy as a systematic arrangement of knowledge. By Dr. Paul Carus. Chicago, The Open Court Publishing Company. 1894.

Craik. — John Halifax, Gentleman —, von Mrs. Craik (Miß Mulock). Aus dem Englischen von Sophie Verena. Autorisirte Ausgabe. Dritte Auflage. Zwei Bände. Berlin, Verlag von Borstell & Reimarus. 1894.

Daniel. — Handbuch der Geographie von Dr. Hermann Adalbert Daniel. Sechste, vielfach verbesserte Auflage. Neu bearbeitet von Professor Dr. B. Volz. 1.—3. Lieferung. Leipzig, O. R. Reisland. 1894.

Dante Alighieri. — Das Paradies (Göttliche Komödie III.) Metrisch übertragen von Dr. med. Carl Bertrand. Heidelberg, Verlag von Gustav Koester. 1894.

Ebner-Eschenbach, von, Marie. Das Schädliche. Die Todtenwacht. Berlin, Gebrüder Paetel. 1894.

Ehlers. — Im Sattel durch Indo-China. Von Otto E. Ehlers. Mit Illustrationen. Zwei Bände. Zweite Auflage. Berlin, Allgemeiner Verein für deutsche Literatur. 1894.

Engelmann. — Gedächtnissrede auf Hermann von Helmholtz. Gehalten am 28. September 1894 in der Aula der Universität Utrecht von Th. W. Engelmann. Leipzig, Wilhelm Engelmann. 1894.

Evangelien-Harmonie und erklärte Apokalypse. Meran, F. W. Ellmenreich. 1894

Fabricius. — Lonisapossiadis, quae supersunt. Cum veteris scholiastae suisque adnotationibus. Edidit Augustus Fabricius. Köln, Verlag von Paul Neubner. 1894.

Feldegg. — Scolarenlieder. Von Victor Feldegg. Dresden und Leipzig, E. Pierson.

Finnland im 19. Jahrhundert. — In Wort und Bild, dargestellt von finnländischen Schriftstellern und Künstlern. Helsingfors, T. Tilgmann, Buch- und Steindruckerei. 1894.

Fouqué — Sintram und seine Gefährten. Von Friedrich Baron de La Motte-Fouqué. Braunschweig, E. A. Schwetschke und Sohn. 1894.

Fried. — Friedens-Katechismus. Ein Compendium der Friedenslehre zur Einführung in die Friedensbewegung, von Alfred Hermann Fried. Dresden, E. Pierson's Verlag. 1895.

Fritz. — Onkel Fritz's Noten-Würfel-Spiel. Budapest, Verlag von Wilhelm Kunosy & Sohn, Musikalien-Druckerei.

From. — Armlos. Eine Erzählung für junge Mädchen von B. From. Zürich, Verlag des Art. Institut, Orell Füßli. 1894.

Fuchs. — Strandgut. Ausgewählte Dichtungen von Reinhold Fuchs. Dritte, durchgesehene, stark vermehrte Auflage. Gera, Verlag von Karl Bauch. 1895.

Gebhardt. — Aus der Geschichte des Dorfes Molschleben. Von S. Hermann Gebhardt. Gotha, Gustav Schloeßmann. 1894.

Geiger. — Karoline von Günderode und ihre Freunde. Von Ludwig Geiger. Mit dem Porträt der Dichterin. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1895.

Goetze. — Sämmtliche Fabeln und Schwänke von Hans Sachs. In chronologischer Ordnung nach den Originalen herausgegeben von Edmund Goetze. Zwei Bände. Halle a. S., Max Niemeyer. 1893.

Greif. — Hans Sachs. Vaterländisches Schauspiel in fünf Aufzügen von Martin Greif. Leipzig, C. F. Amelang. 1894.

Grimm. — Fünfzig Kinder- und Hausmärchen. Gesammelt durch die Brüder Jakob und Wilhelm Grimm. Zweite Auflage. Leipzig, Otto Spamer. 1895.

Groller. — Ueberspannt. Roman von Balduin Groller. Dresden und Leipzig, E. Pierson.

Güßfeldt. — Die Insel Reichenau und ihre Klostergeschichte von E. Güßfeldt. Konstanz, Commissions-Verlag von W. Meck. 1894.

Güßfeldt. — Der Montblanc. Studien im Hochgebirge, vornehmlich in der Montblanc-Gruppe. Mit 8 Illustrationen in Lichtdruck, einer Karte und drei Diagrammen. Von Paul Güßfeldt. Berlin, Gebrüder Paetel. 1894.

Gynta. — Gedichte von Peera Gynta. Dresden, E. Pierson's Verlag. 1894.

Gyp. — Fräulein Eva. Autorisirte Uebersetzung aus dem Französischen. Von Franz Fels. Berlin, Verlag des Bibliographischen Bureaus. 1894.

Hartwich. — Die Genesung der evangelischen Kirche. Von O. Hartwich, Pastor in Bremen-Walle. Leipzig, Verlag v. Otto Wigand. 1894.

Hassel. — Das Kurfürstenthum Hannover vom Baseler Frieden bis zur preußischen Occupation im Jahre 1806. Nach archivalischen und handschriftlichen Quellen von W. von Hassel. Mit 4 Porträts. Hannover, Verlag von Carl Meyer (Gustav Prior). 1894.

Haugwitz. — Gedichte von Marie von Haugwitz (M. Manuela). Dresden, E. Pierson's Verlag. 1894.

Henriques. — Vorlagen für Porzellanmalerei nach alten Mustern. Von Agnes Henriques. Berlin, Verlag von W. Schultz-Engelhard.

Hevesi. — Glückliche Reisen von Ludwig Hevesi. Stuttgart, Verlag von Adolf Bonz & Comp.

Higginson. — Die Frauenfrage und der gesunde Menschenverstand. Von F. W. Higginson. Aus dem Englischen in's Deutsche übersetzt von Eugenie Jacobi. Neuwied, August Schupp. 1895.

Hodermann. — Geschichte des Gothaischen Hoftheaters 1775—1779. Nach den Quellen von Richard Hodermann. Hamburg, Verlag von Leopold Voß. 1894.

Hofmann. — Der Bürgermeister von Rothenburg. Trauerspiel in fünf Aufzügen von Bernhard Hofmann. München, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung, Oskar Beck. 1894.

Hood. — Heiter und Herb. Lieder, Skizzen und Epigramme von Ferd. Hood. Berlin, R. Strzeczek's Commissionsverlag. 1894.

Kapitel aus einem bewegten Leben 1855—1864. — Von . . der . . Leipzig. S. Hirzel. 1894.

Kirchbach. — Des Sonnenreiches Untergang. Ein Kulturdrama in fünf Aufzügen von Wolfgang Kirchbach. Dresden, E. Pierson's Verlag. 1894.

Kunst. — Die Kunst unserer Zeit Eine Chronik des modernen Kunstlebens. VI. Jahrg. Liefrg. 1. München, Franz Hanfstaengl, Kunstverlag.

Künstler-Lexikon, allgemeines — Leben und Werke der berühmtesten bildenden Künstler. Dritte umgearbeitete und bis auf die neuest. Zeit ergänzte Auflage. Vorbereitet von Hermann Alexander Müller Herausgegeben von Hans Wolfgang Singer. I. Halbband. (Aachen—Cossin). Frankfurt a. M., Literarische Anstalt. Rütten u. Loening. 1894.

Kupka. — Wiener „Papyri". Skizzen aus Jung- und Altägypten von P. F. Kupka. Dresden, E. Pierson's Verlag. 1894.

Lange. — Franz Grillparzer. Sein Leben, Dichten und Denken. Von Dr. E. Lange. Mit zwei Porträts. Gütersloh, C. Bertelsmann. 1894.

Lange. — Thorwaldsen's Darstellung des Menschen. Von Dr. Julius Lange. In's Deutsche übertragen von Mathilde Mann. Mit 8 Vollbildern und 16 Textillustrationen. Berlin, Verlag von Georg Siemens. 1894.

Lavater, Joh. Kaspar. — Nach Ulrich Hegners handschriftlichen Aufzeichnungen und „Beiträgen zur nähern Kenntniss . . . Lavater's". Von Dr. phil. Hedwig Waser. Zürich, Albert Müller. 1894.

Lehmann. — Friedrich der Große und der Ursprung des Siebenjährigen Krieges. Von Max Lehmann. Leipzig, S. Hirzel. 1894.

Lehmann. — Führer durch die ehemalige Cistercienserabtei Wettingen beim Thermal-Kurort Baden (Schweiz) von Dr. Hans Lehmann. Aarau, Druck von Emil Wirz, vormals J. J. Christen. 1894.

Maupassant. — Die Geschwister Rondoli. Von Guy de Maupassant. Zweite Auflage. — Zur linken Hand. Von Guy de Maupassant. Zweite Auflage. Dresden und Leipzig, E. Pierson.

Mensch. — Der neue Kurs. Literatur, Theater, Kunst, Journalismus der Gegenwart. Neue Folge von Neuland. Menschen und Bücher der modernen Welt. Von E. Mensch. Stuttgart, Verlag von Levy und Müller.

Meyer's Reisebücher. — Aegypten und Oberägypten bis zum zweiten Katarakt. Dritte Auflage. Mit 10 Karten, 19 Plänen und Grundrissen, 43 Textbildern. — Palästina und Syrien. Dritte Auflage. Mit 8 Karten und 13 Plänen und Grundrissen. Leipzig, Bibliographisches Institut. 1895.

Müller. — Ueber Ursprung und Heimath des Urmenschen von Josef Müller. Stuttgart, Verlag von Ferdinand Enke. 1894.

Musculus, Andreas. — Vom Hosenteufel (1555). Herausgegeben von Max Osborn. Halle, Max Niemeyer. 1894.

Norden. — Dramatische Dichtungen von J. Norden. I. John Williams. Schauspiel in vier Akten. II. Der Tugendbold Schauspiel in vier Akten. III. Fesseln. Schauspiel in vier Akten. Dresden, E. Pierson's Verlag. 1894.

Nordhausen. — Joß Fritz der Landstreicher. Ein Sang aus den Bauernkriegen von Richard Nordhausen. Leipzig, Carl Jacobsen.

Nordhausen. — Vestigia Leonis. Die Mär von Bardowieck. Von Richard Nordhausen. Leipzig, Carl Jacobsen.

Ompteda. — Irrfahrten und Abenteuer eines mittelstaatlichen Diplomaten. Ein Lebens- und Kulturbild aus den Zeiten um 1800 von Ludwig Freiherrn von Ompteda. Leipzig, S. Hirzel. 1894.

Penck. — Morphologie der Erdoberfläche von Dr. Albrecht Penck. Zwei Bände. Stuttgart, Verlag von J. Engelhorn. 1894.

Petersdorff. — General Johann Adolph Freiherr von Thielmann, ein Charakterbild aus der napoleonischen Zeit. Von Herman von Petersdorff. Mit einem Bildnis in Heliogravüre. Leipzig, S. Hirzel. 1894.

Pfizer. — Der Achtung unwürdig! Ein Fall württemb. Disciplinarverfahrens von G. Pfizer, vormals Landgerichtsrath in Ulm. Stuttgart, Verlag von Robert Lutz. 1894.

Pilling. — Bibliography of the Wakashan Languages by James Constantine Pilling. Washington, Government Printing Office. 1894.

Pollard. — The Pamunkey Indians of Virginia by Jno. Garland Pollard. Washington, Government Printing Office. 1894.

Poschinger. — Die Ansprachen des Fürsten Bismarck 1848—1894. Herausgegeben von Heinrich von Poschinger. Mit einem Bildnis des Fürsten. Zweite Auflage. Deutsche Verlags-Anstalt. Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Post. — Grundriss der ethnologischen Jurisprudenz von Dr. Albert Hermann Post. II. Band. Specieller Teil. Oldenburg und Leipzig, Schulze'sche Hofbuchhandlung und Hofbuchdruckerei. A. Schwartz. 1895.

Powell. — Gott im Menschen. Vorlesungen über die Entwicklungslehre von E. P. Powell. Autorisirte deutsche Ausgabe. Berlin, Bibliographisches Bureau. 1894.

Powell. — Tenth annual Report of the Bureau of Ethnology to the Secretary of the Smithsonian Institution 1888—89. Washington, Government Printing Office. 1893.

Ratzel. — Völkerkunde von Professor Dr. Friedrich Ratzel. Zweite, gänzlich neubearbeitete Auflage. Erster Band. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut. 1894.

Redlich. — Göttinger Musenalmanach auf 1770. Herausgegeben von Carl Redlich. Stuttgart, G. J. Göschen. 1894.

Rein. — Encyklopädisches Handbuch der Pädagogik. Herausgegeben von W. Rein. Erster Band, vierte Lieferung. Langensalza, Hermann Beyer & Söhne. 1894.

Report of the commissiones of education for the year 1888—1890. Two Volumes. Washington, Government Printing Office. 1893.

Riehl. — Religiöse Studien eines Weltkindes. Von W. H. Riehl. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachf. 1894.

Riffert. — Vaterland. Schauspiel von Julius Riffert. Leipzig, Walther Fiedler. 1894.

Robert. — König Lear's Geist im modernen Staatswesen. Von Paul Robert. Leipzig, Wilhelm Friedrich. 1895.

Rodenberg, Julius. — Taormina-Acireale. Traduzione dal Tedesco (eine Frühlingsfahrt nach Malta) di Caterina Firmaturi di Chiosi. Acireale, Tipografia Donzuso. 1894.

Romundt. — Ein Band der Geister. Entwurf einer Philosophie in Briefen von Dr. Heinrich Romundt. Leipzig, C. G. Naumann. 1895.

Rothe. — Gedichte von Robert Rothe. Dresden, E. Pierson's Verlag. 1894.

Rümelin. — Reden und Aufsätze. Dritte Folge von Gustav Rümelin. Nebst Professor Chr. Sigwarts Gedächtnißrede auf Gustav Rümelin. Freiburg i. B., Akademische Verlagsbuchhandl. von S. C. B. Mohr. 1894.

Runge. — Schlichte Blätter von Max Runge. Berlin, Rudolf Hertzberg.

Rüttenauer, Benno. — Zeitiges und Streitiges. Ein literarisches Skizzenbuch. Heidelberg. Georg Weiß' Verlag. 1895.

Ruville. — Das Deutsche Reich ein monarchischer Einheitsstaat. Von Albert von Ruville. Berlin, J. Guttentag. 1894.

Verlag von **Gebrüder Paetel** in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaction verantwortlich: **Elwin Paetel** in Berlin.
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrechte vorbehalten.

Brandenburgische
Landes- u. Hochschulbibliothek
Potsdam

IV 177

4

N 31.

Inches
Centimetres
TIFFEN Color Control Patches
© The Tiffen Company, 2007
Blue
Cyan
Green
Yellow
Red
Magenta
White
3/Color
Black
Grauskala #13
C
Y
M
B.I.G.
A 1 2 3 4 5 6 M 8 9 10 11 12 13 14 15 B 17 18 19